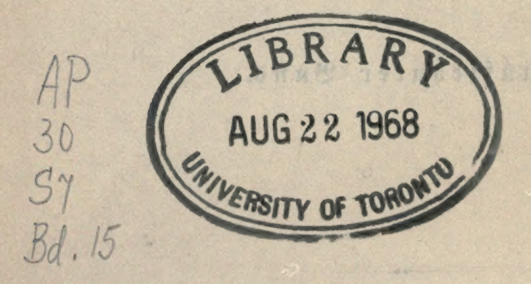


Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Fünfzehnter Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

Miscellen.

Eine Episode aus der schottischen Kirchengeschichte.

---

1. Die Lage der katholischen Kirche Schottlands zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Eine der letzten Hirtensorgen, welche das große Herz unseres seligen Papstes beschäftigte und welche seither durch seinen erhabenen Nachfolger Leo XIII. ihre endgiltige Erledigung fand, ist die Wiederherstellung der kirchlichen Hierarchie Schottlands. Der altehrwürdige Metropolitansitz von St. Andrews, der um das Jahr 423 vom hl. Palladius gegründet wurde, und der erzbischöfliche Stuhl von Glasgow mit vielen ihrer ehemaligen Suffraganbisthümer sind nun nach einer traurigen Unterbrechung von dreihundert Jahren wieder mit Oberhirten besetzt, welche Weihe und Sendung zu echten Nachfolgern der Apostel machen, und so schaut die Kirche Schottlands mit neuem Leben und neuer Hoffnung dem Tage entgegen, wo es ihr vergönnt sein wird, die ganze irregeleitete Heerde dem Schafstalle Christi wieder zuzuführen.

Anläßlich dieses für die ganze Kirche freudenreichen Ereignisses der geistigen Auferstehung Schottlands sollen diese Aufsätze ein Blatt aus den Tagen seiner Trübsal und Verfolgung bieten, das uns mit dem heldenmüthigen Blutzeugnisse eines ihrer Missionäre bekannt machen wird. Der Martyrer, dessen Schicksale uns beschäftigen, ist der ehrwürdige Diener Gottes Johann Ogilvie, ein junger Priester der Gesellschaft Jesu, der Sprosse eines alten schottischen Adelsgeschlechtes, der am 10. März des Jahres 1615 seinen Glauben an die geistliche Obergewalt des Papstes mit seinem Leben besiegelte. Bevor wir aber mit der Erzählung seiner opferfreudigen Leiden beginnen, müssen wir es versuchen, mit einigen Zügen die Lage der katholischen Kirche Schottlands zur Zeit seiner Rückkehr nach der Heimathinsel zu zeichnen.

Unter wenigen Völkern Europa's war es den Reformatoren gelungen, so gründlich mit dem Glauben der Väter aufzuräumen, wie

unter den Schotten. Auf dem Continente wurde die unselige Bewegung vielfach eingedämmt und die politischen Verhältnisse zwangen den Kindern der katholischen Kirche und den Anhängern der neuerfundenen Lehre bald eine gewisse gegenseitige Duldung auf. Nicht so war es auf dem britischen Eilande; sowohl in Schottland als in England erhielt die Neuerung rasch die Oberhand und brauchte sich keine Schranken der Duldung gefallen zu lassen. Gleichwohl nahm die Bewegung im Süden und im Norden einen ganz verschiedenen Lauf. Während sie dort vom Landesfürsten ausging und von oben herab durch Parlamentsbeschlüsse auf Wunsch und Willen Heinrich' VIII. vorgeschrieben wurde, griff sie hier zuerst in den Niederungen um sich und fristete durch beinahe zwei Menschenalter das verborgene Dasein einer Verschwörung. So hatte der Abfall in England von Haus aus eine aristokratische, in Schottland dagegen eine demokratische Färbung, und dieser Unterschied machte sich sofort auch in dem Vernichtungskampfe geltend, der hier und dort gegen die katholische Kirche geführt wurde. Im Süden kämpfte der Staat, im Norden die Bürger; in England war die Waffe die blutige Macht des Gesetzes, in Schottland die fanatische Erbitterung der Einzelnen. Aber noch viel mehr als die verschiedene kirchliche Regierungsform trug der Unterschied der Lehre dazu bei, die schottische Verfolgung zu verschärfen. In England verfolgte die Regierung ihre katholischen Unterthanen zumeist, weil sie neben dem weltlichen Fürsten einen ausländischen geistlichen Obern anerkannten; sonst gestanden die anglikanischen Geistlichen den Katholiken zu, daß sie die Glieder einer wahren, wenngleich von „menschlichen Zuthaten entstellten" Kirche seien, und somit war der religiöse Gegensatz nicht so scharf, wie im Norden. Dort verkündeten Knox und seine Helfershelfer, die Kirche Roms sei ebenso gewiß die Kirche Satans, wie die Gemeinde der Presbyterianer die Gemeinde der Heiligen. Wie im alten Bunde das auserwählte Volk den Auftrag erhalten habe, die götzendienerische Bevölkerung des gelobten Landes zu vertilgen, so, sagten sie, sei auch ihnen der göttliche Auftrag geworden, den „Papisten-Greuel und Götzendienst" mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aus diesem Brunnen düsteren, religiösen Hasses tranken die puritanischen Prediger und Gläubigen. Jeder Prediger und jedes einzelne Glied der Gemeinde der Auserwählten war in seinem Kreise ein tyrannischer Verfolger, und so war die schottische Kirchenverfolgung gehässiger, unausgesetzter, durchgreifender und in ihren Folgen verderblicher, als die blutige englische. Schon hieraus können wir einen Schluß auf die

Mühsale und Leiden eines katholischen Missionärs im Lande der fanatischen Puritaner ziehen.

Betrachten wir die Entwicklung der religiösen Verhältnisse Schottlands mehr im Einzelnen. Zu Ende des Jahres 1542 war König Jakob V. gestorben und hatte das bereits von der Neuerung angefressene Reich seinem fünf Tage alten Töchterchen, der unglücklichen Maria Stuart, hinterlassen. Während der langen Zeit der schwachen Regentschaft griff die bisher mit Mühe niedergehaltene Gährung rasch um sich, und als am 28. März 1546 zwölf protestantische verschworene Edelleute im Einvernehmen mit Knox den Primas Schottlands, den Cardinal David Beaton (Bethune) in schmählicher Weise meuchlings gemordet hatten, war der letzte kräftige Vertheidiger der katholischen Religion hinweggeräumt. Doch dauert es noch 13 Jahre, ehe die Verschworenen den entscheidenden Handstreich wagen. Erst im Sommer 1557 erhält Knox in Genf, zu den Füßen seines Lehrers Calvin, von ihnen die dringende Einladung, „heimzukehren, wo er sie Alle bereit finden würde, Gut und Blut für die Sache zu wagen, der sie sich verlobt hätten“[1]. Inzwischen schürte von England aus Elisabeth, und als die protestantischen Edelleute ihrer Sache so gut wie sicher waren, erschien endlich auf wiederholtes Drängen der „Mann Gottes“ unter ihnen und begann das Werk der Zerstörung. Am 11. Mai 1559, am Tage, nachdem er von der Regentin als Rebell in die Acht erklärt war, hielt Knox in Perth, dem Hauptquartiere der Verschwörer, seine Donnerpredigt gegen den Götzendienst, welche den ersten Bilder- und Klostersturm in Schottland hervorrief. Die prächtige Karthause, eines der großartigsten kirchlichen Bauwerke des Reiches, ward binnen zwei Tagen dem Boden gleichgemacht. Dann zog der Schüler Calvins an der Spitze seines adeligen Anhanges (the Lords of the Congregation) und seiner „Schaar von Spitzbuben“ (rascal multitude), wie der Reformator selber das von ihm fanatisirte Volk nannte, gegen Edinburgh, Kirchen und Klöster auf seinem Zuge dem Raube und den Flammen weihend. Die Regentin war zu schwach, den von England unterstützten Rebellen entschiedenen Widerstand zu leisten; sie wurde zur Abdankung gezwungen. Ein Parlament trat unter der Leitung der Reformatoren zusammen und schaffte am 24. August 1560 feierlich das „Papstthum und alle seine Greuel“ ab. Wer in Zukunft irgend welche Jurisdiction im Namen des Papstes

---

[1] Life of John Knox, by M'Crie, p. 113.

ausüben würde, verfiel der Proscription und Verbannung und wurde aller Staatsämter unfähig [1]; wer Messe las oder der Messe beiwohnte, zog sich die Confiscation aller seiner Güter zu, im Wiederholungsfalle traf ihn die Strafe der Verbannung und im zweiten Wiederholungsfalle die Todesstrafe [2]. Am 4. Mai 1574 wurde zu Glasgow wirklich ein Priester wegen der Feier des heiligen Meßopfers hingerichtet. So war die neue Religion „gesetzlich" eingeführt.

Es galt nun, die Spuren der alten Kirche möglichst rasch und gründlich zu vernichten, und das verstanden die Puritaner trefflich. Nicht nur Bilder und Altäre, heilige Gewänder und Gefäße wurden durch ganz Schottland vernichtet, sondern die herrlichsten Kirchen und Kapellen in Ruinen verwandelt, und wo man genöthigt war, einen alten Gottesbau für den neuen „Dienst" zu benutzen, ließ man mit seltenen Ausnahmen nichts als die kahlen kalten Mauern. Als die Kathedrale von St. Andrews, Schottlands Metropolitankirche, an der glaubensvolle Geschlechter 160 Jahre lang gebaut hatten, zerstört wurde, stand Knox dabei und rief: „Nieder mit den Nestern, so werden die Krähen von selber davonfliegen!" „Dämonische Besessenheit war zur Epidemie geworden," ruft bei der Schilderung dieser Greuel der Verwüstung selbst ein protestantischer Geschichtschreiber Schottlands [3] aus, und nennt die melancholische Ruine des herrlichen Domes das „Monument von Knox".

Ein eben so großer Eifer, wie gegen die Stätten und Gegenstände des Cultus, beseelte die Neuerer gegen das Kirchengut, das vordem nahezu die Hälfte des schottischen Nationalgutes ausmachte; wie dort fanatischer Haß, so war hier schmutzige Habsucht das edle Motiv der Zerstörer. Die „Lords der Congregation" räumten rasch und gründlich auf mit den alten Stiftungen und legten ihre Hand auf die reiche Habe der Klöster, während die „Schaar von Spitzbuben", dem Beispiele der Großen im Kleinen folgend, „die Söhne Belials und die Sklaven Jezabels", wie man die Diener der alten Kirche im Stile der Puritaner nannte, überall plünderte und ausraubte, damit so „die Güter Ägyptens die Kinder Israels bereicherten". „Knox, seine ‚Lords', seine ‚Spitzbubenschaar' und seine ‚Gemeinde' hatten alle ein und dasselbe Geschäft," sagt der eben angeführte schottische Protestant, „und keine sophistische

---

[1] Under the pain of „barratry" and never to „bruik". Scotichronicon, vol. I. p. 314.

[2] Ebendas.

[3] Dr. Gordon, Scotichronicon, I. p. 308.

Vertheidigung kann den Einen oder die Andern weder einzeln noch vereint von der Anklage auf unverzeihliche und gemeine Rebellion und Räuberei weißwaschen." [1] „Alles Geld und Gut der Geistlichen wurde überall, wo man desselben habhaft werden konnte, geraubt und genommen; denn männiglich hielt dafür, daß jedes Eigenthum eines Geistlichen wohlerworbene Beute wäre," schreibt ein Augenzeuge [2].

So räumten wenige Monate mit den Denkmälern und Stiftungen einer mehr als tausendjährigen katholischen Vergangenheit auf. Als im Sommer 1561 die unglückliche Königin Maria den Thron ihres Vaters bestieg, war das Werk der Zerstörung vollbracht und die Rebellion hatte schon so starke Wurzeln gefaßt, daß an eine Wiederherstellung der alten Ordnung für die nächste Zukunft wenigstens nicht zu denken war. Da sie es wagte, in ihrer Privatkapelle zu Edinburgh eine heilige Messe lesen zu lassen, hätte man ihr beinahe den Palast gestürmt; im ganzen Reiche donnerten die Prediger gegen „die verruchte Jezabel, deren Blut die Hunde lecken müßten", und Knox verkündete der Gemeinde seiner Heiligen: „Eine einzige Messe sei ihm schrecklicher" — der Geist, von dem Dr. Gordon in der oben angeführten Stelle redet, sprach wohl aus ihm — „als die Ankunft von 10,000 Gewaffneten in Schottland, deren Absicht es wäre, die Religion mit Stumpf und Stiel auszurotten." [3] Der Sturm legte sich erst, als die Königin jeden Versuch, die neue Lehre niederzuwerfen, für Hochverrath erklärte, ihren schändlichen Halbbruder, den apostasirten Prior von St. Andrews, zum Grafen von Murray und ersten Minister erhob und sich mit Räthen von reinstem puritanischen Wasser umgab.

Dennoch war Schottland noch nicht völlig dem alten Glauben untreu geworden; unter dem Adel, namentlich im nordischen Hochlande und in den südwestlichen Provinzen, gab es noch eine mächtige katholische Partei. Mit etwas Glück hätte es gelingen können, des Brandes Meister zu werden; aber das Unglück hatte sich an die Fersen der Königin geheftet. Im Herbste 1562 erhob sich der katholische Norden unter dem Grafen Huntley, um Maria aus der Hand der Rebellen zu befreien,

---

[1] Scotichr. I. p. 311.

[2] „All kirkmen's good and gear were spulyeit and reft fra them in every place where the samyn culd be apprehendit; for every man, for the maist pairt, that culd get anything partenying to any kirkmen, thocht the same as weel won gear." Diurnal occurrents, p. 269.

[3] M'Crie's Life of Knox, p. 192.

während im Süden der Erzbischof-Primas eine ähnliche Schilderhebung versuchte. Allein die Hochländer wurden geschlagen und die Pläne des Erzbischofs Hamilton durchkreuzt. Dann folgte die unglückliche Verbindung der Königin mit Lord Darnley, die noch unglücklichere mit dessen Mörder Bothwell, ihre Abdankung, die Krönung ihres ein Jahr alten Söhnchens und die Regentschaft des Grafen Murray, der dieselbe mit dem Schwure beginnt, alle Ketzer und Feinde der „wahren", d. h. der puritanischen, Gotteslehre auszurotten. Nochmals erheben sich Hamilton und die katholischen Lords für ihre Königin und ihren Glauben und nochmals entschied bei Langside im Mai 1568 das Waffenglück gegen sie. Maria Stuart floh nun schweren Herzens nach England, wo die „jungfräuliche Schwester" ihr den 18jährigen Kerker und endlich das blutige Schaffot bereitete. Den Primas von Schottland erklärte Murray für einen Hochverräther und ließ ihn im erzbischöflichen Ornate am 6. April 1571 über den Zinnen des Schlosses zu Stirling aufknüpfen [1]. Er war der erste Bischof, der in Schottland durch Henkershand starb, und der letzte katholische Primas dieses Landes. Die katholische Religion lag nun hilflos zu Boden gestreckt; die gewaffneten Versuche des Grafen Huntley und seiner Anhänger, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, waren erfolglos, und die Puritaner begannen durch alle Mittel gesetzlicher und privater Verfolgung die dem alten Glauben noch treu Ergebenen für ihre Secte zu pressen, jedenfalls aber das heranwachsende Geschlecht im Hasse gegen Rom großzuziehen. Diesem durch mehr als ein Menschenalter geführten Verfolgungskampfe müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Es ist wahr, die schottische Glaubensverfolgung war nicht so blutig, wie die englische. Die Vollstreckung eines Todesurtheils um des Glaubens willen war sogar eine Seltenheit. Die Schotten thun sich viel auf diese ihre Milde zu gut. Im Jahre 1569 wurden zu Stirling vier Priester wegen Messelesens zum Tode verurtheilt. „Allein der Regent Moray (Murray)," sagt der schottische Kirchengeschichtschreiber Calderwood, „rettete gemäß seiner Milde ihr Leben, ließ sie aber mit ihren Meßgewändern und Kelchen zum Gespötte an das Marktkreuz binden, wo sie das Volk eine Stunde lang mit faulen Eiern und anderem Unrath bewarf. Dann verbrannte man Kelche und Meßgewänder zu Asche" (und schickte sie in die Verbannung). „Aber," fügt der Puritaner mit

[1] Scotichr. I. p. 288

einem frommen Seufzer bei, „Milde war verschwendet; das zarte Mitleid der Protestanten wurde mißbraucht: papistische Pfaffen lasen vor- wie nachher ihre Messen.“ [1]

Dieses „zarte Mitleid“ der Protestanten zeigte sich namentlich in der berüchtigten puritanischen Excommunication, welche den Anhängern des alten Glaubens furchtbarer war, als alle Staatsgesetze. Die puritanischen Prediger hatten ein wachsames Auge auf die geheimen Papisten, die sich von den Versammlungen der Auserwählten fernhielten. Die Synoden schärften ihnen wiederholt ein, mit den kirchlichen Strafen gegen die Verdächtigen vorzugehen. Das Scotichronikon gibt uns z. B. eine „Vorschrift oder gemeinsame Disciplinarverordnung für die Synode von Clydesdale (Glasgow) vom 8. April 1612“, deren erster Paragraph also lautet: „Wer, rechtmäßig aufgefordert, sein Glaubensbekenntniß abzulegen, zu beschwören und zu unterschreiben, sich dessen weigert, soll nach den vorgeschriebenen Ermahnungen excommunicirt und von der Kirche ausgeschieden werden.“ [2] Wenn also der Prediger den Katholiken seiner Gemeinde fruchtlos ermahnt und aufgefordert hatte, das Glaubensbekenntniß der Puritaner zu beschwören, so sprach er feierlich über den „Sohn Belials“ die Excommunication aus. Der düstere Fanatismus der Puritaner verlieh aber diesem Acte eine Folge, wie ihn die Excommunication der katholischen Kirche niemals hatte. Der Prediger zog an der Spitze seiner Ältesten, Diakone und der ganzen Versammlung nach dem Hause des Widerspenstigen und löschte unter feierlichem Ceremoniell das Herdfeuer des Verworfenen aus. Von Stunde an war dieser ein ruinirter Mann. Das Gesetz bot ihm keinen Schutz mehr, Handel und Wandel war ihm verboten, sein Eigenthum gehörte in der That nicht mehr ihm, kein Advocat wagte es, einen Proceß für ihn zu führen und Niemand durfte ihm gefahrlos auch nur für eine Nacht Obdach gewähren. So war der Unglückliche genöthigt, entweder seinen Glauben abzuschwören, oder heimathlos und freundlos zum Wanderstabe zu greifen und als Bettler in die Fremde zu ziehen. Wenn die Excommunication eine katholische Ehefrau traf, so war der Gatte genöthigt, sie zu verstoßen, bekam aber die Erlaubniß, statt der „Verworfenen“ eine „Tochter der Auserwählten“ zu seinem Weibe zu nehmen; excommunicirte Kinder

---

[1] Mitgetheilt bei Ch. Karslake: An authentic account of the imprisonment . . . of Father John Olgivie, VI.

[2] Scotichr. I. p. 403.

mußten ohne einen Heller aus dem Elternhause fortgejagt, excommunicirte Dienstboten ohne Lohn und ohne Hoffnung einer neuen Anstellung augenblicklich entlassen werden [1]. So handelte das „zarte Mitleid" der Protestanten, und da diese Privatmittel in einigen Gegenden, wo die Katholiken zahlreicher waren, nicht genugsam verfangen wollten, so drängten sie ohne Unterlaß die Regenten und den jungen König zu strenger Handhabung der bestehenden und zur Einführung neuer Papistengesetze. Jahr um Jahr liest man in den Acten der presbyterianischen Generalversammlungen den Beschluß, es möge der König um kräftige Mithilfe des weltlichen Armes angegangen werden, damit Einkerkerung, Confiscation, Verbannung und namentlich die gewaltsame Wegnahme und puritanische Erziehung katholischer Kinder endlich dem papistischen Greuel ein Ende mache. Es lohnt sich der Mühe, die eine oder andere dieser Bittschriften anzuführen.

Im Jahre 1589 versammelten sich die wachsamsten puritanischen Minister, wie uns Calderwood [2] erzählt, indem „die Feinde der Wahrheit dennoch in ihrem Trotze und in ihrer Bosheit verharrten, obwohl der Herr im verflossenen Jahre durch die Vernichtung der spanischen Armada geoffenbart, welche Sorge er um seine Kirche auf diesem Eilande trage. Etliche hausirende Jesuiten (trafficking Jesuits), Seminarpriester und andere Boten des Antichrist hatten sich nämlich in das Land geschlichen und verführten unablässig das Volk an manchen Orten, namentlich im Norden und im Süden, woraus leicht gefährliche Folgen entstehen konnten. Daher traten die wachsamsten Prediger, sich gegenseitig warnend und mahnend, wie es von jeher die Sitte dieser Kirche von Schottland war, zu Edinburgh im Januar 1589 zusammen und reichten dem Könige und seinem Rathe folgende Bittschrift ein: ‚daß es Sr. Majestät in Zukunft doch gefallen möge, nicht mehr durch königliche Handschreiben und Befehle den Verlauf der gegen Papisten verhängten Censuren zu hemmen, wenn dieselben durch ordnungsgemäße Mahnung nicht zu ihrer Pflicht gebracht werden können'". Der König hatte nämlich in wiederholten Fällen die von den Synoden über die mächtigsten katholischen Edelleute ausgesprochene Excommunication inhibirt. — Noch einen andern Beschluß faßten die sich gegenseitig nach alter puritanischer Sitte aneifernden Minister: „Commissäre sollen sich

[1] Vgl. Letters and Notices Nr. 30, p. 264 sq.

[2] Ad annum 1589.

zu einigen sehr befreundeten und überaus einflußreichen Räthen Sr. Majestät begeben und bewirken, daß auf alle Jesuiten und andere geheime und öffentliche Verführer von Ihrer Majestät Unterthanen gefahndet, nach ihnen gesucht, sie ergriffen und vor Gericht gezogen würden, und daß die besagten Commissäre augenblicklich ernannt und ein Tag festgestellt werde, an dem sie über die eifrige Vollführung ihres Amtes Rechenschaft abzulegen hätten." — Von England aus schürte um dieselbe Zeit Elisabeth; sie wollte eine geheime Correspondenz zwischen Gliedern des katholischen Adels Schottlands und dem Könige von Spanien entdeckt haben. Ob nun solche Briefe echt oder von dem falschen Weibe und ihren Secretären gefälscht waren — die Kunde hatte immerhin ihre Wirkung und schädigte die Katholiken. In Edinburgh bildeten die Puritaner eine Art Sicherheitsausschuß; sie griffen zu den Waffen und hielten große Parade, wie wenn Hannibal vor den Thoren wäre. „Der Leser mag daraus abnehmen," schreibt Calderwood [1], „wie wachsam die Minister waren und wie sehr sie es sich angelegen sein ließen, die Verschwörungen und Complotte der Papisten, die es auf den Umsturz der Religion gemünzt hatten, niederzuhalten und zu ersticken." Diese puritanische „Waffenschau (Weaponshowing) für die Vertheidigung der wahren Religion" fällt in das Jahr 1592.

Im folgenden Jahre nahten sich die Prediger schon wieder dem Throne mit einer Bittschrift um gänzliche Ausrottung der Papisten. Wir lesen in dem Documente folgende Punkte: „Alle Papisten sollen gemäß der Gesetze Gottes und des Königreiches bestraft werden." Unter den Strafen „gemäß des göttlichen Gesetzes" verstanden die Puritaner die durch das mosaische Gesetz über die Götzendiener verhängten Strafen. „Eine Erklärung solle gegen Jesuiten, Seminarpriester und hausirende Papisten erlassen werden, kraft welcher sie des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt würden, so daß alle, welche solchen Personen Gastfreundschaft erwiesen, den Strafen des Gesetzes verfielen", d. h. ebenfalls als Hochverräther mit dem Tode bestraft würden. „Personen, welche die Kirche (kirk) öffentlich als Papisten bezeichne, sollen, auch wenn sie nicht excommunicirt wären, dennoch jeglichen Amtes unfähig sein, keinen Zutritt zu Sr. Majestät haben, der Wohlthaten des Gesetzes entbehren, und alle bürgerlichen Strafen, welche die Excommunication nach sich ziehe, sollen diese einfache Erklärung begleiten." [2]

---

[1] Ad annum 1592. [2] Bei Karslake, l. c. VII.

Im Jahre 1595 erwirkten die Puritaner die Vollmacht, in jedem Hause Schottlands „einen weisen Hirten pflanzen zu dürfen“ [1], d. h. der puritanische Prediger hatte das Recht, drei Monate hindurch in jedes Schloß und in jede Hütte einzudringen und Jedermann mit seinen Mahnungen, Fragen, Predigten und Strafreden zu quälen. „Dieses Vorgehen wird vielleicht nicht allgemein als ‚Verfolgung‘ betrachtet,“ sagt Hill Burton, „aber man schreibt der Inquisition Folterqualen zu, welche manche Leute lieber ertragen würden, als diese Maßnahme.“

Jakob VI. gab übrigens den Puritanern nur so viel nach, als er unumgänglich mußte. Er haßte die düsteren Fanatiker, die seine Mutter gestürzt und die auch ihn mit offener Rebellion bedrohten, sobald er ihnen nicht in Allem zu Willen war, und fürchtete sie. Im Jahre 1582 hatte ihn eine durch puritanische Prediger aufgehetzte Rotte gefangen genommen, und die Generalversammlung der Prediger billigte diese verrätherische That nicht nur, sondern verhängte sogar den Bann über alle, welche sich dagegen aussprachen. 1586 weigerten sich die Fanatiker, dem Befehle des Königs nachzukommen und für die Rettung seiner in England zum Tode verurtheilten Mutter zu beten, und 1596 erregten sie, von Elisabeth bestochen, den gefährlichen Auflauf von Edinburgh, wobei auf das Leben des Königs förmlich Jagd gemacht wurde. Als daher der König im Frühjahre 1603 als Jakob I. von England den Thron bestieg, von dem der Tod endlich die „jungfräuliche“ Tyrannin gestoßen, sank der Stern der Puritaner und stieg die Hoffnung der Katholiken in Schottland. Seine Eltern waren katholisch, er selbst hatte von dem letzten katholischen Primas von Schottland die heilige Taufe empfangen; seine Liebe für die würdevolle Pracht des katholischen Cultus und für die alte hierarchische Ordnung war ebenso bekannt, wie seine Abneigung gegen die demokratischen Formen und rebellischen Lehren der Puritaner. Die Katholiken in England wie in Schottland glaubten daher, endlich sei der Tag der Erlösung gekommen. In der That sagte Jakob in seiner ersten Thronrede: „Weit entfernt, mit Rehoboam die Last der Katholiken zu verdoppeln, habe ich, soviel Zeit, Umstände und Gesetz es erlauben, dieselbe erleichtert. Ungern würde ich um des Irrthums ihrer Seelen willen, deren Bekehrung einzig von Gott und dem wahren Geiste kommen muß, ihre Leiber züchtigen.“ Dieses königliche Wort deuteten die Katholiken als ein Einlenken in friedlichere

[1] „To plant a wise pastor.“

Bahnen; sie täuschten sich. Jakob war ein Feigling, der stets um die Gunst seines protestantischen Volkes buhlte und in der That vor seinem Parlamente kroch, obschon in Worten kein König so viel von unbeschränkter Macht und Gewalt redete, als er.

Noch im ersten Jahre seiner Regierung erließ er eine Proclamation, in welcher er „allen Arten von Jesuiten, Seminarpriestern und was immer für anderen Priestern gebietet, das Reich zu verlassen und nie mehr zurückzukehren, unter der Strafe, der Strenge des Gesetzes ohne Hoffnung auf Gnade oder Verzeihung zu verfallen“ [1]. Diesem Aufrufe folgte alsbald ein Erlaß, der die Gesetze der Königin Elisabeth gegen Jesuiten und Seminarpriester strenge zu handhaben befahl. Den alten Gesetzen wurden neue beigefügt und bald war die Verfolgung wieder in vollem Gange. Es ist wahr, das Todesurtheil wurde seltener, der König dürstete mehr nach Gold als nach Blut. In wenigen Monaten wurden viele katholische Familien an den Bettelstab gebracht, indem man die früher verhängten Geldbußen jetzt unbarmherzig eintrieb. Was vernünftige Leute schon lange vorhersahen, geschah nun: der allzustraff gespannte Bogen brach, und das Bitten und Beschwören selbst der einflußreichsten Missionäre konnte die traurige Pulververschwörung nicht verhindern.

Der unselige 5. November des Jahres 1605 hatte aber nicht nur für die Schuldigen seine blutigen Folgen: alle Katholiken der drei vereinigten Reiche mußten die Verblendung der Verschwörer büßen.

Am 27. Mai 1606 erschien der neue Strafcodex [2], über dessen Strenge sich sogar seine Urheber entsetzten. Den Katholiken war verboten, nicht nur bei Hofe zu erscheinen, sondern in London oder in einem Umkreise von 10 englischen Meilen um London zu wohnen, und wenn sie sich mehr als 5 Meilen vom Hause entfernen wollten, so bedurften sie einer von 4 benachbarten Magistratspersonen besiegelten Erlaubniß. Sie waren ferner unfähig, die Wundarznei- oder Arzneikunde und die Advocatur auszuüben, konnten weder als Richter, noch als Gerichtsschreiber angestellt werden und verloren jedes Patronatsrecht über Schulen, Spitäler und deren Pfründen und jegliche Administration, Execution oder Verwaltung solcher Anstalten. Noch mehr:

---

[1] Siehe Historical Memoirs of the English Catholics, by Ch. Buttler, vol. I. p. 249.

[2] Cf. Lingard, VI. p. 68.

Katholiken, welche die Ehe nicht vor dem protestantischen Prediger schlossen, verloren jeglichen Anspruch auf gegenseitiges Erbrecht; wenn die Kinder nicht binnen Monatsfrist nach der Geburt protestantisch getauft wurden, so verfielen die Eltern in eine Geldbuße von 100 Pfd. Sterl., und für jede Leiche, die nicht protestantisch bestattet wurde, sollten 20 Pfd. Sterl. Strafgeld entrichtet werden. Kinder, die im Auslande erzogen wurden, verloren ohne Weiteres das Erbrecht, falls sie nicht etwa zur Staatskirche übertraten; die Erbschaft fiel den nächsten protestantischen Verwandten zu. Jeder Recusant wurde als namentlich Excommunicirter betrachtet; sein Haus konnte beständig durchsucht, seine Bücher und Geräthe, die zum Gottesdienste in irgend welcher Beziehung standen, durften verbrannt, seine Waffen und Pferde weggenommen werden. Alle früheren Gesetze über den Besuch des protestantischen Gottesdienstes wurden erneuert und mit den Zusätzen ergänzt, daß der Recusant die Wahl haben sollte, entweder monatlich 20 Pfd. Sterl. Strafe zu bezahlen — und man hatte die Aufmerksamkeit, nach Mondmonaten, also 13 per Jahr, zu rechnen — oder statt dessen ein- für allemal das ganze persönliche und zwei Drittheile der liegenden Güter dem Fiskus zu überlassen, und daß für jeden katholischen Besuch oder Dienstboten ebenfalls per Mondmonat 10 Pfd. Sterl. Buße zu bezahlen seien. Die Krone dieses Maigesetzes bildete aber der neue Unterthaneneid (Oath of Allegiance), der allen des papistischen Glaubens Verdächtigen abgefordert wurde und der so verfaßt war, daß ihn kein Katholik mit gutem Gewissen leisten konnte. Wer ihn verweigerte, wanderte bis zur nächsten Quartalsitzung in den Kerker, und wer ihn auch dann noch versagte, verfiel der Strafe des Praemunire, d. h. der Confiscation des Vermögens und der Verbannung oder lebenslänglichen Gefangenschaft[1].

Der Sturm gegen die Katholiken in England warf natürlich seine Wellen auch über Schottland hin, woselbst die Presbyterianer gerade um diese Zeit durch die Einführung des verhaßten „Prälatenthums“ ohnehin erbittert waren. Wir werden später Gelegenheit haben, ausführlicher auf diesen Kampf Jakob' I. mit seinen schottischen Puritanern zurückzukommen. Da die Puritaner ihren Grimm gegen den königlichen Urheber dieses papistischen Menschenwerkes nicht recht auslassen durften, kühlten sie wenigstens ihren Muth an den Katholiken, und auch von der anderen Seite suchte der König und die neuen „Bischöfe“ den Puri-

---

[1] Historical Library, „Popish Persecution under James I.“ p. 5—6.

tanern die bittere Pille durch die populäre Maßnahme einer neuen Papistenverfolgung zu versüßen, oder die Katholikenverfolgung wurde angewendet: „as creame and oyle to softin and smoothe the king's misterious desaignes", wie Balfour[1] in seinem schottischen Dialecte sich ausdrückt.

So oft nun ein Schritt vorwärts unternommen wird, um die schottischen Prälaten den anglicanischen Collegen gleichzustellen, hören wir die puritanischen „Bischöfe" durch lautes Geschrei gegen die Papisten ihre Rechtgläubigkeit vor der Gemeinde der Auserwählten betheuern. Im Jahre 1606 werden sie Moderatoren der Synoden und Presbyterien, erhalten einen Theil der früheren bischöflichen Güter und eigene Gerichtsbarkeit, ferner soll in Zukunft jeder Prediger wie dem Könige den Suprematseid, so dem Bischofe den kanonischen Gehorsam schwören — und alsbald reicht James Law, der „Bischof" von Orkney, im Namen seiner Brüder dem Könige eine Bittschrift gegen die „frechen" Papisten ein, die huldvoll entgegengenommen und mit einem namentlich gegen den katholischen Adel gerichteten Erlasse erwiedert wurde. Derselbe zwang die verdächtigen Edelleute, „sich nach der nächsten Stadt zu begeben, daselbst zehn Tage lang Predigten und Unterweisungen über sich ergehen zu lassen und den Umgang mit Jesuiten, Seminarpriestern und anderen Personen dieser Farbe zu vermeiden"[2]. Erzbischof Spottiswood, dem wir diese Mittheilung verdanken, hat uns leider über den Erfolg dieser zehntägigen puritanischen Exercitien nichts berichtet. Zwei Jahre später schlug die Synode dem Könige andere und kräftigere Verfolgungsmaßregeln vor; sie beschlossen nämlich:

„1. Se. Majestät flehentlich anzugehen, daß er keine Papisten oder der papistischen Religion verdächtige Personen als Räthe, Richter oder Amtleute in Flecken oder in Städten anstellen lasse, und daß, wo Ihre Majestät solche Personen in ähnlichen Stellungen wisse, der Absetzungsbefehl erlassen werde.

„2. Daß die gegen die Papisten erlassenen Gesetze vollzogen, daß ihnen keine Gnade von Staatsbeamteten zugewandt und daß dem Staatsrathe verboten werde, sich in kirchliche Angelegenheiten einzumischen oder dem Strafverfahren der Geistlichen gegen Papisten und andere Verächter der kirchlichen Disciplin Einhalt zu thun.

---

[1] Balfour, II. p. 18.

[2] Spottiswood, p. 502.

„3. Daß Papisten, die ihre Religion in der Hoffnung auf Staatsämter abschwören, keinen Zutritt zu denselben haben sollten, bevor sie eine Probezeit von wenigstens 5 Jahren bestanden hätten.

„4. Daß die Söhne papistischer Edelleute Verwandten von gesunden religiösen Grundsätzen (of sound religion) zur Erziehung übergeben würden.

„5. Daß jeder Bischof in seinem Sprengel und solche wohlgesinnte Edelleute, Barone und Herren, welche die Commissäre der Versammlung hierzu ernennen würde, die Vollmacht haben sollten, Jesuiten, Seminarpriester, excommunicirte Papisten und herumziehende, religionsgefährliche Krämer (traffiquers against religion) zu verhaften.

„6. Daß die Mauthbeamteten in den Seehäfen alle Bücher, die in das Land eingeführt würden, mit Beschlag belegen und zum Prediger der Stadt tragen sollten, wo das Schiff lande.

„7. Daß excommunicirte Papisten in enge Kerkerhaft geworfen und daß nur Leute von anerkannt gesunden religiösen Grundsätzen sie besuchen dürfen." [1]

„Der König," erzählt uns Calderwood [2], „belobte hierob (wegen ihres Eifers gegen die Papisten) die Versammlung so sehr, daß er sagte, wenn er selbst in eigener Person gegenwärtig gewesen wäre, er würde weder mehr, noch weniger gethan haben. Was die Versammlung mit Rücksicht auf die Papisten für nöthig erachtete, habe er Alles gewährt und ihnen den Grafen von Dunbar mit voller Gewalt geschickt, daß er ihren Bitten entspreche." Als diese Botschaft des Königs bei der nächsten Versammlung im Jahre 1609 zu Linlithgow verlesen wurde, fragte der Bischof von Orkney die anwesenden Edelleute, was sie von der Antwort des Königs dächten. „Und sie antworteten einhellig, sie gefalle ihnen, und sie dankten Gott von Herzen, daß er ihnen einen so frommen und gnädigen Fürsten verliehen habe, der eine so große Rücksicht auf die Ehre Gottes und das Wohl seiner „Kirk" nehme und alles hasse, was ihr Nachtheil bringen könnte." Jakob hatte in seiner Botschaft gesagt, er hätte weder mehr noch weniger thun können, wäre er selbst gegenwärtig gewesen; aber dem Eifer der Prälaten fiel doch noch etwas zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Kirche ein, und sie beschlossen: „Es soll kein der papistischen Religion verdächtiger Junker seine Län-

---

[1] Spottiswood ad annum 1608.

[2] Scotichr. I. p. 383.

dereien in Besitz nehmen können, es wäre denn, er könne eine Empfehlung des Bischofs und ein Zeugniß seines gesunden Glaubens vorweisen." [1]

Die angeführten Thatsachen und Documente, so unvollständig sie auch sind, mögen genügen, uns einen Begriff von der schottischen Kirchenverfolgung zu geben. Der Fanatismus der Puritaner und die Politik des Hofes reichten sich die Hand, um die letzte Wurzelfaser des von den hl. Ninian und Palladius gepflanzten, einst so herrlich blühenden Baumes auszurotten. Wenn das Werk der Zerstörung dem Feinde, wie wir sehen werden, doch nicht ganz gelang, so ist das nächst dem Schutze Gottes der Todesverachtung eifriger Missionäre zuzuschreiben, welche die heilige Kirche ihren verfolgten Kindern in Schottland unablässig zu Hilfe schickte. Ihren Mühsalen und Erfolgen müssen wir noch für einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit schenken.

Die wenigen treuen Priester, welche die erste Sturmfluth der Verfolgung in Schottland zurückgelassen hatte, mußten nach und nach hinwegsterben. Ohne Lehrer der Wahrheit und Ausspender der heiligen Sacramente ist aber auf die Dauer der Bestand einer Kirche unmöglich. So richtete sich naturgemäß die erste Sorge der Katholiken auf die Gründung von Studienanstalten, deren Zweck es war, Schottland mit einheimischen, der Sprache und der Landessitte kundigen Priestern und Missionären zu versorgen, und so entstanden frühzeitig durch die Hirtensorgfalt der Päpste und den Eifer der spanischen Könige in Rom und in Madrid schottische Collegien.

Beide überragte aber an Bedeutung bald das Colleg zu Douay in Flandern, wo bereits im Jahre 1568 der spätere Cardinal Allen eine ähnliche Anstalt für England eröffnet hatte. Seinen Ursprung und ersten Grundstein verdankte das schottische Colleg von Douay der Königin Maria Stuart, welche im Jahre 1560, also in demselben Jahre, in welchem das schottische Parlament die katholische Religion feierlich abschaffte, ein jährliches Stipendium von 600 Goldstücken für die Heranbildung von schottischen Priestern in Paris auswarf. Auf Wunsch der Königin entstanden zu Pont-à-Mousson unter dem Schutze des Herzogs von Lothringen die ersten Anfänge des Colleges, das nach verschiedenen Wechselfällen endlich nach Douay verlegt wurde. Als dann die edle Königin in dem englischen Kerker schmachtete, fiel ihre

---

[1] Ebendas. p. 384.

Gabe doch nicht weg, indem sie der Papst statt ihrer spendete. Auch die weitere Gründungsgeschichte dieser Anstalt hängt mit dem Namen Maria Stuart zusammen, indem der Sohn eines ihrer Geheimschreiber, Hyppolyt Curle, bei seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu sein Vermögen im Betrage von 63,300 Brabantergulden und bis zur Ablegung seiner Gelübde eine spanische Pension von jährlich 600 Goldstücken diesem schönen Zwecke widmete[1]. Die Anstalt, welche, wie die Collegien zu Rom und Madrid, unter der Leitung der Gesellschaft Jesu stand, versorgte Schottland zum größten Theile mit jenen todesmuthigen Missionären, welche die katholische Religion daselbst durch alle Stürme bis herab auf die trostreicheren Tage der Gegenwart erhielten.

Allein die Heranbildung eines einheimischen Klerus war nicht die einzige Hilfe, welche die katholische Kirche ihren verfolgten Kindern in Schottland gewährte. Ihre Orden, anfangs namentlich die seeleneifrigen Söhne des hl. Franciscus, dann in großer Zahl und in ununterbrochener Reihe Mitglieder der neugegründeten Gesellschaft Jesu, traten auf den Kampfplatz und bemühten sich, mit der einen Hand bauend, mit der anderen den Feinden wehrend, die Trümmer der schottischen Kirche zu einem neuen Tempel zu vereinigen. Vorzüglich gegen die Jesuiten richtete sich der Haß der Häresie in den puritanischen Synoden —, ein sicheres Zeichen, daß die „hausirenden Jesuiten" nicht ohne Erfolg arbeiteten. Schon zwei der ersten Gefährten des hl. Ignatius, die Patres Salmeron und Broët, wirkten im Jahre 1542 vorübergehend in Schottland; zwanzig Jahre später überbrachte P. Nicolaus Gaudanus wichtige päpstliche Schreiben an Maria Stuart und sammelte bei dieser Gelegenheit eine kleine, aber von erhabenen Gesinnungen durchdrungene Schaar edler schottischer Jünglinge um sich. Wilhelm Crighton (Crittonius), Robert Abircombie, Edmund und Johann Hay und Andere folgten ihm nach dem Continente, traten daselbst in die Gesellschaft Jesu ein und kehrten später als eifrige Missionäre in die Heimath zurück[2]. Aber erst im Jahre 1585 gelang es dem P. Gordon Huntley, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, für die Mission in Schottland festen Fuß zu fassen. Seinen Neffen, den mächtigen Hochländergrafen Huntley, bestärkte er in der katholischen Religion

---

[1] Die bezüglichen Documente finden sich unter den schottischen Manuscripten der Stonyhurst-Bibliothek zusammt dem Breve Clemens' VIII. vom Jahre 1594, welches die Errichtung dieses Collegs bestätigt.

[2] Sacchini, Historia Societatis Jesu, P. II. L. VI. n. 105—110.

und wirkte mit großem Erfolge nicht nur in den nordischen Bergen, sondern selbst bei Hofe, wo er in Gegenwart des Königs in einer Disputation die puritanischen Theologen glänzend besiegte und in Folge dessen einige Edelleute in den Schooß der Kirche aufnahm. Um dieselbe Zeit hielt P. Duray (Duräus) im Süden eine reiche Seelenernte: er bekehrte den Lord Maxwell, den Grafen des Nithsdale und mit ihm fast den ganzen Gau und die Stadt Dumfries. Neue Helfer eilten herbei, darunter die PP. Abircombie und Wilhelm Ogilvie, wahrscheinlich ein Oheim des Blutzeugen, dessen Schicksale wir alsbald erzählen werden.

Die neue Verfolgung, welche die spanische Armada veranlaßte, zwang die Missionäre, sich auf eine Weile zurückzuziehen, bis ruhigere Zeiten ihnen erlaubten, offener für den Glauben zu kämpfen. Als Jakob VI. seine dänische Braut heimgeholt hatte, fand P. Abircombie sogar am Hofe einen zwar gefährlichen, aber um so hoffnungsreicheren Wirkungskreis. Oft ließ ihn die in der lutherischen Irrlehre auferzogene Königin zu sich rufen und unterhielt sich mit ihm über religiöse Fragen; mit der Gnade Gottes gelang es dem Missionär, den hiebei die edle Gräfin Gordon Huntley eifrig unterstützte, die Fürstin von der Falschheit des Lutherthums zu überzeugen: sie starb in der Gemeinschaft der katholischen Kirche[1]. Die Königin machte Abircombie zum Aufseher über die königlichen Jagdfalken, ein Amt, das sonst immer ein Edelmann bekleidete; so lebte er am Hofe und konnte manche hochgestellten Glieder des Adels mit der Kirche aussöhnen. Der König kannte den eigentlichen Stand seines Oberfalkeniers recht wohl, ließ ihn

[1] Juvency, Historia Societatis Jesu, P. V. L. XIII. n. 102. Diese unseres Wissens wenig bekannte Nachricht von der Bekehrung der Königin Anna wird durch ein Document des P. Thomas Robäus bestätigt, welcher um das Jahr 1633 Missionär in Schottland war. Das in den Preshome-Manuscripten aufbewahrte Schriftstück lautet wörtlich: „A prima susceptione fidei catholicae in Scotia nunquam exstitisse Reginam haereticam in hoc regno, res est omnibus nota. Serenissima quidem Regina Anna, sub primum in Regnum adventum Lutheri dogmate imbuta erat; sed ut vidit Calvini dogma, quod detestebatur, ibi solum vigere, opera nobilis heroinae uxoris praecelebris Georgii Gordani, Marchionis Huntlaei, ad fidem catholicam conversa, ut ab ipsa Heroina (apud quam primum in Scotia commoratus sum) didici. Fuitque Reginae a Sacris R. P. Thomas Abercombius, Societatis Jesu, in Scotia, cui authoritate regia assignata habitatio intra palatium et annua pensio a Thesaurario. In Anglia autem Patri substitutus fuit Dominus Haman, Sacerdos secularis; hic mihi satis notus, ille vero perfamiliaris. Nec est in his regnis, qui de his dubitet."

aber gewähren und scheint ihn sogar ermuthigt zu haben, noch mehrere seiner Gefährten aus dem schottischen College von Pont-à-Mousson herbeizurufen. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, als wollte Jakob sich der Bevormundung der englischen Königin, die seine Mutter ermordet hatte, und der puritanischen Prediger, die ihn umstrickten, entziehen, aber dieser Sonnenstrahl der Hoffnung verschwand: der schwache Fürst ließ sich durch das Geschrei der Prediger und noch mehr durch die drohenden Mahnungen Elisabeths umstimmen und verbannte im Jahre 1594 die Jesuiten unter Todesstrafe aus dem Reiche. Gleichwohl blieben manche und spendeten unter unsäglichen Mühsalen, bei Tag und Nacht von den fanatischen Puritanern gehetzt, von ihren Verstecken aus die heiligen Sacramente; mehrere starben, durch endlose Strapazen und Entbehrungen aufgerieben. Es fanden sich aber immer wieder seeleneifrige Männer, welche die durch den Tod gerissenen Lücken ausfüllten; so arbeiteten im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts in Schottland namentlich die PP. Christie, M'Curray und Anderson, und ihnen folgte im Herbste 1613 der Blutzeuge der Mission, der ehrw. P. Johann Ogilvie, zugleich mit P. Moffet und dem Kapuzinerpater Johann Campbell.

Wenn wir uns nun nach den Erfolgen dieser unermüdlichen Arbeiter im Weinberge umsehen, so können wir dieselben freilich nur aus sehr spärlichen Angaben zeitgenössischer Schriftsteller mehr errathen als feststellen, lernen aber aus denselben immerhin, daß sie den Puritanern bedeutsam genug erschienen. Eine Liste[1] des schottischen Adels vom Jahre 1583 nennt 12 „papistische" Edelleute des ersten Ranges. Noch im Jahre 1586, kurz vor ihrer Hinrichtung, schrieb die Königin Maria Stuart aus ihrem Kerker an Laurea, den Cardinalprotector Schottlands: „Ich kann Sie versichern, daß in diesem armen Reiche sich noch eine sehr beträchtliche Zahl ausgezeichneter Katholiken, darunter Glieder des höchsten Adels, findet."[2] In der That zählte der Graf Huntley, der größte Landeseigenthümer Schottlands, zu den Katholiken, und so gab es allerdings noch Orte, wie Aberdeen, Dunkeld, Paisley, Egilton u. s. w., wo es den puritanischen Ministern „nicht gerathen schien, mit Meßpfaffen Händel anzufangen", wie uns ein schottischer Chronist berichtet. Der schottische Geschichtschreiber Tytler meint sogar, die Katho-

[1] Miscellany, Bannatyne Club, I. p. 55.

[2] Labanoff, VI. p. 348.

liken wären zur Zeit, als Jakob VI. seine Braut von Dänemark heimholte (1590), so mächtig gewesen, daß sie gegründete Hoffnung auf die Wiederherstellung des alten Glaubens gehabt hätten. Er beweist seine Ansicht mit einer Instruction, die sich in den Händen Lord Burgley's befinde, und die offenbar den Zweck gehabt habe, den König über den Zustand seines Reiches zu unterrichten. In diesem Documente heißt es: „daß der ganze Norden des Königreiches mit Einschluß der Grafschaften von Inverneß, Caithneß, Sutherland und Aberdeen, ferner Moray und die Bezirke (sheriffdooms) von Buchan, Angus, Wegton und Nithsdale entweder ganz oder zum größeren Theile auf Seiten der römisch-katholischen Partei stehen und meist von Edelleuten regiert werden, die im Verborgenen diesem Glauben anhingen.“ [1] Im ersten Decennium des folgenden Jahrhunderts finden wir einer Angabe Winwoods [2] zufolge die Zahl der Katholiken beträchtlich gestiegen. „Die schottischen Katholiken,“ sagt er, „sollen 27 Grafen und Barone, 240 Ritter und Edelleute und außerdem Leute von niederem Rang in ihren Reihen zählen.“ Schade, daß uns diese Quelle keine wenigstens annähernde Schätzung dieser „Leute von niederem Rang“ (inferior people) gibt, denn gerade im Kreise der Bürger und unter der Landbevölkerung zählten die Missionäre die meisten Convertiten. Ein Beispiel aus Glasgow, der zweiten Hauptstadt des Königreiches und dem Sitze der berühmtesten puritanischen Hochschule, mag dieses beweisen. Nach dem Tode des Grafen von Dunbar, des giftigsten Katholikenfeindes, waren im Jahre 1612 daselbst „drei Maler beschäftigt“ — so lesen wir in den Archiven des Presbyteriums von Glasgow —, „fast in jedem Hause der Stadt das Bild des Gekreuzigten insgeheim zu malen“. Der „Provost“ und die Räthe der Stadt werden darum von dem Presbyterium ernstlich angegangen, besagten Malern das Handwerk zu legen und die Häuser ausfindig zu machen, in denen das Kreuz gemalt wurde.

Die Mission machte also zu der Zeit, als der ehrw. P. Ogilvie den Boden seiner Heimath wieder betrat, glänzende Fortschritte, aber gerade diese Fortschritte beschworen den Sturm herauf, dem der junge und eifrige Priester zum Opfer fallen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

---

[1] History of Scotland, IX. p. 39, 40.

[2] Winwood, III. p. 52.

Die Gründung der katholischen Kirche.

II. Die Organisation des Apostelcollegs.

Wir haben in den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern die geistliche Obrigkeit kennen gelernt, durch die der Welterlöser seine Heilslehren den Völkern übermitteln, Gewissen, Glauben und Glaubensleben der Menschen leiten will. Zu diesem Zwecke ist er mit seinem göttlichen Schutze bei ihnen bis zum Ende der Zeiten. Die außerordentlichen Vorzüge und Vollmachten, welche mit dem speciellen Berufe der Gründung der neuen Heilsordnung ausschließlich den Aposteln verliehen waren, starben auch mit deren Tode auf Erden völlig aus. Während sie einzeln, in der Lehrverkündigung vor Irrthum beschützt, nach allen Richtungen hin ihre Thätigkeit entfalten, das Evangelium verkünden, Vorsteher einsetzten und alle Gläubigen leiten durften, ist die Regierungsgewalt ihrer Nachfolger nach Christi Willen auf ein bestimmtes Territorium begrenzt und nicht dem Einzelnen unter ihnen, sondern nur ihrer Gesammtheit der unverfälschte Besitz der Lehre durch übernatürlichen Beistand gesichert.

Wären hiermit alle Anordnungen für die geistliche Regierungsgewalt bereits abgeschlossen, so bestände für den einzelnen Vorsteher sowohl als für die Gläubigen die höchste Norm der Wahrheit und die höchste Auctorität auf dem Gebiete des Glaubens in der Gesammtheit der geistlichen Regierungsorgane. Vereint stehen sie unter den gegebenen göttlichen Verheißungen, vereint sind sie im sicheren Besitze der Offenbarungswahrheiten, vereint mit der ungetrübten Erhaltung derselben beauftragt und deßhalb zu einem enggeschlossenen Regierungsorganismus zusammengegliedert. Einsetzung neuer Vorsteher über die Gläubigen, Begrenzung des einem Jeden zugewiesenen Territoriums, Übernahme verwaister Gemeinden, Entscheidung streitig gewordener Lehrpunkte u. s. w., kurz Alles, womit die Reinerhaltung der Lehre und die ewige Rettung der Seelen in so wesentlichem Zusammenhange stehen, wäre von der Gesammtheit der Vorsteher in irgend einer Weise rechtskräftig zu ordnen, so daß die Einzelnen unter ihnen nicht minder als die Gläubigen den getroffenen Bestimmungen Gehorsam im Gewissen schuldig sind. Der Ordnung wegen und zur schnelleren Erledigung von Geschäften könnten sie viel-

leicht als leicht erkennbaren Mittelpunkt ihrer Gesammtvollmacht ein Consistorium oder einen Präsidenten wählen und mit bestimmten Rechten ausrüsten. Derselbe wäre aber der Gesammtheit nothwendig untergeordnet, könnte deponirt und seine Prärogative auf einen Andern übertragen werden. Hinsichtlich einer Glaubensentscheidung, weil persönlich dem Irrthume ausgesetzt, hätte er höchstens das Recht, nach eingeholter Äußerung der einzelnen Regierungsorgane den Ausspruch der Gesammtheit nur zu publiciren. In dieser Form hätte Christus ohne Zweifel die Regierungsgewalt über alle Gläubigen einsetzen und den Uebelständen, welche eine mehrfach zersplitterte Regierung natürlicher Weise mit sich bringt, durch übernatürlichen Beistand abhelfen können. Wesentlich anders muß uns aber dieselbe entgegentreten, wenn er sich selbst, als dem unsichtbaren Haupte aller Gläubigen, besondere Rechte der Oberleitung vorbehalten, oder in der Regierungsgewalt des Apostelcollegs und seiner Nachfolger neue Bestimmungen getroffen hat. Wir werden sehen, daß er sich für das Letztere entschieden und unter den Aposteln selbst eine engere, einheitlichere Wahl vorgenommen hat. Die Voraussetzung, Christus habe keine ferneren Anordnungen in der Regierungsgewalt getroffen, führt auf ein Gebiet, in dem die Keime der bedeutendsten Irrthümer verborgen liegen. Wir sagen deßhalb:

Einem unter den Aposteln, Namens Simon, hat Christus die höchste Regierungsgewalt über die Andern und deren Nachfolger, sowie über alle Gläubigen unmittelbar verliehen, so daß das Apostelcolleg ein aus Haupt und Gliedern bestehendes Ganzes und die Regierungsform im Glaubensreiche Christi eine monarchische ist.

Nehmen wir wiederum die Urkunden zur Hand, um diese göttliche Einrichtung, die tiefe Bedeutung und Stellung des Primates Petri in den Grundmomenten, soweit es für unsern Zweck nöthig ist, kennen zu lernen. Daß Simon, des Jonas Sohn, unter den Aposteln überhaupt eine bevorzugte Stellung einnahm, läßt sich nicht bezweifeln. Bei seiner ersten Bekanntschaft mit dem Heiland ist er der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und erhielt die Verheißung, daß er einstens den Namen „Felsen“ (Kephas, Petrus) tragen werde (Joh. 1, 42). Mit Bezug auf diese Benennung steht dann sein Name an der Spitze der Apostelkataloge [1] und bei Aufzählung apostolischer Vorgesetzten an der ehren-

[1] Matth. 10, 2. 5. Marc. 3, 16. 20. Luc. 6, 14. Apg. 1, 13.

vollsten Stelle [1]; Simon heißt, da unter den Jüngern keiner der Zweite, Dritte genannt wird, einfach „der Erste“ nicht der Zahl, sondern der Würde nach und wird in der so oft wiederkehrenden Ausdrucksweise „Simon mit denen, die bei ihm waren“, „Simon mit den Elfen“ [2] deutlich genug als die Hauptperson unter den Aposteln und gleichsam als ihr Führer dargestellt. Als solcher erhebt er sich später in ihrer Mitte mit dem Antrage, daß an die Stelle des Verräthers ein Anderer gewählt werden müsse (Apg. 1, 15), leitet die erste gemeinsame Apostelversammlung, vertritt und vertheidigt vor Gericht seine Collegen (4, 8). Alles dieß läßt uns zwar auf einen Vorrang Simons vor den Übrigen schließen; allein Wesen und Bedeutung desselben bleiben uns noch verborgen. Es bleibt noch unentschieden, ob persönliche Eigenschaften ihm nur einen Ehrenvorrang unter den gleichgestellten Mitaposteln erworben, mit dem für außerordentliche Verhältnisse besondere Rechte verbunden waren; oder aber ob Christus selbst ihm im Unterschiede von den Übrigen die höchste Regierungsgewalt übertragen.

Den ersten durchschlagenden Beweis für unsere Behauptung bieten jene inhaltsschweren Worte, mit denen der Gottessohn seine verborgenen Gedanken und Absichten bei Simons Namensänderung enthüllt. Simon trägt den Namen „Felsen“, weil er in Wahrheit zum Felsen, zur felsenfesten Grundlage und zum unerschütterlichen Fundamente auserkoren ist, auf dem einstens das Gebäude der Kirche für immer sicher ruht. Rufen wir uns die erhabene Einfachheit der Worte, in welchen die übernatürlichen Grundrechte des Gottesreiches verheißen wurden, in ihrem Zusammenhange in's Gedächtniß. Christus wendet sich an seine Apostel, und auf die Frage des Herrn: „Für wen haltet aber ihr mich?“ ergreift Simon das Wort und spricht: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Es antwortete aber Jesus und sagte ihm: „Selig bist du, Simon, des Jonas Sohn: denn nicht Fleisch und Blut hat es dir geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“ Und wie Simon durch Erleuchtung des Himmels die göttliche Majestät seines Meisters erkannt und seine Glaubensüberzeugung ausgesprochen, so wird ihm hinwiederum zum Lobe und zur Belohnung dafür seine einstige Würde verheißen. „Und ich sage dir: daß du bist der Felsen [3] und auf diesen

---

[1] 1 Cor. 4, 12; 8, 5; 3, 22. Die Leseart in Gal. 2, 9 ist nicht verbürgt.

[2] Marc. 1, 36. Luc. 8, 45; 9, 32.

[3] Für den Beinamen Kephas, „Felsen“, in der damals landesüblichen syrochaldäischen Sprache, sind im Griechischen zwei Ausdrücke vorhanden: πέτρος und

Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was du binden wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein; und was du lösen wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gelöset sein." Was dem Simon mit diesen Worten verheißen wird, ist nichts anders als die höchste Regierungsgewalt im Gottesreiche Christi auf Erden. Simon wird das Fundament und somit die höchste Autorität in der Kirche sein, er wird die Schlüssel und deßhalb die Vollgewalt im zeitlichen Himmelreiche besitzen. Suchen wir uns nun die Denkweise des Gottessohnes anzueignen und die ganze Tiefe seiner Gedanken zu erfassen.

Die Gemeinschaft jener, welche an ihn, als den gottgesendeten Welterlöser, glauben und sich zur Beobachtung seiner Gesetze bekennen, nennt Christus *seine* Kirche, bestimmt unterschieden von andern Gesellschaften; er betrachtet sie unter dem Bilde eines Gebäudes, dem nicht Menschen, sondern er *selbst* nach dem Plane seiner Weisheit eine feste Ordnung geben wird, und erklärt, daß Simon in dieser Gemeinschaft einstens das sein soll, was das Fundament dem Gebäude ist. Christus hat klar genug geredet, um von denjenigen verstanden zu werden, welche die Wahrheit aufrichtig lieben; denn das Verhältniß des Gebäudes zum Fundamente und des Fundamentes zum Gebäude ist uns aus dem Leben genau bekannt. Alle Theile eines Gebäudes stützen sich auf die Grundlage und werden *dadurch* erst zur Erreichung ihrer verschiedenen Bestimmung im Ganzen befähigt. Auf gleiche Weise sollen in der christlichen Gemeinschaft alle einzelnen Glieder von Simon, dem Felsenmann, *abhängig*, in ihrem Glaubensleben gehalten und getragen, und nach eines Jeden Stellung zu den verschiedenen Verrichtungen angeleitet werden. Ein Stein, der dem stützenden Einfluß des Fundamentes entzogen wird und nicht mehr in Verbindung mit ihm steht, gehört nicht mehr

---

πέτρα, von denen der erstere, obgleich weniger gebräuchlich, wegen seiner Endung besser für den Eigennamen eines Mannes paßt, als der letztere. So kam es, daß der aramäische Name Kephas sich unter den Griechen immer mehr aus dem Gebrauche verlor und πέτρος den Charakter eines Eigennamens gewann, aus dem dann nicht durch Übersetzung, sondern durch Latinisirung petrus entstanden ist. Im ersten Gliede unserer Stelle, wo es sich um den Namen des Apostels handelt, steht deßhalb im griechischen Texte πέτρος, im zweiten dagegen, wo die Bedeutung desselben erklärt wird, steht das gebräuchlichere πέτρα und im Lateinischen petra. Beide Ausdrücke können wir im Deutschen auf gleiche Weise mit „Felsen" wiedergeben.

zur Einheit des Gebäudes, so schön und werthvoll das Material an sich sein mag. Und wer immer sich von der Verbindung mit Petrus lossagt, mag er Vorsteher sein oder einfacher Gläubiger, ist nicht mehr dem Gottesreiche eingegliedert, sondern feind. Ist dieses die Bedeutung der einstigen Stellung Simons unter den Gläubigen, so thun wir fürwahr nicht Unrecht, wenn wir ihn den Mittelpunkt der ganzen christlichen Ordnung nennen, die Stütze des Glaubens und der Ordnung, ohne welche die christliche Glaubensgemeinschaft zerfallen würde. In einem Vereine, wie immer derselbe heißen mag, ist aber gerade die Autorität jenes innere Princip, welches die Aufgabe hat, den leitenden Einfluß im Interesse der Gesammtordnung in die verschiedenen Glieder zu tragen und alle zu einem lebendigen Ganzen zu vereinen. Simon ist deßhalb die höchste Autorität auf dem Gebiete des Glaubens, der Träger der höchsten geistlichen Regierungsgewalt, das irdische Oberhaupt der christlichen Religionsgenossenschaft.

Hat er auch durch das Glaubensbekenntniß, das er unter Erleuchtung des Himmels ablegte, seine Würde in etwa verdient, oder in seinem unerschütterlichen feurigen Glauben die günstigste Eigenschaft für ein Fundament der Kirche geoffenbart, so ist doch keineswegs Bekenntniß oder Glauben an sich, sondern der gläubige und glaubenstreue Simon selbst als das Fundament bezeichnet, auf dem Einheit und Sicherheit der Lehre, Zucht und Ordnung unter den Gläubigen beruhen. Der Glaube an die Sendung und die göttliche Messiaswürde Christi ist zwar der Fundamentalartikel, die Grundwahrheit, der Ausgangspunkt und die Vorbedingung für die ganze christliche Lehre, nicht aber das Fundament der christlichen Glaubensgemeinschaft, welche die wahre Lehre wesentlich besitzen soll und von Christus hier „seine Kirche“ genannt wird. Für diese ist das Fundament Simon und Simon allein. Oder hat er etwa als beauftragter Wortführer der übrigen Apostel das feierliche Bekenntniß abgelegt, so daß er nur in ihrem Namen geredet und in ihrem Namen und für sie auch die Verheißungen erhalten hätte? Aber wie! Christus stellt doch seine Frage an Alle ohne Unterschied, und Simon allein antwortet; Simon allein wird wegen des Bekenntnißinhaltes belobt; Simon allein wird gerade deßhalb selig gepriesen, weil nicht „Fleisch und Blut“, nicht Menschen, nicht seine Mitapostel, sondern Gott die Gotteswürde seines Meisters ihm unmittelbar geoffenbart hat. Die übrigen Apostel mochten vielleicht seinem Bekenntnisse auch beistimmen, aber Simon handelt nicht in ihrem Auftrage;

er handelt in eigener Person und die folgenden Verheißungen gehören ihm allein [1].

Was ihm, dem Felsenmanne und Fundamente der Kirche, verheißen wird, erklärt Christus noch deutlicher mit den Worten: „Und dir werde ich die Schlüssel des Himmelreiches geben." Das Himmelreich kann hier, wie an vielen andern Stellen unmittelbar und direct nur den Verein jener bedeuten, welche auf Erden durch Erhaltung und Übung der christlichen Religion zur seligen Gemeinschaft Gottes im Jenseits berufen sind. Es ist das zeitliche Gottesreich, die Kirche; denn auf Erden soll Petrus seine Binde- und Lösegewalt unter rechtskräftiger Anerkennung des Himmels ausüben. Christus, der König dieses zeitlichen Reiches, ist im ursprünglichen Besitze der Schlüssel desselben und wird sie, wie er selbst sagt, einstens dem Simon übergeben. Die Schlüssel sind aber das Zeichen einer in ihrer Ordnung höchsten, vollkommenen Gewalt, deren Umfang und Unabhängigkeit wir allerdings nach ihrem Gegenstande und der Würde des Besitzers zu beurtheilen haben. Dem Eroberer werden die Schlüssel der Stadt überreicht zum Zeichen der Übergabe. Der Hausherr, der seine Güter auf längere Zeit verlassen will, gibt dem Verwalter die Schlüssel des Hauses und seiner Schätze, um dadurch die Bevollmächtigung für die Besorgung der nothwendigen Geschäfte anzudeuten. Durch die Verleihung der Schlüssel, wie Isaias berichtet, wurde Eliakim Vorsteher des jüdischen Tempels oder des königlichen Palastes und Niemand konnte seinen Anordnungen rechtlich zu-

---

[1] Mögen auch die Apostel vereint Fundament der Gläubigen genannt werden, so ist damit gewiß nicht gesagt, daß Alle an Würde gleich seien, oder geläugnet, daß Einer unter ihnen den Vorrang innehabe. Außer Petrus können auch seine Mitapostel und deren Nachfolger in ihrer Art Fundament der Gläubigen genannt werden; aber Petrus ist das erste und tiefste. Oder ist es nothwendig, so oft von der Regierung Mehrerer die Rede ist, immer die Stellung ihrer einzelnen Organe besonders hervorzuheben? — Nach dieser Bemerkung wäre es unnütz, auf die einzelnen Stellen, welche die Gegner zur Bekämpfung des Vorranges Petri anführen, näher einzugehen. Oft genug ist aber in ihnen nicht einmal von der Regierungsgewalt selbst die geringste Spur vorhanden. So z. B. wenn Paulus den Ephesern und in ihnen allen neubekehrten Heiden sagt, „sie seien aufgebaut auf das Fundament der Apostel und Propheten, in dem Christus selbst der oberste Eckstein sei". Denn seine Absicht ist, den Heiden, die außerhalb des israelitischen Gottesreiches ehedem als „Fremdlinge" der Verheißungen und des Heiles dastanden, die Größe ihres christlichen Berufes zu zeigen. Durch Christus, den Eckstein, der Juden und Heiden zu einer neuen Gottesfamilie berufen, sind sie zu „Mitbürgern und Hausgenossen Gottes" geworden, theilnehmend jetzt an der Erfüllung der prophetischen Verheißungen und der Lehren der Apostel (Ephes. 2, 13—21).

wider handeln: „Wenn er öffnet, soll Niemand zuschließen, und wenn er zuschließt, Niemand öffnen" (Js. 22, 22). Die Herrschergewalt Christi selbst wird unter dem Sinnbilde der Schlüssel dargestellt (Apok. 3, 7). Fragen wir nun nach der Bedeutung jener Macht, welche Simon mit den Schlüsseln des Himmelreiches erhalten wird, so kann dieselbe keine andere sein, als die stellvertretende höchste Regierungsgewalt Christi über das ganze Glaubensreich auf Erden. Und da der Verwalter eines Reiches während der persönlichen Entfernung des Königs von den Regierungsgeschäften den Titel „Statthalter" zu führen pflegt, so werden wir Simon einstens mit Recht den *Statthalter Christi auf Erden* nennen können. Denn dieselbe Gewalt, welche Christus, der König und Herr der ganzen Kirche, besitzt, wird er einstens dem Simon anvertrauen: eine Gewalt über alle Glieder der Kirche ohne Unterschied; eine Gewalt, unabhängig in ihrem Ursprunge und ihrer Ausübung von Allen, welche zur Kirche gehören; eine Gewalt, welcher Alle, die Vorsteher sowohl als die Gläubigen, Gehorsam im Gewissen schulden; denn der Sohn Gottes erklärt öffentlich und feierlich vor der ganzen Welt, daß er die gesetzgebenden, richterlichen und executiven Handlungen Simons, des zukünftigen Trägers der geistlichen *Vollgewalt*, als rechtsgiltig anerkenne und angesehen wissen wolle: „und was immer du binden wirst auf Erden u. s. w." [1]

---

[1] Entsprechend den Worten „öffnen und schließen", womit in der heiligen Schrift oft der ganze Umfang der praktischen Ausübung einer Schlüsselgewalt bezeichnet wird, enthalten an unserer Stelle die folgenden: „was immer du binden" u. s. w., obwohl in anderer Weise, eine nähere Erklärung der verheißenen geistlichen Regierungsgewalt. Der Ausdruck nämlich „etwas binden und lösen" *kann* nach orientalischem Sprachgebrauche die rechtliche Amtsthätigkeit einer *jeden* Vollmacht bedeuten. Wie aber die Schlüsselgewalt an sich, so ist auch die Ausübung derselben nach ihrem Gegenstande und der Würde des Besitzers zu beurtheilen. Im Munde der Rabbiner z. B. und bei gerichtlichen Verhandlungen der Juden bezeichnete deßhalb der Ausdruck „etwas binden und lösen" soviel als „etwas für erlaubt und für unerlaubt erklären", oder rechtlich erlauben und verbieten (cf. Buxtorf, Lex. chald. und Lightfoot in Matth. 16, 19); denn ihre Vollmacht war nur die der rechtmäßigen Lehrer und Gesetzes*erklärer*. Ist dagegen von der königlichen Macht die Rede, so bedeutet die Redeweise „etwas binden und lösen", ohne die geringste Einschränkung gebraucht, das ganze Gebiet der höchsten Regierungsthätigkeit. So lesen wir in der Inschrift auf dem Grabe der Isis nach der zuverlässigeren Leseart: „Ich bin Isis, die Königin dieses ganzen Landes, die Schülerin des Mercur, und alles, was ich binde, vermag Niemand zu lösen (cf. edit. Diodori Sicul. Paris. 1842, ex recensione Dindorfii curavit Car. Müller, und Morinus in comment. de admin. Sacr. Poenit. l. I. c. 8. n. 8). In der Stelle bei Flav. Jos. de bello Jud. l. I. c. 5. n. 2

Es ist wahr, mit diesen letzten Worten hat Christus, wie bereits gezeigt wurde, auch dem ganzen Apostelcolleg eine wahre Regierungsgewalt verliehen. Wie groß indessen ihre Vollmachten immer waren, sie sind nicht ein Ausfluß jener Regierungsgewalt, welche dem Simon, dem einzigen Fundamente der ganzen Kirche und dem einzigen Schlüsselträger des ganzen Himmelreiches, über Alle und Alles übergeben wurde. Selbst seine Mitapostel sind auf ihm, dem Felsen, in ihrer Ordnung aufgebaut und seiner Schlüsselgewalt unterworfen. Wir sagen: in ihrer Ordnung. Denn insofern auch sie, als Mitbegründer des neuen Gottesreiches, unmittelbar von Christus mit der Sendung für den ganzen Erdkreis ausgerüstet und persönlich vor Irrthum bewahrt wurden, standen sie in den Vorrechten des Apostolates dem Petrus gleich. Die wesentliche Bedingung jedoch ihrer apostolischen Wirksamkeit unter den Völkern war die Verbindung mit ihm, ihrem Oberhaupte, und ihre Unterordnung unter ihn, wenigstens in allen den Angelegenheiten, die außer dem Bereiche ihrer apostolischen Sendung lagen, wie z. B. die Wahl eines neuen Apostels an die Stelle des Verräthers und ihre allgemeine Versammlung zu Jerusalem.

Wir können folglich nach dem Gesagten die sichere Behauptung aufstellen, Christus habe dem Simon in Gegenwart seiner Mitapostel das feierliche, unbedingte Versprechen gegeben, daß er ihn zum Oberhaupte in seiner Kirche und zum Statthalter in seinem Reiche auf Erden machen wolle. Gottes Wahrhaftigkeit verbietet uns, an der Erfüllung des Versprechens zu zweifeln, und darum steht Simon eines Tages an der Spitze seiner Mitapostel und des ganzen christlichen Gottesreiches.

Könnte hier noch ein Zweifel bestehen, er würde gehoben durch genaue Erwägung jener Worte, mit welchen die Einsetzungsfeier selbst berichtet wird (Joh. 21, 15). „Simon, des Jonas Sohn, liebst du mich mehr als diese?“ fragt der Herr nach seiner Auferstehung den Apostel im Beisein der Übrigen. Christus fragt nicht, um belehrt zu werden, — er kannte besser die Herzensstimmung seines Jüngers, als dieser selbst, — er hat bei seiner Frage keine andere Absicht, als kundzuthun, daß Petrus, wie durch den Glauben, so auch durch seine Liebe sich für die verheißene Auszeichnung besonders eigne und dieselbe in etwa verdiene. Daß aber die eben gestellte Frage und der folgende Auftrag: „Weide

---

bedeutet der Ausdruck entweder die ganze angemaßte Regierungsgewalt der Juden, oder besser nur die Macht, „in's Gefängniß zu werfen und aus demselben zu entlassen“.

meine Lämmer, meine Schafe", ausschließlich an ihn gerichtet seien, davon ist der Apostel völlig überzeugt. Er ist der genau Unterschiedene; er allein gibt die Antwort, und bei der dreimaligen Frage, die ihm ohne Zweifel seine dreimalige Verläugnung in's Gedächtniß rief, wird er mit Traurigkeit erfüllt, fürchtend, sein Gefühl möge ihn wie ehedem täuschen. Simon tritt folglich durch den erhaltenen Auftrag: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe", in das Verhältniß des Hirten zu der ihm anvertrauten Heerde Christi. Niemanden, glauben wir, kann es in den Sinn kommen, unter dem Ausdrucke „meine Lämmer, meine Schafe", womit die ganze Heerde und ihre verschiedenen Abstufungen bezeichnet werden, etwas Anderes zu verstehen, als die Gesammtheit der Gläubigen. Der Erlöser ist uns unter dem Bilde des Hirten, der seine Anhänger ohne Ausnahme Schafe nannte, zu bekannt. Stehen aber Alle, die Christo gehören, unter der Hirtensorge des Simon, so dürfen wir nicht zögern, ihn den Oberhirten der ganzen christlichen Gemeinschaft zu nennen, der Gläubigen wie der Vorsteher. Mögen auch Letztere den einfachen Gläubigen gegenüber Hirten sein, sie mußten sich doch von Christus führen und regieren lassen und mithin auch von dem, welchem Christus das „Weiden" seiner Schafe und Lämmer, die Hut seiner ganzen Heerde anvertraute. Ist aber das Oberhirtenamt des Simon denkbar ohne den Besitz der höchsten geistlichen Regierungsgewalt? Unter dem Bilde des Hirten wird ja bei den Orientalen seit undenkbaren Zeiten bis hinauf in das Zeitalter Homers die Autorität der Fürsten und Könige versinnbildet [1]. Und als Hirte soll Petrus der ganzen Schaar der Gläubigen vorangehen, um sie in ihrer von Christus erhaltenen Gliederung zu schützen und auf dem Wege zum jenseitigen Ziele durch den unverfälschten Besitz der Lehre zu erhalten, zu leiten und zu regieren.

Um die Kraft dieses Argumentes zurückzuweisen, mußte man ersinnen, Petrus habe durch seine frühere Verläugnung die Apostelwürde verloren und werde hier wiederum in dieselbe eingesetzt. Allein abgesehen von dieser willkürlichen Voraussetzung, für die in der geschichtlichen Erzählung auch nicht die geringste Andeutung geboten wird, hat man jedenfalls übersehen oder vergessen, daß die Worte der vorgeblichen Wiedereinsetzung in's Apostolat zugleich die Verleihung des höchsten

---

[1] Js. 44, 28. 2 Kön. 5, 2; 7, 7. Ezech. 37, 24. Ps. 22, 1. Mich. 5, 2. Matth. 2, 6.

Hirtenamtes einschließen und Simon somit nicht bloß wiederum Apostel, sondern auch der oberste Hirte aller Gläubigen wird. Wir glauben, die vorurtheilsfreie Erwägung dessen, was wir nach obiger Darstellung in den Worten des Erlösers ausgesprochen finden, könne hinreichen, um jeden beachtenswerthen Zweifel zu beseitigen. Gegenreden hier zu beantworten, welche wegen der Leidenschaft des Parteigeistes oder des unbeugsamen Widerstrebens, die einmal eingeschlagene Verstandesrichtung zu verlassen, alle Bedeutung und allen Werth verlieren, halten wir für unnützen Zeitverlust.

Fassen wir nun die verschiedenen Begriffe zusammen, unter denen wir die amtliche Stellung des Simon bisher kennen gelernt haben, so sehen wir nach dem ausgesprochenen Willen des Heilandes in ihm den Mittel- und Einigungspunkt der ganzen christlichen Ordnung, den Träger der geistlichen Vollgewalt zur Regierung der gesammten Kirche, den Statthalter Jesu Christi und den bevollmächtigten Verwalter seines Glaubensreiches auf Erden, den obersten Hirten endlich aller Gläubigen. Ihm ist folglich von Christus die höchste geistliche Gewalt über die ganze Kirche in monarchischer Form unmittelbar verliehen.

Mit dem ersten Worte, das Simon aus dem Munde des Sohnes Gottes hörte: „Du sollst Felsen genannt werden", war er auch bereits als Mittelpunkt der Apostel und der ihnen verliehenen Vollmachten bezeichnet. Aber immer deutlicher treten seit jenem Tage der Gedanke und Entschluß des Heilandes hervor; sie entfalten sich in den zwei inhaltschweren Worten, welche wir eben erklärt haben, bis zur vollsten, unbestreitbarsten Klarheit. Läßt sich also in der Einsetzungsgeschichte des Vorranges Petri das Gesetz der stufenweisen Entwicklung nicht verkennen, so dürfen wir auch jene Worte Christi nicht unbeachtet lassen, die in ihrer Übereinstimmung mit den übrigen noch augenscheinlicher zeigen, welche Vorrechte das Amt Petri besonders in Bezug auf die höchste Lehrgewalt einschließt. Wir werden finden, daß ihm ein besonderer Schutz verliehen wird, insoweit er kraft seiner Vollgewalt lehrt und diese Gewalt in ihrer ganzen Größe zur Geltung bringt. „Simon, Simon," so sprach nämlich der Herr zu Petrus, „siehe, der Satan hat verlangt, euch sieben zu dürfen, wie den Weizen, ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht gebreche; du aber wende dich dereinst zu deinen Brüdern und befestige sie" (Luk. 22, 31). Die früher verheißene Anordnung des Heilandes in sinnlicher Weise fassend, hatten die Apostel über den Vorrang unter sich gestritten und dadurch den Erlöser veran-

laßt, sie durch Wort und Beispiel zu belehren. Er sagt ihnen, daß in seinem Reiche die Gewalt nicht bestehe, um der Herrschsucht zu dienen, wie bei den heidnischen Königen, sondern zum Besten der Untergebenen verliehen und nach seinem Beispiele in demüthiger Liebe zu üben sei. „Der Größte unter euch werde wie der Kleinste, und wer den Vorrang hat, wie der Diener." Sodann, um den Aposteln zu zeigen, wer nach seiner Willensmeinung den Vorrang besitzen werde, wendet er sich an Simon, das bereits bestimmte Oberhaupt seiner Kirche, und gibt ihm den besonderen Auftrag, bei den heftigen und allgemeinen Glaubensgefahren seine Brüder zu befestigen. Hiermit bekräftigt und erläutert Christus offenbar die früher gegebene Verheißung. Denn durch Simon, „das Felsenfundament" und einstige Haupt der Kirche, soll diese in den Kämpfen mit den Höllengewalten ihre Stärke und Festigkeit besitzen: „Und die Pforten, d. i. die Mächte der Hölle, werden sie nicht überwältigen."

Zu diesen Mächten der Hölle gehört aber vor Allem Satan, der mit seinem Reiche regelmäßig in der Schrift als Feind der Gläubigen, der Tugend und der Wahrheit bezeichnet wird[1]. Wäre nun die Kirche nicht überwunden und vom Wege des Heils abgebracht, wenn sie von Petrus in der Wahrheit des Glaubens nicht mehr bestärkt würde? Die Antwort auf diese Frage hat uns der Heiland leicht gemacht, wenn man sich gegen die Bejahung derselben sträuben wollte. Denn er wendet sich, obwohl Alle den Versuchungen Satans ausgesetzt sind, nach dem obigen Berichte des hl. Lukas wiederum nur zu Simon; er sagt ihm klar und bestimmt, worauf die Angriffe der Hölle gerichtet seien und was er als Felsen und kraft seiner apostelfürstlichen Auctorität bei den durch Satan erregten Stürmen zu thun habe: Befestige deine Brüder durch deinen nie wankenden Glauben. Die Glaubensstärke, die der Erlöser ihm erbeten, kann somit keine andere sein, als jene, welche in nächster Beziehung steht zum Befestigen der Brüder und daher dem Oberhaupte zum Schutze des Glaubens seiner Untergebenen nothwendig ist, nämlich der unverdunkelte Besitz der Wahrheit. Ihm ist sie vor Allen erbeten, um durch ihn sich den Brüdern und den Gläubigen mitzutheilen. Simon wird also kraft des göttlichen, allzeit erhörten Gebetes Christi in seinen allgemein verpflichtenden Glaubensgesetzen beschützt sein; er wird, so lange und so oft Satan die

---

[1] Joh. 8, 44. 2 Theſſ. 2, 10.

Gläubigen zu erschüttern sucht, Stärke genug besitzen, um auch bei den wildesten Stürmen die Kirche in der Wahrheit der Offenbarungslehren zu erhalten und zu befestigen. Den Fall des Apostels während des Leidenstages seines Meisters darf man nicht einwenden. Ob Simon nicht bloß äußerlich durch Lügen, falsches Schwören, Unterlassen des schuldigen Glaubensbekenntnisses, sondern auch innerlich den Glauben verläugnet habe, vermag Niemand zu sagen, es sei denn, Gott oder Petrus selber habe es ihm mitgetheilt. Ja, selbst den persönlichen Fehltritt des Jüngers zugegeben, wird ihm dennoch jener Glaube niemals gebrechen, den er nicht als Privatperson, wohl aber als Oberhaupt der Kirche zur Befestigung seiner Brüder besitzen soll. Es bleibt also dabei, der Gottessohn selbst hat die höchste, *irrthumsfreie Lehrauctorität* als einen Theil jener Fülle der Vollmachten besonders hervorgehoben, die er dem Petrus, seinem Stellvertreter auf Erden, verheißen und später übertragen hat.

Petrus ist somit der Monarch, durch den und in dem Christus das Gottesreich auf Erden regiert. Was er als höchster Lehrer die Kirche gelehrt hat, wird wahr bleiben in alle Ewigkeit, und was er als Irrthum verworfen, bleibt ewig verworfen; was er als höchster Richter entschied, bleibt entschieden. An ihn durfte stets, von ihm durfte niemals appellirt werden; denn es gab keine höhere Auctorität auf Erden, an welche eine Appellation eingelegt werden konnte: was er gebunden, kann Niemand lösen, denn es wird auch im Himmel gebunden sein; was er gelöst, kann Niemand binden, denn es wird auch im Himmel gelöset sein. Seine Amtshandlungen besitzen unmittelbar durch sich selbst, unabhängig von allem Anderen, die höchste Geltung vor Gott.

Treten wir indeß dem Regierungsvorrange Petri etwas näher, um seine Bedeutung für das Apostelcolleg in einigen Grundlinien zu zeichnen. Es kommen hierbei weniger die Vollmachten der Apostel an sich, als vielmehr ihre Ausübung in Betracht. Mochten sie auch ihre Gewalt auf Christus als deren unmittelbare Quelle zurückführen, so mußte doch die ganze Regierungs*thätigkeit* Petrus, dem monarchischen Mittelpunkte, sich anschließen und unterordnen. Die große ihnen eingeräumte Auctorität hätte alle Bedeutung verloren, wenn sie aus dieser Ordnung herausgetreten und aus der Einheit mit Petrus geschieden wären. Kein Apostel durfte eine Gemeinde anders als auf Petrus gründen, keine leiten und regieren, ohne sie nicht auch der obersten Regierung Petri unterzuordnen. Ohne Unterordnung unter ihn konnte niemals eine

geistliche Vollmacht auf einen Andern rechtmäßig übertragen werden, rechtsgiltig bestehen und auf gewissenhaften Gehorsam von Seiten der Gläubigen einen Anspruch erheben. Wenn irgend Einer aus den ersten kirchlichen Vorstehern dem Apostelfürsten gegenüber sich als Gleichberechtigten hätte rühmen wollen, weil er nicht von ihm, sondern von einem andern Apostel seine Würde herleite, so wäre dieß nichts als thörichter Ehrgeiz gewesen, sowie auch jeder, der, ohne Unterordnung zu Petrus, einen Vorsteher hätte einsetzen wollen, nur den traurigen Versuch gemacht hätte, eine menschliche Gemeinde zu stiften. Ja, da die außerordentliche Sendung der Apostel auf sie nicht übergehen konnte, so mußte ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Petrus um so stärker werden.

Allerdings fand er, wie in allen Anordnungen, die den Erlöser zum Urheber haben, so auch darin, daß einzelnen Vorgesetzten bestimmte Territorien zur Leitung zugewiesen werden sollten, unverletzbare Grenzen. Trotz seiner Vollgewalt durfte er hierin keine Änderung vornehmen. Alle Vollmachten aber der einzelnen Vorsteher waren durch Petri oberste Regierungsgewalt wenigstens in Ausdehnung und Ausübung wesentlich gebunden; sie sind so geordnet und untergeordnet, daß sie der Gewalt des Oberhauptes nichts entziehen, sondern die Kraft desselben unterstützen. Was der König in Beziehung zu den untergeordneten Richtern der einzelnen Städte seines Reiches, das vermag Petrus den Vorgesetzten der einzelnen Gemeinden gegenüber. Er konnte sie aus gerechten Ursachen ihres Amtes entsetzen, ihre Befugnisse durch Vorbehalt von Rechtsfällen oder Theilung des zugewiesenen Rechtsgebietes beschränken, aber auch von seiner Machtfülle ihnen größere Vollmachten übertragen. In allen Verhältnissen hatte ihre geistliche Regierungsgewalt nur mit und unter Petrus wahre Bedeutung. Er ist das Haupt, der Kern und Quellpunkt, von dem alle Ordnung, alles Leben und alle Kraft sich über die übrigen Regierungsorgane verbreiten, aber auch hinwiederum auf seine eigene Vollgewalt unterstützend zurückwirken. Er ist auch der Schwerpunkt, auf dem alle Verheißungen ruhen, welche Christus der Gesammtheit der Apostel und deren Nachfolger gegeben hatte; ohne den und getrennt von dem zumal keine Lehrthätigkeit unter dem göttlichen Beistande steht und darum volle Gewißheit für die Wahrheit bietet. Dieser Umstand verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Wenn die Apostel dem Einzelnen der von ihnen eingesetzten Vorsteher sagten: „Gehe hin und lehre dieses bestimmte Volk, diesen dir zugewiesenen Theil der Heerde Christi“, so mußten sie auch die ernste Mah-

nung beifügen, „unheilige Wortneuerungen zu meiden" (1 Tim. 6, 20) und nie von der Einheit der Lehre zu lassen. Jene, welche der heilige Geist gesetzt hatte, die Kirche zu regieren, konnte der Apostel Paulus nur mit der traurigen Ahnung verlassen, daß aus ihnen Männer aufstehen würden, „die Verkehrtes reden, um Jünger zu sich wegzuziehen" (Apg. 20, 28). Für sich war somit der Einzelne dem Irrthum ausgesetzt. Nur durch die Verbindung mit Petrus trat er auch in Contact und Gemeinschaft mit dem der Gesammtheit verheißenen Beistande. Denn auch in dem Lehrorganismus, dem Christus als einem Ganzen sagte: „Gehet hin, lehret, ich bin bei euch alle Tage", war Petrus der monarchische Mittelpunkt und das Haupt. Der göttliche Schutz muß deßhalb vor Allem auf seiner Lehre ruhen und dann die Lehrverkündigung jener Regierungsorgane umfassen, welche in Unterordnung und Übereinstimmung mit ihm lehren; ähnlich wie auch die menschliche Seele in einigen vorzüglicheren Organen des physischen Organismus ihre Thätigkeit unumgänglich nothwendig äußern muß, um auch diejenigen beleben zu können, welche mit diesen in abhängiger Verbindung stehen. Nicht die Mehrzahl oder die Vielheit der übereinstimmenden Vorsteher kommt deßhalb in Betracht, sondern das abhängige, einheitliche Verhältniß zu Petrus, die wesentliche Bedingung des einheitlichen Verhältnisses zum göttlich verheißenen Schutze. Versagte er einer noch so großen Anzahl von Trägern der Regierungsgewalt seine Zustimmung, so entbehrte ihre Lehre offenbar des Beistandes Christi; hat er einer neu auftauchenden Lehrmeinung noch nicht beigestimmt, so ist dieselbe auch noch nicht die Lehre des aus Haupt und Gliedern zusammengesetzten Lehrkörpers; die volle Wirksamkeit des verheißenen Schutzes ist thatsächlich noch nicht eingetreten, und es bleibt ungewiß, ob mit der neuen Lehre die Wahrheit verbunden sei. Denn nochmals, der lehrende Petrus ist im göttlich eingesetzten Lehrorganismus das vorzüglichste Organ, wodurch die Verbindung desselben mit Christus und seinem Beistande für irrthumsfreie Lehrverkündigung erst in volle Kraft tritt.

Durch die Oberhirtengewalt, wie er sie in Petrus niederlegte, hat der Welterlöser eine wunderbare, enggeschlossene Einheit in seinem Reiche begründet. Denn nach seinem Plane haben wir Petri Regierungsvorrang nicht als Krone oder Schlußstein anzusehen, um die einzelnen Vorsteher und ihre Gemeinden als einheitliches Ganzes zu vollenden, sondern als die Grundveste, durch welche die Einheit des Gottesreiches wesentlich bedingt ist. Durch Petrus wird die geistliche Regierungs-

gewalt zur Regierungsgewalt des Reiches Christi; denn nur in Abhängigkeit von ihm und in Verbindung mit ihm kann dieselbe erlangt und ausgeübt werden. Durch Petrus wird die Kirche zur Kirche Christi; denn durch ihn und in ihm ist Christus mit seiner stellvertretenden Hirtengewalt in derselben zugegen.

Aus dem bisher Gesagten läßt sich nun mit Leichtigkeit die wichtige Frage beantworten, ob das Amt des Simon und mit ihm die Unterordnung aller geistlichen Regierungsgewalt auf Erden unverändert fortbestehen solle oder nicht. Wir haben bereits das vorige Mal genugsam bewiesen, daß den Aposteln die Gewalt zur Regierung der Gläubigen nicht als außerordentliche Gnadengabe bloß für die Gründung der christlichen Heilsordnung verliehen wurde, sondern nach dem ausdrücklichen Willen des Erlösers fortbestehen und sich auf ihre Nachfolger vererben mußte. Wie verhält sich aber der Regierungsvorrang Petri zu diesem Regierungsorganismus? Ist er etwa in demselben bloß etwas Zufälliges und Außerordentliches, oder nicht vielmehr die Basis und das wesentlichste Element desselben? Wenn das Letztere, wie wir gesehen, so muß er vor Allem zum Wohle des Gesammtreiches Christi fortbestehen. Oder hat der Heiland die Oberhirtengewalt des Simon ausgenommen, als er den Aposteln die Fortdauer ihres Amtes und der damit verbundenen Gewalten „bis zum Ende der Zeiten" verhieß? Wir können in seinen Worten hierfür auch nicht einen Schatten von Wahrscheinlichkeit bemerken. Mit den Aposteln will er fortwährend bleiben, welche er zu einem aus Haupt und Gliedern bestehenden Ganzen verbunden und der Obergewalt des Petrus untergeordnet hatte; und ihre Nachfolger sollen und können darum die apostolische Regierungsgewalt auch nicht anders als unter der Oberleitung eines Petrus besitzen und ausüben.

Ja, ohne Widerspruch mit sich selbst hätte Christus das Fortbestehen des Vorranges Petri nicht beschränken können. In seinem Plane ist er das Fundament, durch das der ganze Bau seiner Kirche getragen wird, und so lange das Gebäude bestehen soll, so lange muß das Fundament unter demselben bleiben. Simon mag also sterben, aber die Felsenkraft, das Amt, welches ihm vom Welterlöser verliehen ist, reicht über seine Lebenstage hinaus und geht auf seine rechtmäßigen Nachfolger über: Petrus, der Felsen, stirbt nie; er muß ebenso nothwendig ununterbrochen fortleben, als nach der ausdrücklichen Verheißung des Sohnes Gottes die Kirche keiner feindlichen Höllenmacht jemals

unterliegen soll. An Simons Stelle wird also stets ein Anderer als der Felsengrund treten; aber auch als der bevollmächtigte Verwalter und Statthalter des Gottesreiches auf Erden. Denn das Amt des Verwalters muß naturgemäß so lange fortbestehen, bis der Herr wiederkommt. So lange darum das zeitliche Reich Christi der Verwaltung bedarf, d. h. bis zum Ende der Zeiten, wann Christus, der König der Herrlichkeit, erscheint, wird auch ein Statthalter desselben auf Erden sein müssen.

Hat endlich der Erlöser seinen Willen nicht deutlich ausgesprochen, als er der Oberhirtensorge Petri Lämmer und Schafe, Hirten und Gläubige, Alle, welche im Laufe der Zeiten seine Heerde bilden würden, anvertraute? Wer wird sie denn auf dem Wege des Heiles bewachen, führen und schützen, wenn nach dem Tode des Simon sein Hirtenamt in einem Andern nicht fortlebt? Da also Petrus ohne Einschränkung von Raum und Zeit vom Welterlöser zum Hirten, Verwalter und Felsenfundamente der ganzen Kirche gemacht worden, so darf Niemand behaupten, es dürfe für die Leitung der Gesammtkirche in den kommenden Jahrhunderten kein Petrus existiren. Denn Gottes Wille ist der Grund seines unverletzlichen, unzerstörbaren Rechtes, die einzige Norm zur richtigen Beurtheilung der kirchlichen Verfassung, das Gesetz, vor dem sich beugen muß jegliche Creatur. Die Regierungsgewalt und ihre organische Einheit und Gliederung kann im Glaubensreiche Christi keine andere sein, als die, welche „bis zum Ende der Zeiten“ und mithin unveränderlich vom Sohne Gottes eingesetzt wurde. Wir müssen unbedenklich bei der Behauptung verharren, daß, wie ohne Petrus keine oberste Gewalt über die Gläubigen im Apostelcolleg bestand, sie auch für alle Zukunft niemals in der Gesammtheit der Vorsteher, sondern nur in Einem, dem Nachfolger des Apostelfürsten, ruhen könne und müsse. Mit der Fortsetzung der apostolischen Regierungsgewalt bleibt auch ihre monarchische Organisation, und es wird seit den Zeiten des Erlösers stets Ein Petrus dem andern durch alle Jahrhunderte folgen bis zum Ende der Welt.

Die unermeßliche Tragweite aller Consequenzen, die sich hieraus ergeben, ist in dem Wesen des Vorrangs Petri eingeschlossen. Heute noch ist sein Nachfolger die Grundveste, der Kern und Mittelpunkt aller religiösen Regierungsgewalt, die auf die Verheißungen des Sohnes Gottes für den unverfälschten Besitz der Offenbarungslehren und auf den Gehorsam von Seiten der Menschen einen gerechten Anspruch er-

heben kann. Die Frage nach der göttlich eingesetzten Obrigkeit in religiösen Dingen wird endgiltig nur mit der Frage nach dem wahren Nachfolger Petri beantwortet.

Heute noch hat er allein und kein Anderer den göttlichen Auftrag und das Recht, die christliche Unterweisung und Bildung der Nationen, unbeschadet ihrer politischen Selbständigkeit, zu leiten, das christliche Völkerrecht zu verkünden und zu beschirmen, und gegen unchristliche Grundsätze Verwahrung einzulegen.

Heute noch besitzt die Gesammtheit der Menschen in ihm und in keinem Andern den höchsten Wächter und Beschützer der christlichen Religion, der Glaubenslehren und des Sittengesetzes, des gottgewollten Weges zur Seligkeit, und als solcher wird er niemals den Völkern das Gute bös und das Böse gut nennen. Fürwahr, sobald die geistige Macht, die Christus durch Petrus in die Weltgeschichte eingeführt, als göttliche und absolut berechtigte Institution bekannt ist, liegt nichts so sehr in den Absichten Gottes wie im Interesse und Rechte des ganzen Menschengeschlechtes, als daß die freie, volle Ausübung derselben ermöglicht, geschützt und befördert werde.

Unter ihm soll die Vielheit der Völker zu einer gottgeweihten Einheit, der wahren Kirche des Welterlösers, vereinigt werden, die somit nichts anderes ist, als der Verein jener, welche unter der Leitung des rechtmäßigen Nachfolgers Petri und der ihm untergeordneten Vorsteher die christliche Religion bekennen und ausüben.

Petrus Bürger S. J.

Der moderne Staat als Vorläufer der Socialdemokratie.

II. In religiöser Beziehung.

In Sachen der Religion erstrebt die Socialdemokratie den Atheismus; oder sagen wir lieber gleich Alles: den Antitheismus, d. h. den förmlichen Haß Gottes und göttlicher Dinge.

Mit schrecklicher Nacktheit tritt uns dieser unterweltliche Zug in der socialistischen Presse aller Länder, insbesondere Deutschlands, ent=

gegen. „Wir sind Feinde aller Pfaffen," schreibt der ‚Volksstaat', „und Feinde aller Kirchen aus Princip; schon deßhalb, weil wir Atheisten sind." Sogar der Protestantenverein ist den Socialdemokraten noch zu „gottesfürchtig"; denn das eben citirte Blatt antwortete auf die Anfrage einer Abonnentin: „Wir haben uns mit den Verhandlungen des Protestantentags nicht beschäftigt, da es uns nicht interessiren konnte, was jene gottesfürchtigen (!) Männer verhandelt haben. Wenn Sie glauben, daß die Zukunft unserer Partei vom ‚Christenthum' abhänge, so dürfte dieß wohl nicht richtig sein. Auch werden wir uns auf diese Gefahr hin stets bestreben, recht gottlos zu sein." Ein anderes socialistisches Glaubensbekenntniß in kürzester Form lautet: „Niemand ist des Namens eines Socialisten würdig, als wer, selbst Atheist, mit allem Eifer der Ausbreitung des Atheismus seine Anstrengung widmet." [1]

Der Theologe der deutschen Socialisten ist Joseph Dietzgen, dem es an cynischer Verachtung des Christenthums kaum ein Zweiter gleichthut. „Arbeit heißt der Heiland der neueren Zeit!" ruft dieser Prediger der freireligiösen Arbeiter des Wupperthals in Elberfeld-Barmen [2]. Und was ist ihm die Erlösung? „Unsere Hoffnung auf Erlösung ist nicht auf ein religiöses Ideal, sondern auf einen massiven, materiellen Grundstein gebaut. Was das Volk berechtigt, an die Erlösung von tausendjähriger Qual nicht nur zu glauben, sondern sie zu sehen, das ist die feenhaft productive Kraft, die wunderbare Ergiebigkeit seiner Arbeit. In den entdeckten Zauberformeln, mittelst deren wir die Natur zwingen, ihre Spenden fast ohne Mühe und Arbeit herzugeben, darin besteht der Reichthum, der jetzt vollbringen kann, was bisher kein Erlöser vermocht hat" (S. 6 f.). Überhaupt will der deutsche Socialis-

---

[1] R. Todt, Der radicale deutsche Socialismus, S. 76. Professor A. Schäffle (Quintessenz, S. 63) sagt: „Der heutige Socialismus ist durch und durch irreligiös und kirchenfeindlich. Er sagt, die Kirche sei nur eine Polizeianstalt des Kapitals und betrüge das Proletariat mit dem ‚Wechsel auf den Himmel'; die Kirche sei werth, unterzugehen. Die Kirche, ja alle Religion ist von vielen Socialisten fanatisch gehaßt." Wenn Schäffle beisetzt, dieser Haß sei „gewiß nicht ohne Mitschuld der Kirche selbst", so trifft dieser Vorwurf gewiß nicht unsere heilige Kirche, die ihr Mutterherz gegenüber den Armen und Arbeitenden nie verläugnet hat.

[2] J. Dietzgen, Die Religion der Socialdemokratie, fünf Kanzelreden; 3. verm. Aufl. Leipzig 1875, S. 6. Vom nämlichen Verfasser: Die bürgerliche Gesellschaft, ein Vortrag vor freireligiösen Arbeitern des Wupperthales; Nationalökonomisches. — Der Mann arbeitet auch für den „Vorwärts", den Nachfolger des „Volksstaat". Man übersehe nicht den Zusammenhang zwischen den freireligiösen Gemeinden und der radicalen Socialdemokratie.

mus nicht einmal das Wort „Religion" hören, denn „er setzt an Stelle der Religion die Humanität, welche auf der Erkenntniß ruhen wird, daß nur in der socialen, brüderlichen Arbeit, in der ökonomischen Gemeinschaft der Erlöser lebt, der uns vom leibhaftigen Bösen (der Ausbeutung durch den Kapitalismus) befreien kann" (S. 17).

Wenn aber je die „Religion" noch vorkommen soll, so besteht sie einzig in dem Bewußtsein, daß der einzelne Mensch in seiner Arbeit von der Gesammtheit abhänge, nimmermehr aber im Glauben an überirdische Wesen, die es ja gar nicht gebe. Dietzgen (S. 17) wagt die Sätze: „Wenn die Religion im Glauben an außer- oder überirdische, materielle Wesen und Kräfte, im Glauben an höhere Götter und Geister besteht, dann ist die (Social-) Demokratie ohne Religion. An ihre Stelle setzt sie das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit des Einzelnen, der zu seiner Vollkommenheit der Ergänzung und somit der Unterordnung unter das Allgemeine bedarf. Die cultivirte menschliche Gesellschaft ist das höchste Wesen, woran wir glauben; auf ihrer socialdemokratischen Gestaltung beruht unsere Hoffnung. Sie erst wird die Liebe zur Wahrheit machen, für welche die religiösen Phantasten bisher nur geschwärmt haben." — So wird der Socialismus nicht bloß der Staat, sondern auch die Kirche und die Religion.

Den grimmigsten Haß hat der rothe Socialismus unter allen Religionen gerade dem Christenthum reservirt. Unser „Prediger" sagt (S. 26): „Neuerdings ist das Christenthum die Religion der Knechtseligkeit genannt worden. Das in der That ist seine treffendste Bezeichnung. Knechtselig ist allerdings alle Religion, aber das Christenthum ist die knechtseligste der knechtseligen. Nehmen wir ein christlich Wort von der Straße! An meinem Wege steht ein Kreuz mit der Inschrift: ‚Barmherzigkeit, huldreichster Jesu!' .. Da haben wir die unmäßige Demuth des Christenthums in ihrer vollen Erbärmlichkeit. Denn wer so seine ganze Hoffnung auf Erbarmen baut, ist doch in Wahrheit eine erbärmliche Creatur." [1]

---

[1] Die praktische Nutzanwendung der freien Religion auf die Politik läßt nicht lange auf sich warten. Dietzgen sagt S. 14: „Die Heiligen und die Heiligthümer, die profanen wie die religiösen, müssen fallen. Wir müssen aufhören, zu irgend Jemand demüthig heraufzusehen. Der Demokrat soll den Regenten der Republik nicht anstarren, wie der Bauer den Pfaff, als zweibeinigen Herrgott, als den auserkorenen Besten oder Höchsten." — Die nähere Specification folgt dann auf

Doch genug der Gotteslästerungen! Wir könnten sie in's Unabsehbare vermehren, aber wozu? Der Socialismus macht aus seinem Hasse gegen Religion niemals ein Hehl; J. Most hat es in den ersten Monaten des Jahres 1878 in den Arbeiterversammlungen zu Berlin laut genug bekannt, und jede Nummer der Parteiblätter bestätigt das Nämliche.

Allerdings ist es wahr, daß das Gothaer Programm der deutschen Socialisten vom 25. Mai 1875 ausdrücklich die „Erklärung der Religion zur Privatsache" feststellt[1], und die in das Kohlenbecken der Ruhrgegend entsandten Agitatoren den christlichen Bergleuten die Bedenken durch die Versicherung zu benehmen suchten, man habe einzig die Besserung der ökonomischen Lage der Arbeiter im Auge. Wäre diese „Religion als Privatsache" ernstlich und aufrichtig gemeint, nicht aber ostensibles Parteimittel, so dürfte man sich die gräßliche Verhöhnung aller Religion nimmermehr erlauben, weil so wenigstens der Einzelne in seiner „Privatmeinung" grob verletzt würde. Aber jene „Privatsache" ist eben nur ein nothdürftiges Mäntelchen zur Verhüllung der krassesten Gotteslängnung, und als mit dem Ende des Jahres 1877 die protestantischen „Christlich-Socialen", die sogen. Hofprediger-Partei unter Stöcker, zu Berlin dem rothen Socialismus Concurrenz zu machen versuchten, da wurde das Mäntelchen abgeworfen, dem Christenthume der Krieg bis an's Messer erklärt, zum Massenaustritte aus der Landeskirche aufgefordert, und Abänderung des nicht mehr zeitgemäßen Punktes

---

S. 33: „Der Glaube an Götter und Halbgötter, an Moses und die Propheten, der Glaube an den Papst, an die Bibel, an den Kaiser, seinen Bismarck und seine Regierung, kurz der Auctoritätsglaube findet seine endgiltige Erledigung in der (socialistischen) Wissenschaft des Geistes."

[1] Übrigens hat dieser Satz in seiner subjectivistischen Fassung seinerzeit für die socialistische Propaganda herrlich gewirkt, wenigstens in protestantischen Gegenden. Nicht umsonst schreibt daher der Pastor Todt (S. 78): „Es ist dieser Satz, ganz liberal-fortschrittlich klingend, nur ein Aushängeschild für die Partei. Durch ihn werden noch Tausende sich ködern lassen, die sich sonst durch die Reste ihres väterlichen Glaubens von der bisher proclamirten Gottlosigkeit abschrecken ließen, Socialdemokraten zu werden. Jener Passus ist der erste Beweis, wie gefährlich die Gothaer Vereinigung werden kann." — Wenn aber derselbe Prediger meint: „Früher hieß die Parole: Massenaustritt aus der Kirche! Jetzt gebietet die Rücksichtnahme auf das Gros der ländlichen Arbeiter, die Religion zur Privatsache zu machen," — so täuscht er sich. Der Socialismus hat nie aus seinem Atheismus Hehl gemacht und den Ruf nach Massenaustritt aus der Kirche seit den ersten Tagen von 1878 recht laut erhoben.

auf dem nächsten Parteitage beantragt. Daß diese Abänderung im Sinne der äußersten Linken geschehen wird, liegt auf der Hand.

Wundern darf dieses uns nicht zu sehr; ist doch der rothe Socialismus direct aus dem Liberalismus herausgewachsen, und fällt doch der Apfel nicht weit vom Stamme. Qualis pater, talis filius.

Die Weltgeschichte macht keine Sprünge; jede neue Revolution hat ihre Wurzeln in der „alten Ordnung", besser: Unordnung der Dinge. Und so ist der moderne liberale Staat der Vorläufer der Socialdemokratie auch in ihrer antikirchlichen Richtung; er ist es in seinem Grundprincip, in dessen Ausführung und in dessen letzten Folgen.

I. Das Grundprincip des Liberalismus und seines Staates ist der vollendete Naturalismus, die Läugnung alles Übernatürlichen in Gesellschaft, Staat und Individuum. Dieser Staats-Materialismus lebte von Anfang an mit Gott dem Herrn auf gespanntem Fuße. Zuerst anerkannte er ihn im englischen Deismus noch als den großen Baumeister aller Welten, der aber seitdem sich vollständig quiescirte und hinter den Bergen schlummerte, damit doch ja die Menschen in ihrer Freiheit und in ihrem „constitutionellen Staate" nirgends behindert würden. Aber ein Gott, der nur existirt, jedoch nicht regiert, ist etwas so Widersinniges, daß man ihn bald im Namen des idealistischen, dann des materialistischen Pantheismus mit in den Kauf gab und den Staat ohne Gott aufbaute, den etwaigen Glauben an ein höchstes Wesen aber in das Belieben des Individuums stellte.

Hiemit war der sociale Abfall von Gott und seinem Christus durch den liberalen Staat vollbracht. Dieser selbst proclamirte sich als den absoluten Gesetzgeber, als den obersten Richter, als die höchste Majestät, also, wenn auch nicht in Worten, so doch in der That als Gott. Daneben aber wollte er dennoch, in schreiender Inconsequenz, seine bisherigen Befugnisse über die religiösen Genossenschaften und die Kirche nicht aufgeben; von den Lehrkanzeln ließ er durch seine Staatsprofessoren den Unglauben verkünden und hielt sich trotzdem einen Cultusminister. Das officielle Frankreich kennt z. B. nicht einmal einen Sonntag, „ernennt" aber dennoch Bischöfe. Eben darum leidet der moderne Staatsmaterialismus, der einzig dem Reform-Judenthum zu gut kommt, an zwei tödtlichen Schäden: an unehrlicher Halbheit und an Unbeliebtheit bei der ungeheuern Mehrheit des Volkes. Es ist eine Halbheit, den Glauben an Gott bei den Individuen zu erlauben, ja z. B. beim Eide förmlich vorauszusetzen, und doch das öffentliche Wesen

ohne alle Rücksicht auf Gott zu ordnen. Denn wenn es einen Gott gibt, so ist Er der oberste Herr, Gesetzgeber und Richter, und der Staat nur ein Diener des göttlichen Willens und Gesetzes. Der Staat muß unbeliebt werden, wenn er, das Realste unter dem Monde, sich nach einer doctrinären Schablone einrichtet; wenn er, dessen meiste und beste Bürger Christen sind, den christlichen Glauben, also das Heiligste dieser seiner Bürger, nicht bekennt und nicht zur obersten Norm seiner Gesetze macht, ja nicht einmal kennen will, hindert und beschädigt. Auf diese Weise ist die monströse Erscheinung zur Thatsache geworden, daß die liberale Partei, welcher Lassalle einen angeborenen Haß gegen den Staat als solchen mit Recht vorwirft[1], zur herrschenden geworden ist, und daß die erhaltenden Mächte der Gesellschaft als Opposition dastehen und gelegentlich gebrandmarkt werden.

Diese Lehren und Thatsachen haben der socialistischen Republik die Wege gebahnt. Wie der Theologaster „Staat" sich selbst zur Religion gemacht hat, so ruft jetzt die Partei der Zukunft den Socialismus als die einzig wahre Religion der Menschheit aus. „Die sociale Demokratie ist die wahre Religion, die alleinseligmachende Kirche, weil sie den gemeinschaftlichen Zweck („das leidende Menschengeschlecht von seinen irdischen Drangsalen zu erlösen, es zum Guten, Schönen, Rechten, Göttlichen hinaufzuführen") nicht mehr auf phantastischem Wege, nicht mit Bitten, Wünschen und Seufzen, sondern auf realem, thatkräftigem Wege, wirklich und wahr, durch gesellschaftliche Organisation der Hand- und Kopfarbeit erstrebt" (Dietzgen, S. 6).

Wie der liberale Staat sich selbst als das Höchste, das Christenthum als das Zweite erklärte, ebenso spricht der rothe Socialismus: „Nach der alten Offenbarung[2] war das Gesetz das Erste, Höchste,

---

[1] Lassalle in seiner Schrift: Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian (Chicago 1872, S. 155), spricht von dem „Haß unserer liberalen Bourgeoisie gegen den Staat, nicht gegen einen bestimmten Staat, sondern gegen den Begriff des Staates überhaupt, den sie am liebsten ganz aufheben und in den der bürgerlichen Gesellschaft untergehen lassen, d. h. in allen seinen Punkten mit der freien Concurrenz durchdringen möchte. Denn im Staate kommen eben die Arbeiter immer noch als Menschen in Betracht, während sie, wie Alles in der bürgerlichen Gesellschaft, in welcher das Gesetz der freien Concurrenz herrscht, nur nach dem Preise der Productionskosten, nur als Sache in Betracht kommen."

[2] Unter der „alten Offenbarung", „altem Bunde" und ähnlichen Ausdrücken versteht der Socialismus die positiven Religionen, ersten Orts das Christenthum; unter dem „neuen Bunde" ꝛc. den socialistischen Volksstaat.

Ewige, und der Mensch das Zweite. Nach der neuen (socialistischen) Offenbarung ist der Mensch das Erste, Höchste, Ewige, und sein Gesetz, das Zweite, zeitlich und wandelbar" (S. 4). „Wir sind nicht dazu da, dem Gesetze zu dienen, sondern das Gesetz hat den Zweck, uns zu dienen, nach unseren Bedürfnissen modificirt zu werden. Der alte Bund verlangte Geduld und Ergebung in unsere Leiden; der neue Bund fordert Energie und Thatkraft. An die Stelle der Gnade setzt er die bewußte Werkthätigkeit. Das alte Buch nannte sich Auctoritätsglauben, das neue setzt die Wissenschaft, die revolutionäre, auf sein Titelblatt" (a. a. O.).

Der liberale Staats-Naturalismus gipfelte in der Läugnung der Erbsünde, der Erlösung und unseres übernatürlichen Endziels, also in drei Sätzen, welche nicht nur wirklich vom Socialismus angenommen wurden, sondern auch mit logischer Nothwendigkeit zur Genossenschafts-Republik führten.

Gibt es nämlich keine Erbsünde, so sind die zeitlichen Übel nicht mehr eine gerechte Strafe für die böse That, nicht mehr ein Mittel der Buße, sondern einzig die Folge unserer falschen gesellschaftlichen Zustände. Wer die Erbsünde läugnet, der privilegirt die Revolution [1]. Und in der That sagen die Socialdemokraten: „Die wahre Erbsünde, an der das Menschengeschlecht bisheran litt, ist die Selbstsucht. Moses und die Propheten, alle Gesetzgeber und Moralprediger haben zusammen nicht vermocht, davon zu befreien." [2] Der Mensch sei von Natur aus gut; schlecht und ein Verbrecher werde er erst durch unsere grundfalschen gesellschaftlichen Zustände, durch die Ausbeutung und ihre Degradirung, durch die Noth und ihren Zwang zum Bösen, durch die Überarbeit und ihre Verthierung. „Keine schöne Redensart, keine Theorie und Satzung konnte die Sünde ausmerzen, weil die Constitution der ganzen Gesellschaft an diesem Nagel hängt. Die bürgerliche Gesellschaft fußt auf dem selbstsüchtigen Unterschiede von Mein und Dein, fußt auf dem socialen Krieg, auf der Concurrenz, auf der Überlistung und Ausbeutung des Einen durch den Andern."

---

[1] Der berühmte französische Socialpolitiker Le Play schreibt (La paix sociale, Tours 1871, p. 6): „Der gefährlichste aller Irrthümer unserer Zeit, die Hauptursache unserer Übel ist die Lehre, die von J. J. Rousseau in seinem ‚Contrat social' um die Mitte des 18. Jahrhunderts verbreitet wurde, und welche im Widerspruche mit der augenscheinlichsten Erfahrung das Dasein der Erbsünde in der Menschheit läugnet."

[2] Dietzgen, a. a. O. S. 17.

Darum ergießt die socialistische Presse die volle Schale des Zornes über diese „beste aller Welten“; sie führt genau Buch über jene Verbrechen, die augenscheinlich aus unseren socialen Mißverhältnissen hervorgehen, und endet meistens mit dem Vorschlage, man hätte den Delinquenten freisprechen und unsere liberale „Ordnung“ einstecken sollen. Bedenkt man nun den unwiderstehlichen Drang des Menschenherzens nach Glück, den Abscheu des natürlichen Menschen vor jedem Leiden, den fanatischen Glauben der Socialdemokratie an das glückliche Leben im genossenschaftlichen Volksstaate, dann begreift man den Bekenner-Muth, den Eifer in der Propaganda und die Opferwilligkeit, die man unseren Socialisten nicht absprechen kann [1].

Ist sodann, wie unser Liberalismus will, die Erlösung weder vollbracht worden, noch nothwendig gewesen, höchstens mit Ausnahme der Erlösung aus der Ignoranz, so schrumpft der Gottessohn zu einem Weisen, einem „Lehrer“ zusammen; dann aber muß, Angesichts der vielfachen Leiden des Menschen, die Erlösung thatkräftig von uns selbst in die Hand genommen werden; dann hat nicht der Einzelne wie die Gesellschaft die Pflicht, das Erlösungswerk und die Gnaden in sich aufzunehmen, noch dem Tugendbeispiele der heiligsten Menschheit Jesu nachzustreben, sondern sich selbst zu erlösen. Und das thut der radicale Socialismus, indem er ruft: „Wir verlangen von der Gesellschaft, daß sie nicht nur menschlich heiße, sondern menschlich sei. An Stelle der Religion setzt die Demokratie Humanität, welche fortan nicht mehr auf einer moralischen Satzung, sondern auf der Erkenntniß ruhen wird, daß nur in der socialen brüderlichen Arbeit, in der ökonomischen Gemeinschaft der Erlöser lebt, der uns vom leibhaftigen Bösen befreien kann.“ [2] So hat das Volk in Hemdärmeln und in Blousen den neuen Glauben des David Strauß übersetzt.

---

[1] In einem Zeitraume von 14 Jahren, vom ersten Auftreten Lassalle's und der Gründung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins im Jahre 1863 bis Juni 1877, hatten die deutschen Socialisten 2843 Processe, davon in Preußen 2065 und in Sachsen 418; 4/5 derselben entfallen auf die Zeit 1871—77; darunter waren: Hochverrathsprocesse 5, Majestätsbeleidigungen 193, Bismarck-Beleidigungen 211 2c. Nur in etwa 400 Fällen erfolgte Freisprechung, in mehr als 2300 Processen Verurtheilung. Erkannt wurde im Ganzen auf 173 Jahre, 6 Monate und 3 Wochen = 70,486 Tage Gefängniß. An Geldstrafen wurden weit über 40,000 Mk. verhängt. Rechnet man dazu an Proceß- und Haftkosten weitere 40,000 Mk., was viel zu niedrig ist, so erhält man die anständige Summe von 80,000 Mk.

[2] Dietzgen, a. a. O. S. 17.

Die Läugnung des übernatürlichen Endziels der Menschen, überhaupt der Unsterblichkeit, hat unter der Herrschaft des Liberalismus große Fortschritte gemacht. Man hat die Hinweisung auf das jenseitige Glück für ein Unrecht an der Menschheit ausgegeben, welcher man „das Himmelreich raube, während man ihr die Erde nehme“, wie der frivole Anastasius Grün meinte. Das haben sich die socialistischen Frei-Gemeindler Berlins gemerkt und über den Eingang ihres Friedhofs die Inschrift gesetzt:

„Macht euch das Leben gut und schön,
Kein Jenseits ist, kein Aufersteh'n!“

Und auch die Socialdemokraten rühmen sich, daß „sie nicht in den grund- und bodenlosen Räumen einer himmlischen Phantasmagorie schweben, daß ihnen diese Räume zu duftig und luftig, zu unfaßbar seien, daß ihnen die Erde kein Jammerthal, sondern eine geliebte Heimath vorstelle, die man recht wohnlich machen müsse“. Aufrichtig, wie immer, äußern sie: „Statt nach dem religiösen Jenseits, wollen wir frei und antireligiös nach einem humanen und wohnlichen Diesseits streben.“[1] — Diese Verlegung des letzten menschlichen Endziels in das Diesseits ist von unberechenbaren gesellschaftlichen Folgen. Denn der Mensch muß zur Erreichung seines Zieles die ganze und letzte Kraft einsetzen, also der Socialdemokrat für „die Befreiung vom Joche sklavischer Arbeit; für die Befreiung von Noth, Elend und Sorge, von Hunger, Kummer und Unwissenheit; für die Befreiung von der Plage, das Lastthier der höheren Gesellschaft zu sein“.

Während nun der Staat des Liberalismus im innersten Wesen atheistisch ist und dennoch wieder bald ein confessionsloses, bald ein interconfessionelles, ein „katholisches“ oder „evangelisches“ Mäntelchen umhängt, erweckt er den Anschein feiger Schwäche, welche nach außen heuchelt, was nicht im Herzen sitzt, und verheimlicht, was darin sitzt. Der Socialismus dagegen nimmt die gegebene Prämisse hin, aber er bricht aufrichtig, muthig und folgerichtig mit aller Religion, mit dem ganzen „Gottmythus“, und proclamirt laut, „daß der Fortschritt oder die Entwicklung der Religion wesentlich in ihrer Auflösung besteht.“[2]

---

[1] „Die bürgerliche Gesellschaft“, ein Vortrag vor freireligiösen Arbeitern in Elberfeld-Barmen, von J. Dietzgen, S. 1.

[2] Dietzgen, Religion der Socialdemokratie, S. 23.

Er verachtet von Herzensgrunde die Halben, „die Ketzer und Reformatoren, die Protestanten, die Deutsch- und Alt-Katholiken, Lichtfreunde und freien Gemeinden, Frohschammer und Schenkel“, weil er die Feigheit nicht billige, die den Abfall vom Glauben als Wiederherstellung des wahren Christenthums ausspiele und also vom Namen nicht lassen wolle. Er ist vielmehr offen antichristlich, antireligiös, atheistisch. Alle Bekenner der Materie, Feuerbach, Büchner und Moleschott, Darwin und Häckel, und wie die Herren alle heißen, conscribirt er unter seine Fahne und behauptet, daß die materialistische Weltanschauung die einzig richtige, daß Feuerbach der „größte Denker“ und der mißkannte Erlöser des deutschen Volkes sei [1].

II. Wie hätte unsere heutige Socialdemokratie ihren fanatischen Haß gegen alle und jede Religion so unverblümt äußern können, wenn nicht der moderne „Staat ohne Gott“ die Verachtung des Übernatürlichen längst an der Stirne getragen hätte? Noch mehr aber hat derselbe den radicalen Socialisten vorgearbeitet durch die praktische Ausführung seines antireligiösen Grundprincips.

Der liberale Absolutismus, unter welchem so viele Culturvölker der Gegenwart seufzen, ist viel härter, als der königliche, welcher doch einen Zug patriarchalischer Güte an sich trug. Er kann es nicht ertragen, daß irgend eine Körperschaft im Reiche lebe und sich bewege, außer von des Staates Gnaden, ist daher von Haus aus ein Feind der Kirche und jeder bürgerlichen Autonomie der Innungen, Gemeinden und Provinzen. Dieses Joch des allseitigen Zwanges arbeitet einzig dem Genossenschaftsstaate vor, der allerdings auch dem freien Willen vielfach Gewalt anthut, aber doch andererseits dem Bürger etwas zum Leben gibt; kein Joch aber hat dem Zukunftsstaate größere Dienste geleistet, als das der Kirche auferlegte [2]. Weil der Staat ohne Gott die christliche Religion

---

[1] R. Todt, S. 91: „Der Materialismus wird als ein willkommenes Complement des communistisch-republikanischen Volksstaats begrüßt. Wo irgend ein Theologe, Naturforscher und Historiker materialistische Ansichten entwickelt, da wird er als einer der Geistesheroen gepriesen, und seine Gedanken werden sofort in socialistischem Sinne bearbeitet, ausgelegt und als neuer Beweis für die Wahrheit des Systems proclamirt.“ — Wenn der Verfasser aber meint, „der Socialismus entspringe nicht mit Nothwendigkeit aus dem Materialismus“, so drückt er sich zu vag aus. In der Theorie führt der Materialismus bei logischer Consequenz des Denkens zum Socialismus; in der Praxis aber sind die Materialisten nicht immer Socialisten, wie z. B. David Strauß ganz und gar der Bourgeoisie das Wort redet.

[2] Auch Protestanten anerkennen diese Wahrheit. So schrieben die föderalistisch-

weder vernichten konnte, noch durfte, so hat er sie wenigstens zu seiner Magd erniedrigen und in der Ausübung ihres göttlichen Berufes ganz von seiner Gnade abhängig machen wollen. Wir haben hierbei keinen bestimmten Staat, sondern den modernen Staat überhaupt im Auge.

Wem hat der Culturkampf genützt? Einzig der katholischen Kirche und ihrer Antipodin, der Socialdemokratie! Wem hat er geschadet? Dem Staate selbst und dem Protestantismus! Professor Schäffle, gewiß eine Auctorität, sagt geradezu, daß bei diesem Kampfe der Socialismus „der tertius gaudens" gewesen sei. (Quintessenz, S. 13.) In ihrer Nummer vom 16. Nov. 1876 schrieb die „Berliner freie Presse", die Nachfolgerin des „Socialdemokrat", die höhnenden, aber wahren Worte: „Der gesammte Liberalismus hat mit dem Culturkampfe uns (Socialisten) in die Hände gearbeitet. Das ist für uns ein überaus heiteres Nachspiel zu diesem Kampfe, welchem wir mit dem Motto: Wer am letzten lacht, lacht am besten! zuschauen. Das ist eine köstliche Ironie dieses Culturkampfes, eine von jenen, welche sich die Geschichte gegenüber eingebildeten Größen häufiger erlaubt; und von dieser Seite aufgefaßt, gestaltet sich dieser Kampf in der That zu einem Culturkampfe. Man hat das auch oben und in den beiden feindlichen Lagern bereits eingesehen, und wird deßhalb beiderseits (?) zum Rückzug geblasen. Wir aber stehen dabei, reiben uns vergnügt die Hände und sagen mit berechtigtem Triumphe: Zu spät!" — Der nämliche Artikel weist den Satz nach: „Der Kampf gegen die kirchliche

---

conservativen „Hessischen Blätter" zum Eintritt in's Jahr 1878: „Trifft es sich in der gegenwärtigen Zeitlage so, daß die Vertreter der politischen Centralisation und des Culturkampfes noch in grimmigem Kampf den Wortführern und Pionieren des Socialismus gegenüberstehen, so ist das eine Inconsequenz der Ersteren, welche wir von unserem Standpunkt aus vollkommen zu übersehen und in ihrer inneren Haltlosigkeit zu begreifen vermögen. Denn wenn auf allen anderen Lebensgebieten der „Staat" die allein berechtigte und allein mächtige Potenz sein soll, so ist es in der That eine einfache Absurdität, demselben die gleiche dominirende Stellung, welche ihm die Einheitsstaatler und Staatskirchenmänner auf politischem und kirchlichem Gebiete einräumen, nun auf wirthschaftlichem Boden verweigern zu wollen. Es muß vielmehr die siegreich und folgerichtig durchgeführte Ära der Centralisation, des Culturkampfes und des Staatskirchenthums, weil sie eben die unumschränkte Staatsgewalt zum obersten Princip erhebt, mit unausweichlicher Nothwendigkeit zu dem staatlichen Socialismus führen, welcher wiederum als letzte Consequenz den communistischen Wirthschaftsbetrieb und Gütergenuß in sich birgt, so sehr seine dermaligen Vertreter sich auch selbst noch gegen diese äußerste Folgerung aus ihrem Systeme sträuben."

Hierarchie ist ein Kampf gegen das Christenthum" und leitet ebendaher den ungeheuren Nutzen für den Atheismus der Socialdemokratie. Ob die Herren Unrecht hatten? Sie benutzten auch äußerst klug ihre günstige Position. Mit aufrichtiger Entrüstung nahmen sie sich der gemaßregelten Priester und Laien an, traten für die Vereins- und Gewissensfreiheit ein und suchten gerade auf diesem Wege den Eingang in die Kreise der katholischen Arbeiter [1].

Der zweite Grundfehler in der Durchführung des liberalen Staatsmaterialismus ist die Beschlagnahme und Naturalisirung des gesammten Schulwesens durch den „Racker Staat", welcher hiermit das Geistesleben der Völker geknechtet und sich selbst zur letzten Quelle aller Wahrheit gemacht hat.

Aber mit dieser Maßregel ist der liberale Staat wiederum rein socialistisch vorgegangen. Das Programm der socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands fordert unter Nr. 6 als Grundlage des Staates „allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat; allgemeine Schulpflicht; unentgeltlichen Unterricht in allen Bildungsanstalten". Es fußt also ganz und gar auf dem liberalen Staatsschulzwang und Staatsschulmonopol, auf zwei Dingen, welche durch die modernen Regierungen in's Leben eingeführt wurden, vermeintlich zur Mehrung des Reiches, in der That zur Vorbereitung des Volksstaates. Ja dieser letztere mildert den harten Zwang wenigstens dadurch, daß er den Reichen und Armen die gleiche Erziehung zu Theil werden läßt, daß er die dem Unbemittelten unerschwinglichen Schulgelder aufhebt und in allen Bildungsanstalten die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes ausruft.

---

[1] In der stark besuchten socialdemokratischen Versammlung zu Köln am 1. April 1878 behandelte Herr Heiland von Barmen das Thema: „Was haben die Nationalliberalen bisher für das Volk gethan?" und kritisirte scharf das Treiben dieser verächtlichen Partei, wobei er meinte, „der Pudel springe nicht geschickter über den Stock, als die Nationalliberalen". Auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete sei das Wirken der Partei gleich Null. Aber etwas hätten sie gebracht: den Culturkampf! Die Socialdemokraten seien weit entfernt, für die Klerikalen sich zu begeistern; aber in diesem Falle nähmen sie keinen Anstand, sich gegen diesen Kampf auszusprechen, wie überhaupt gegen alle Ausnahmegesetze. — Von den Thorheiten des Liberalismus lebt die Socialdemokratie! — Für die „patriotischen" Geldmächte Berlins aber war der Culturkampf die spanische Wand, hinter welcher sie ihre unsauberen Gründungen machten und so einen großen Theil des Mittelstandes zum Proletariat degradirten. Das Nähere bei R. Meyer, Politische Gründer, S. 85.

Bis zum vollendeten siebenzehnten Lebensjahre soll die ganze Jugend des socialistischen Staates die Schule besuchen, die Fortgeschrittensten wieder die Lehrer des Nachwuchses werden, und statt der zerfransten Specialwissenschaften unserer unpraktischen Universitäts-Professoren eine Generalwissenschaft vorgetragen werden. Sehr interessant ist die Entwicklung dieses Planes im ehemaligen „Volksstaat" (1876, Nr. 34 f.), die wir im Auszug unseren Lesern mittheilen wollen:

„Wie die alchymistische Irrung chemische Wahrheit, so hat der Irrthum der Philosophie eine Generalwissenschaftslehre zu Tage gefördert. Ein Greis, der sich an den Anfang des Lebens zurückwünscht, will es nicht wiederholen, sondern bessern. Er erkennt die gewandelten Wege als Irrwege; aber doch kann er nicht läugnen, daß sie ihm Wahrheit gebracht. Wie dieser Greis zur Vergangenheit, so, kritisch, verhält die Socialdemokratie sich zur Philosophie. Letztere ist der Holzweg, auf dem man sich verirren mußte, um zur Kenntniß des rechten Weges zu gelangen. Um nun dem rechten Weg, unbeirrt von allem religiösen und philosophischen Welsch, folgen zu können, soll man den Holzweg der Holzwege, die Philosophie, studiren! Die Socialdemokratie hat sich gegen die Religion entschieden, und plaidire ich hier dafür, daß sie sich auch gegen die Philosophie entscheide. Nur für das Stadium des Übergangs sei von ‚social-demokratischer Philosophie' gesprochen! Künftig dürfte Generalwissenschaftslehre der Name für die kritische Sache sein. Der ganze Wischiwaschi der alten Philosophen und ihrer heutigen Nachtreter will sagen, daß die Philosophie keine Wissenschaft ist, sondern der radicale Holzweg des Intellectes, daß die menschliche Erkenntniß ein inductives Instrument ist, welches stets und überall Erfahrungsmaterial voraussetzt."

Schon aus dieser Äußerung läßt sich erschließen, daß der Socialismus übel auf unsere Staatsprofessoren zu sprechen ist. Rückhaltlos geht er mit der „Aristokratie des Geistes" in's Gericht, weil dieselbe „ihre Profession, die Wissenschaft, verhimmele, nachdem sie doch alles Himmlische materialisirt habe". Auch diese letzten Götter müßten von ihren Thronen, den Kathedern, gezogen werden. Dietzgen sagt: „Seit es nicht mehr zeitgemäß befunden ist, das Arbeitsvolk zur Erzeugung des Reichthums mit brutaler Gewalt heranzuholen, beschwindeln die gelehrten Trabanten der Machthaber es mit den Wundern der geistigen Arbeit. Die vornehme, einträgliche Professorenstellung wird, wie der Unternehmergewinn des Fabrikanten, mit der interessirten Vorspiegelung

vertheidigt, daß die geistige der körperlichen Arbeit eminent überlegen und xmal productiver sei. Weil wir Socialdemokraten solche Anmaßung verachten, nennt man uns Verächter der Kunst und Wissenschaft! Wir verachten aus tiefster Seele die gespreizte Phrase von Bildung und Wissenschaft, die Rede von idealen Gütern im Munde diplomirter Lakaien, die heute mit einem geschraubten Idealismus dieselbe Volksbethörung treiben, die einst heidnische Pfaffen mit den ersten Naturkenntnissen getrieben haben." [1] Sprechende Folgerungen aus dem liberalen Staatsmaterialismus!

Ein dritter Fehler des liberalen Staates zu Gunsten des socialistischen Atheismus ist die Naturalisirung des ganzen Volkslebens, soweit es nur irgend anging. In Frankreich gibt es officiell keinen Sonntag mehr; in der letzten Thronrede des Königs Victor Emanuel strich das liberale Ministerium das Wörtchen „Vorsehung" als liberalium auribus offensivum; im neudeutschen Reiche hat man der Socialdemokratie in die Hand gearbeitet durch eine ganze Reihe von Gesetzen, welche den christlichen Charakter des Staates aufheben. Wir nennen u. A. die Aufhebung des Taufzwanges, die Civilstandsämter, die Civil-Ehe, das Gesetz über den Austritt aus der Kirche. Je mehr das reine Menschenthum zur Staatsreligion wird, desto weniger Arbeit bleibt den Socialisten übrig, die sich vergnügt in's Fäustchen lachen [2]. Man redet gar gern von der „freien Liebe" des Socialismus,

[1] Die Religion der Socialdemokratie, S. 31.

[2] Wie die Socialdemokraten das Civilstandsgesetz ansehen, und wie sie unter dieser Voraussetzung dem deutschen Kaiser als ihrem Wohlthäter nach dieser Richtung hin zu danken sich erkühnen, mag man aus einem Passus der socialistischen „Berliner freien Presse" entnehmen. Sie schreibt: „Wenn man in späteren Zeiten lesen wird, daß in Preußen kein Kind einen Namen hatte, ehe nicht der Priester die Ceremonie der Taufe an ihm vorgenommen, daß noch unter der Regierung Friedrich Wilhelm' IV. Gendarmen die kleinen Kinder aus den Wohnungen geholt und in die Kirchen zur Taufe getragen haben — dann wird man dem König die hohe Anerkennung nicht versagen, die er im reichhaltigsten Maße für die Zustimmung zu dem Gesetze verdient, welches der Pfaffenmacht den Boden unter den Füßen fortgezogen hat. — Wenn wir unseren Kindern später erzählen werden, daß ihre Väter und Mütter sich nicht heirathen, nicht zusammen eine Ehe eingehen konnten, wenn nicht der Pfarrer und die Kirche ihren sogenannten Segen gaben; daß Fälle vorgekommen sind, in denen sich Pfarrer aus irgend welcher religiösen Schrulle weigerten, geschiedene Eheleute zu trennen, und daß diese — entgegen dem bestehenden Gesetze — sich deßhalb nicht wieder heirathen konnten — dann werden unsere Nachkommen solche Zustände gar nicht begreifen, wohl aber einsehen, daß der Fürst sich den Dank seines Volkes verdient hat, der ihm die gesetzlichen Mittel

deren Durchführung dem Volksstaate noch große Arbeit machen werde. Allein dieß Ding spielte allerdings in der Pariser Commune und auch im Programme der Anarchisten des Russen Michael Bakunin; unsere deutschen Socialisten jedoch verabscheuen es, und werfen gerade der alten Gesellschaft die schändliche Prostitution und Maitressenwirthschaft vor; was sie wollen, das ist die Ehe als rein naturalistischer Contract zwischen Mann und Frau, allerdings mit leichter Lösbarkeit, wenn die Beiden einander satt haben. Dieses aber ist ihnen in der liberalen Civil-Ehe bereits gegeben.

III. Endlich arbeiten die Folgen des liberalen Staatsmaterialismus für die atheistische Socialdemokratie.

Wie der Mensch selbst die Vereinigung des Thierischen und Geistigen in einem einzigen persönlichen Wesen ist, so kämpfen in ihm, dem Gefallenen, auch zwei Gewalten, deren eine ihn zum Thierischen und Gemeinen, deren andere ihn zum Himmlischen und Edlen zieht; und gerade die niedrige Partei wird desto mehr überwuchern, je unwirksamer die Hauptanstalt zur Veredlung der Menschheit, die Kirche Gottes, durch den liberalen Absolutismus gemacht wird. Wir haben dieß nicht erst nachzuweisen, da die Ministerbank in Berlin selbst die Zunahme der „Rohheit" im Volke seit dem „glorreichen Kriege" zugestanden hat. Welche Früchte aus dem Staatsmaterialismus erwachsen, lehrt uns die Statistik mit ihren trockenen, aber vielsagenden Zahlen. Aus der veröffentlichten „Statistik der preußischen Schwurgerichte" z. B. ersehen wir ein bedenkliches Wachsen der Verbrechen in den Jahren 1871 bis einschließlich 1875, also in den Tagen des heißesten Culturkampfes. In den fünf Jahren haben die vor den Schwurgerichten verhandelten

---

und Wege verschafft hat, sich frei von allem Priester- und Kircheneinfluß zu erhalten. — Und wenn unsere religionslos aufwachsenden Kinder später erfahren, welche eminente Schwierigkeiten, welche Kämpfe und Verfolgungen wir früher durchzumachen hatten, wenn wir uns lossagen wollten von den Satzungen einer Religion, deren Glauben längst für uns zum krassesten Aberglauben geworden war, dann werden sie, gleich uns, mit einem Gefühl des Dankes an den König von Preußen zurückdenken, der durch seine Zustimmung zu dem Civilstandsgesetz es den Arbeitern erst möglich gemacht hat, religionslos und ungläubig aufzuwachsen, groß und alt zu werden und zu sterben. — Sie werden das Verdienst, welches sich König Wilhelm durch diese Gesetze erworben, besser zu schätzen wissen, als wir, weil sie an den dann hoffentlich nur noch in einigen Seltenheits-Exemplaren vorkommenden Priestern und Kirchen einerseits, an ihrem religionslosen Leben andererseits am besten beurtheilen können, von welchem Alp das preußische Volk durch die Civilstandsgesetze befreit worden ist" (Köln. Volks-Ztg., 15. April 1878).

Verbrechen um über 60 Procent, demnach jährlich um gut 12 Procent zugenommen; und zwar Mord und Mordversuch: 92 im Jahre 1871 auf 221 im J. 1875 = Zunahme 140 Procent; Betrugsfälle: 186 im J. 1871 auf 545 im J. 1875 = 193 Procent; betrügerische Bankerott: 59 im Jahre 1871 auf 228 im J. 1875 = Zunahme 286,5 Procent; Verbrechen gegen die Sittlichkeit: 501 im J. 1871 auf 1013 im J. 1875 = Zunahme 102 Procent[1]. Die Gesammtziffer der Schwurgerichtsfälle ist von 6403 im Jahre 1871 auf 10,268 im Jahre 1875 gestiegen. Ähnliche Erscheinungen zeigten sich in den anderen deutschen Staaten und, mehr als irgendwo, in Italien, der Domäne des Liberalismus[2]. Und nun erst die Attentate und die massenhaften Majestätsbeleidigungen der letzten Wochen!!!

Die nothwendige Folge des Naturalismus, welchen der moderne Staat so sorglich pflegt, ist die Entchristlichung des Volkes, die Ausbreitung des Unglaubens, der Atheismus in den Massen, so daß man in Betreff des nördlichen Deutschland bereits den Sieg des Unglaubens über den Glauben weissagt. Dieser Atheismus war zuerst in den oberen Schichten der Gesellschaft durch die ungläubige Wissenschaft auf den Staatsuniversitäten, durch die Tagespresse und Belletristik verbreitet worden, und galt als Privilegium der „Gebildeten“ längst, bevor der rothe Socialismus sein Haupt erhob. Er wurde durch die Freiheit der Wissenschaft und Forschung, durch die Zahl und die Stellung seiner Anhänger reichlich geschützt. Der Form wegen und äußerlich gehörte man irgend einer „Confession“ an, während man innerlich an keinen Gott mehr glaubte. Schon fünf Jahre bevor J. Most zum Massenaustritt aus der Kirche aufforderte, hatte der damalige Reichstagsabgeordnete Duncker, Eigenthümer der Berliner ‚Volks-

---

[1] Selbstmorde kamen in Preußen vor im Jahre 1870: 2963, im Jahre 1871: 2723, im Jahre 1872: 2950, im Jahre 1873: 2826, im Jahre 1874: 3076, 1875: 3278, 1876: 3219. Die Jahre 1870—73 weisen kleinere Zahlen auf, weil die Armee damals im Felde stand, also ihre Selbstmordstatistik entfiel, und weil im berühmten „Aufschwunge“ nach dem Kriege die Noth nicht drückte. Aber mit dem Jahre 1874 gehen die Zahlen plötzlich hinauf und sind ohne Zweifel in 1877 nochmals gestiegen. Die Zahl der preußischen Gefangenen ist von 68,006 (1871) auf 86,236 (1874) = 27 Procent in vier Jahren angewachsen.

[2] Italien weist an Morden auf: 1875 1437 Ermordete, 1874 1441, 1873 1491; in drei kurzen Jahren 4389 Fälle, in welchen der wirkliche Tod des Opfers folgte. Eine vergleichende Statistik für das Jahr 1875 weist für eine Million Einwohner in Belgien 17, in Preußen 22, in Italien 54 Ermordete auf.

zeitung', in einem Bezirksverein an der Spree gesagt: Das Christenthum habe trotz seiner zweitausendjährigen Wirksamkeit so gut wie kein Resultat aufzuweisen, darum solle die Demokratie mit der wahren Gotteskindschaft, mit der Gleichheit Aller auf staatlichem Gebiete, Ernst machen, und die Frage (!) der Religion und Sittlichkeit auf andere Weise, als bisher, lösen. Noch im Jahr 1874 verwarf Virchow auf der Naturforscherversammlung alle religiöse Erziehung, und pries die Naturwissenschaften als Universalerziehungsmittel[1]; erst 1877 trat er gegen Häckels Vortrag in München auf mit dem Orakel, man solle dem Volke seinen Glauben lassen, für die Gebildeten reiche die Wissenschaft des Unglaubens aus. Das Nämliche plauderte der redselige Treitschke in seinem Essay „Der Socialismus und seine Gönner" aus, worüber ihn die Socialisten gebührend anließen[2]. Kurz, die Führer der Liberalen haben längst die Humanität, die reine Demokratie und die Naturwissenschaften an die Stelle des alten Gottes gesetzt, und in diesem Sinne, wo sie immer zur Herrschaft gelangten, ihren Staat eingerichtet.

Darum wirft ihnen der Socialismus mit Recht vor: „Die großen Firmas der Gegenwart, die sich die Kosten ihres Hofstaats ‚verdienen' mit Profitmacherei an Andermanns Arbeit, sind dem orthodoxen Prediger mehr wie entfremdet. Jedoch kann es dem Liberalismus ebensowenig mit dem Unglauben wie mit dem Glauben Ernst sein. Mit ihrer religiösen Freimaurerei, mit ihrem Protest wider den Aberglauben — jeder Glaube ist Aberglaube — darf es nicht Ernst sein, weil die religiöse Zucht des Volkes eine mächtige Stütze ihrer socialen Herrschaft ist. Die Charakterlosen der national-liberalen Politik sind als religiöse Heuchler leicht wieder zu erkennen. Die Herren der großen Industrie, nebst ihren betreßten oder betitelten Lohndienern, als da sind Professoren, Kreisrichter, Advocaten 2c., schwärmen, wie für die Freiheit der Gewerbe und Concurrenz, so auch für Religionsfreiheit."[3]

---

[1] R. Todt, S. 94.

[2] Fr. Hitze, Die sociale Frage, Paderborn 1877, S. 135. „Gerade in dieser Beziehung (dem Atheismus) treten wir ganz und voll nur das Erbe des Liberalismus an," so antwortete die Socialdemokratie; „wir unterscheiden uns von Ihnen nur dadurch, daß Sie nur dem Geldbeutel das Recht zuerkennen, sich von kirchlichen Dogmen loszusagen."

[3] Dietzgen, a. a. O. S. 19. Unsere liberalen Großindustriellen haben, besonders vom Jahre 1848 an, alles Mögliche zur Entchristlichung der Arbeiter, zur Abschaffung der Feste und zur Entheiligung der Sonntage geleistet. Die Arbeiterbildungs-

Weil nun der moderne Staat unter den Händen der herrschenden Partei den religiösen Indifferentismus als Bildung und Intelligenz, den Unglauben als Privilegium der Wissenschaft in immer weitere Kreise der Gesellschaft verbreitet hat; weil er das Christenthum, soweit er es noch zuläßt, zu einer feineren Polizeianstalt im Interesse des Unterthanengehorsams und des sicheren Besitzes umstempeln möchte; so betrachtet das Proletariat sich als verkürzt, wenn nicht auch es an der Unglaubensfreiheit theilnehmen darf. Nun erst begreifen wir, warum die Socialdemokratie gerade den Atheismus auf ihre Fahne geschrieben hat.

Sie geht von der Thatsache aus, daß die industriellen Arbeiter in gewissen Gegenden allergrößten Theils, in anderen Gegenden großen Theils der Gottesläugnung verfallen sind. Sie weiß, daß aus dem Materialismus mit Nothwendigkeit socialistische Gesinnung erwächst; daß das Christenthum ein Hauptdamm gegen die Fluthen aus der Tiefe ist, und daß man mit ungläubigen Arbeitern Großes ausrichten kann, wenn einmal „die Gewalt als Geburtshelferin der neuen Zeit“ (Marx) angewendet werden muß: Gründe genug, um den Atheismus aus Nützlichkeitsrücksichten zur socialistischen Devise zu erheben und den Glauben als Feind des arbeitenden Volkes hinzustellen. Darum sagen die Arbeiterführer: „Der Mensch darf (im modernen Staat) glauben, was er will; aber wehe dir, wenn du mit der Freiheit von aller Religion Ernst machen willst! Einer freireligiösen Gemeinde darf man angehören, auch einer confessionslosen Schule; aber gar keiner Religion, einer Schule ohne Confession? Nein! Da hört Alles auf! Wenn das Volk an nichts mehr glaubt, wer wird dann unser Eigenthum heiligen und unserem Vaterlande das Kanonenfutter hergeben?“ [1]

Das sind die Folgen der bureaukratischen Bevormundung der Kirche! Durch dieselbe glaubte der moderne Staat sein Machtgebiet zu erweitern, hat aber das Gift dem Herzblute seines Volkes eingeimpft und die Kirche um ihren Einfluß auf die Herzen gebracht [2]. Nur die

---

vereine des Freimaurers Schulze aus Delitzsch, beim Fortschritte „der König im socialen Reiche“ genannt, laufen auf die liberale „Bildung“, d. h. auf brutalen Unglauben hinaus. Alles für die Socialdemokratie gearbeitet! Jetzt erfahren die Edlen den Satz: Das Unrecht schlägt den eigenen Herrn. Zu spät! Ihre Aussaat ist in die Halme geschossen.

[1] Dietzgen, a. a. O.

[2] Weil aber der Mensch immerhin eine Religion haben muß, so ist der Socialismus als solcher die Religion der atheisirten Arbeiter gerade in protestantischen Gegenden geworden. R. Meyer schreibt in seinem „Emancipationskampf“: „Es ist

katholische Kirche hat, weil sie mit Martyrermuth gegen die Bureaukratisirung ankämpfte, an innerer Macht gewonnen; alle andern christlichen Bekenntnisse aber haben schauerliche Verluste zu verzeichnen. „Heraus aus der Kirche!“ Dieser Ruf hallt durch die Arbeiterbataillone hin; und verzweifelnd möchte der Liberalismus „wieder mehr Religion in's Land schaffen“, aber — es ist sehr spät, vielleicht zu spät!

Nur Eines kann uns retten: Die Rückkehr von den Irrungen des gottverlassenen Liberalismus, die Rückkehr zum gerechten christlichen Staate mit Freiheit und Billigkeit gegen Alle, vor Allem gegen die Schwachen und Armen; die Herrschaft des Christenthums in Staat und Gemeinde, in Gesetz und Besteuerung, in Schule und Familie. Der Gottessohn muß wieder in sein sociales Königthum eingesetzt werden; denn Einem muß die Gesellschaft dienen: entweder dem Herrn der Gerechtigkeit und Liebe, oder dem Dämon des Umsturzes und des Hasses.

M. Pachtler S. J.

Über Visionen und Prophezeiungen.

II.

Die dargelegte Lehre der Gottesgelehrten über das Wesen der Vision und der Prophezeiung ist aber nicht bloße Speculation, sie ist wirkliches Leben in unserer Kirche und vollzieht und vollzog sich in stets wiederholten und unangreifbaren Thatsachen. Die dießbezügliche Lehre der Heiligen ist selbst nichts anderes, als der Inbegriff und der Ausdruck lebendiger Anschauung und jahrhundertelanger Erfahrung, weil es eben keine Zeit in der Geschichte unserer heiligen Kirche gibt, die solche Erscheinungen nicht aufzuweisen hätte. Ja, sie wäre einfach nicht die wahre Kirche, wenn sie dieses Kennzeichens entbehrte.

---

nicht die relativ größere Noth des vierten Standes, welche ihn für den Socialismus empfänglich macht, wie dieses die Socialdemokraten anzudeuten pflegen. Es ist vielmehr die Öde und Leere in den Herzen der Arbeiter des Nordens, welche nicht durch die Religion voll und ganz erwärmt werden, die einen Platz für eine neue Religion — den Socialismus — in diesen Herzen schafft.“

Schon die Kirche des Alten Bundes erfreute sich dieser Gnadengaben in reicher Fülle: wie könnten dieselben der wahren Kirche des Neuen Bundes abgehen? Noch mehr: der Alte Bund schaute zum Voraus diese übernatürliche Herrlichkeit auch an unserer Kirche, es gehört dieser Zug also zu ihrem Wesen und kann ihr unmöglich fehlen. Bei dem Propheten Joel heißt es: „In den letzten Tagen, spricht der Herr, werde ich von meinem Geiste aussenden über alles Fleisch, und prophezeien werden eure Söhne und Töchter; eure Jünglinge werden Erscheinungen sehen und eure Greise Träume haben . . . Und über meine Knechte und Mägde werde ich in jenen Tagen von meinem Geiste senden, und sie werden prophezeien."[1] Offenbar gelten diese Worte erstens nicht bloß von der Zeit der Synagoge; der Prophet scheint vielmehr die letzten Tage derselben und den Beginn des Neuen Bundes zu bezeichnen. Ganz unzweifelhaft wird diese Annahme dadurch, daß der hl. Petrus mit diesen Worten die Zeichen und Wunder erklärt, welche bei der Herabkunft des heiligen Geistes das gesammte Judenthum in Staunen setzten, indem er seinen Zuhörern zuruft, sie sollten sich nicht wundern, denn diese außergewöhnlichen Erscheinungen seien bloß die Erfüllung der Prophezeiung Joels[2]. Daß aber diese Erscheinungen nicht etwa damals aufhören, sondern daß sie fortdauern sollten bis zu den letzten Zeiten, geht wohl genügend daraus hervor, daß der hl. Petrus mit diesen Erscheinungen die Zeichen des jüngsten Tages in Verbindung bringt, zumal auch sonst nach biblischer Sprechweise die „letzten Zeiten" das gesammte Reich der Kirche, als die letzte und unmittelbare Vorbereitung auf das Reich des Himmels, bezeichnen. Zweitens ist in dieser Prophezeiung zunächst die Rede nicht von der Mittheilung des heiligen Geistes durch die heiligmachende Gnade, oder von der amtsmäßigen Verkündigung des Evangeliums durch die Apostel, sondern von Wirkungen der bereits vollzogenen Herabkunft des heiligen Geistes und von der Art und Weise, wie die Verkündigung und Verbreitung des Glaubens vor sich gehen sollte, nämlich durch Offenbarwerden besonderer Gnadengaben, an denen auch Private und selbst Frauen Antheil haben sollten. Visionen und Privatoffenbarungen sind ausdrücklich bezeichnet. Für uns aber ist dieses Zeugniß darum von ganz besonderer Bedeutung, weil es aus dem Munde dessen kommt, der den letzten und entscheidenden Spruch in Glaubensfragen zu thun hat, des ersten Papstes. Er erkennt den rechtmäßigen

[1] Joel 2, 28 f. [2] Act. 2, 17.

Bestand von Privatoffenbarungen in der Kirche an und verkündet ihnen eine Zukunft. Diese Berechtigung derselben hat die Kirche denn auch nie beanstandet, — sie griffe sonst offenbar in die Befugnisse Gottes ein —, nur hat sie sich kraft ihres höchsten Richteramtes die Prüfung dieser Offenbarungen vorbehalten. Wir sagen deßhalb, auf obiges Wort des heiligen Geistes gestützt, daß sich diese übernatürlichen Erscheinungen vorfinden müssen in der Kirche.

Das Wort des heiligen Geistes hat sich auch thatsächlich sogleich bewährt. Zur Zeit der Apostel waren die Erscheinungen der Geistesgaben so gewöhnlich und allgemein, daß der hl. Paulus die Bethätigung derselben durch Vorschriften regeln zu müssen glaubte [1]. Es war eben die Zeit der Entstehung des Christenthums, und das Außerordentliche dieser Geistesgaben war das kürzeste und sicherste Mittel, der Glaubenspredigt bei den Heiden Ansehen und Eingang zu verschaffen. Sowohl der hl. Irenäus [2], als der hl. Justin [3] und Origenes [4] berufen sich den Heiden und Ketzern gegenüber auf die häufigen Kundgebungen des Prophetengeistes und der Wundergabe in der katholischen Kirche. In der schrecklichen Zeit der Verfolgungen, wo den armen gehetzten Christen nur die Wahl blieb zwischen Abfall oder Todesqualen, wo Millionen unter den grausamen Tatzen des heidnischen Tigers verbluteten, da war es derselbe Geist, der seine treuen Bekenner durch Visionen und Ansprachen tröstete. Aus der Nacht und aus dem Grauen dieser schrecklichen Ascese erhob sich ihr Geist himmelwärts, und da begegnete ihnen in tausend Bildern Christus, der treue Zeuge ihres Kampfes; er stieg mit ihnen in die Kerker, in die Amphitheater herab, zauberte ihnen liebliche Bilder des baldigen Endes aller irdischen Trübsal und der kommenden Himmelsfreuden vor und stärkte sie mit Wundern seines Schutzes und seiner Macht. Bekannt sind die Gesichte der hl. Perpetua, des hl. Cyprian und des hl. Pionius [5]. Noch reicher und wunderbarer entfaltete sich die Mystik in dem Einsiedlerleben, das bald die Einöden von Ägypten, Syrien und Mesopotamien zu beleben begann. Je rauher und stachliger der Dornbusch ihrer Ascese war, um so üppiger und wundervoller gingen an demselben die Wunderrosen aller Geistesgaben,

[1] 1 Cor. 12. 14.
[2] Iren. adv. haeres. lib. 2. c. 32. Edit. Migne.
[3] Justin. dial. c. Tryph. c. 82. Edit. Migne.
[4] Orig. c. Cels. lib. 1. c. 46. Edit. Migne.
[5] Siehe bei Ruinart, Acta Martyrum, die bezüglichen Marteracten.

der Ekstase, der Visionen, der Prophezeiung auf, wie wir dieses in dem Leben eines hl. Paulus, Antonius und Macarius sehen.

Die üppige regellose Fülle der orientalischen Mystik wurde durch das Klosterwesen, wie es sich seit dem 5. Jahrhundert im Abendlande gestaltete, gleichsam in einen sorgfältig umhegten Garten gefaßt. Da vorzüglich blühte nun die Mystik fort, speculativ und praktisch gepflegt und ausgebildet durch die großen Orden des hl. Benedict, des hl. Franz von Assisi und des hl. Dominicus und ihre affiliirten Genossenschaften. Es darf uns nicht wundern, wenn fortan die Erscheinungen der Mystik namentlich im Klosterleben uns begegnen und da gleichsam als ein heiliges Erbgut verbleiben. Alle Mystik entwickelt sich naturgemäß in der Stille und Zurückgezogenheit, wo der Mensch seine zersplitterte Kraft und Thätigkeit in sich sammelt und der Ansprache des Himmels entgegenbringt. Gewiß ist es auch dem Christen in der Welt möglich, durch Gebet und Entsagen das Höchste zu erringen; allein von den weltlichen Dingen beschwert, vermag er sich nur selten beharrlich dem Himmlischen zuzuwenden. Unendlichen Vortheil bietet daher das Ordensleben, wo die Seele im friedevollen Schutz des Heiligthums, unter sorgsamer und beobachtender Pflege, wie eine Blüthenpflanze nach unten in engen Scherben stehend und von oben durch den Segen des Umgangs mit Gott reichlich bethaut, ihren Trieb nach dem Himmel zu entfalten genöthigt ist und deßhalb auch die hellstrahlendste und duftigste Blume und die köstlichste Frucht der mystischen Vereinigung mit Gott entfaltet. So gibt es keinen Orden und keine Zeit, wo wir nicht ekstatischen und prophetischen Männern begegnen. Es genügt, nur hinzuweisen auf die hl. Ansgar, Benedict, Bernhard, Bruno, Franz von Assisi, Dominicus, Brigitta, Hildegard, Gertrud, Katharina von Siena, Vincenz Ferrerius, Theresia, Ignaz von Loyola, Franz Xaver, Alphons Liguori und so viele Andere. Um es kurz zu sagen, so wie es der Kirche zu keiner Zeit an Heiligen gefehlt, so auch nie an Erscheinungen der höheren Mystik, ja gerade deßhalb, weil sie stets Heilige heranbildet, geht auch der Flor der Mystik nie in ihr aus; die Heiligen sind ja nichts anderes, als die lebendigen Träger des Höchsten, was im Christenthum erreicht werden kann. Jeder Heilige muß, um zur feierlichen Canonisation zu gelangen, das Heldenmaß seiner Tugenden auch durch besondere Erweise des höheren mystischen Lebens erhärten. Somit können wir einfach sagen: so viel Heilige, so viele Beweise unseres Satzes. Eine sichere Bürgschaft der Echtheit dieser Erweise ist uns die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Kirche

bei deren Feststellung zu Werke geht. Urban VIII. hat die Untersuchung der durch die Heiligen vollführten Wunder, ihrer Erscheinungen und ihrer Weissagungen einem Richterstuhl überwiesen, an dessen Sachkenntniß und Pflichteifer wir vernünftigerweise nicht zweifeln können, und endlich bestätigt der Papst selbst dessen Spruch [1]. Wir sind also hier nicht einfach auf die Gutmüthigkeit und Wundersucht klösterlicher Annalisten angewiesen, wir stehen nicht auf dem Gebiete der Legende, sondern auf dem festen und sicheren Boden der geschichtlichen Thatsachen.

Es gilt da kein Verbergen, kein Zurückhalten, kein scheues Verkennenwollen: die Mystik mit ihren geschilderten Erscheinungen ist Thatsache, lebendige, an den Heiligen unserer Kirche stets sich erneuernde Thatsache. „Gebt die Mystik auf," ruft Görres, „und die Heiligen schwinden euch dahin; die Wolke von Zeugen, die ihre wunderbaren Wirkungen bezeugt, zieht wie ein Rauch davon, alle Wahrheit der christlichen Tradition, aller historisch gesicherte Grund ist euch unter den Füßen weggezogen." [2] So wahr das Paradies bestanden, so wahr blüht bis zu dieser Stunde der neue Paradiesgarten der Mystik in unserer Kirche fort. Weit sichtbar in alle Lande erheben sich aus dem Schooße der Kirche die heiligen Berge der Mystik. Ihre majestätischen Häupter, die in den Strahlen einer überirdischen Sonne glänzen, das ehrfurchtgebietende Dunkel ewig grünender Riesenbäume, die Bäche lebendigen Wassers, die kühlen, von himmlischen Wohlgerüchen geschwängerten Lüfte laden Jeden ein, sich von der Wirklichkeit ihrer überirdischen Schönheit zu überzeugen und den Segen derselben zu verkosten. Ein Blinder müßte derjenige sein, der den Garten nicht sähe und fände.

Gehen wir jetzt über zur Begründung dieser Thatsachen in unserer heiligen Kirche und suchen wir uns die innere Berechtigung und Bedeutung derselben einigermaßen klar zu machen. Auch da hat Görres wieder ein kurzes, aber wahres Wort, das die gesammte Begründung der Thatsache in sich faßt. „Die Mystik," sagt er, „ist nichts als ein in den Heiligen sich spiegelndes Evangelium; ein durch die Jahrhunderte in sich immer erweiternden Kreisen fortgehendes Wallen und Schwingen der Bewegung, die damals zuerst angehoben"; „die

---

[1] Seit Urban VIII. (1634) ist die Selig- oder Heiligsprechung eines Dieners Gottes Reservatrecht des päpstlichen Stuhles. Der Proceß ist der Congregatio Rituum überwiesen. Cf. Benedict. XIV. De serv. Dei beatificatione, l. 1. c. 10 sqq.

[2] Görres, Mystik, 1. Buch, Vorrede.

Mystik ist Christenthum" [1] und nicht mehr. Unsere Religion treibt die Mystik nicht als ein fremdes, künstlich aufgepropftes Reis, sondern als ihre eigenste Frucht. Die Mystik ist in unserer Religion heimisch, eben weil dieselbe in ihrem ganzen Wesen übernatürlich (mystisch) ist, wir mögen sie betrachten von welcher Seite wir wollen, sei es in ihrem Urheber, oder in ihrer Natur, oder in ihrem Ziele.

Der Stifter der Kirche ist Christus, das Vorbild und der Urgrund aller Mystik. Als Gottmensch faßt er Gottheit und Menschheit wesenhaft in sich, bringt so die Gottheit in die Creatur herab, trägt die Creatur in Gottes Schooß ein, umkleidet sie mit Gottesmacht, wie mit einer Licht- und Kraftsphäre, aus welcher die Strahlen der Mystik hervorbrechen und auf die Wesen übergehen, die sich mit ihm einigen. Der Gottmensch, unter uns wandelnd wie einer aus uns, lebte in der steten, unmittelbaren Vision Gottes, und in der Sonne dieser Vision schaute er alle Dinge in ihrem innersten Grunde, alle Folgen in ihrem Princip, alles Wirken in seinen Ursachen, alle Zeit in ihrer steten Gegenwart, alle Räumlichkeit in ihrem Mittelpunkt; nichts vermag sich vor seinem schauenden Auge zu verbergen, alle Geheimnisse der nothwendig und frei wirkenden Ursachen liegen offen vor ihm, und deßhalb fließt von seinem Munde die Prophezeiung leicht und natürlich wie der Quell aus seinem Mutterschooß, während seine Hand in alle Ordnungen der Elemente gebietend eingreift, selbst die ehernen Thore des Todes sprengt und der Verwesung ihre Beute entreißt. Nachdem er so alle mystischen Kräfte in seiner Person und in seinem Leben zur Anschauung gebracht, vollzieht er die Einigung mit dem Endziel aller Mystik, indem er, das Thor des Todes durchschreitend, sich verklärt zum Himmel erhebt und so alle Mystik mit dem Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit, von dem sie ausgegangen, geistig und leiblich verbindet. Aller Mystik Anfang, Mitte und Ende liegt in Christus und Christus ist der ewige und lebendige Eckstein des Christenthums.

Dem Wesen nach ist die Kirche selbst nichts als der mystische Leib Christi, und wie die heiligste Menschheit des Erlösers durch die persönliche Vereinigung mit der Gottheit Trägerin und Inhaberin göttlicher Kräfte und deren freie und selbständige Verwenderin ward, und wie die Leiblichkeit des Gottmenschen selbst das Werkzeug göttlicher Thaten wurde, so soll auch sein mystischer Leib in Folge der Einigung mit ihm durch

---

[1] Görres, Mystik, 1. Buch, Vorrede; 2. Buch, 1. Kap.

die Gnade lebendigen Antheil an diesen göttlichen Vorrechten haben. In der Kirche sollen die Schätze der Heiligkeit, Weisheit und Macht des Gottmenschen nicht etwa bloß in dem Sinne zum Ausdruck kommen, als sie gleichsam das nothwendige und hinreichende Pflichttheil jedes Kindes Gottes sind, sondern auch annähernd im gleichen Maße, wie in Christus, durch deren höchste und erhabenste Bethätigung in den Geistesgaben. Daran soll man die Kirche als die wahre Braut, als den wahren mystischen Leib Jesu erkennen, an der vollkommenen Mittheilung seiner Güter und Vorrechte. In der That wurden diese himmlischen Kräfte durch den Heiland selbst in den Schooß der Kirche gelegt, traten in lebendige Wirksamkeit durch die Herabkunft des heiligen Geistes und haben nie aufgehört, in derselben zu wirken, zum handgreiflichen Unterscheidungszeichen von allen anderen Religionsgesellschaften, die sich fälschlich die Kirche Christi nennen.

Die Kirche ist endlich übernatürlich in ihrem Endziele, das in der klaren, unmittelbaren Anschauung und im wahren Besitze Gottes, in der Theilnahme an seinem Leben und seiner Seligkeit, in der Umformung unseres Seins in die Gottheit besteht, insofern solches der Creatur erreichbar ist. Dieses durchaus übernatürliche Ziel muß hienieden naturgemäß begründet und vorbereitet werden. Deßhalb besitzen wir in der Kirche nicht bloß eine reiche Fülle von äußeren, übernatürlichen Mitteln, sondern unsere Natur selbst wird durch ein ganzes System von Kräften, die sich genau unseren natürlichen Vermögen anschließen, zu einer wahren Übernatur erhoben, die als letzte, naturgemäße Entwicklung das himmlische Leben trägt. So sehen wir auch in der Natur die verschiedenen Reiche wohl wesentlich von einander unterschieden, aber nie unvermittelt neben einander stehen. Auf einer unteren Stufe gewahren wir stets die Ansätze, in denen das Höhere angekündigt und vorbereitet ist. Nicht anders verhält es sich im Reiche der Gnade. Die höchsten und letzten Acte des mystischen Lebens, dessen Vollendung durch die Anschauung Gottes, die beseligende Liebe, die Verklärung unseres Wesens in Gott, setzen sich in unscheinbaren, aber höchst wesenhaften Keimen an, entfalten sich, das Antlitz stets der Ursonne der himmlischen Seligkeit zuwendend, von Schönheit zu Schönheit, und ranken empor von Vollkommenheit zu Vollkommenheit, bis endlich die gezeitigte und gefüllte Knospe des Erdenlebens sich sprengt, Glaube in Schauen, Hoffen und Sehnen in Besitz und Umfangen einigender Liebe übergeht, — aber alle Stufen, so viele ihrer sind, von der ersten bis zur letzten, sind Ent-

wicklungen derselben Art und Gattung. Die Seligkeit des Verklärten, die höchste mystische Beschauung hienieden und das Leben eines getauften Kindes unterscheiden sich nicht wesentlich von einander. Wie das Genie wesentlich eins ist mit der gewöhnlich angelegten Menschennatur, so ist auch der verklärte Heilige nicht mehr als ein höherer Christ. Die Anlage des gewöhnlichen Christenkindes birgt wesenhaft alle Herrlichkeiten der Mystik in sich. Ja, sowie das natürliche und das übernatürliche Leben sich nicht unberührt neben einander bewegen können, sondern das eine auf das andere sich stützt, es erfaßt und erhebt und in ihm und durch dasselbe seine Lebensbethätigung wirkt, so und noch mehr gründet und lebt die höhere Mystik in dem gewöhnlichen Christenleben. Es gibt keinen so hohen Grad der Contemplation, der sich nicht vollzieht durch die eingegossenen Vermögen des gewöhnlichen christlichen Lebens, durch den Glauben und durch die Gaben des heiligen Geistes. Die heiligmachende Gnade mit ihrer Herrlichkeit ist der Stein, auf den die Himmelsleiter der Mystik sich stützt.

Wenn also das ganze Wesen des Christenthums übernatürlich ist, sein Anfang, sein Verlauf und sein Ende, was sollen wir uns denn wundern über die übernatürlichen Erscheinungen der Mystik, über Visionen und Prophezeiungen? Als wenn nicht alle Lebensäußerungen der Kirche übernatürlich wären! Steht einmal fest, daß Christus Gott ist, wie kann es dann befremdlich scheinen, daß er Wunder wirkt? Das Wunder ist bei Gott heimisch und Gott ist heimisch in der Kirche. Auf sie sind seine göttlichen Kräfte übergegangen; alles, was in ihr vorgeht, ist nicht so wunderbar, wie sie selbst. Heißt es also nicht das Wesen unserer Kirche verkennen, wenn man Anstoß nimmt an den Thatsachen der Mystik? Wirklich ein Katholik stellt sich durch solch ein kindisches Ärgernißnehmen ein sehr ungünstiges Zeugniß aus hinsichtlich der Kenntniß, die er von seinem Glauben hat. Lassen wir doch die Außenstehenden sich wundern, deren ganzes Kirchenwesen im Läugnen, Vermindern, Verflachen und Entgeistigen dessen besteht, was Christus voll Geist und Wahrheit geschaffen, die dem Rationalismus und Naturalismus näher stehen als dem Christenthum; die mögen wie die Juden bei den Zeichen der Herabkunft des heiligen Geistes an den Aposteln in Ausrufe der Verwunderung ausbrechen. Wir aber wissen, was uns von Gott geschenkt, und verstehen Geistliches mit Geistlichem zu vergleichen[1]. Ja,

[1] 1 Cor. 2, 12 ff.

gehe in die erste beste Dorfkirche und laß dich von dem, was du da siehst, von deinen Bedenken über die Mystik heilen. Siehe, da steht gleich beim Eingange der heilige Taufstein; da bist du zum Kinde Gottes geworden. Das ist eine viel größere und nothwendigere Gnade, als alle mystische Erhebung und Beschauung. Dort im Chore verkündet dir der brennende Stern des ewigen Lichtes das hehre Geheimniß, welches sich in den unscheinbaren Schleier der sacramentalen Gestalten hüllt: ist das nicht wieder unendlich mehr und erhabener, als Reden in Engelszungen? Und blicke hinaus durch die bunten Bildereien der Fensterbogen — was schaust du da? Da siehst du die heilige Dreifaltigkeit im hundertfachen Regenbogen der Himmelsherrlichkeit thronen und sich selbst den Heiligen als höchsten Lohn der Seligkeit bieten und mit ihnen herrschen ewiglich. Das ist der Himmel, das letzte Ziel aller Mystik, und ich frage, was ist dagegen alle Vision und alle Prophetengabe? Wenn also Gott das Nothwendigere und Erhabenere zu geben nicht verschmäht, wie können wir uns denn wundern, daß er auch weniger Nothwendiges und weniger Kostbares verleiht? Unser Geborenwerden aus Gott, die Menschwerdung Christi und deren tägliche Erneuerung im Sacramente, die himmlische Verklärung sind nur die Endpunkte einer Kette mystischer Thatsachen, Zustände und Handlungen, und wer dürfte in diesem göttlichen Systeme an den Zwischengliedern zweifeln? Was an uns schon geschehen und was sich täglich noch vor unseren Augen vollzieht, ist so erhaben und folgenschwer, daß sich alles Andere von selbst ergibt. Wer das Erste annimmt, muß auch alles Andere hinnehmen. Das Christenthum ist Wahrheit und lebendige Wahrheit, das Eine geht aus dem Andern hervor und erwächst so zu einem Ganzen, das sich selber trägt und sich selber wehrt. Wer das Eine recht versteht, versteht das Ganze; wer den einen Stein herausbricht, zerstört das ganze Gefüge.

Das ist die Begründung der höheren Mystik in der Natur der Kirche und des Christenthums. Das ist aber bloß eine negative Begründung. Gehen wir nun weiter und forschen nach den näheren Gründen, welche Gott veranlassen mögen, diese übernatürliche Begünstigung der Kirche stets so offenbar leuchten zu lassen. Wir finden da namentlich drei Gründe.

Der erste Grund ist die Rücksicht auf die Personen, an welchen jene Gaben offenbar werden. Meistens sind es solche, welche Gott zu höherer Heiligkeit ruft oder schon hienieden mit einem flüchtigen

Vorgeschmack des Himmels trösten, oder endlich solche, die er zu Werkzeugen auserwählter Wirksamkeit in der Kirche ausrüsten will. Es ist gewiß, daß schon die untersten Gunstbezeugungen, wie Ansprachen und Sinnes-Erscheinungen, außerordentliche Handreichungen Gottes sind, welche die Seele mächtig fördern auf dem Wege zur Vollkommenheit, indem sie die Sinne gleichgiltig stimmen gegen die bestechende Annehmlichkeit der Creaturen, und den Geist dem Umgang mit der unerschaffenen Schönheit zuführen. Gott kommt da eben unserer Schwäche zu Hilfe, und nicht ohne Erfolg. Eine Seele, die solcher Begünstigung gewürdigt wird, ist fortan blind und taub gegen alles Irdische — gewiß eine wichtige Errungenschaft im geistlichen Leben. Gott will aber auch belohnen für Opfer, Arbeit, Kreuz und Verfolgung, die man in seinem Dienste auf sich genommen. So ein Strahl vom Thabor versöhnt mit tausend Bitterkeiten, ja versüßt so sehr alles Leid, daß man sich gern Hütten bauen möchte mitten im Erdenkampf. Die Seele wird kampf- und leidenslustig, weil sie sieht, welch herrlicher Preis auf jedes Erdenleid wartet, das sie im Dienste des geliebten Herrn erträgt. Endlich bereitet sich Gott auf diese Art seine auserlesenen Werkzeuge vor. Es ist gewiß, Niemand kann ohne eigene Gefahr und mit Erfolg eine große Mission übernehmen, ohne im Besitze derartiger Gnadengaben zu sein. So wenigstens lehrt es die Erfahrung. Wo ist der Ordensstifter, der Apostel, der nicht diese göttliche Creditive aufzuweisen hat? Der Grund liegt auf der Hand. Vor Allem sind es nur die höheren Gebetsstufen, in denen eine Fülle göttlichen Lichtes, eine stete lebendige Fühlung mit Gott, der Besitz und die Verwendbarkeit großer, vollkommener Tugenden, die Mitgift höherer göttlicher Wirksamkeit und Erfolgtüchtigkeit liegen. Ohne diese übernatürliche Ausrüstung geschieht nichts Großes. Der Abgang dieser Gaben kennzeichnet eben das Mittelmaß der Menschheit. Sollen nun die Menschen dem Gottgesandten glauben und vertrauen, dann müssen sie an ihm das Siegel der höheren Begabung gewahren, auf seiner Stirne muß ein Strahl der vertrautern Unterredung mit Gott leuchten und seine Hand muß den wunderkräftigen Stab führen. Vor dieser Majestät allein beugen sich die Völker und lassen sich willig wie Lämmer einleiten in die Wege des Herrn.

Hiermit ist auch schon ein weiterer Grund angedeutet: die Rücksicht auf das Wohl der ganzen Kirche. Aus der fortdauernden Bethätigung dieser Gaben zieht die Kirche großen Vortheil. Vor Allem

führt sie nicht mit Worten, sondern mit Thaten den Beweis, daß sie die wahre Kirche Christi ist, dieselbe, die bei ihrem Entstehen sich eben dieser übernatürlichen Gnadengaben erfreute. Ihr Geist hat sich nicht verflüchtigt im Laufe der Jahrhunderte, und ihre Kraft hat sich nicht abgenützt. Die Strahlen der Glorie, die mit so großen Erweisen der Göttlichkeit um ihre Wiege spielten, leuchten jetzt noch um ihr Haupt und geben Zeugniß, daß sie die Kirche des stets gegenwärtigen Christus ist. Das Wort des Heilandes: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt", klingt thatsächlich fort in diesen unwiderlegbaren Beweisen seiner steten Gegenwart. So ist es von Christus seiner Kirche verheißen. Die übernatürliche Heiligkeit, bestätigt durch Wunder und Gnadengaben, ist ein Erkennungs- und Unterscheidungszeichen der wahren Kirche, dessen keine andere Religionsgenossenschaft sich rühmen kann; in unserer Kirche hingegen gehen diese Gaben nie aus. Der ekstatische und prophetische Geist reicht von Jahrhundert zu Jahrhundert, und wenn er in einem Träger erlöscht, so blitzt er in einem andern auf's Neue auf. Kaum hatte Katharina Emmerich 1824 ihr Leben geendet, so erneuten sich ihre Gaben in der ekstatischen Jungfrau Maria von Mörl 1834, und beim Tode dieser (1868) begannen ganz ähnliche Erscheinungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf Louise Lateau in Belgien hinzulenken. In der Hand Gottes sind diese Gnadengaben ein Mittel, die Menschen von der Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion und von deren Identität mit der alten apostolischen Kirche zu überzeugen. Schon der Apostel sagt: „Die Sprachengabe ist ein Zeichen für die Ungläubigen; wenn Alle prophezeien und es tritt ein Ungläubiger in die Versammlung, so wird er überzeugt, und wenn er auch ein Ungebildeter wäre. . . ."[1] Die ersten kirchlichen Schriftsteller, die wir oben genannt, bezeugen es, welch ein Aufsehen die Bethätigung dieser Gnadengaben bei der ganzen Heidenwelt erregten und wie viele Ungläubige durch dieselben dem Christenthum gewonnen wurden. Selbst der Zauberer Simon, in dem die dämonische Mystik dem Christenthum gegenüber trat, stand geblendet von dieser Macht und wollte mit Gold diesen Geist sich dienstbar machen[2]. Es ist eben hier der Finger Gottes[3], und wenn man den Worten nicht glaubt, so muß man den Wundern glauben[4]. Wo Gott mit Wundern spricht, muß sich der Mensch beugen und die göttliche Botschaft gläubig hinnehmen. Das Wunder

---

[1] 1 Cor. 14, 22 ff. [2] Act. 8, 19. [3] Exod. 8, 19. [4] Joh. 14, 12.

ist das glänzende Siegel der Allmacht Gottes, und nur unsere Kirche ist es, die es führt.

Neben dem kernhaften Troste, welchen dem Christen diese Bürgschaft für die Wahrheit seines Glaubens gewährt, bringen diese Gaben der Kirche auch nach der Absicht Gottes Aufmunterung, Trost und Hilfe in Zeiten innerer und äußerer Heimsuchung. In der Hand Gottes sind Visionen und Prophezeiungen stets ein Mittel gewesen, zu warnen, vorzubereiten und durch diese Vorbereitung dem sühnenden Gebete und der Buße Raum zu geben, bevor die Strafe verhängt wird. Schon der Prophet Amos sagt, „der Herr thue nichts, was er nicht vorher seinen Dienern, den Propheten, offenbare“ [1]. Diese Überzeugung finden wir selbst außer der Kirche ausgesprochen. Herodot und Ammianus Marcellinus bemerken, wenn Gott eine Stadt oder eine Nation prüfen wolle, so lasse er es gewöhnlich vorherverkündigen durch ein Zeichen [2], und sogar ein Macchiavelli [3] sagt, bevor sich große Ereignisse abspielen, bewirke Gott Zeichen und erwecke Menschen, die sie vorherverkündigen. „Woher dieß kommt, weiß ich nicht,“ fährt er fort, „aber man sieht aus Beispielen alter und neuer Zeit, daß nie bedeutende Vorfälle eingetreten, sie seien denn durch Wahrsager, oder durch Offenbarungen, Wunder und andere Zeichen angekündigt worden.“

Den geschichtlichen Nachweis für diese Behauptung zu erbringen, wäre gar nicht schwer. Gerade in Zeiten der Verschlechterung, des Abfalls und großer Drangsale häufen sich die außerordentlichen Erscheinungen von Weissagungen und Visionen. Wann zählte Israel die größten und meisten Propheten? Ja, wann trat die eigentliche Propheten-Periode ein? Gerade zur Zeit des inneren Verfalls und der großen Strafgerichte, zur Zeit der Zerstreuung und des Exils. Ohne Unterlaß sendete der Herr Männer, ausgerüstet mit Wunder- und Prophetengaben, um den Rest Israels zu trösten und andererseits den großen Weltmonarchien ihre Geschicke vorauszuverkünden. Zur Zeit der großen Maccabäerkriege fehlte es nicht an Visionen und himmlischen Zeichen, durch welche die treuen Streiter in ihren harten Kämpfen gegen das Heidenthum gestärkt und ermuntert wurden [4]. Christi Ankunft wurde

[1] Amos 3, 7.
[2] Herod. hist. l. 6. c. 27. Am. Marcell. l. 21.
[3] Macchiavelli, Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio, l. 1. c. 56.
[4] 2 Maccab. 5, 2 ff.; vgl. 2 Maccab. 10, 29 und 15, 11 ff.

durch einen eigenen Vorläufer eingeleitet. Der Untergang Jerusalems wurde nicht bloß vom göttlichen Heilande selbst, sondern unmittelbar vor seinem Eintritt durch Vorhersagungen und schreckliche Zeichen angekündigt[1]. Das Ende der Christenverfolgungen und das Erstarken des Christenthums sagten heilige Martyrer, unter andern die hl. Lucia, voraus[2]; das Entstehen des Arianismus und der verwandten Ketzereien wurde in einem Gesichte dem heiligen Petrus von Alexandrien gezeigt[3]; den Untergang des griechischen Reiches prophezeite die hl. Brigitta und die hl. Katharina von Bologna[4]; die Verheerungen der Mohammedaner im westlichen und östlichen Europa wurden vorhergesagt durch den heiligen Bischof Isidor[5] und durch den heiligen Martyrer Angelus aus dem Carmeliterorden[6]; der Abfall Deutschlands von der Kirche und der Untergang des deutsch-römischen Kaiserreichs fanden eine Prophetin an der hl. Hildegard[7]; P. Beauregard aus der Gesellschaft Jesu sah wie in einer prophetischen Vision die Greuel der französischen Revolution und verkündete sie laut in einer Predigt in der Kirche Unserer Lieben Frau in Paris[8].

Es ist somit nach unserem Dafürhalten das Wort des Propheten Amos im Großen und Ganzen auch in der Geschichte des Neuen Bundes erwiesen. Der heilige Geist hat unsere Kirche nicht verlassen, er spricht zu ihr, wie einst zur Kirche des Alten Bundes. Dadurch ehrt er vor Allem unsere heilige Kirche; sie ist ihm nicht die bloße Dienerin, die kein Recht hat, zu wissen um die Geheimnisse des Herrn, sondern die wahre Braut, welcher er alle seine Rathschlüsse mittheilt. Er tröstet sie ferner durch diese ununterbrochenen prophetischen Mittheilungen in den Leiden und Drangsalen ihrer Pilgerfahrt. Wie er einst die heiligen Schriften eingegeben, damit wir Trost haben in ihren Ermunterungen und Verheißungen[9], in ähnlicher Weise waltet auch jetzt noch der heilige Geist seines Trösteramtes in der Kirche. Endlich schützt er sie durch die Bethätigung der Prophetengabe vor vielen

---

[1] Joseph. De bello Jud. l. 7. c. 12; l. 6. c. 5. n. 3.
[2] Brev. Rom. zum 13. December.
[3] Brev. Rom. zum 26. November.
[4] Curicque, Voix prophétiques, T. II. p. 64. Bened. XIV. l. c. l. 3. c. 47.
[5] Brev. Rom. zum 4. April.
[6] Curicque, T. II. p. 48.
[7] Görres, Mystik, II. Bd. S. 210.
[8] Propheties, pronostics etc. Lond. 1870. 1er fascicule, p. 52.
[9] Röm. 15, 4.

großen Heimsuchungen. Der Herr ist gut und will nicht die Züchtigung und den Untergang der Menschen; langmüthig ist er und wartet nur auf die Buße, um ihre Sünden für immer zu vergessen [1]; deßhalb gibt er selbst ein Zeichen denen, die er liebt, damit sie fliehen vor dem Bogen seines Zornes [2]; deßhalb schickt er Propheten und läßt das Strafgericht oder die Buße verkünden. Das ist so wahr, daß die Erfüllung der Drohprophezeiungen nur im bedingten Sinne genommen werden darf, wenn nämlich keine Buße und Bekehrung erfolgt, wie es bei Jeremias so schön heißt: „Reden werde ich sofort gegen das Volk und gegen das Reich, um es auszurotten und zu zerstreuen. Thut aber das Volk Buße über das Böse, dann werde auch ich bereuen das Übel, das ich über sie zu verhängen gedacht.“ [3] Es wäre selbst nicht das erste Mal, daß der Herr scheinbar Partei genommen für die büßende Menschheit gegen seine eigenen Propheten. Erinnern wir uns nur an Jonas. Er hatte auf Geheiß des Herrn überall in Ninive gerufen: „Nach vierzig Tagen wird Ninive untergehen“, und nun zog er sich unter eine Kürbisstaude zurück, um seine Prophezeiung sich erfüllen zu sehen. Und als das Verhängniß immer nicht eintreten wollte, da fing der Prophet zu zürnen und zu schelten an und sagte: „Habe ich es nicht gesagt, daß du mich preisgebest? Ich wußte ja, daß du zu gut bist“ [4]. Wenn also Gott eine Drohprophezeiung erläßt, so ist es ein Zeichen, daß er auch der Buße Raum gibt, sonst würde er unangemeldet sein Strafgericht wirken lassen. Die Zeiten, in denen das Wort des Herrn an seine Propheten selten war, wurden im alten Testamente stets angesehen als Tage des Zornes und der Heimsuchung Gottes [5]. Im Gegentheil hat Gott unzählige Strafgerichte durch bedingungsweise Vorherverkündung der Menschheit erspart. Ein schönes Beispiel, das die hier entwickelte Lehre bestätigt, erzählt uns die heilige Schrift. Eines Tages würdigte sich der Herr, von zwei Engeln begleitet, beim Zelte Abrahams in Mambre vorzusprechen. Abraham bewirthete den Herrn und gab ihm bei seinem Scheiden das Geleite gen Sodoma. Da sprach der Herr: „Wie könnte ich Abraham, in dem ich segnen will alle Völker der Erde, verheimlichen, was ich zu thun beabsichtige? Das Geschrei der Sünder von Sodoma und Gomorrha ruft zu mir, und siehe, ich steige hinab, um zu sehen, ob sie in

---

[1] Joel 2, 13. [2] Ps. 59, 6. [3] Jerem. 18, 7. [4] Jonas 4, 2 ff.
[5] 1 Kön. 1, 3.

Wirklichkeit erfüllt haben, was zu mir emporruft.“ Hier begann nun Abraham jenes Bittgespräch mit dem Herrn, das Niemand ohne Rührung lesen kann und dessenthalben ohne Zweifel der Herr Abraham erschienen war[1]. Es war offenbar der letzte Augenblick der Gnade für die unglücklichen Städte. Diesen Schritt zur Versöhnung erneute Gott unzählige Male in Visionen und Prophezeiungen, deren er die Heiligen seiner Kirche würdigte.

Der Herr hat aber noch eine weitere Absicht mit diesen auffälligen Erscheinungen der höheren Mystik, eine Absicht, die der ganzen Welt dienen soll. Die Propheten des Alten Bundes waren nicht bloß zur Erleuchtung und zur Tröstung Israels geschickt, sie waren Völker- und Welt-Propheten und dienten auch den Heidenvölkern zu Wegweisern, Ermahnern und Bestrafern. Die Prophezeiung und das Wunder galten überall und zu allen Zeiten als Wahrzeichen der Gottheit und ihrer Sendboten. Deßhalb spricht Isaias: „Verkündet, was in der Zukunft geschehen wird, und wir wissen, daß ihr Götter seid.“[2] So ist es auch mit den Begnadigten unserer Kirche. Mitten im Gebiete der alten Kirche hat sich ein getauftes Heidenthum ausgeboren, das von keiner andern Ordnung wissen will, als deren Berechtigung es mit seinem Sinne und mit seinem natürlichen Verstande ermessen kann; von übernatürlicher Ordnung will es nichts hören, ein dreifaltiger Gott, Christus und die Kirche sind ihm Märchen, Lächerlichkeiten und Lügen. Es ist eben der pure Naturmensch in letzter Auflage, der Nachtreter des alten Heidenthums und der Vorläufer des Antichrists. Was soll Gott diesem Geschlechte thun? Soll er sich zurückziehen und es seinen Wegen überlassen? Er könnte das allerdings zu größerer Strafe ihres Wahnwitzes. Das thut er aber nicht. Er thut ihm vielmehr wie schon den ersten Heiden, er läßt ihm handgreifliche Zeichen geben, denn, wie der Apostel sagt, sind die Zeichen ja für die Heiden[3]; er läßt ihnen das Übernatürliche sinnfällig werden, er legt es ihnen in den Weg, es muß ihnen begegnen und es muß gegen ihren Willen ihren Vorwitz zum Disput und zur Untersuchung herausfordern, sie müssen an dasselbe stoßen, damit sie nicht ohne Zeugniß bleiben und damit sie durch Anerkennung oder Widerstreit ihre Rettung oder ihren Untergang bewirken.

---

[1] Gen. 18. [2] Is. 41, 23; vgl. Dan. 2, 28; 2 Paralip. 6, 30.
[3] 1 Cor. 14, 22.

Wie merkwürdig! „Es gibt nichts Übernatürliches", heißt es von allen Seiten und von allen Lehrstühlen, und siehe! wie einst Gott dem Moses den Wunderstab gab, daß er Zeichen verrichtete an Erde, Wasser und Himmel, an Thier und Mensch, so tritt das Übernatürliche auf auch in unserer dem Glauben entfrembeten Zeit, es überzieht wie eine Wolke Himmel und Erde und alle Länder, es winkt aus Bäumen, Sträuchern und Wäldern, es sickert lebendig aus Felsen, es ruft aus Blut und Wunden und zaubert so massenhafte Schaaren von Zeugen allenthalben heran, daß es das größte Wunder wäre, wenn all diese Tausende durch ein bloßes Hirngespinnst irregeleitet würden. Es sind unläugbare Thatsachen, in denen das Übernatürliche sich uns stellt, und es bleibt nur die Wahl, entweder glauben oder der Vernunft und einer gesunden Philosophie entsagen. Oder ist es gesunde Philosophie, die Thatsache läugnen, weil man ihr inneres Zustandekommen nicht einsieht? Unsere ganze praktische Lebensweisheit ruht auf Thatsachen, deren Inneres wir uns nicht erklären können, und wie weit kämen wir, wenn wir im Leben anders rechnen wollten?

Es ist nun komisch genug, wie sich unsere Materialisten, Deisten und Atheisten bei diesem gewaltsamen Ein- und Aufbringen des Übernatürlichen benehmen. Während das einfältige katholische Volk entweder abwartend zusieht, oder sich segnet und zum Rosenkranz greift, geräth der arme Erdenmensch in fieberhafte Aufregung; jede Berührung mit dem Übernatürlichen prickelt und brennt ihn, und statt zu schweigen und den vermeintlichen Spuk seinem Schicksal zu überlassen, oder an die Erscheinung herzhaft heranzutreten und sie gewissenhafter Prüfung zu unterwerfen, da wirft er aus der Ferne mit „Betrug, Schwindel, Pfaffenlist" auf das Wunderbare, bietet Polizei und Soldaten auf, um die aufgebrochenen Quellen in den Boden zu stampfen und das Licht, das ohne seine Genehmigung aufgeblitzt ist, zu arretiren. Wem kommt da nicht St. Christophori zweiter Herr in den Sinn, der querfeldein Reißaus nahm und um keinen Preis die große Heerstraße ziehen wollte, weil er an derselben ein Kreuz stehen sah und den Hut hätte abnehmen müssen? Aber was gewinnt der Unglaube mit diesem Gebahren? Das Gegentheil von dem, was er beabsichtigte; seine widerstrebenden Kräfte werden die lautesten Propheten des Übernatürlichen und verhelfen ihm zur umfassendsten Öffentlichkeit. Es ergeht ihm wie einst Saul. Auf einem Streifzug gegen David gerieth er eines Tages unverhofft in den Kreis von Prophetenschülern, die sich eben zum prophetischen

Tanze anschickten. Der alten ernsten Majestät war es gar nicht um's Tanzen und Prophezeien. Aber einmal in den Zauberkreis hineingerathen, mußte sie, ob mit oder gegen Willen, tanzen und prophezeien. Daher das Wort in Israel: „Auch Saul unter den Propheten?“ [1] Armer Unglaube! Er kann sich der umstrickenden Mächte des Übernatürlichen gar nicht erwehren. Ist es ihm doch noch unlängst geschehen, daß er selbst feierlich zu Gericht sitzen und sich vernehmen lassen mußte über so einen übernatürlichen Fall. Wir Katholiken waren es gewohnt, vom Landtag und Reichstag uns unsere Dogmatik, unsere Moral und unser Kirchenrecht erklären zu hören, jetzt vernahmen wir selbst einen Vortrag über höhere Mystik. Wir glauben nun zwar nicht, daß der Landtag liberalerseits das Examen glänzend bestanden, allein wer sieht nicht, daß das Übernatürliche vor keiner höheren und öffentlicheren Stelle hätte verhandelt werden können? Bis nach Berlin und bis in die Kammern des Intelligenzstaates ist es gedrungen. — Das Maß der Öffentlichkeit ist erschöpft.

Das wäre also die Berechtigung und Bedeutung der Visionen und Prophezeiungen im Christenthum, in der Kirche und in der Welt. Wir sehen aus diesen nur flüchtig hingeworfenen Zügen, wie unstatthaft es ist, nicht bloß den Bestand dieser übernatürlichen Erscheinungen der Mystik zu bezweifeln, sondern auch sie gering zu achten. Das ist nichts weniger als christlich. Dürfen wir doch vor Allem nicht vergessen, daß die Prophezeiungen und Wunder das unerschütterliche Fundament unserer heiligen Religion bilden. Sie sind die großen und unwiderlegbaren Beweisgründe ihrer Heiligkeit und Göttlichkeit. Gott selbst hat dieses Fundament gelegt, und ohne dasselbe wäre sie nicht ausreichend gegründet. Die heilige Schrift unterläßt es nie, uns auf dieses Fundament aufmerksam zu machen: „Ihr seid aufgebaut auf dem Fundamente der Apostel und P r o p h e t e n.“ [2] Wir können also der Mystik nicht entrathen. Die Mystik ist ferner der Glanzpunkt des christlichen Lebens. Das Wesen des Christenthums, die göttlichen Kräfte und Mächte, die in seinem Schooße ruhen, seine Einzel- und Universalzwecke und Erfolge treten hienieden nirgends so anschaulich und handgreiflich zu Tage, wie in der Mystik. Sie ist dem Himmel am nächsten; über ihre Bergeshäupter ist die Fülle himmlischen Lichtes ausgegossen, in die Niederungen der Erde aber entsenden sie Ströme der größten und herrlichsten

[1] 1 Kön. 19, 23 f. [2] Hebr. 12, 22.

Wirksamkeit: große Erleuchtungen, Gnaden, Tröstungen, außerordentliche Weisungen und Führungen werden dem Volke Gottes von da zugetheilt, von jenen Höhen kommen die Moses, die Gott von Zeit zu Zeit seiner Kirche sendet. Deßhalb sagt der hl. Thomas, Gott erwecke zu jeder Zeit prophetische Männer zur Leitung der Menschen.

Deßhalb blicken wir mit Dank und Bewunderung zu dieser wundervollen Schöpfung empor; fürchten wir nicht, denn das alles ist für uns da und wir sind größer als alles dieses. Das große übernatürliche Ziel der unmittelbaren Anschauung Gottes liegt über allen diesen Höhen hinaus: „Ihr seid herangetreten an den Berg Sion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem und zur Gemeinschaft von vielen tausend Engeln.“ [1]

(Fortsetzung folgt.)

M. Meschler S. J.

Die Eiszeit.

Die känozoische oder tertiäre Periode der Entwicklung unseres Planeten unterscheidet sich von den vorangegangenen Perioden als das Zeitalter der vollen Entfaltung des organischen Lebens auf dem Festlande. Die Pflanzenwelt, welche in der Steinkohlenzeit nur erst durch Zahl und Größe der Individuen das Festland beherrscht hatte, entwickelt jetzt in den Dikotyledonen, die Thierwelt in den Säugethieren ihre vollendetsten Formen. Langsam aber stetig bahnen sich die Verhältnisse der quaternären Zeit an, und der Übergang ist so allmählich und unfaßbar, daß die Paläontologen nicht einig sind, wo das Einst aufhöre und das Jetzt beginne. Zum ersten Mal zu Anfang der Eocene verrathen uns die Fossile die eingetretene Scheidung zwischen süßen und salzigen Gewässern. Auch klimatische Zonen treten allmählich hervor, während früher die klimatischen Verhältnisse auf der ganzen Erde die gleichen gewesen zu sein scheinen. Anfangs trägt in ganz Europa, dessen Gestalt freilich eine von der jetzigen etwas verschiedene gewesen

[1] Eph. 2, 20.

sein dürfte, die Vegetation einen durchaus tropischen Charakter. Dann folgt in der Miocene eine Mischung tropischer Formen mit solchen, die jetzt der gemäßigten Zone eigenthümlich sind. In der Pliocene endlich ist die Flora von unserer jetzigen nur mehr unwesentlich verschieden.

Unser Planet war anscheinend in einem Processe langsamer Erkaltung begriffen. In Spitzbergen betrug zu Anfang der Miocene die mittlere Jahrestemperatur mindestens + 5,5° C., also eine Differenz von ganzen 14° gegen heutzutage, wo dieselbe auf — 8,6° gesunken ist: Linden, Ulmen und selbst Platanen schmückten die jetzt verödete Landschaft. Gleichzeitig schwitzten an der Ostseeküste Thuyas ihr kostbares Harz, den Bernstein, umgeben von Lorbeer- und Kampherbäumen, reichte die Nordgrenze der Palmen bis Böhmen und Belgien, erfreute Süddeutschland sich einer Durchschnittstemperatur von 20—21°. Zu Ende der Miocene dagegen war hier die mittlere Temperatur nur mehr 18 bis 19°, waren Thuyas und Lorbeer bis in die Umgegend von Lyon zurückgegangen.

Wohl die auffälligste der hierher gehörigen Erscheinungen ist jene umfassende Entwicklung der Gletscher, welche unter dem Namen Eiszeit bekannt ist. Bleibt auch hinsichtlich ihrer Ursachen, ihrer Dauer und ihres Zusammenhanges noch gar Manches zu enträthseln, so kann doch ihre Existenz als bewiesen hingenommen werden. Ihren Anfang nahm sie aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in der Miocene, doch gehört ihre größte Entfaltung der Pliocene an. Ein Blick auf die Vorgänge, die wir an den jetzigen Gletschern beobachten, wird das Verständniß des Folgenden erleichtern.

Nach Maßgabe veränderter atmosphärischer Verhältnisse schreiten die Gletscher bald vorwärts, bald ziehen sie sich zurück. Namentlich drei Erscheinungen sind es, durch welche uns der Gletscher ehemalige Anwesenheit und Ausdehnung bekundet wird: die Abschleifung des Bodens, die Moränen und die erratischen Gesteine.

Das im Vorrücken begriffene Gletschereis schleift durch Reibung die Unebenheiten des Bodens ab, auf welchem es sich fortbewegt, sowie auch derjenigen Gesteinstrümmer, welche es unter sich auf dem Boden voranschiebt; dieses durch die stete Reibung theilweis zu Sand zerriebene Gestein scheuert den Felsboden ab, wie man mit Schmirgel den Marmor polirt, während die größeren Blöcke an demselben parallele Streifen wie Hobelstriche zurücklassen. So entsteht die einem Gletscherboden eigenthümliche Politur, Schraffur oder Abschleifung. — Sodann

führt der Gletscher, auf seiner Oberfläche und in seinem Schooße, eine große Menge Gesteines mit sich, das entweder sich vom Boden losgelöst hat, oder von den angrenzenden Felswänden herabgestürzt ist, und lagert es an seinen Rändern und namentlich an seinem Ende in Form von Wällen aus Schutt und Steinblöcken, Moränen genannt, ab. Schmilzt alsdann in den niedern Gebirgsregionen die zunehmende Wärme das Gletschereis und nöthigt den Gletscher zum Rückzuge, so bleiben diese Moränen als die unvertilgbaren Zeugen seiner früheren Ausdehnung an Ort und Stelle zurück. — Größere Felsstücke, welche in dieser Weise verschleppt wurden, nennt man erratische Blöcke. Im ausgedehntesten Maße veranlassen diejenigen Gletscher erratische Formationen, welche bis an das Meer herabreichen. Mächtige Eismassen reißen sich hier vom Gletscher los und werden als Eisberge mitsammt dem auf ihnen befindlichen Gesteine von den Strömungen des Oceans fortgetrieben, bis sie in wärmeren Breiten allmählich schmelzen und ihre Bürde auf den Meeresgrund hinabgleiten lassen. Wird dieser später gehoben und in Festland verwandelt, dann gewahrt man auf demselben zerstreute Blöcke, hingesäeten Schutt, die, außer allem Zusammenhang mit den localen Formationen, auf ferne Gebirgsstöcke als ihre Heimath zurückweisen.

Hauptsächlich nach den hier aufgezählten Erscheinungen hat man die vormalige Ausdehnung der Gletscher festgestellt. Der Übersicht halber unterscheiden wir in der Eiszeit verschiedene Gletscherreviere.

Das nordische Gletscherrevier umfaßt Skandinavien, die brittischen Inseln und die ganze niederrheinisch-baltische Tiefebene. Die Schraffirung des Bodens, welche allerorten in Skandinavien und Finnland hervortritt und sich bei ruhiger See bis tief herab in den Meeresgrund verfolgen läßt, deutet auf eine ehemals bedeutende Ausdehnung der Gletscher in dem genannten Ländergebiete hin. Einige Gelehrte glauben annehmen zu dürfen, daß damals jene Länder viel höher über den Meeresspiegel sich erhoben, so daß das Ostseebecken trocken gelegt war, eine Auffassung, für welche wir keinen zwingenden Beweis zu finden vermochten [1]. Später dann senkte sich der Boden, Skandinavien ward zur Insel, Eismeer und Ostsee reichten sich die Hand, die ganze norddeutsche Tiefebene war ein weiter Ocean, dessen Grenze nach Süden von Antwerpen bis Moskau reichte, dessen Boden das den Gletschern

[1] Vgl. K. Martins in der Revue des Deux Mondes 1867, t. 2. p. 190 sqq.

des Nordens entstammte Treibeis mit erratischem Gesteine übersäte. Es sind dieß die sprechenden Denkmäler einer ersten Schwedenzeit, aus deren einem, dem „Schwedenstein“ bei Lützen, dem traurigen Helden der zweiten Schwedenzeit sein Monument gehauen ward, aus fremdem Steine auf blutdurchtränktem Feld. Ein anderer Block, 30,000 Centner im Gewicht, dient jetzt der kolossalen Reiterstatue Peters d. Gr. zu St. Petersburg als Piedestal. Einer der Markgrafensteine bei Fürstenwalde lieferte die Granitschale vor dem Museum der Künste in Berlin, welche 7 m. im Durchmesser hat, und blieb dennoch ein Riese wie zuvor. Das Mittelalter erbaute aus solchen Findlingen seine Vesten und Dome, die Neuzeit verwendet sie zur Pflasterung ihrer Straßen; am schlimmsten ergeht es den erratischen Kalkblöcken in den Ostseeprovinzen des ungastlichen Rußland: nach langer Reise auf krystallenem Nachen, weit über's Meer, gönnt man den Heimathlosen die Ruhe nicht, sondern überantwortet sie dem schmählichen Feuertode — im Kalkofen.

Aus eben jener Zeit, da ein Ocean das schwedische und das norddeutsche Tiefland überschwemmte und die skandinavischen Gletscher bis tief in den jetzigen Meeresschooß hinabreichten, stammen wahrscheinlich auf dem schwedischen Festlande die Asar, längliche Sandbänke, selbst nicht marinen Ursprungs [1], über denen aber das Meer zunächst eine Lehmschichte mit zahlreichen Muscheln aus der Familie Yoldia abgelagert hat, und darüber weitere Sand- und Lehmschichten mit Muscheln, wie sie heute noch im Bottnischen Busen und im Eismeere vorkommen. Zuweilen lagern auf ihrem Rücken gewaltige erratische Blöcke: so auf dem Asar, der das Schloß von Upsala trägt, wo Königin Christine die Krone niederlegte. Zur Zeit, als mit der übrigen Ebene auch die Asar den Fluthen entstiegen, geschah es jedenfalls auch, daß die Verbindung des Wenern- und des Wetternsees mit dem Meere abgebrochen wurde und einige Arten der Krebsthiere (mysis relicta, gammarus loricatus, idothea entomon, pontoporeia affinis), trotzend der fortschreitenden Veränderung des Klimas, sowie dem allmählichen Übergang des Salzwassers in Süßwasser, sich forterhielten bis auf den heutigen Tag als

---

[1] So O. Torell in: Congrès etc., 7e session, Stockholm 1874, p. 870 sq. Gegen die irrige Ansicht K. Lyells und K. Martins' (Revue des Deux Mondes, 1867, t. II. p. 192), welche die Asar für Uferwälle erklären und ganz durch schmelzende Eisberge ablagern lassen, vgl. A. E. Törnebohm im „Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie“, von G. Leonhard und H. B. Geinitz, Stuttg. 1872, S. 80 f.

späte Zeugen der Eiszeit, für welche sie sonst als charakteristische Fossile aufgeführt werden. Zugleich mit der skandinavischen Niederung hob sich dann auch die norddeutsche Ebene und nahm die Küstenbildung so ziemlich ihre heutige Gestalt an.

Das erratische, aus Skandinavien stammende Gestein geleitet uns, wie nach Deutschland, so auch nach Großbritannien hinüber. Die Kreidefelsen am französischen Kanalgestade finden ihre Fortsetzung in den Kreidefelsen der englischen Küste, und beide sind von durchaus gleichartigem Gerölle überdeckt. Hier, wie dort, gewahrt man stellenweise zur Ebbezeit die Überreste untergesunkener Waldungen, das forest-bed. Zur Zeit, da jene Wälder grünten, hing offenbar England mit dem Continente zusammen, war der Boden gegen jetzt um etwa 150 m. erhoben. Nachmals senkte er sich, und zwar um etwa 450 m. Einzig die Berggruppen von Schottland, Wales, Cumberland und Irland ragten als ein Archipel von vier größeren und vielen kleineren Inseln über den Wasserspiegel empor. Über dem Niveau der versunkenen Waldungen aber setzte das Meer seine Ablagerungen ab, die an der Küste von Norfolk eine Mächtigkeit von 6—24 m. erreichen und Knochen des Walfisches, des Narvals, sowie auch Süß- und Salzwassermuscheln enthalten. Darüber liegt eine Lehmschicht gebreitet, boulder-clay geheißen, untermischt mit Steinen, deren manche die charakteristischen Merkmale des Gletschergeschiebes an sich tragen, und mit erratischen Blöcken, deren petrographische Beschaffenheit norwegische Herkunft bekundet. Auch Grönland entsandte hierhin seine Eisberge und seine Felsblöcke, während die kältere Fluth, hier wie an der skandinavischen Küste, Muscheln beherbergte, welche gegenwärtig nur im Eismeere heimisch sind. Später dann hob sich der Boden wiederum — Einige meinen um ungefähr 700 m. — Die Inseln schlossen sich zu einer größeren Landmasse zusammen, traten vielleicht abermals mit dem Continente in Verbindung. Mächtige Gletscher stiegen jetzt, wenn nicht schon früher, von den Bergen herab, der Eismantel des Snowdon reichte über Caernarvon bis Anglesea herüber. Es ist die englische Gletscherzeit. Dann folgt endlich, nicht ohne einige Schwankungen, die definitive Senkung des Landes zu seinem heutigen Niveau.

Sicherlich wird hier genauere Beobachtung noch Manches zu ergänzen, zu verbessern finden. Wichtig ist für uns die Frage nach der Gleichzeitigkeit der englischen und der skandinavischen Gletscherperiode, und in der That finden wir uns berechtigt, wenigstens eine

ungefähre Gleichzeitigkeit zu behaupten. Auf eine solche weist jedenfalls das im boulder-clay abgelagerte, aus Norwegen stammende erratische Gestein. Aber wann sind diese ungefügen Normannen an Albions Küste gelandet? Etwa um die Zeit, als auch die niederrheinisch-baltische Tiefebene von solchen Unholden heimgesucht ward? oder früher schon um die Zeit der größten Ausdehnung der skandinavischen Gletscher? — Eine weitere hochbedeutsame Erscheinung hat zuerst J. Croll verwerthet. Das vom Ostgestade Großbritanniens damals in das Nordseebecken einmündende Gletschereis wurde, nach der Schraffur des jetzigen Meeresbodens zu urtheilen, von seiner naturgemäßen in eine nordwestliche Richtung abgedrängt, die es dann trotz beträchtlicher Hindernisse unentwegt beibehielt. Die Ursache dieser gewaltsamen Ablenkung konnte keine andere als das von Skandinavien herandrängende Gletschereis sein, mit welchem nunmehr vereint der britische Strom seinen Weg an den Orkney-Inseln vorbei nach dem atlantischen Ocean nahm [1].

Wir wenden uns dem Gletscherrevier der Alpen zu. Hier beweisen die Erscheinungen der Bodenschraffur, der Moränen und der erratischen Gesteine, daß einst der Rhonegletscher mit den Juragletschern zusammenschmolz und das ganze Dreieck ausfüllte, welches zwischen dem heutigen Rhonegletscher, Bellay (Departement Ain) und Olten (Solothurn) einbegriffen ist. Der Rheingletscher erstreckte sich vom Quellgebiet des Vorder- und des Hinterrheins bis an die Rauhe Alp und trat bis nahe an die Vogesengletscher heran. Der Linth-, der Reuß- und der Aargletscher füllten die übrige Schweiz aus, so daß nur ein Theil des Stromgebietes der beiden Emmen, im Kanton Bern, verschont geblieben zu sein scheint. Gleichzeitig überschritten die vom Südabhange der Alpen niedersteigenden Gletscher den Nordrand der lombardischen Ebene, wo wir einmal bereits ihre Spur gekreuzt haben. Die Gletscher der Montblanc-Gruppe schoben ihre Moränen bis Ivrea in Piemont vor. Die Mehrzahl der oberitalienischen Seen verdankt den Stirnwällen der nördlichen Gletscher ihre Entstehung: indem sie den Lauf der Flüsse stauten, zwangen sie dieselben, sich in weitgestrecktem Wasserspiegel auszubreiten. In drei concentrischen Bogen findet man bei Sesto Calende, an der Südspitze des Lago Maggiore, die alten Moränen gelagert, sowie bei Desenzano und Peschiera, am Südende des Gardasees; auf

[1] Vgl. H. Habenicht in Dr. A. Petermanns geogr. Mittheilungen, 1878, S. 86; und siehe daselbst die Tafel „Europa während der beiden Eiszeiten“.

ihnen hatten am Tage von Solferino die österreichischen Geschütze Stellung genommen.

Nicht unerwähnt dürfen wir die Schieferkohle von Utznach am Ostende des Zürchersees, von Dürnten, Unterwetzikon und Mörschwyl (Kanton St. Gallen) lassen, in welcher sich Tanne, Fichte, Eibe, Lärche, Birke, Eiche, Bergahorn, sowie verschiedene Sumpfgewächse, sämmtlich noch heute im Lande vorkommende Arten, vertreten fanden, zugleich mit Knochen und Zähnen von Elephas antiquus, einem beinahe vollständigen Skelett von Rhinoceros Merkii, vom Ur und schließlich Zähnen des Höhlenbären. Die beiden erstgenannten Thiere weisen der Schichte ihren Platz in der Pliocene an. Diese Schichte ruht auf miocener Molasse, deren Geschiebe, nach seiner petrographischen Beschaffenheit und der mehrfach beobachteten Schraffur, auf Gletschereinwirkung schließen läßt; ja in Mörschwyl liegen sogar erratische Blöcke unter der Schieferkohle. Über derselben finden sich an den genannten Orten mächtige Geröllbänke gelagert, wahrscheinlich herabgeschwemmt durch die unter dem Fuße der Gletscher hervorquellenden Bäche, und über ihnen haben dann die inzwischen vorgerückten Gletscher bis in die Ebene herab ihre Moränen abgesetzt. Diese Thatsachen weisen auf ein Vorhandensein von Gletschern vor, während und nach der Bildung der Schieferkohle hin. Sie, mit ähnlichen an anderen Orten beobachteten, haben mehreren Gelehrten Veranlassung gegeben zur Annahme von zwei Gletscherperioden, während Andere dieselben durch ein zeitweiliges, in minder langwierigen Zwischenräumen erfolgtes Vor- und Zurückgehen der Gletscher erklären zu können glauben. „Auf diese Thatsachen gestützt, nehmen wir an," sagt O. Heer [1], „daß zu zwei verschiedenen Malen in unserem Vaterlande die Gletscher vordrangen, und daß die Bildung der Schieferkohle zwischen diese beiden Perioden eingeschoben werden muß. Diese Formation bekleidete das Land wieder mit Vegetation, sie stellt jedoch nur eine Episode dieser langen Eiszeit dar, welche jedenfalls mehrere Jahrtausende gedauert hat." Ja, an einigen Orten der Ostschweiz will man sogar Veranlassung zur Annahme von drei Eiszeiten gefunden haben [2]. Ebenso glaubt Professor Höffer für Kärnthen zwei Eiszeiten annehmen zu müssen, und ebenso Graf Wurmbrand für

[1] Le monde primitif de la Suisse, Genève et Bâle 1872, p. 654. Die deutsche Originalausgabe dieses Werkes („Die Urwelt der Schweiz") stand uns nicht zu Gebote und sind deßhalb unsere Citate Rückübersetzungen aus dem Französischen.

[2] Ebendas. S. 653.

Steiermark und Oberösterreich [1]. Indessen benöthigt die Frage, ob wirklich zwei Eiszeiten gewesen, noch gar sehr der Aufhellung und darf vollends die Behauptung, daß deren drei oder mehrere gewesen, nicht ohne Mißtrauen hingenommen werden.

Erkannten wir vorhin in den erratischen Blöcken die Herolde der skandinavischen Eiszeit, so haben wir an manchen Stellen der Schweiz die Alpenpflanzen als solche zu begrüßen. In Folge des Vorrückens und Zurücktretens der Gletscher trat eine Verschiebung und Vermengung in den Floren verschiedener Zonen ein. Eine üppige Alpenflora bedeckte während der Eiszeit die Ebenen der Schweiz und bekleidete wahrscheinlich Moränen und eisfreie Striche mit den nämlichen Blumen, welche gegenwärtig die Einöde der Mer de Glace beleben. Dem Gletscherrande entlang, auf dem Rücken erratischer Blöcke, zog diese Vegetation tiefer und tiefer herab, um später mit den Gletschern auch wieder zurückzuweichen und der Flora der Ebene den Platz zu räumen. Dabei verblieben manche Nachzügler in den Ebenen, in Schluchten, namentlich aber auf vereinzelt sich erhebenden Höhen und in der Nähe der zurückgelassenen erratischen Blöcke. „Die Vertheilung dieser Alpenpflanzen," sagt O. Heer, „ist an diejenige der erratischen Blöcke alpiner Herkunft geknüpft." [2] Und wunderbar! auch hier hausen auf diesen Pflanzen, und nur auf ihnen, ganz die nämlichen Insecten, deren Existenz in höheren Regionen an eben diese Pflanzen gekettet ist [3]. Wohlgemuth kömmt der Botaniker, der Zoologe des Weges, und pflückt die Blume und hascht den Käfer und ahnet nicht, daß Pflänzchen und Thierlein auf diesem Fleck Erde ihre Geschichte haben, daß sie sich hier ihre Heimath erwandert so gut wie Burgunder und Alemannen, und daß der nächste Felsblock die Urkunde ihres Bürgerrechtes ist. Kommt aber ein Wissender, dem singen und sagen, dem duften und summen sie die Wunder einer längst vergangenen Zeit und die Geheimnisse der Natur und die Herrlichkeit des Allwaltenden.

Die erste Gletscherausdehnung in der Schweiz wurde von Phänomenen begleitet, analog denjenigen, welche den Gletschererscheinungen in den nördlicheren Gegenden zur Seite gingen. Zwischen Miocene und Eiszeit schiebt sich in der Schweiz die letzte und bedeutendste Erhebung

---

[1] Congrès international etc., 8e session, Budapest 1876, p. 33.
[2] A. a. O. S. 660.
[3] Ebendas. S. 672.

der Alpen ein. Schon zu Anfang der tertiären Epoche waren die Alpen ein Bergland, dessen Höhe jedoch eine viel geringere war: an der Dent du Midi finden sich tertiäre Ablagerungen marinen Ursprungs bis 3647 m. über dem Meeresspiegel. Da muß denn wohl eine ganz erstaunliche Hebung erfolgt sein! Die miocene Molasse ist längs der Alpenkette aus ihrer ursprünglichen wagerechten Lage dachförmig emporgehoben, ja stellenweise sogar unter ältere Schichten hineingeschoben, während sie innerhalb des Schweizerbeckens ihre horizontale Lage bewahrt hat, so daß auch von dieser Seite an der Thatsächlichkeit der Hebung nicht gezweifelt werden kann. Daß dieselbe um die Zeit, welcher die Schieferkohle von Dürnten u. s. w. entspricht, bereits vollzogen war, folglich noch der Pliocene angehört, zeigt der Umstand, daß diese Schieferkohle wagerecht auf der senkrecht emporgehobenen Molasse ruht [1].

Sollte die Hebung der Alpen gleichzeitig mit Hebungen oder Senkungen Skandinaviens und Englands stattgefunden haben? Wir sagen: Hebungen oder Senkungen; denn zuweilen entspricht der Hebung eines Landstriches eine gleichzeitige Senkung eines anderen, wenig entfernten Landstriches. So war z. B. Nordskandinavien um dieselbe Zeit in Steigung begriffen, während der südliche Theil der Halbinsel sich senkte und die Nordsee sich durch Sund und Belt den Eintritt in das Ostseebecken erzwang; und gegenwärtig noch ist die schwedisch-finnische Ostseeküste in langsamer Steigung begriffen, während gleichzeitig die grönländische Küste stetig sich senkt. — Für die ungefähre Gleichzeitigkeit der Hebung der Alpen mit den analogen Erscheinungen des Nordens hat man sich auf die Übereinstimmung der in der schweizer Schieferkohle vertretenen Flora mit derjenigen des englischen forest-bed berufen: allein eine Gleichzeitigkeit von irgendwelcher historischer Brauchbarkeit ergibt sich aus einer solchen Übereinstimmung noch lange nicht.

Neben den bisher besprochenen hauptsächlichsten Gletschergebieten des pliocenen Europa fehlt es auch nicht an Gletscherrevieren, wenn wir so sagen dürfen, zweiten Ranges: Pyrenäen, Auvergne, Riesengebirge, Karpathen, Kaukasus. Deßgleichen läßt sich die pliocene Gletscherentwicklung außerhalb Europa's verfolgen: im Himalaya, im Libanon, im Atlas, namentlich aber in Nordamerika, wo die Gletscher mindestens bis zur Breite von New-York herabreichten und gleichfalls zwei durch eine interglaciäre Periode getrennte Eiszeiten

[1] Dr. O. Heer, Le monde primitif de la Suisse, p. 704 sq.

beobachtet wurden. Eine gründliche Erforschung noch weniger bekannter Landstriche wird zweifelsohne auch hier unsern Horizont erweitern; haben sich doch bereits sogar auf der südlichen Hemisphäre, z. B. in Patagonien, Chili, Neuseeland, Spuren einer vormaligen bedeutenderen Gletscherausdehnung ergeben, welche von manchen Gelehrten zu einer Eiszeit der südlichen Erdhälfte zusammengefaßt, auch wohl für gleichzeitig mit der nördlichen Eiszeit erklärt worden sind. Hier muß die Zukunft entscheiden. Wir wollen die Frage nach der Gleichzeitigkeit vorderhand noch offen lassen und zunächst eine andere Reihe Erscheinungen weiter verfolgen, welche wir bereits in Nordeuropa und in den Alpen in engem Zusammenhang mit dem Vorrücken und Zurückgehen der Gletscher beobachtet haben — wir meinen die großartigen Niveauveränderungen der Eiszeit. Ein weiter Umblick thut sich uns hier auf.

Europa, seit Jahrtausenden die Heimath der Cultur, der Centralherd der Geschichte, ist geographisch betrachtet nur eine Halbinsel von Asien. Unter allen Continenten weist Asien das größte System massenhafter Bodenerhebung auf, als deren Längenachse eine südost-nordwestliche, etwa dem Nordrande von Tibet und alsdann dem Hindukuh, dem Elbrus, den armenisch-kaukasischen Gebirgen, dem Balkan, den Alpen und den Pyrenäen entlang gezogene Linie angesehen werden kann. Diese Massenerhebung bedeckt mit ihren Stufenländern in Asien allein $^2/_5$ des ganzen Erdtheiles und zerlegt sich in zwei sehr ungleiche Hälften, das vorder- und das hinterasiatische Hochland: letzteres begrenzt im Süden durch den Himalaya, im Norden durch den Altai, mit ihren Fortsetzungen, dem hinterindischen und dem kamtschatkischen Berglande; ersteres in den Hochländern von Iran, Armenien und Kleinasien allmählich herabsteigend, sich fortsetzend in den europäischen Gebirgslandschaften des Balkan, der Alpen und der Pyrenäen. Auf verschiedenen Punkten dieses langgestreckten Ländercomplexes wurden, wie bereits bemerkt, Spuren einer ehemaligen, freilich minder großartigen Gletscherentwicklung beobachtet. Aber wichtiger beinahe als dieses wiederholte Auftauchen der Gletscher sind die Veränderungen, welche gleichzeitig in den an die asiatisch-europäische Massenerhebung sich anschließenden Tiefländern und Meeresbecken vor sich gegangen sind.

Erst in der Pliocene hat das Mittelmeer seine jetzige Gestaltung erhalten. Während der Miocene hing Griechenland im Osten mit Kleinasien zusammen, darnach senkte sich das Land, und die Inseln des

Archipels sind, sagt man uns, die letzten Überreste des versunkenen Continentes. Dieses Ereigniß hätte nach O. Heer[1] bereits zur Zeit des Menschen stattgefunden und stände in Beziehung zur Überlieferung von der Sündfluth. — Die europäischen und die afrikanischen Küstenländer des Mittelmeers bilden, was man in der botanischen Geographie eine Region nennt, die mittelländische Region, scharf geschieden sowohl von der eigentlich europäischen als auch von der saharischen Region, gekennzeichnet durch die Übereinstimmung in Klima, Bodengestaltung und vor Allem in der Vegetation. Hier ist die Gleichförmigkeit eine derartige, daß, um mit K. Martins[2] zu reden, „das Mittelmeerbecken in der That ein von den umliegenden verschiedenes Schöpfungscentrum bildet, als ob die Küsten dieses Binnenmeeres nur die Überreste einer ausgedehnten, unter den Gewässern verschwundenen Region wären". Palästina ausgenommen, dessen Vegetation schon ein mehr tropisches Gepräge trägt, und Ägypten, das vielfach an die Wüste erinnert, ist die Gleichförmigkeit aller Orten eine frappante und, was das Auffallendste ist, diese Verwandtschaft offenbart sich in ausgesprochener Weise zwischen einander gegenüberliegenden Küstenstrichen: die Flora der Provinz Oran erinnert an Spanien, diejenige von Algier an Provence und Languedoc, diejenige von Constantine an Sicilien. Selbst in der Fauna läßt sich die gleiche Übereinstimmung verfolgen. Vögel und Insecten entsprechen einander, und was die größeren Säugethiere betrifft, so waren dieselben, nach Ausweis der Paläontologie, noch in der Pliocene ziemlich die gleichen; manche verschwanden, als in Folge des Überhandnehmens der Gletscher die Temperatur sank, mehrere noch räumten dem Menschen den Platz. Die Einwanderung afrikanischer Elephanten über Spanien nach Europa steht fest. Mit Recht behauptet demnach Dr. Heer[3], „daß die Trennung Europa's von Afrika durch das Mittelmeer erst dann eintrat, als die Natur ihr jetziges Gepräge bereits empfangen hatte, oder wenigstens, daß diese Trennung ehedem nicht die gleiche war, wie jetzt".

„Wenn Strabo erzählt," schreibt der bekannte Geograph Dr. H. A. Daniel[4], „nach Strato von Lampsacus habe einst der Pontus Euxinus bei Byzanz keinen Ausfluß gehabt; erst später sei das Wasser durch die Meerenge in das Mittelmeer gedrungen, und dieses habe sich dann

---

[1] A. a. O. S. 680.

[2] Von Spitzbergen zur Sahara, II. S. 254 f.

[3] A. a. O. S. 680.

[4] Handbuch der Geographie, 3. Aufl., Leipzig 1870, I. S. 215.

zwischen den Säulen des Hercules einen Weg in das äußere Meer gebahnt — so ist das eine Sage, die von manchen Thatsachen unterstützt wird. Ein unterseeischer Bergrücken zwischen Sicilien und Afrika weist deutlich auf früheren Zusammenhang hin. Damals hingen die Felsen von Ceuta und Gibraltar zusammen, das Mittelmeer war ein Tiefland mit einzelnen Berggruppen, das adriatische Meer ein tiefgeschnittenes Längenthal des Po" — richtiger vielleicht das Pothal die innerste Einbuchtung der Adria — „u. s. w. Einzelne Binnenseen nahmen die Gewässer der einströmenden Flüsse auf. Daß eine große Strecke des östlichen Nordafrika sich deutlich als früherer Meeresboden kundgibt, widerlegt jene Hypothese nicht: die nordafrikanische Küste hat sich allmählich gehoben, wie auch andere Strecken der Mittelmeerküsten periodischen Hebungen und Senkungen unterworfen sind." Dazumal war es, daß die Sahara aufhörte, ein Meer zu sein.

Wenden wir uns weiter östlich, so begegnen wir einem andern, in der jüngsten Epoche der Erdentwicklung trockengelegten Meeresboden. „Die ganze aralo-kaspische Erdsenke" (im Norden des vorderasiatischen Hochlandes, mit einem Flächenraum von 200,000 Quadratmeilen) „war früher ein Meer, aus dem nur einige Höheninseln emporragten, das mit dem arktischen, vielleicht mit dem schwarzen Meere in Verbindung stand. Zu Strabo's Zeiten war die Kunde noch nicht verklungen, der kaspische See sei ein Busen des nördlichen Meeres. Nach Arago's Ansicht mußte dieses Meer bei einer die Zuflußmenge noch übersteigenden Verdunstungsmenge in steter Abnahme begriffen sein. Reste desselben sind stehen gebliebene Wasserbecken mit salziger Fluth, welchen auch die Fische und die Robben der offenen See nicht fehlen." Unseres Erachtens thut Dr. Daniel[1], dessen Worte wir citiren, ebenso wohl daran, den Winken alter Schriftsteller über die ehedem abweichende Gestaltung der Continente gewissenhaft Rechnung zu tragen, als manche Alterthumsforscher im Unrecht sind, dieselben geringschätzig bei Seite zu setzen. Schon A. v. Humboldt[2] erkannte, daß man „in der sogenannten historischen Zeit eine Communication zwischen dem Becken des kaspischen und des schwarzen Meeres" durch die Manytsch-Wasserrinne annehmen müsse, womit ganz auffallend stimmt, daß Ari-

---

[1] Ebendas. S. 289.

[2] Centralasien (von Mahlmann), I. S. 541 ff., citirt in Dr. A. Petermanns geogr. Mittheilungen 1859, S. 411 ff.

stoteles, Strabo und Diodor die Trennung beider Meere in die Zeit der deukaleonischen Fluth verlegten und mit dem eben damals erfolgten Durchbruch des Bosporus in Verbindung brachten. — Hier legt sich die Frage nahe, ob nicht diese hydrographischen Wandlungen im Norden des Kaukasus in ähnlicher Weise mit etwaigen Erschütterungen dieser Bergkette zusammenhingen, wie die hydrographischen Veränderungen im Norden und im Süden der Alpen mit der Hebung der letztgenannten Gebirgsmasse.

Sicher ist, daß sich die Hebung des Himalaya, gerade wie diejenige der Alpen, bis in die jüngsten Erdepochen fortgesetzt hat.

Der nämliche Ocean, welcher den Fuß des Kaukasus bespülte, reichte damals dem Han-hai die Hand, dem „trockenen Meer“, wie jetzt noch so treffend die Chinesen die Gobi mit dem Tarimbecken bezeichnen; und so blieb es nach F. v. Richthofen[1] während der ganzen langen Periode, da die erstaunlichen Lößmassen Inner-China's sich anhäuften. Dann erst ward die Verbindung mit dem West- und Nordmeere durch die Djungarei abgebrochen und zerfiel das Han-hai in Folge unausgesetzter Verdunstung in kleinere Becken, bis es schließlich zu den wenigen Salzseen zusammenschrumpfte, welche gegenwärtig die tiefsten Beckentheile einnehmen, um langsam ganz zu verschwinden.

Wir richten nunmehr, mit Übergehung der noch ungenügend erforschten centralasiatischen Gebirgswelt, unsern Blick auf die beiden Endpunkte der Längenachse der asiatisch-europäischen Massenerhebung, wo dieselbe den atlantischen einer- und den stillen Ocean andererseits berührt.

Viel Spott hat Plato für seine zunächst aus Solon, entfernter aus der Überlieferung ägyptischer Priester geschöpfte Erzählung von der versunkenen Insel Atlantis eingeerntet, jenem westlich von den Säulen des Hercules gelegenen Continente mit seinen Schätzen und seiner Cultur. Übrigens wird die Erzählung des griechischen Philosophen durch ein paar andere, wie es scheint, unabhängige Zeugnisse bestätigt. Mag auch die Phantasie die ursprüngliche Überlieferung mehrfach ausgeschmückt haben, so schließt doch die gemeldete Thatsache keine historische und noch viel weniger eine naturhistorische Ungereimtheit in sich, und sind in neuester Zeit sogar manche namhafte Forscher, auf Grund dem Gebiete namentlich der Pflanzen- und Thiergeographie angehörender Beobachtungen, zur Annahme eines Mitteleuropa mit Nordamerika verbindenden

---

[1] Vgl. Ausland 1877, S. 1004

tertiären Continentes hingeleitet worden, dem sie wohl auch den bequemen Namen Atlantis beigelegt haben. So u. A. Professor Unger, K. Martins[1] und O. Heer[2]. Letzterer glaubt sich zu dem Schlusse berechtigt, „daß das Versinken des großen miocenen Continentes, welchen wir mit dem Namen Atlantis bezeichnen, wahrscheinlich gleichzeitig mit der Hebung der Alpen erfolgte und sich fortsetzte bis zum Ende der Diluvialzeit. Durch dieses Ereigniß wurde die Verbindung Europa's mit Amerika abgebrochen; die zahlreichen amerikanischen Typen, welche die organische Schöpfung in Europa während der Miocene aufweist, verschwinden in der Diluvialzeit; an ihre Stelle treten von Osten her kommende Pflanzen- und Thierarten, aus denen zum größeren Theile die gegenwärtige Fauna und Flora unserer Ebenen besteht, während die Alpen zahlreiche Einwanderer skandinavischer Herkunft beherbergten, die nunmehr einen integrirenden Theil unserer Alpenflora ausmachen". Tiefseemessungen[3] haben das Resultat ergeben, daß sich mitten durch den atlantischen Ocean von Norden nach Süden eine Bergkette erstreckt, als deren höchste Spitzen die Azoren, St. Paul, Ascension und Tristan d'Acunha über den Wasserspiegel emporragen. Denkt man sich hier den Meeresboden aus einer Tiefe von 3000 Faden bis über den Meeresspiegel erhoben, so ergäbe sich ein Continent, mitten durchzogen von einer von zahlreichen tiefen Thälern unterbrochenen Gebirgskette, deren Kammlinie zwischen 3—5000 m. liegen, deren höchste Gipfel bis zu etwa 10,000 m. ansteigen würden. Die Temperaturverhältnisse dieses Landes wären also derart, daß Pflanzenwanderungen jeder Art, auch direct über den Äquator hinweg, statthaben könnten. Nach alle dem hätte die einstige Existenz eines Europa mit Amerika verbindenden Continentes, einer Atlantis, auch abgesehen von den Anklängen der Überlieferung, eine solide Wahrscheinlichkeit für sich.

Im äußersten Osten mag A. R. Wallace[4], der aufmerksame Durchforscher der malayischen Inselwelt, unser Führer sein. Ziehen wir Sumatra, Java, Borneo und Palawan entlang eine Linie, führen dieselbe dann von dem Nordende der letztgenannten Insel der Südspitze Cochinchina's entgegen und lassen sie endlich nordöstlich von Hainan

---

[1] Revue des Deux Mondes 1870, t. I. p. 644.

[2] Le monde primitif de la Suisse, p. 679 sq.

[3] Globus, illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, Bd. 32, S. 143. Braunschweig 1877.

[4] The Malay Archipelago, London 1869, vol. 1. chap. 1.

mit dem chinesischen Festlande zusammentreffen: so haben wir durch diese Linie einen Meerestheil abgegrenzt, so seicht, daß überall die Schiffe bei einer Tiefe von selten mehr als 40 Faden die Anker auswerfen können. Erweitern wir diese Linie so, daß sie einerseits die Insel Bali, östlich von Java, andererseits die Philippinen einbegreift, so beträgt auch hier noch die Tiefe nirgendwo mehr als 100 Faden. — Eine ähnliche Wahrnehmung machen wir auf der entgegengesetzten australischen Seite dieser Inselwelt. In einer Breite von etwa 250 englischen Meilen entlang der Nordwestküste des Continents, sowie auch zwischen diesem und der großen Insel Neu-Guinea erreicht hier die See nirgendwo eine Tiefe von 100 Faden, so daß nur diejenige Meeresstrecke sich einer bedeutenderen Tiefe erfreut, innerhalb welcher die kleinen Sunda-Inseln (Bali ausgenommen), die Molukken und Celebes sich befinden. Eine besonders tiefe Wasserstraße trennt die nur 15 Meilen von einander entfernten Inseln Bali und Lombock.

Schon diese auffallenden Tiefenverhältnisse erwecken die Vermuthung, daß wir in den Inseln, westlich und östlich der letztgenannten Meeresstrecke, die Trümmer zweier versunkener Continente vor Augen haben, wovon der eine die Fortsetzung des hinterindischen, der andere des australischen Festlandes war. Die Ursache — eine Hauptursache wenigstens — einer derartigen, hier stattgehabten Veränderung ließe sich unschwer angeben. Der ganzen Reihe der großen und der kleinen Sunda-Inseln (bis Timor), dann der Molukken und der Philippinen entlang zieht sich eine Kette zahlreicher, großentheils jetzt noch thätiger Vulcane hin. Sie setzt sich nordwärts fort, der asiatischen Ostküste folgend, und erreicht über die Lieu-Kieu, die japanesischen Inseln und die Kurilen die Halbinsel Kamtschatka, überall vom westlichen Continent durch seichte Meere getrennt. Sie bildet somit die Grenze des seichten asiatischen Meeresgebietes nach der offenen Süd- und Ostseite, während sie die tiefere Meeresstrecke östlich von Borneo mitten durchschneidet. Wohl nicht mit Unrecht bringt Wallace die beiderseitige Senkung des Bodens mit der weitgreifenden Thätigkeit der Vulkane in Verbindung, die auch in historischer Zeit die Zerreißung einzelner Inseln herbeigeführt haben. Daß aber eine solche Senkung wirklich, und zwar in recenter Zeit, stattfand, ist aus folgenden Thatsachen ersichtlich.

Bekannt ist, daß die Pflanzen- und Thierwelt Australiens sich mehr als irgend eine andere von derjenigen Asiens unterscheidet. An Stelle der dichten Laubwälder Hinterindiens treten in Australien Euca-

lyptus, Sandelholzbäume und Akazien, mehr oder weniger dünn über den begrasten Boden hingesäet. Australien hat keine Affen, Tiger, Wölfe, Bären, Hyänen; keine Antilopen, Schafe, Ochsen; keine Elephanten, Pferde, Eichhörnchen, Kaninchen; keines von jenen Geschlechtern der Vierfüßer, welche überall sonst auf Erden vertreten sind: sondern einzig Säugethiere aus den beiden niedrigsten Ordnungen, der Schnabel- und der Beutelthiere. Ähnliches gilt von den Vögeln. Nun begegnen wir aber auf den Inseln diesseits Bali und der Philippinen einer asiatischen, auf den Inseln östlich von Borneo und Bali einer australischen Fauna, während allerdings die Floren weniger scharf geschieden sind. Die Elephanten, Nashörner, Tapire und wilden Ochsen, welche man auf Sumatra, Borneo und Java antrifft, sind, und zwar in den nämlichen Species, auch auf dem asiatischen Continente vertreten: keines dieser schweren Thiere kann die Meeresarme durchschwommen haben, welche jetzt die Inseln vom Festlande und von einander trennen; nur ein früherer Zusammenhang der Inseln mit dem Festlande, und zwar in der jüngsten Erdepoche, welcher die Thiere sämmtlich angehören, vermag ihr Vorkommen auf den Inseln zu erklären. Wir übergehen, der Kürze halber, andere, nicht minder zwingende Belege, welche Wallace der Beobachtung der kleineren Säugethiere, der Vögel und Insecten, entnimmt. „So gelangen wir," schreibt er, „zu dem Ergebniß, daß die großen Inseln Java, Sumatra und Borneo in ihren Naturproducten mit dem nächstgelegenen Continente in solchem Maße übereinstimmen, wie dieß auf so ausgedehnten Länderstrecken nur immer möglich wäre, selbst wenn jetzt noch die Verbindung mit dem Continente bestünde." Auch die Fauna auf den Philippinen trägt ein durchaus asiatisches Gepräge, nur daß, nach Wallace, einige Anomalien anzudeuten scheinen, daß hier die Lostrennung sich früher als auf den erstgenannten Inseln vollzogen und größere Veränderungen vor sich gingen. Auffallend stimmt hierzu, daß F. v. Richthofen [1] die jetzigen geographischen Verhältnisse Inner-China's nicht anders erklären zu können glaubt, als durch die Annahme einer wiederholten, nach dem stillen Ocean hin erfolgten Senkung der ganzen Ostseite des asiatischen Festlandes, durch welche ausgedehnte Landstriche in's Meer versenkt oder in Inselgruppen aufgelöst wurden.

Blicken wir dagegen auf die östlich von Borneo gelegenen Inseln hinüber, welch ein Abstand! Hier erinnert die Fauna durchaus an die-

[1] Vgl. Ausland 1877, S. 1003.

jenige von Australien und Neu-Guinea. Der Unterschied springt in die Augen, wenn man von Bali auf das nur 15 englische Meilen entfernte Lombock übersetzt; noch mehr, wenn man von Borneo nach Celebes oder nach den Molukken sich begibt; und immer vollständiger wird die Übereinstimmung, je mehr man sich Australien und Neu-Guinea nähert. Diese Inseln waren niemals Theile eines asiatischen Continentes. „Aus den Thatsachen," so folgert Wallace, „ergibt sich unzweifelhaft die Zugehörigkeit sämmtlicher Inseln östlich von Java und Borneo zu einem ehemaligen australischen Continente, mögen auch einzelne davon niemals vollständig mit demselben verbunden gewesen sein." Die Ausdehnung dieses Continentes muß übrigens auch nach andern Seiten beträchtlicher gewesen sein, als sie jetzt ist, wie sich aus der Betrachtung der im Norden und Osten gelagerten Inselwelt ergibt. Der innere Inselgürtel, von Neu-Guinea über Neu-Britannien, die Sta. Cruz-Gruppe, die Neu-Hebriden und St. Matthäus bis Neu-Seeland reichend, ist durch eine, gleichwohl minder zahlreiche, Vulcanreihe bezeichnet; im äußeren Gürtel sind alle diejenigen Inseln, welche nicht den Korallen ihre Entstehung verdanken, ebenfalls vulcanischer Natur. Die Korallenfelsen selbst aber sind ebenso viele unanfechtbare Urkunden der erfolgten Senkung des Bodens in jenem ausgedehnten Meerestheile. Indem nämlich die Korallenthiere nur in Gewässern von geringerer Tiefe leben können, muß das Vorhandensein weit mächtigerer Korallenriffe dahin erklärt werden, daß ebenmäßig mit der fortschreitenden Senkung des Meeresbodens die Korallenthierchen auf dem verlassenen Unterbau ihrer früheren Wohnungen stets neue Bänke aufgeführt haben. Demnach hätten wir die nichtkorallischen Südseeinseln als die hervorragenden Spitzen eines untergegangenen Continentes zu betrachten. — Ob übrigens die Senkung dieses Continentes gleichzeitig mit derjenigen des Sundabeckens vor sich gegangen sei, oder aber viel früher, wollen wir nicht entscheiden; die Auffassung Australiens als eines im Vergleich zu den übrigen „uralten Continentes" hat neuerdings durch die Entdeckung auf weiten Strecken eines demjenigen der Sahara durchaus entsprechenden tertiären Sandsteines einen harten Stoß erfahren. Neueren Beobachtungen zufolge ist der australische Continent wieder in einer Hebung begriffen, an welcher auch der Meeresgrund theilzunehmen scheint [1].

---

[1] Dr. Daniel, a. a. O. S. 887. Dr. A. Kirchhoff in der „Deutschen Revue" (herausgeg. von R. Fleischer), Berlin 1877, S. 211.

Zwingt uns schon die Natur der Fauna, die Lostrennung der Westhälfte des malayischen Archipels vom asiatischen Continent in die quaternäre Zeit zu verlegen, so fehlt es überdieß auch nicht an Thatsachen und Überlieferungen, welche dieselbe einer durchaus recenten Epoche zuweisen. Erst in den Jahren 1204 und 1280 rissen sich die Inseln Bali von Java und Selo-Parang von Sumbawa los und, javanesischer Überlieferung zufolge, wären ägyptische (?) Colonien zu einer Zeit auf die Insel gekommen, da Java und Sumatra und der ganze Archipel noch mit dem Festlande zusammenhing, und wären Java und Sumatra erst in dem letzten Jahrhundert v. Chr. auseinander gerissen worden [1].

Inwieweit ähnliche Umwälzungen wie im Sundabecken auch weiter westwärts im indischen Ocean vor sich gegangen sein mögen, können wir bei der Unvollständigkeit des Beweismaterials füglich unerörtert lassen. Sicher ist, daß Ceylon, vielleicht noch in historischer Zeit, mit dem Continente zusammenhing.

Dringen wir vom Sundabecken nordwärts vor, so gelangen wir über das vulcanreiche Japan nach Kamtschatka, dessen feuerspeiende Berge über die Aleuten ihren amerikanischen Brüdern die Hand reichen — die Cordilleren sind das jüngste Gebirge der Erde — und so erstreckt sich von Feuerland bis zur malayischen See ein Kranz von Feuerbergen, wie Leichenkerzen um eine begrabene Welt, welcher der stille Ocean sein Requiem rauscht.

Auffallend! auch anderwärts stehen die Vulcane gleichsam als die Wahrzeichen untergegangener Continente da: so die Vulcane Italiens und der griechischen Inseln, die langsam verstummenden Zeugen der gewaltigen, im Mittelmeerbecken erfolgten Veränderungen; deßgleichen sind die aus dem Schooße des atlantischen Oceans emporragenden Inselgipfel, von Jan-Mayen bis Tristan da Cunha, sämmtlich erloschene oder noch thätige Vulcane. Erwähnt sei hier im Vorbeigehen, daß zu Ende der Tertiärzeit auch die Vulcane der Eifel und der Auvergne in voller Thätigkeit waren.

Es ist eine eigenthümliche Reise um die Welt, welche wir eben gethan haben, überall anlegend an versunkenen Continenten, durch die Meere der Vergangenheit lenkend den verwegenen Kiel, und die Marksteine einer Schöpfung zählend, die nicht mehr ist. Unsere Erhebungen

[1] Dr. Daniel, a. a. O. S. 342.

sind bei Weitem nicht vollständig gewesen, wollten, ja konnten es gar nicht sein: auf tausend und eine Fragen vermag heute die Wissenschaft nur erst mit Ahnungen zu antworten. Auch bleibt uns noch eine ganze Reihe eiszeitlicher Erscheinungen zu durchmustern, welche unter dem Namen des geologischen Diluviums zusammengefaßt werden. Vorerst jedoch wollen wir uns, auf Grund des bereits gewonnenen Überblickes, an der Beantwortung der Frage versuchen, ob wir diese vielfachen Gletscherphänomene und die auf so vielen Punkten beobachtete, abweichende Vertheilung von Land und Meer als zusammenhangslose Erscheinungen, oder aber als eben so viele Glieder eines einheitlichen Systems der Umgestaltung unseres Planeten aufzufassen haben. Standen die Gletscherzeit Skandinaviens und der Alpen, die Senkungen in Nordafrika und Ostasien außer jeglicher Beziehung zu einander, hatten sie zeitlich oder jedenfalls ursächlich nichts mit einander gemein? oder aber waren sie ebenso viele Episoden eines einzigen großen Erddramas, einer einheitlichen und in ihren Hauptumrissen auch geichzeitigen Eiszeit? — Hiervon das nächste Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

Vier ungedruckte Briefe von Cl. Brentano.

(Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Publicistik im Anfange dieses Jahrhunderts.)

Zur Erinnerung an den bevorstehenden hundertjährigen Geburtstag eines unserer größten katholischen Dichter dürfte der unverkürzte Abdruck folgender Briefe desselben nicht ohne Interesse sein. Sie werden uns denselben zwar nicht in erster Linie als den genialen Novellisten, den phantasiereichen Erzähler der Märchen oder den ergreifenden Sänger des Rosenkranzes vorführen, statt dessen aber eine weniger bekannte und doch so vortheilhafte als höchst erfreuliche Seite des vielseitigen Mannes aufdecken. Brentano ein Publicist oder wenigstens ein Beförderer der Publicistik — das klingt ja selbst im ersten Augenblick ganz originell und märchenhaft, während doch in Wirklichkeit nichts natürlicher und wahrer ist.

Die Sturm- und Drangperiode der ersten wilden Jugend war für Brentano längst vorüber, als er diese Briefe schrieb; an dem Krankenbette der gottbegnadeten Dulderin Katharina Emmerich hatte er den Frieden und die Einheit des Lebens in Gott wiedergefunden und war seit jenen Tagen der Erbarmung nur mehr bestrebt, das Reich Gottes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unter den Mitlebenden zu verbreiten. Da aber damals wie heute die Presse eine der furchtbarsten Waffen der Feinde Gottes und der Wahrheit bildete, und durch ihren stets wachsenden Einfluß auch katholischerseits die Schöpfung einer schlagfertigen, mit Entschiedenheit und Ansehen ausgerüsteten periodischen Literatur immer dringender gebot, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir einen Mann wie Brentano hauptsächlich auf diese Forderung der Zeit sein Augenmerk richten sehen. Vorzüglich gab er dieser Aufmerksamkeit in den folgenden Briefen an einen der hervorragendsten Publicisten jener Tage, den damaligen Redacteur des „Katholik", nachherigen hochwürdigsten Bischof von Straßburg, Dr. Andreas Räß, einen so reichhaltigen und umsichtigen Ausdruck, daß diese Schreiben sich von selbst zu allgemeinerer Wichtigkeit erheben, und neben den bekannten Briefen J. v. Görres' nicht bloß einen vorübergehenden praktischen Nutzen, sondern auch einen literarhistorischen Werth beanspruchen.

Wer heute die Woerl'sche „Weltrundschau über die katholische Presse" zur Hand nimmt und die ansehnliche Macht überdenkt, welche die katholische Presse sowohl durch die Zahl der Organe als der Leser repräsentirt, der muß sich unwillkürlich fragen, wie und wann hat sich die katholische Publicistik zu dieser Höhe erschwungen? Welches waren die bescheidenen Anfänge und welches die Hauptentwicklungsstadien einer solchen Macht?

Von vornherein kann man als Knotenpunkt dieser Entwicklung zwei genaue Daten angeben, wo äußere Umstände einer größeren Freiheit oder eines heftiger entbrannten Kampfes eine Zunahme der katholischen Presse erklären und bedingen: wir meinen die Jahre 1848 und 1870. Es lag freilich von Anbeginn in dem Gesammtleben der Nationen des 19. Jahrhunderts eine stark ausgeprägte Tendenz, durch das gedruckte, regelmäßig wie eine Arznei verabreichte Wort den Organismus des socialen Körpers zu beeinflussen, d. h. durch Zeitungen die öffentliche Meinung zu schaffen. Aber diese Tendenz schlummerte Anfangs noch unbewußt wie ein blinder Instinkt im Herzen der Völker. In Amerika erwachte er zuerst zum Bewußtsein eines anzustrebenden Zieles. Dann bildete er sich auch allmählich in England, Frankreich und Deutsch-

land zum Glauben an die allein seligmachende Kraft der Preßfreiheit aus. Es ward zum Grundsatz, daß ein Volk im Besitz einer freien Presse im Grunde auch alles Nöthige habe, um alle übrigen Freiheiten zu erobern. So kam es denn, daß sich im Freiheitsjahre 1848 die Wünsche der Nationen hauptsächlich auf die journalistische Mündigkeitserklärung, die Befreiung vom Knebel der Censur, kurz auf Preßfreiheit bezogen.

„Gebt frei das Wort, ihr Herr'n auf euren Thronen,
So wird das And're sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut's! In allen euren Kronen,
Wo gibt's ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es laut:
Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter (!),
Sie, denen Gott noch Größ'res anvertraut!“ [1]

So schrieen und sangen die Märzmänner.

Aber auch die Katholiken jener Zeit waren nicht müßig, denn auch sie hatten erkannt, welche Macht die Presse nun einmal erlangt hatte und daß man wohl oder übel mit ihr rechnen müsse. „Wer in unseren Tagen nicht auf dem öffentlichen Markte mitspricht, wessen Stimme in der Presse nicht gehört wird, der wird auch nicht mitgezählt; über seinen Glauben, über seine Rechte, über seinen Besitz wird von dem das große Wort führenden Gegner verfügt und er selbst bei der allgemeinen Erbtheilung todtgetheilt.“ [2] In Folge dieser allmählich sich immer klarer ausbildenden Überzeugung hatte sich denn auch in Zeit eines Decenniums die Zahl der katholischen periodischen Blätter fast um das Doppelte vermehrt. Was jedoch unter einer solchen Vermehrung zu verstehen ist, sehen wir aus einem Artikel der „Augsburger Postzeitung“ vom 20. Juni 1847: „Es ist schon oft und dringend auf die mangelhafte Vertretung der Katholiken in der deutschen Tagespresse aufmerksam gemacht worden; die Ungunst äußerer, hier nicht näher zu erörternder Verhältnisse hat es dahin gebracht, daß die 20 Millionen deutscher Katholiken ihre politischen und socialen Interessen nur etwa in sechs bis acht Tagesblättern vertreten finden.“

Die eigentlich politische Tragweite der Zeitungen stammt nun freilich in Deutschland mit sehr geringen Ausnahmen erst aus dem Revo-

---

[1] Prutz, Der Rhein, 1841.
[2] Histor.-polit. Blätter, Bd. XX. S. 53.

lutionsjahre 1848. Nur allmählich und schüchtern wagten sie bis dahin Dinge in den Kreis ihrer Discussionen hineinzuziehen, die ihnen früher, wo sie mehr oder minder nur Nachrichten aus aller Welt reflectionslos an einander reihten, fern geblieben waren. Was aber seit Beginn des neunzehnten und bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts das Hauptfeld journalistischer Thätigkeit gewesen war, und was vielleicht mehr noch als die spätere Zeitungspolitik die Schöpfung einer tüchtigen katholischen Presse wünschenswerth machte, war die glaubenslose Philosophie, confessionelle Hetzerei, die Verleumdung des Klerus, überhaupt die systematische Anfeindung katholischen Dogmas und christlicher Moral. Man muß hören, was bereits Görres im Jahre 1830 über die dießbezügliche Thätigkeit der liberalen Publicistik schreibt: „Fünfundzwanzig Blätter haben wir jetzt hier (in Bayern), durchgängig vom Auswurf der Gesellschaft aller Klassen redigirt und dick gefüttert; dort predigt der böse Feind in Talar und Halskragen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, bohrt ihnen seine Kanzel an und tränkt die Zuhörer mit einer Brühe, daß die Schweine davon krepiren würden. Die aber schlucken und verdrehen die Augen vor Lust und verdauen das Gesoffene womöglich zu noch Ärgerem.“ [1] Noch kräftiger drückt sich Görres in einem andern Briefe vom 12. März desselben Jahres aus [2]. Und daß Görres nicht zu schwarz sah, bestätigt der Protestant Fr. Perthes, wenn er schreibt: „Sie (Görres) kennen so nicht wie ich diese Tagesblätter und Hefte und Journäle und die Gemeinheit.“ [3]

Daß mithin eine kräftige, strenggläubige katholische Journalistik ein dringendes Bedürfniß war, lag auf der Hand. Wie aber stand es in den drei ersten Decennien des Jahrhunderts mit dieser katholischen Publicistik? Wir möchten hier eine kurze, gewiß lückenhafte Zusammenstellung der uns bekannten Zeitungen und Zeitschriften des katholischen Deutschland versuchen und zur Vervollständigung derselben durch berufene Hand anregen [4]. Wir müssen es selbstverständlich bei einer materiellen Sta-

---

[1] Görres, Ges. Briefe, III. S. 367.

[2] Vgl. Ges. Briefe, I. S. 312.

[3] Vgl. Görres, Ges. Briefe, III. S. 85.

[4] Jedenfalls würde ein geschichtlicher Rückblick auf die katholische Presse der einzelnen deutschen Länder in der „Welt-Rundschau“ von Leo Woerl sehr erwünscht sein und das Interesse des Buches nicht wenig erhöhen. Über die Ausbreitung des deutschen Zeitungswesens im Allgemeinen brachte das „Postarchiv“ jüngst einen sehr interessanten Artikel, aus dem man den enormen Aufschwung ersehen mag, den die

tistik bewenden lassen, da uns zur kritischen Beurtheilung der meisten zu nennenden Blätter nicht hinreichendes Material vorliegt, und in jener schlimmen, von der Aufklärungssucht und dem Staatskirchenthum so schwer heimgesuchten Zeit der einfache katholische Name des Herausgebers nicht immer für die orthodoxe Haltung des Blattes bürgt. Selbst Ordensleute, wie die beiden Redacteure des kritisch-literarischen Organs „Literatur des katholischen Deutschland", ließen sich vom Zeitgeiste in einer Weise hinreißen, daß ihre Arbeit kaum mehr eine katholische zu nennen ist.

An erster Stelle wegen ihres Alters ist die „Augsburger Postzeitung" zu nennen, die es in acht Jahren bereits zum zweiten Centenarium ihrer Gründung gebracht haben wird und durchgängig mit mehr oder minder Erfolg für die katholische Sache einstand.

Dem josephinistischen und febronianischen Vorkämpfer J. Ad. v. Ickstatt und seiner Schule setzte sich kräftig und mit Erfolg entgegen P. Hermann Goldhagen S. J. († 1794) durch sein „Religions-Journal" (18 Bände, Mainz 1778—94), das später (1797—1804) fortgesetzt wurde als „Journal der Religion, Wahrheit und Literatur".

Als weiterer journalistischer Vorkämpfer gegen Aufklärung und neologische Bestrebungen begegnet uns Kasp. Anton Freiherr v. Mastiaux (geb. zu Bonn 1766, gest. zu München 1828). Dieser ebenso gebildete als strenggläubige Priester übernahm 1818 die von Fr. Cl. Felder (1766—1818) im Jahre 1810 gegründete „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" und führte sie bis

---

deutsche periodische Presse seit 1824 genommen hat. Wir entnehmen ihm folgende Angaben:

Im J. 1824 gab es im damaligen Preußen 267 Zeitungen, darunter 96 politische,
„ 1850 „ „ „ 834 „ „ 184 „
„ 1876 „ „ „ 1566 „ „ 764 „

Nach der Kopfzahl der Bevölkerung gerechnet kamen auf je eine Zeitung an Personen:

	1824	1850	1876
in der Rheinprovinz	47,060	17,430	9700
Brandenburg	21,120	10,440	6480
Schlesien	50,280	25,800	15,600
Sachsen	26,700	15,760	13,400
Preußen	100,000	37,100	22,230
Westphalen	59,230	18,000	14,700
Pommern	65,130	18,450	14,370
Posen	346,640	56,250	34,900

zum März 1823 unermüdet und mit einem seltenen Erfolge fort. Unter seiner Leitung wurde diese Zeitschrift wegen ihrer publicistischen Erörterungen, zahlreichen Actenstücken und Recensionen sehr bedeutungsvoll und bewahrt eben darum auch heute noch einen nicht zu unterschätzenden Werth. 1823 trat Mastiaux die Redaction an den bekannten Fortsetzer der Stolberg'schen Religionsgeschichte, Fr. v. Kerz (1763—1848), ab, unter dessen Führung sie immer noch neben dem später zu erwähnenden „Katholik" eine ehrenwerthe und einflußreiche Stelle einnahm. Sie hieß Anfangs (1824—25) „Katholische Literaturzeitung", und spaltete sich dann in die „Literaturzeitung für die katholische Geistlichkeit" unter der Redaction von Fr. v. Besnard (Landshut 1826—34, München 1835—36), und die Kerz'sche „Katholische Literaturzeitung" (München und Mainz 1826—34).

Den eigentlichen Veteran der katholischen Journalisten im heutigen Sinne des Wortes verehren wir in dem fast gänzlich vergessenen Joh. Baptist v. Pfeilschifter (geb. zu Höfen bei Cham 1793). Zuerst bei der „Aarauer Zeitung" thätig, dann in Weimar mit L. Wieland das „Oppositionsblatt" leitend, aber bald von dieser Redaction aus religiösen Gründen zurücktretend, begründete er 1817 sein erstes eigenes Organ „Zeitschwingen", das jedoch als „mit den liberalen Ideen zu sehr in Widerspruch stehend" keinen rechten Boden fand und 1818 an L. Börne (!) überging. Pfeilschifter selbst arbeitete einige Monate an der „Frankfurter Zeitung", lieferte Beiträge zum „Morgenblatt" und besonders einige gehaltvolle Artikel über die spanische Constitution von 1812 u. s. w. für die „Allgemeine Zeitung". Solche Mitarbeiterschaft an mehr oder minder kirchenfeindlichen Blättern konnte dem eifrigen Manne auf die Dauer nicht zusagen. 1822 kam er deßhalb wieder nach Frankfurt zurück und begann nun seinen vielgenannten „Staatsmann". Er trat in dieser Zeitschrift mit einer solchen Entschiedenheit gegen alle revolutionären Doctrinen und Tendenzen auf, „daß," wie Gentz im „Österr. Beobachter" sagt, „selbst die Freunde der Ordnung — denn dahin war es in Deutschland gekommen — sie fast nur im Stillen zu loben wagten". Unter thätiger Mithilfe der hervorragendsten Kräfte (Ad. v. Müller, Friedr. v. Schlegel u. s. w.) erlangte der „Staatsmann" eine socialpolitische Bedeutung, wie ihn nur wenige spätere Zeitschriften aufzuweisen haben. In Verbindung mit Adam v. Müller gab der unermüdliche Publicist seit 1827 auch ein direct kirchliches Organ, den „Literatur- und Kirchen-Correspondent", heraus, der aber

wegen Müllers Versetzung nach Wien sich bald in die treffliche „Katholische Kirchenzeitung“ auflöste, deren Universalität auf allen Gebieten katholischer Interessen durch die Zugabe eines sorgsam redigirten Literaturblattes ermöglicht wurde. Als Pfeilschifter diese Zeitung im Jahre 1837 eingehen ließ, schrieb der „Katholik“, „daß ihr Verschwinden eine fühlbare Lücke zurückgelassen, indem einsichtige Katholiken jene Artikel vermißten, welche ebenso geistreich als treffend die wichtigsten Fragen der Zeit behandelten“. Noch lobender drückte sich die „Sion“ aus. — Die übrigen periodischen Schriften Pfeilschifters, „Herold des Glaubens“ (1837—43), das Taschenbuch „Cölestine“ (1837—39), sowie die zahlreichen selbständigen Arbeiten des unermüdlichen Mannes können uns hier nicht beschäftigen. Nur das Zeugniß, welches Bischof Pfaff von Fulda der publicistischen Wirksamkeit Pfeilschifters gegeben hat, finde hier noch eine Stelle: „Ich würde, wenn Sie, edler Mann, persönlich vor mir stünden, nicht Worte genug finden können, Ihnen die tiefe Verehrung und den zärtlichen Dank zu versichern, womit ich Ihnen huldige und worauf Sie durch eben so gründliche und lichtvolle als muthige Vertheidigung unseres Glaubens und unserer Kirchenfreiheit und durch die interessanten Notizen und treffendsten Recensionen bei allen Freunden der Wahrheit die gerechtesten Ansprüche erworben haben. Unter allen Zeitungsblättern, die mir vorgelegt werden, greife ich am liebsten zu den Ihrigen; es erhebt mein Gemüth bis zur Begeisterung und gibt mir frischen Muth zu pflichtgemäßer Thätigkeit.“ [1]

Auch in Österreich, der Heimath des Josephinismus und des philisterhaft bureaukratischen Liberalismus, wehte eine lenzfrische Osterluft. P. Hoffbauer hatte einen Kreis von hervorragenden Gelehrten und einflußreichen Männern um sich gesammelt und wollte aus ihnen ebensoviele Apostel kirchlichen Geistes und conservativer Gesinnung machen. Ad. v. Müller gründete in diesem Sinne die „Staatsanzeigen“ (1815—18), für deren Gedeihen jedoch noch lange nicht das Feld bereitet war. Über die durchaus christliche Grundidee dieser Zeitschrift besitzen wir ein eigenthümlich lobendes Zeugniß in einer Zuschrift des bekannten Gentz an den Herausgeber. „Die Aufsätze,“ sagt er, „tragen sämmtlich, die Ihrigen nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbe-

[1] Vgl. Brühl, Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands, S. 794. Pfeilschifters Biographie in der „Realencyklopädie für das katholische Deutschland“, Bd. XI.

haglich, unheimlich desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht ... Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe; und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen ... geschleudert werden, wo alle Karten und Sterne mich verlassen! Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung u. s. w. einzig und allein von einer lebhaften Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt."[1]

Nicht glücklicher als Ad. Müller war sein Freund und Gesinnungsgenosse Fr. v. Schlegel. Zuerst versuchte der berühmte Literarphilosoph es mit einem „Deutschen Museum" (1812—13), fand aber keinen Boden; glücklicher war er mit seiner „Concordia" (Wien 1820—23, 18 Hefte). Über den Zweck und Geist dieser Zeitschrift spricht er sich in der Ankündigung derselben folgendermaßen aus: „Der gesammte moralische Zustand unseres Zeitalters und der deutschen Nation, soweit durch wissenschaftliche Belehrung darauf eingewirkt werden kann, ist der eigentliche Gegenstand und Zielpunkt dieser Zeitschrift, zu deren Herausgabe sich eine bedeutende Anzahl von Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Männern in Österreich und in dem übrigen katholischen Deutschland vereinigt hat. Eine neue katholische Zeitschrift für Wissenschaft, Geschichte und Literatur, in welcher das ganze Gebiet der höheren Geistescultur aus dem Standpunkte der Religion betrachtet und bearbeitet und in Allem auf dieses letzte Ziel bezogen würde, ist ein Bedürfniß ... Es ist nichts so nothwendig in dieser unserer vielfach beunruhigten und irregeleiteten Zeit, als daß die Gutgesinnten auf einem sicheren Grund und Boden des ewig Guten zusammentreten und mit ausdauernder Liebe zusammenhalten, und daß unerschütterlich feste Anhalts- und Stützpunkte der Wahrheit und Gerechtigkeit aufgestellt werden in dieser chaotischen Fluth von Meinungen und Anarchie vorüberschimmernder Ideen; damit alle geistigen Kräfte, die auf das Feste, Gute und Wahre gerichtet sind, sich mehr und mehr um ihren gemeinsamen Mittelpunkt versammeln und daran anschließen mögen. Dieses und nur dieses allein ist unser Zweck und Wunsch." So schön aber auch dieser Wunsch sein mochte, er ging nicht in Erfüllung, die Zeit war noch nicht gekommen.

---

[1] Vgl. Briefwechsel zwischen F. Gentz und Ad. Heinr. Müller. Stuttg. 1857. Brief vom 8. Juli 1816.

Den „Österreichischen Beobachter“ glauben wir kaum als ausschließlich katholische Zeitschrift gelten lassen zu können, obgleich er durchaus christliche conservative Beiträge von Schlegel, Müller, Pilat, Klinkowström u. A. enthielt. Dasselbe gilt von den Wiener „Jahrbüchern der Literatur“. Denn ist auch in diesem klassischen, zuerst[1] in Deutschland die Fortschritte der Wissenschaften im Großen und Ganzen durch eine Reihe mitunter meisterhafter Abhandlungen verfolgenden Organ das katholische Element in Literatur und Wissenschaft glänzend vertreten, so sind die Jahrbücher doch immer noch kein katholisches Centralorgan, wie es im vorigen Jahrhundert z. B. die Nikolai'sche Bibliothek für die Aufklärerei gewesen war.

Um hier gleich mit Österreich abzuschließen, erwähnen wir noch die trefflich illustrirten „Wiener Sonntagsblätter“ von F. A. v. Klinkowström (1818—20), vielleicht das erste Beispiel einer katholischen illustrirten Zeitschrift in Deutschland. Ferner die Musenalmanache „Balsaminen“ von Veith, und „Oelzweige“ von Passy, beide mit Beiträgen von den besten katholischen Dichtern versehen. Endlich die beiden theologischen Zeitschriften von Linz (Theologisch-praktische Quartalschrift, Prag 1827 ff.) und Salzburg (Theologisch-praktische Quartalschrift, Rottenburg 1832 ff.).

Baden, die Heimath des Wessenbergianismus, hatte zwar im vorigen Jahrhundert an der „Nova bibliotheca ecclesiastica Friburgensis Brisg.“ (1775—83) fast die einzige theologische Zeitschrift in Deutschland besessen, aber im Anfang des jetzigen in der überaus schwierigen Periode des kirchlichen Rationalismus stand es dem „Archiv für Pastoralkonferenzen“ (1804—27) waffenlos gegenüber. Wessenberg, Friedr. Huber, Strasser, Mersy u. s. w. untergruben in diesem Archiv 23 Jahre hindurch ungehindert und systematisch das positive Christenthum bei dem Klerus und durch ihn bei dem Volke. Es war schon zu spät für die Verhütung des Übels, als der verdiente Dr. Hug im Jahre 1828 die „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg“ in's Leben rief; auch fehlte es ihm in dem armen, heimgesuchten Lande durchaus an Mitarbeitern, in Folge dessen das sonst tüchtige Blatt allmählich zu einer exegetischen Fachzeitschrift ausartete und es überhaupt nur auf sieben Hefte brachte. Besser unterstützt, wenn auch, wenigstens im Anfang, nicht immer im besten

[1] Der „Hermes“ nahm sich die Jahrbücher zum Muster.

Geiste thätig, schien die „Tübinger Quartalschrift“, das Organ der dortigen Universität (1819 ff.), sich zu einem gelehrten Centralblatt Süddeutschlands erschwingen zu wollen.

Wir gelangen nun wieder nach Bayern, dem damaligen Hauptsitz der katholischen Presse in jeder Beziehung, und zählen nach der Reihenfolge ihrer Entstehung die uns noch bekannten Organe auf:

„Zeitschrift für Bayern und angrenzende Länder“ (München 1816—?). — „Theologische Zeitschrift“ von Batz und Brenner, die besonders durch die Artikel des gelehrten Dr. F. A. Frey während der Wessenbergischen Streitigkeiten viel Gutes wirkte. — „Blätter für Erziehung und Unterricht zunächst in Volksschulen“ (München 1818 ff.), später „Schulblätter“ von Ludwig Auerbacher (1829—32). — „Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund“ mit dem Beiblatt „Euphemia“. — Professor Joh. Michael Feder (1753—1824) in Würzburg gab zwei Zeitschriften heraus: Die „Neuen Würzburger gelehrten Anzeigen“ und ein „Praktisch-theologisches Magazin für katholische Geistliche“. — F. K. Felder begann in Verbindung mit L. Kappler 1818 sein „Magazin für katholische Religionslehrer“, nachdem er bereits von 1810 an die bereits genannte „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer“ geleitet hatte. Bekannter als alle genannten Blätter waren die von Karl Brug in Augsburg gegründete, seit 1838 von F. Herbst geleitete „Sion“ und die ebenfalls von Herbst redigirte „Eos“, welche besonders seit dem Jahr 1828, als Görres sich ihrer annahm, einen gewaltigen Einfluß in ganz Deutschland erlangte.

Die erste positiv katholische Zeitung der Schweiz datirt aus dem Jahre 1832 und wurde von einem Comité schweizerischer Katholiken als „Schweizerische Kirchenzeitung“ in Luzern (1832—47) verlegt. Als Fortsetzung davon erschien unter Redaction einiger Priester die „Kirchenzeitung für die katholische Schweiz“, Solothurn (1848—50).

Somit hätten wir wenigstens die wichtigsten katholischen Journale der dreißig ersten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts bis auf jene Zeitschrift aufgezählt, welche von allen genannten die einflußreichste und sozusagen das einzige Centralorgan katholischer Interessen in jenen zersplitterten schlimmen Tagen war — den „Katholik“.

Was Friedr. v. Schlegel in Österreich versucht, aber nicht erreicht hatte, das brachten in Mainz zwei junge Professoren des Seminars,

Dr. Räß und Dr. Weis, mit Gottes Segen zu Stande, sie gründeten ein polemisch-wissenschaftlich-kritisches Blatt, das auch den Feinden nach kurzer Zeit imponirte. Bis dahin (1821) hatten, wie Clemens Brentano an seinen Bruder schrieb, „eine ganze Reihe von Zeitschriften existirt, aber keine, die das katholische Volk, das sehr annehmend ist, in der Gesammtheit aller Stände in Anspruch nahm, und wo nicht täglich, so doch wöchentlich erschien. Es waren Elemente und Naturen genug dazu da, aber Niemand, der sie zu einen und in Besitz zu nehmen wußte. Was erschien, hatte keine Vereinigung unter sich; wenngleich theils vortrefflich, ja gewaltig, ging es doch wie ein Menuet, während das Böse wie Hopsanglaisen, Gallopaden und Tempêten in tausend wollüstigen Paaren quer durchstürmte“ [1].

Kaum war der „Katholik“ gegründet, so meldeten sich auch von allen Seiten die muthigsten Vorkämpfer christlicher Wahrheit und kirchlicher Freiheit, um in Gesellschaft der „Männer in der legitimen Citadelle“, wie Brentano die Mainzer Professoren nennt, den Streit mit der Lüge durchfechten zu dürfen. Ad. v. Müller, W. v. Schütz, Pfeilschifter, Christ. Brentano, Neeb, Christ. Schlosser, Molitor, v. Rothensee, Alb. v. Haza, v. Müllers Stiefsohn, Binterim, der nachherige Cardinal J. v. Geißel nebst vielen Anderen lieferten schon gleich in den ersten Jahren Beiträge zu der neuen Zeitschrift. Muthig und unerschrocken ging diese nach ihrem einmal aufgestellten Programm auf den Feind los, und war so glücklich, nach kaum einjährigem Bestehen den Haß der bureaukratischen Kirchenverfolger in dem Grade auf sich zu ziehen, daß sie auf eine ehrenvolle Flucht in's Ausland sinnen mußte, und sich nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Wiesbaden und Speier nach Straßburg zurückzog. Die Vorsehung wollte, daß sich hier ein anderer großer Verbannter, J. v. Görres, der inzwischen ein treuer und eifriger Sohn der Kirche geworden war, des exilirten Journals annahm, es mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Feder unterstützte und schließlich sogar der thatsächliche, wenn auch nicht nominelle Redacteur derselben wurde. Brentano jubelte über diese Fügung, welche zwei seiner Freunde, den alten Görres und den Katholiken, einander nahe gebracht hatte. „Görres,“ so meldet er an Christian, „warf sich mit ganzem Feuer hinein. Ich aber sage, er hat so niemals geschrieben, es ist ihm Ernst, und er thut nur, was er glaubt.“

[1] Ges. Werke, IX. S. 168.

Wir nannten den Katholiken einen Freund Brentano's, und das war er aus einem doppelten Grunde. Vorerst hatte Clemens den einen der beiden Gründer der Zeitschrift, Dr. Räß, auf einer Reise in Wiesbaden persönlich kennen gelernt und ihm sowie dessen Arbeiten eine treue Liebe bewahrt. Dann aber war es auch die Wirksamkeit des Katholiken, welche den bekehrten, nur mehr für Werke des Seeleneifers und der Nächstenliebe lebenden Dichter interessirten. Was er persönlich für die Zeitschrift gethan hat, haben wir ausführlicher an einer anderen Stelle erzählt[1], ebenso mit welchem Eifer der Dichter für das Gedeihen der gesammten katholischen Literatur thätig war; die folgenden Briefe, welche fast ausschließlich diese beiden Punkte im Auge haben, werden daher als eine theilweise Ergänzung des dort Gesagten willkommen sein, zugleich aber auch wiederum zeigen, mit welcher genialen Schärfe des Urtheils und welchem nahezu divinatorischen Gefühl des Nothwendigen Brentano die Entwicklung des geistigen Lebens seiner Zeit verfolgte. Nach Lesung dieser Briefe möchte man es fast bedauern, daß er es bei den guten Rathschlägen bewenden ließ und nicht selbst thatkräftig als Publicist in seiner Weise auftrat. An Aufforderungen dazu fehlte es ihm nicht. „In immer neuem Schaffen und Leben," schrieb ihm Böhmer, „übersehen Sie das Bedürfniß, welches die Anderen haben, sich an das Wort und den Gedanken desjenigen festzuhalten, dem es nun einmal gegeben ist, mit treffendem Witz und leichterer Phantasie das auszusprechen, was Allen Noth thut."[2] Aber Brentano hatte das Selbstvertrauen verloren; er hatte sogar einige Artikel für den Katholiken geschrieben, „allein er war unglücklich, daß die Art seiner Sprache ihn gleich verrieth, und war daher scheu, sie der Zeitschrift zu geben, und ließ sie liegen, denn es regte sich immer in dem, was er schrieb, etwas, das seine bessere Überzeugung nicht billigen konnte". „Ich armer Teufel," schrieb er an Görres, „fühle jetzt mehr als sonst, daß ich ohne Logik und Fassung, voll Einfälle bin, die oft nicht Stich halten."[3]

Wir geben nun die Briefe selbst, wie sie uns von dem hochw. Bischof von Straßburg abschriftlich mitgetheilt wurden. Zum besseren Verständniß für Allgemeineres müssen wir auf die ausführliche Biographie verweisen, für Einzelnes werden wir in kurzen Anmerkungen

---

[1] Vgl. Clemens Brentano. Ein Lebensbild u. s. w. Freiburg 1877, II. S. 342—373.

[2] Janssen, Böhmers Leben und Briefe, II. S. 159.

[3] Görres, Ges. Briefe, III. S. 207.

das Nothwendige hinzufügen. Wenn auch der erste Brief nicht wie die drei übrigen vorwiegend von der Journalistik handelt, so glaubten wir ihn doch nicht ganz unterdrücken zu sollen; denn mit seiner komisch-drastischen Schilderung eines an sich schon seltsamen Vorfalles gibt er ein viel zu sprechendes Beispiel von Brentano's mimischem Stil, um als Beitrag zur Charakteristik des Dichters nicht willkommen zu sein.

W. Kreiten S. J.

I.

Freitag, 1. Juli 1825. Coblenz.

Hochwürdiger Herr Doctor!

Herr Diez dürfte wohl längere Zeit durch Geschäfte verhindert zögern, Ihren beiden Zuschriften zu antworten. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen über die beiden Empfohlenen einige Worte zu sagen.

Herr Diez hat das jüdische Frauenzimmer nach seiner großen Menschenliebe in's Haus genommen bis jetzt, und ihr alle möglichen Dienste in Ihrem Prozeß geleistet. Da dieser aber lang dauern kann, so geht sie übermorgen auf meinen Rath in das Doll'sche Mädchen-Institut nach Boppard, wo sie ihre Bildung fortsetzen, sich weiter in der Religion begründen, und ihren sittlichen Accent dem christlichen assimiliren kann. Dieses Volk trägt das Zeugniß seiner Zerstreuung und Heimatlosigkeit unaustilgbar in all seinem Äußern; alle seine Bildung, Kenntniß, Manier, bis zu seiner Kleidung bleibt ewig wie auf dem Trödel im Vorüberreisen zusammengerafft. Weder der Flachs am Hemde des reichen Juden, noch der Hanf am Halsband des armen Schelmen sind auf dem Acker seiner Väter gewachsen, und die Gebetsriemen des Frommen sind meist von einem Thiere, womit ein anderer Israelit irgend gewuchert hat. Ich hielt es daher für nützlich, daß diese Jungfer sich noch etwas chrystallisire, ehe sie sich christianisirt. Sie ist überdieß hier nicht gut in der Stadt, weil ihre Mutter, welche Peez in Neuwied am Wahnsinn behandelt, hier ehedem öffentlich großes Ärgerniß gab. Wir hoffen, daß sie so lang nöthig in Boppard sich nützlich befinden wird [1].

---

[1] Nach ihrer Taufe fühlte diese junge reiche Jüdin das Verlangen, die Welt zu verlassen, und trat wirklich nach einigen Jahren im Innern Frankreichs in einen religiösen Orden. Einige Mitglieder ihrer Familie sind ebenfalls sehr eifrige Katholiken geworden. Der berühmte gottselige P. Liebermann (nicht mit dem Straßburger Generalvikar Liebermann zu verwechseln) war ihr Neffe.

Weiter kam heute ein wohlgebildeter scheuer Jüngling, mit undeutlicher, schwankender, wortsuchender Sprache, ohne eigentlichen Dialect, oft sich mit Actionen der Hand im Ausdruck helfend, hier an. Er hatte einen gelblichen Sommerrock mit ausgefallenen Knöpfen, blaue rothgemischte Kattunweste, schwarzseidenes Halstuch, blaue, viereckte mit Silbersticferei und Busch versehene Mütze, lange Hosen, Halbstiefel, ohne Strümpfe. Er war scheu wie ein verschämter Bettler, und brachte ein offenes Billet von Ihnen, des Inhaltes, er sey Sohn des Van den Wyenbergs, von dem ich, Gott sey Dank, durch Christian gehört zu haben mich erinnerte, er sey ein Convertit und Confusionarius. Denn Diez wußte nichts von ihm. Wir waren übel mit dem Menschen dran; denn entweder haben Sie nicht gewußt, daß dieser Jüngling verrückt ist, oder er ist es erst unterwegs geworden, oder er ist nur eigentlich ein merkwürdig durch Vernachläßigung und Heimatlosigkeit, und Verkehrtheit des Vaters und Unbarmherzigkeit Andrer Verlassener und durch Hunger, Mühe und Angst abgetriebener Mensch. Er wußte nichts, Geschriebenes lesen könne er nicht, seinen Namen Van den Wyenberg kannte er nicht, er heiße Jolle, man habe ihm den andern Namen nicht gesagt, der Vater habe ihm nichts gesagt, als er könne ihm doch nichts helfen, es gehe schon besser mit der Geschichte, und dann sey es immer schlechter gegangen. — Plötzlich zerreißende Thränen. — Er wisse von der Geschichte nichts, der Vater sey an Allem Schuld, er habe sie um Alles gebracht — Thränen, — gleich wieder freundlich — auf Frage — ja ich bin katholisch — aber so nicht unterrichtet — dort ein Bischen — und wieder dort — so nicht recht — aber bei dem Abendmahl gewesen und immer Beten unterwegs — wieder Thränen. — Paß und viele Papiere habe er verloren. Diez: wie er den Brief von Herrn Räß übrig gehabt? — Auf den Rücken gezeigt — dann — er sey im Felleisen gewesen — Uhr verkauft — Kleider verkauft — geweint — keinen Ort der Reise nennen können, außer Mainz. — In dem Brief werde stehen, man solle ihm etwas Schreibens geben, als Paß. — Zu Bonn, gegen Bonn über in einem Schloß, wolle er Herrn Fonk suchen, sey ihm verwandt, o sehr nah, gewiß sehr nah — der werde ihm helfen, — er kenne ihn nicht — er habe keinen Brief an ihn — er habe auch so eine Geschichte gehabt (mit Winken) — er wisse gar nichts davon — so eine Geschichte wie sein Vater — (welche der Vater gehabt?) — er wisse es nicht, er habe nie etwas gesagt davon — (wie er heiße?) er wisse es nicht — man

habe es ihm nie gesagt — dazwischen ruhig gesprochen — geweint — sterben wollen — an den Wänden umhergeweint — sich nicht aufhalten wollen, — fort, daß er heimkomme — da könne er wieder vielleicht zur Schule (er konnte nicht geschrieben lesen) — sey in der ersten Schule. Seine Füße sind zu Schanden gelaufen — (weint) — das Schiff sey in Mainz fort gewesen u. s. w. Es koste viel auf einem Schiff — (ob er essen wolle?) — er habe gegessen auf dem Schiff — sey zu Fuß gekommen, er wolle platterdings nicht essen — er habe im Wirthshaus gegessen — Butterbrod — (wo er seinen Tornister habe?) im Wirthshaus — ein Paar Bücher drin (o studiosus!) — er habe Alles verkauft. Man gab ihm 4 Thl., ein Hemd, ein Halstuch und Schuhe — er küßt dankbar weinend die Hände — er solle ausruhen — er wolle nach Amsterdam, sie meinten, er komme wieder in die Schweiz — er komme nicht wieder, sein Vater antworte nicht, — er habe zweimal geschrieben an ihn (und weiß den Namen nicht!), er sey an allem Unglück schuld — heftige Thränen — er wolle zu Herrn Fonk mit der Geschichte, er wisse sie nicht (er solle lieber nicht hin, der Mann werde ihn nicht verstehen, sey nicht der Art, er solle nicht soviel unterwegs von ihm sprechen) — er wolle nicht hin, er suche ein Floß, wolle nach Amsterdam — gleich jetzt fort — er wisse nichts mehr von sich, sey ganz verwirrt — sein Vater (weint heftig) (Ob er denn mit dem Geld Bescheid wisse, ob er nicht betrogen werde?) Wie ein demüthiger Student den Professor versöhnend, klopft er mir auf die Achsel: „ach ich habe manchmal drei Tage nichts gegessen" — dabei gelächelt. Ich habe rudernd auf einem Floß hinabfahren wollen, es war keines da. — Endlich mußte ich ihm, um irgend etwas von ihm zu wissen, seine eigene Geschichte erzählen, von der ich nichts wußte — er sagte zu Allem ja — Sein Vater habe sein Kostgeld vorausbezahlt, und da er schon 6 Wochen drüber gezehrt, habe man ihn fortgeschickt.

Herrn Diez schien er verrückt, oder in etwas Übles ohne Geschicklichkeit verwickelt. Mir schien er unaussprechlich verlassen und hülflos versäumt und durch Anstrengung verwirrt. — Anfangs meinte ich, er wandle vielleicht gelübdweise so in irgend einem Noviciatsexercitium, aber er spielte die Rolle zu vortrefflich. Es war Natur und Geschichte! Aber eine unerbauliche vom polemischen Vater, der besser gethan hätte, seinen Sohn seinen Namen zu lehren, als Disputationen zu schreiben. Er eilte fort [1].

---

[1] Im Manuscript findet sich hier folgende Note von der Hand des hochwürdigsten

Kaum einige Minuten war er weg, als unser Freund, der Stadtphysikus [1], vorübergeht. Ich rufe ihn herein, erzählte ihm die seltsame Erscheinung. „O weh!" sagte er, „kein Paß! kein Ausweis! kein Name! aus der Schweiz? von Mainz über Boppard! scheu, verwirrt, weinen? — Heute Nacht ist ein Handwerksbursche aus der Schweiz zwischen hier und Boppard ermordet, und in den Rhein geworfen worden; wir haben ihn eben in der Anatomie, und ich fahre so eben die Mordstelle zu untersuchen. Gott sey Dank, ist heute der Gendarmerie-General hier, sonst wäre die Gendarmerie schon auf den Beinen; aber Morgen wird sie nach allen Seiten Alles aufgreifen, was auf der Landstraße ist und sich nicht ausweisen kann; der kömmt wieder, der kömmt wieder, den bringen sie, das wird ein sauber Verhör werden, seinen Namen nicht wissen, Fonk, so eine Geschichte, Vater Schuld an Allem, Convertit, Jesuiten, Liebermann, Räß, Diez rc. — das gibt eine saubere Geschichte, der kann lang verlassen, gequält und complet verrückt werden! Leben Sie wohl, ich muß fort. Man soll noch Ströme von Blut auf dem Gras in den Weiden sehen." Er ging seinem Amte nach, ich in's Hospital zu Diez. Ich theilte ihm des Arztes Erzählung mit. Wir wollen ihn aufsuchen, er sagte in einem Bierhaus rechts am Lehrthor; Diez will ihn zum Bürgermeister seinem Freund bringen, dem die Geschichte deutlich machen, weil er sich selbst gar nicht verständigen kann; so wird er doch nicht gebunden und mißhandelt von den Gendarmen wieder hergeschleppt. Wir gehen bei dem Gendarmerie-Quartier vorüber, viele sitzen schon auf und reiten von der Musterung nach ihren

---

Bischofs Dr. Räß: „Der Briefsteller dürfte hier im Irrthum sein, da der gelehrte van den Wyenbergh kein Convertit war. Zu Anfang der zwanziger Jahre zog er aus Holland nach Freiburg in der Schweiz, wo seine drei Söhne ihre Studien fortsetzten und er selbst theologisch-polemische Schriften herausgab. Seine Feinde setzten damals allerlei Gerüchte über ihn in Umlauf, von denen wahrscheinlich auch dem seligen Clemens Einiges zu Ohren gekommen ist. Van den Wyenbergh war ein unterrichteter und wohlgesinnter Mann, in seiner Polemik mitunter etwas heftig, was jedoch bei der damaligen Angriffsweise der Gegner des Katholicismus leicht zu erklären und billig zu entschuldigen ist. Daß dem Vater die gute Erziehung seiner Söhne am Herzen lag, geht aus seiner Übersiedlung in eine damals mit pädagogischen Anstalten reichlich versehene Stadt hervor. — Einer der Söhne van den Wyenberghs ist unseres Wissens in den Jesuitenorden eingetreten. Ein anderer Sohn reiste wirklich 1825 über Mainz an den Niederrhein und erhielt dort Empfehlungsschreiben an Coblenzer Freunde. Ob der Jüngling unterwegs wirklich irr geworden, oder ein Glücksritter ihn seines Briefes beraubte, konnte nicht ermittelt werden."

[1] Dr. Settegast, der vortreffliche Arzt und Freund, dessen etwas ängstliche Art Brentano scherzend nachahmt.

Standorten zurück. Nach vielem Fragen finden wir das Bierhaus. Der junge hübsche Mensch, der mit Andern gekommen, habe allein ein Glas Bier getrunken, und als er von Herrn Diez zurückgekommen, sey er mit andern Gesellen fort. Gott helfe ihm, daß er nicht wieder gebracht wird. — —

Am Abend kommt der Arzt zurück. Der Ermordete sey ein Seilergesell von Zürich, komme laut Wanderbuch, das bei ihm stack, über Straßburg. Zwei andere Seilergesellen seyen aufgegriffen als verdächtig. Sie gingen in der Nacht des Mordes zu Dreien von Boppard hierher, waren hier zu zwei im Wirthshaus, ließen ihre Reiseroute wieder nach Frankfurt, woher sie kamen, zurückvisiren, gehen hier über den Rhein, bleiben im Thal und gehen jenseits nach Boppard zurück, kommen dort zu Zweien, werden ergriffen, hierher geführt, examinirt, jeder einzeln — wo der Dritte sey, sey bei Coblenz von ihnen gegangen, wolle auf einem Floß nach Amsterdam fahren — man führt sie zu dem gekleideten Leichnam — dieser sey es nicht, habe längere Haare, anderes Kamisol, jener habe sein Kamisol in Boppard am Ellenbogen flicken lassen. Der Douanier von Capellen sah in der Nacht drei Menschen, einen voraus dort in den Weiden gehen — ein reisender Metzger hörte das Geschrei — die Leiche trieb bei dem Oberwerth an. Die Gendarmerie ist in Bewegung! Gott helfe dem Sohn des Herrn Van den Wyenberg, um des Sohnes willen des Herrn von dem Weinberg (Markus XII).

Hier haben Sie eine hinreichende Schilderung von unsern Erfahrungen seit der junge Mensch mit Ihrem Billet in unsere Stube getreten bis jetzt, am folgenden Morgen. Welch ein Bissen wäre dieser Bericht mit allen seinen Verdächtigkeiten für die (Darmstädter) Kirchenzeitung! — Ein Fehler bleibt es immer, daß man den jungen Van den Wyenberg von Seiten der Jesuiten seinen eigenen Namen nicht gelehrt hat, und auch nichts Geschriebenes lesen; da ist es freilich zu erwarten, daß sein Vater auf zwei Briefe nicht geantwortet. — Welch ein Braten wäre dieser ärmste Junge für die Convertitenfresser! welch ein Exemplar, an ihm den Verstand und die moralische Gesinnung des Jesuitenwildpretts zu appliciren! — Es ist sehr unpolitisch, daß man diesen armen Menschen wie einen tauben, herrenlosen, scheuen Hund in seine Heimat laufen ließ. Es wird seinem Vater, dessen Freunden und dessen Sache ein übles Zeugniß in Holland ablegen, selbst wenn er auch nicht deutlicher als hier zu sprechen vermögte. —

Mit Vergnügen habe ich Görres' Recension über Kerz[1] gelesen. Sein Stil schleppt nicht mehr so viel mythologisches Ungeziefer mit sich. Die indischen Götter haben so viel Haken und Arme und Extremitäten, daß sonst Görres, der in einem weiten faltigen, zaserichten Mantel denkt, immer einige Schock solcher orientalischer Hobelspäne mit aus der Werkstätte schleppte, die dem einfachsten Gedanken eine unvergleichliche Vergleichs-Allongeperrücke aufsetzen. Jener Aufsatz ist sehr tief schildernd und geistreich; vortrefflich erscheint die philosophisch-dogmatische Auseinandersetzung darin. Ob sie im Curialstil ist, weiß ich nicht. Ich wünschte immer, er möge auf solche Weise ein ganzes Bild der katholischen Kirche schreiben. Er kann es allein. Außerdem ist mir selten Genügendes in den katholisch-polemischen Tagesblättern. Viele kurze Anzeigen und Heerden unbedeutenderer Schriften klingen nicht einmal wie die Stimme des hütenden Hündleins, sondern wie die Kritik eines etwas gezierteren, gebildeteren, drum aber eben nicht besseren Mitglieds der Heerde über die Andern. Es wäre viel natürlicher, die Büchertitel anzuzeigen und am Ende der Litanei zu schreiben: Dieses sind unschuldige Bücher, als solche Anzeigen, die sich nicht über Buchhändler-Anzeigen erheben. Solche feststehende Buchdruckerzierrathen und bleierne Artigkeiten sind nicht einmal Commißbrod in Confectformen, sondern meistens angemalte Lehmbisquitchen u. s. w. Das einzige Interessante dabei ist die Bemühung, einem jeden Bändchen, Schriftchen, Piècechen ein anderes Kratzfüßchen zu machen, und die ganze Art gleicht den Phrasen eines scheuen, scherwenzelnden Schullehrers beim Examen der Kinder im Beisein ihrer hohen Eltern. — Bachenschwanz[2] in seiner Beschreibung der sächsischen Armee hat viel in dieser Manier geleistet. „Das erste Regiment stellt sich dar, weiß und blau; das zweite mar-

---

[1] Fortsetzung der v. Stolberg'schen Religionsgeschichte, welche Görres im „Katholik" recensirte. Als das obenstehende Urtheil sammt dem ausgesprochenen Wunsch nach ähnlichen Studien dem Freunde in Straßburg zu Ohren kam, machte er sich, in der Meinung, Clemens habe eine Kirchengeschichts-Philosophie von ihm verlangt, nicht wenig über den heißspornigen Freund in zwei Briefen lustig. Vgl. Görres, Ges. Briefe, III. S. 169 f., 174 f.; dazu Brentano's rechtfertigende Antwort. Ebendas. S. 182.

[2] Leberecht Bachenschwanz (1729—1802) war Privatsecretär des Grafen von Baudis; übersetzte die „Göttliche Komödie" in Prosa (1767) und schrieb ein Werkchen: „Geschichte und Zustand der kursächsischen Armee" (1783), wodurch er der Begründer der noch heute bestehenden Zeitschrift „Namen- und Rangliste der sächsischen Armee" wurde.

schirt auf, weiß und gelb; das dritte präsentirt sich; das vierte entwickelt sich; das fünfte wird betrachtet; das sechste erscheint u. s. w." Das ganze Einerlei (ist uniformirt) wird sehr verschieden ausgedrückt, daß man den Herrn Bachenschwanz mehr als die Armee kennen lernt[1]. Dem matten Wasser dieser Art hilft das taube, todte Salz einer andern Gattung von Witz gar nicht auf, dessen Stachel man es an seiner Stumpfheit anfühlt, der Verfasser habe ihn während der Arbeit schon verbraucht, sich selbst damit in seiner Eitelkeit zu kitzeln. Nur ganz einfältig oder ganz großartig spricht sich der heilige Geist aus, ohne welchen alle katholischen Schriftsteller immer nothwendig geistlos erscheinen müssen, weil sie im Geist der Zeit und Welt nicht schreiben können und dürfen; eben deßwegen aber sind die fremden Federn des Ausdruckes, womit sie sich vielleicht zu schmücken meinen, nicht sowohl ausgefallene Hühnerfedern auf dem Hühnerhofe der Schriftstellerei aufgesammelt, als Bettfedern aus den Federbetten der Weichlichkeit, welche auf dem Haar und auf dem schwarzen Kleid hangen bleiben und sehr störend sichtbar werden u. s. w. — Alles schreibt und spricht und zankt sich katholisch, und wie Wenige vermögen sich so deutlich und eindringlich über das, was Jedem zur Seligkeit zu wissen nothwendig, auszudrücken, als sie es über die unnützesten Lebensbedürfnisse zu thun vermögen! — Sehr wenige Layen und Kinder, die vom besten Willen sind, finde ich lebendig unterrichtet; sogar fromme Priester sind täglich in den Häusern, aber statt die Unwissenden zu unterrichten, komplimentiren sie, erfahren aber nie, daß die Leute das Meiste nicht wissen, und wo es dann recht modern katholisch hergeht, werden allerlei Neckereien . . . . vorgebracht. — Ich Unglücklicher habe noch meine Tage keine Predigt gehört, die auch nur so viel Klang und Geist gehabt, als ein verstümmeltes Kreuz, ein verfallener Kreuzweg es haben. Wenige, die oben stehen und reden, kennen das Leben und den Menschen und sein Elend und seine Hülflosigkeit, und Jesum und sein Kreuz! u. s. w. Gott muß helfen, daß wir heilig werden, weniger ist nicht genug![2]

---

[1] Es ist interessant, mit diesem Urtheil Brentano's über die „Buchdruckerzierrathen" dasjenige Görres' über denselben Gegenstand zu vergleichen, wie er es in einem Briefe an Dr. Räß ausspricht. Vgl. Görres, Ges. Briefe, III. S. 152 f.

[2] Wie aus der Biographie des Dichters hervorgeht, darf man diese allgemeinen Klagen nicht im wörtlichsten Sinne nehmen. Brentano war nun einmal so, daß ihm der Zuspruch eines armen einfältigen Mütterchens mehr zu Herzen ging, als eine wohldurchdachte Predigt.

Frau Diez ist von Nancy zurück, wo sie um barmherzige Schwestern vom Orden St. Charles Borromée geworben, und diese ihr für das hiesige Hospital zugesagt sind.

Wenn der „Katholik“ es dahin bringen könnte, daß der Kirchengesang ernst und würdig und wenigstens in jeder Diöcese oder allerwenigstens in jeder Stadt eins und einig würde, und daß dem rasendsten Volk der Organisten ihre Schnurrpfeifereien, Märsche und Trompeterstückchen des Satans verboten würden, so wäre ich zur Polemik herzlich bereit. So lange aber es so im Hause spukt und rumort, und Flöhe und Mäuse und Ratten mich importuniren, kann ich nicht mit dem Nachbar über sein stetes falsches Geigen und Flötenquicken zanken. — Herr Diez und Settegast und Ihr ergebener Diener Clemens Brentano empfehlen sich dem Gebete.

Recensionen.

Handbuch der katholischen Dogmatik. Von **Dr. M. Jos. Scheeben,** Professor am erzbischöfl. Priesterseminar zu Köln. Mit Approbation des hochw. erzbischöfl. Ordinariats zu Köln. II. Band. Erste Abtheilung. 8°. VIII u. 514 S. Freiburg, Herder, 1878. Preis: *M.* 6.60.

Nachdem der Verfasser im ersten Bande seiner katholischen Dogmatik die theologische Erkenntniß- und Gotteslehre in zwei Büchern abgehandelt hat, beginnt er mit der vorstehenden ersten Abtheilung des zweiten Bandes das dritte Buch: „Von Gott in seinem fundamentalen und ursprünglichen Verhältniß zur Welt, oder von der Begründung der natürlichen und übernatürlichen Weltordnung“. Von den drei Hauptstücken, welche in dieser Abtheilung gegeben werden, bespricht das erste (S. 1—49) „die Welt in ihrem wesentlichen und allgemeinen Verhältniß zu Gott als ihrem Princip und Ziel“, das zweite (S. 49—239) „die geschaffenen Wesen im Einzelnen in ihrer Natur und natürlichen Ausstattung und Ordnung“, das dritte (S. 239—514) „die zugleich mit der Schöpfung begründete übernatürliche Ordnung der vernünftigen Creatur oder die übernatürliche Bestimmung und Ausstattung der letzteren“.

Daß die zahlreichen und wichtigen Fragen, welche sich um diese Gesichtspunkte gruppiren, auf dem Raume von 514 Seiten in so eingehender Weise

erörtert werden konnten, verdanken wir dem Umstande, daß sehr oft und für lange Passus Kleindruck angewendet worden ist. Manches von rein philosophischer Natur konnte und sollte freilich theils kürzer gegeben, theils gänzlich übergangen werden. Leser eines solchen Buches haben ja durchschnittlich schon Kenntniß von derartigen Fragen, oder sollen wenigstens im Stande sein, sich über dieselben aus den philosophischen Handbüchern, die wir Gottlob jetzt besitzen, zu unterrichten. Dann aber verlangt dieß auch die Wissenschaft der Dogmatik. Indem wir nämlich in der Dogmatik uns bequemen, rein philosophische Probleme immer von Neuem zu lösen, schaden wir derselben wenigstens insoferne, als wir nicht mithelfen, den verderblichen Irrthum auszurotten, als könnte Einer ein tüchtiger Theologe werden, der nicht zuvor ein guter Philosoph ist. Aus demselben Interesse für die reine Darstellung der Wissenschaft der Dogmatik würden wir es auch nicht ungern gesehen haben, wenn der Verfasser weniger Dogmengeschichtliches eingeflochten hätte. Bei dem an sich schon weitläufigen Stoff, den die Dogmatik zu bewältigen hat, sollte strammes Zusammenhalten der einzelnen Theile, kurze und bündige Beweisführung und Vermeidung alles Überflüssigen und Fremdartigen als doppelt strenge Pflicht angesehen werden. Wenn daher der Verfasser (Vorrede Seite V—VI) meint, „daß die durch seine Methode vermittelten Einblicke in die Dogmengeschichte in Verbindung mit der Kirchengeschichte von Professor Hergenröther das auf zwei Bände berechnet gewesene Specialwerk über diesen Gegenstand, dessen Erscheinen auf unbestimmte Frist habe vertagt werden müssen, zum großen Theile ersetzen", so möchten wir gerade hierin keinen gar so großen Vortheil in der angegebenen Richtung erblicken, obgleich wir andererseits nicht in Abrede stellen, daß ein aufmerksamer und fleißiger Leser auch aus dieser Darstellungsweise Vieles lernen kann und zur Lösung mancher Fragen fruchtbar angeregt wird. Wir sagen aber mit Bedacht „ein aufmerksamer und fleißiger Leser", denn es will uns bedünken, als gelte auch von der ersten Abtheilung des zweiten Bandes noch, was von anderer Seite über den ersten Band bemerkt worden ist: „sie sei nicht gerade geeignet, für Anfänger zum Selbststudium oder in späteren Jahren zu einer leichten Lectüre behufs Auffrischung und Ergänzung früher gewonnener Kenntnisse zu dienen". Hieran scheint uns aber außer den in der Natur des Gegenstandes liegenden Gründen, die wir gerne anerkennen, doch auch die Schreibweise des Verfassers Schuld zu sein. Die zu langen eingeschachtelten Sätze, die gehäuften näheren Bestimmungen eines Subjectes oder Prädicates, die oft wiederkehrenden Aufzählungen von Erstens, Zweitens u. s. w., einestheils, anderntheils, zunächst im Allgemeinen, dann im Speciellen — manchmal auch da, wo die aufgezählten Punkte sich kaum auf merkliche Weise von einander unterscheiden, ermüden den Leser und lassen ihn die Wahrheit nicht rasch genug erschauen. Zuweilen erheischen auch grammatikalische und stilistische Verstöße und Unebenheiten eine unfreiwillige Wiederholung der Lectüre.

Was die theologische Behandlung betrifft, können wir nur wiederholen, was wir in Bezug auf den ersten Band bereits hervorgehoben, daß nämlich das Werk zu einem gründlichen Studium anleitet, und namentlich durch sorg=

fältige Angabe der besten Quellen die Schätze der altclassischen Theologie aufschließt[1]. Der Verfasser geht keiner Frage, auch wenn sie schwer oder verwickelt ist, aus dem Wege, referirt fleißig über die zwischen den Thomisten, Scotisten, Molinisten u. A. obwaltenden Differenzpunkte, und versucht durch eigenes Urtheil Licht über dieselben zu verbreiten. Über den Werth dieser Urtheile im Einzelnen können wir uns hier natürlich nicht weiter verbreiten; wir verzichten darauf um so lieber, als den Lesern dieser Zeitschrift Gelegenheit geboten werden wird, sich über diese alte und immer neue Frage zu orientiren; nur die eine Bemerkung sei schon hier gestattet, daß es keineswegs so leicht ist, wie der Verfasser wohl durchgehends meint, die Ansicht der sogen. Thomisten immer als die tiefere, mehr mystische und innerlich besser begründete in der That aufzuzeigen. Wer ein etwas geschärfteres Auge in diesen Dingen hat, sieht alsbald Gesichtspunkte, die nicht gehörig berücksichtigt, Voraussetzungen, die nicht bewiesen worden sind.

Gefreut hat es uns, daß der Verfasser bei der Erklärung des Gnadenstandes nach dem Beispiele der Alten[2] wieder auf die gratia increata, auch insofern sie forma constituens sanctitatis ist, zurückgriff und nachwies, wie die Lehre des Trienter Concils von der unica causa formalis justitiae inhaerens damit ganz gut harmonire. Was jedoch in diesem Paragraph über „die Einwohnung als proprium der Person des heiligen Geistes" gesagt wird, konnte uns nicht befriedigen. Die Frage, um die es sich eigentlich handelt, ob nämlich die Person des heiligen Geistes als solche, und nicht vielmehr die Gottheit, oder besser gesagt der e i n e dreifaltige Gott sich mit den Gerechten verbinde, kommt gar nicht recht zur Sprache. Überschrift und Text scheinen daher auch nicht miteinander übereinzustimmen.

Nr. 209 meint der Verfasser, die Ansicht vieler Thomisten, „die Defectibilität des Engels sei eine solche, welche sich unmittelbar und direct nur gegenüber einer übernatürlichen Ordnung habe äußern können", sei, so auffallend sie erscheine, doch leicht zu vertheidigen. Wir müssen gestehen, daß wir aus dem dort Gesagten keinen wahren Grund herauslesen können. Wenn der Engel, wie zugegeben wird, sich nur glücklich fühlt, Gott jene Liebe und Achtung zu zollen, zu der er von Natur ebenso geneigt wie verpflichtet ist, so ist dieß auch einer übernatürlichen Ordnung gegenüber der Fall, denn es ist ja auch ein wahres Gebot des Naturgesetzes, Gott in allen Dingen, folglich auch dann zu gehorchen, wenn er uns zur übernatürlichen Ordnung beruft.

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1874, VI. S. 290.

[2] Passaglia sagt in seinem Comment. de ecclesiastica significatione τῆς οὐσίας, n. 21. p. 55: „Explorata christianae traditionis sententia huc redit: justos sanctosque reddi homines non effusione solum coelestium charismatum divinaeque sanctitatis sollicita imitatione, sed primum ac potissimum reali immediatoque summae Trinitatis consortio ac illius divinae hypostaseos communione, cui sanctificans et perficiens virtus notio est ac proprietas distinguens et personalis."

Nr. 407 kommt der Verfasser auf die thomistische Lehre zu sprechen, der zufolge der Körper durch die Seele nicht bloß sein Lebendigsein, sondern auch sein ganzes substanzielles Sein, also auch sein „Körper-Sein", hat; er sagt:

„Am leichtesten macht man sie dadurch begreiflich, — und darin liegt auch ihre wichtigste Bedeutung, — daß man sagt, die Seele sei insoferne Form des Körpers auch seinem körperlichen Sein nach, als sie zwar nicht den Elementen desselben ihre elementaren Kräfte erst gebe, aber auch nicht bloß ihnen die Kraft gebe, organisch in den Lebensfunctionen mitzuwirken, sondern indem sie vermöge ihrer wesenhaften Verbindung mit dem Stoffe der Elemente auch die elementaren Kräfte derselben dergestalt durchdringe, daß dieselben überhaupt keine ihnen allein eignende Thätigkeit mehr haben, und daß darum auch der substanzielle Grund dieser Kräfte in keiner Weise mehr den Charakter einer innerlich abschließenden und vollendenden, den Stoff zu einer bestimmten Natur und Wesenheit actuirenden Form haben könne, dieser Charakter vielmehr der denselben innerlich durchdringenden und vollendenden Seele zukommen müsse. Und wenn die Thomisten sagen, durch die Entfernung der Seele verliere der Körper nicht bloß seine Lebensform, sondern auch seine Seinsform, und weil nur Eine solche Form vorhanden war, bleibe nicht etwa ein Theil der früheren Form zurück, sondern an die Stelle der früheren Einen trete eine andere neue ‚per resolutionem ad materiam primam', so daß der Leichnam nicht mehr dasselbe, sondern bloß ein ähnliches Sein habe, wie der Körper im lebendigen Menschen: dann liegt darin nicht, daß mit dem Abgange der Seele auch alle elementaren Kräfte verschwänden, sondern im Gegentheil, daß sie, resp. ihr Grund, nach Abgang der Seele zu wirklichen Formen werden, und insofern auch die materia prima unmittelbar in sich selbst jetzt anders bestimmt und actuirt ist als früher."

Diese Auseinandersetzung ist annehmbar, aber sie ist nicht echt thomistisch. Sie enthält im Gegentheile der Hauptsache nach gerade dasjenige, worauf die Gegner der sogen. Thomisten immer gedrungen haben. Der Körper, sagen sie, ist ohne die Seele nicht bloß potentieller Körper, materia prima, sondern er ist schon actueller Körper; aber er ist, wie er neben und unter der Seele gedacht wird, eine unvollständige Substanz (substantia incompleta) und macht mit der ebenfalls unvollständigen Substanz der Seele die eine vollkommene Menschennatur aus.

Was in den Nummern 538, 606, 620, 652, 939 gegen H. v. Kuhn gesagt wird, hätten wir lieber unterdrückt gesehen. Wer die Schriften Kuhns nicht genauer kennt und nicht weiß, daß er Manches nur gegen ganz bestimmte Angriffe gerichtet hat, dürfte sich aus diesen kurzen und knappen Bemerkungen leicht ein Urtheil bilden, das mit der Wahrheit nicht in allweg übereinstimmt.

Von den natürlichen Unvollkommenheiten des Menschen redend, sagt der Verfasser Nr. 565:

„Im Vergleich mit der Freiheit der Engel ist die sittliche Freiheit beim Menschen von Natur eine geschwächte oder verkümmerte und gebeugte Freiheit, und eine nicht bloß activ defectible, sondern passiv corruptible oder gebrechliche Freiheit. Sie ist selbst, wenn nicht durch göttliche Nachhilfe die Schwäche paralysirt wird, mit einer gewissen moralischen Nothwendigkeit, zu sündigen, behaftet, inwiefern es für sie moralisch unmöglich ist, durch sich selbst alle Schwierigkeiten zu überwinden und besonders den Neigungen zum Bösen zu widerstehen."

Wir glauben, daß dieser Satz nach dem vom Verfasser eingeschlagenen Lehrgange hier nicht aufgestellt werden kann. Aus den natürlichen Unvollkommenheiten des Menschen, um die es sich an dieser Stelle handelt, können wir nun einmal nicht auf die moralische Unmöglichkeit, das Sittengesetz zu erfüllen und das natürliche Ziel zu erreichen, schließen. Wenn wir uns denken, Gott wolle ein freies Vernunftwesen schaffen, wie es der Mensch seiner Natur nach ist, so sind wir auch genöthigt, anzunehmen, dasselbe müsse so ausgerüstet sein, daß es mit moralischer Möglichkeit nach seinem Ziele streben und dasselbe erreichen kann. Der Hinweis auf die später zu beweisende katholische Lehre, „daß Gott wenigstens im Wesentlichen den Menschen in der Beschaffenheit schaffen konnte, wie er jetzt geboren wird, und daß folglich für die Erklärung des Ursprungs der passiven Erregbarkeit des Willens, seiner Hinneigung zum Bösen und seiner Abneigung vom Guten, sowie der Schwächung und Beugung oder Bindung seiner sittlichen Freiheit nichts übrig bleibe, als die Constitution der Natur selbst oder die Verbindung der geistigen Seele mit einem corruptiblen Leibe", genügt zur Begründung nicht, führt vielmehr zu einer Auffassung des reinen Naturzustandes, von der Cardinal Franzelin[1] mit Recht sagt: „Sine dubio falluntur, qui praesentem ordinem providentiae cum statu naturae purae ita comparant, ut statum praesentem considerent detractis omnibus auxiliis supernaturalibus et nullis substitutis aliis, quam quae nunc sunt, adjutoriis naturalibus; tum vero talem fore statum purae naturae sibi persuadent."

Was von Nr. 732—752 vorgebracht wird, um klar zu machen, „daß die theologischen Tugendacte auch deßhalb schon über die Natur und die natürlichen Acte wesentlich erhaben seien und eine Theilnahme am göttlichen Leben enthalten, weil sie ihr übernatürliches Object auf eine besondere Art und Weise erfassen und in ihm ruhen", dürfte noch manchen Bedenken ausgesetzt sein. Ausführungen z. B., wie die in Nr. 736 ist, können wir keine überzeugende Kraft zuschreiben. Der Schriftbeweis (Nr. 1021), „daß die ersten Menschen von der Begierlichkeit befreit oder zu der Macht erhoben waren, allen Regungen der Begierlichkeit zuvorzukommen, resp. sie nach Belieben zu unterdrücken" (immunitas a concupiscentia rebelli), scheint zu assertorisch zu sein und die Schwierigkeiten zu übersehen, die sich doch zeigen, sobald wir uns über das Wesen der Scham und ihre Erzeugungsgründe Rechenschaft geben wollen und in Erwägung ziehen, daß es sich in unserem Falle um Eheleute handelt, bei welchen ein concupiscere contra rectam rationem nicht so leicht zu Tage liegt.

Von dem wechselseitigen Verhältniß zwischen Integrität und Gnade handelnd, sagt der Verfasser Nr. 1100:

„Die Integrität hat in der Gnade wie ihr Haupt und ihre Krone, ihr Endziel und ihren Endzweck, so auch in gewisser Weise ihr Princip, ihre Quelle und Wurzel, und wird folglich nicht bloß wegen der Gnade, sondern auch durch sie verliehen und unterhalten. Diese principielle Bedeutung der Gnade gegenüber der

---

[1] De divina traditione et scriptura, p. 627, editio altera.

Integrität scheint auf den ersten Blick mit der disponirenden Bedeutung der letzteren in Widerspruch zu stehen; es ist das jedoch bei ihr so wenig der Fall, wie bei der finalen Bedeutung der Gnade. Ein ähnliches Wechselverhältniß von Disposition und Wirkung findet ja auch bei der Rechtfertigung des Sünders zwischen der Nachlassung der Sünde und der Eingießung der Gnade, und in der menschlichen Natur zwischen der Ausbildung und Erhaltung des körperlichen Organismus und der Belebung desselben durch die Seele statt."

Uns will es immer vorkommen, als hätten solche Erörterungen mehr oder weniger den Charakter von philosophischen Kunststückchen, die leichter gezeigt als bewiesen werden. Möglich, daß wir uns täuschen; die Erfahrung aber lehrt, daß es bisher noch Keinem gelungen ist, denselben allgemeine Billigung oder Annahme zu verschaffen.

Diese Bemerkungen, die wir allerdings, wenn der Raum es gestattete, noch vermehren könnten, wollen keineswegs der vorliegenden Arbeit des überaus fleißigen Verfassers Eintrag thun; sie sind nur ein Beweis, mit welchem Interesse wir die neue Lieferung des trefflichen Werkes durchgesehen haben.

Karl Wiedenmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die hl. Cäcilia. Ein Glorienbild aus dem zweiten Jahrhundert. Von Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn. 8°. 136 S. Mainz, Kirchheim, 1878. Preis: *M.* 1.20.

Die unermüdliche Feder des hochw. Bischofs von Paderborn entwirft uns in diesem neuesten Schriftchen das Bild einer der glorreichsten, populärsten und anziehendsten Frauengestalten des christlichen Alterthums. Die wundervolle Lebens- und Leidensgeschichte der jungfräulichen Martyrin Cäcilia möglichst getreu nach den zuverlässigen Acten zu erzählen, und dadurch „Tausenden und Tausenden seiner Brüder den Seelengenuß zu verschaffen", den der hochw. Verfasser beim wiederholten Studium der alten Aufzeichnungen selbst empfunden hat, das war der Zweck seiner Arbeit. Dafür aber, daß dieser Zweck erreicht ist, bürgt wohl hinreichend der Name des Verfassers und die sichtbare Vorliebe, mit der er sich der Behandlung dieses Stoffes gewidmet hat.

Katholische Studien. Dritter Jahrgang, 1877. 8°. 776 S. Würzburg, Woerl. Preis: *M.* 9.

Des Belehrenden und Anziehenden Mehreres wird uns in diesen zwölf Heften geboten. Unsere wärmste und uneingeschränkte Empfehlung verdient da vor Allem F. Kösterus' gediegene culturhistorische Studie über „Frauenbildung im Mittelalter". „Das Kloster Solesmes in Frankreich und Dom Prosper Guéranger", so lautet der Titel des ansprechenden und erbauenden Bildes, welches uns Amara George Kaufmann von dem alten und dem neuerstandenen Benedictinerkloster Solesmes

entwirft. Mit großer Liebe und Gründlichkeit behandelt C. Sickinger „Savonarola, sein Leben und seine Zeit“. Unangenehm berührt hat uns freilich S. 35 ff. der Überblick über die Pontificate Innocenz' VIII. und Alexander' VI. Der Verfasser nimmt da die Angaben eines Stephan Infessura, Burchard von Straßburg u. A. einfach in sein Zeitbild auf und begnügt sich, ganz nebenbei in zwei Anmerkungen und einer Schlußbemerkung die anerkannte Unzuverlässigkeit dieser Quellen zu erwähnen; so ergibt sich freilich ein recht düsterer Hintergrund, von dem sich die Gestalt des Florentiner Mönches noch immer leiblich hell abhebt; ob aber bei solchem Vorgehen die historische Wahrheit des Gemäldes nicht leidet? Auch liegt darin eine gewisse Inconsequenz der Darstellung, daß Savonarola im Vorwort „ein großer Heiliger“ und auf der Schlußseite „ein Mann, welcher unsere ganze Bewunderung und Hochachtung verdient“, genannt, dabei aber doch wieder als ein „zum Fanatismus geneigter Mann“ hingestellt wird (S. 34), der „von manchen gefährlichen Verirrungen nicht verschont blieb“, und, im eigenen wie im Interesse der ihm anvertrauten Seelen, sich besser niemals mit Politik abgegeben hätte (S. 48), der sich „durch seine kühnen und leidenschaftlichen Predigten von dem Papste eine ernste Rüge und Strafen zuziehen mußte“ und „die meisten Zuhörer wenig erbaute“ (S. 60), der namentlich in den Fastenpredigten des Jahres 1497 in einer „groben, alles Maß von Anstand und Sittlichkeit überschreitenden Weise predigte“ und „damit bewies, daß nicht mehr der heilige Geist, sondern niedrige Leidenschaft aus ihm sprach und persönliche Erbitterung und Gereiztheit ihm die Worte in den Mund legten“ (S. 65 f.). Gewiß, es ist in neuerer Zeit Manches zur Ehrenrettung Savonarola's geschehen, und wir selbst werden jeden dahinzielenden Schritt mit aufrichtiger Freude begrüßen, aber wir denken doch, so lange ein Autor die Rehabilitation nicht weiter führt, wie dieß in vorliegender Schrift geschehen, sollte er mit Ausdrücken wie „großer Heiliger“, „ganze Bewunderung“ zurückhalten. Trotz dieser Ausstellungen müssen wir übrigens C. Sickingers Arbeit als eine wohlgelungene bezeichnen und empfehlen. — Alle einzelnen Hefte namentlich aufzuführen, wäre überflüssig. Wir erwähnen daher nur noch P. K. Brischars S. J. Lebensbild des „P. Athanasius Kircher“ und Dr. A. Scholz' „Die Keilschrift-Urkunden und die Genesis“, dem als erste Gabe des vierten Jahrganges bereits „Die Ägyptologie und die Bücher Mosis“ ergänzend an die Seite getreten ist. Wir schließen mit dem Wunsche, es möge dem rührigen Verleger fernerhin gelingen, für die „Katholischen Studien“ solche Arbeiten zu gewinnen, welche nach Form und Inhalt geeignet sind, den deutschen Katholiken in anziehender Weise zu belehren, wie dieses in ganz vorzüglicher Weise durch die zweite Abhandlung des vierten Jahrgangs, „Cardinal Maury, ein Lebensbild von Prof. Dr. Joseph Hergenröther“, geschieht.

Schwester Charitas, geb. Gräfin Coudenhove. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Von Anna Maria Gräfin Coudenhove. 8°. 130 S. Mainz, Kirchheim, 1878. Preis: *M.* 1.50.

Es sind jüngst von gegnerischer Seite aus zwei verschiedene Lebensbilder einer armen, durch Eitelkeit und gefährlichen Umgang bethörten ehemaligen Klosterfrau herausgegeben worden. Ein katholischer Leser konnte nur mit Schmerzen und Thränen die Verirrungen und den schließlichen Abfall einer Seele verfolgen, die sich jahrelang im Ordensstande den Werken der Nächstenliebe und der Gottseligkeit gewidmet, aber unglücklicherweise bei allen großartigen Anlagen des Geistes, bei allen Mahnungen und Hilfsmitteln der Gnade unterlassen hatte, das nothwendigste Fundament der Demuth und des Gehorsams zu legen. So hoch daher das Gebäude anscheinender

Tugenden vor den Blicken der Weltmenschen emporstieg, es war auf dem Flugsand des Eigenwillens erbaut, die Stürme kamen und rissen es ein, die Wasser fluthеten und spülten es fort. Als ein tröstliches Gegenbild zu den traurigen Schicksalen der rheinischen Schwester Amalie von Lassaulx erscheint das obengenannte Lebensbild der österreichischen Schwester Charitas zur rechten Stunde. Was Schwierigkeit des Charakters angeht, dürfte die junge Gräfin Coudenhove der Koblenzerin wohl nicht nachstehen, auch hatte eine maßlose und indiscrete Lesesucht ihre religiösen Grundsätze nur zu sehr angegriffen, theologische Discussionen bildeten sogar eine ihrer Lieblingsunterhaltungen — und selbst als Prager Stiftsdame wurde sie mit jedem Jahre lauer in den Übungen ihrer Religion. Sobald aber einmal die Gnade an dieses unabhängige Herz gepocht hatte, da war auch aller Stolz gebrochen, die Gräfin, einmal zur Schwester geworden, nahm es ernst mit ihrem Entschluß und wollte ganz von Herzen das werden, was sie äußerlich zur Schau trug — eine arme, demüthige, gehorsame Magd der Kranken und Elenden, eine treue Braut des Erlösers, die nicht mit der Welt und ihrer Eitelkeit kokettirte oder Anspruch erhob, eine starkgeistige Nonne, ein religiöser Blaustrumpf zu werden. Ein Wort der Novizin kennzeichnet ihren ganzen Charakter; inmitten der nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, die sich ihrer Ausdauer entgegenstellten, sagte sie: „Ich will mir lieber die Haut als den Habit abziehen lassen; im Bußgeiste bin ich gekommen, im Bußgeiste will ich bleiben.“ Ein mit solcher Energie begonnenes, mit standhafter Opfertreue vollendetes und durch die allergesegnetste Thätigkeit in Spitälern, auf den Schlachtfeldern und besonders in den Strafanstalten gefülltes Leben muß, selbst abgesehen von der oben angedeuteten Parallele, jeden Leser höchst anziehen und erbauen. Wir wünschen dem sehr einfach und vielleicht eben deßhalb so interessant geschriebenen Büchlein viele Leser und hauptsächlich Leserinnen. Das Leben einer berufstreuen Ordensfrau ist nicht bloß die beste Apologie des Ordensstandes, sondern oft auch ein sehr geeignetes Mittel, in anderen Seelen den schon keimenden Beruf reifen zu machen, besonders wenn, wie es hier geschieht, auch die Schwierigkeiten des reellen Lebens keineswegs verschwiegen werden.

Eine Wallfahrt nach Walldürn. Von C. Montanus. 12°. 150 S. Mainz, Kirchheim, 1878. Preis: *M.* 1.

Wer in dem vorliegenden Büchlein bloß einen frommen Wallfahrtsbericht suchen wollte, würde sich angenehm getäuscht finden, wenn er neben der erwarteten Erbauung noch eine reiche Zugabe an anziehenden Schilderungen und nützlichen Zeitbetrachtungen erhält. In der That bietet die fromme Pilgerfahrt von Heppenheim (Hessen) bis Walldürn und zurück dem Verfasser auf jedem Schritt und Tritt Gelegenheit, über Land und Leute, Geschichte und Gegenwart, gute und schlimme Dinge in Hessen und besonders im Odenwalde zu sprechen, so daß schließlich seine Erzählung der Wallfahrt zu einem vollständigen Culturbilde der durchzogenen Gegend gestaltet. Die Abschweifungen geben sich sehr natürlich und selbst die ziemlich häufige Hereinziehung der Folgen des Culturkampfes hat nichts Langweiliges. Ohne eine größere Tragweite zu beanspruchen, als eine interessante Pilgererinnerung an einen unserer bedeutendsten Wallfahrtsorte zu sein, dürfte das Büchlein auch für Fernstehende des Anziehenden Manches bieten.

Erzählungen aus dem Schwarzwald. Von L. A. Hoppensack. 8°. 397 S. Einsiedeln ꝛc., Benziger, 1878. Preis geb.: *M.* 2.65.

A. Hoppensack ist in der neuesten katholischen Unterhaltungsliteratur kein Unbekannter mehr; einzelne Erzählungen in den illustrirten Zeitschriften, die seinen Na-

men trugen, gehörten unseres Erachtens zu den besseren ihrer Art. Es bedurfte übrigens dieser günstigen Meinung auch durchaus, um Recensenten zu vermögen, sich durch die lange und langweilige Einleitung der ersten Novelle der vorliegenden Sammlung zum eigentlichen Kern der Geschichte durchzuarbeiten. Das Unglück will noch, daß der Held dieser Einleitung uns sehr wenig sympathisch, ja bisweilen sogar herzlich fade dünkt. Ein Priester, der mit dem Allerheiligsten zum Todkranken geht, hat ganz andere Gedanken, als der poetische Vikar von S. Wolfgang. Junge Kapläne scheinen uns überhaupt kaum in den Roman oder die Novelle zu gehören, besonders wenn sie noch gar poetisch sind, man fällt mit ihnen gar zu leicht in's Sentimentale oder in's Burschikose — immer aber in eine dem Priesterstande nicht günstige Familiarität. Im Übrigen entbehren die drei Schwarzwälder Erzählungen Hoppensacks keineswegs einer lobenswerthen Originalität. Mit Vorliebe wendet sich der Verfasser dem culturhistorischen Moment zu und bietet uns daher in drei Bildern drei Epochen der religiösen Entwicklung seines Heimathlandes; die Jetztzeit in „Der große und kleine Bube“, das Reformationszeitalter im „Rathschreiber von Kenzingen“, die Einführung des Christenthums im „Kleinen Majordomus“ oder, wie die Erzählung hier heißt: „Die Schwarzenbacher und die Reichenbacherin“. Eine raschere Manier in der Erzählung, eine größere Gleichmäßigkeit im Stile dürften wohl die Hauptpunkte sein, auf welche L. A. Hoppensack sein Augenmerk zu richten hat, um seinem gewiß bedeutenden Talente immer mehr Freunde zu erwerben.

Das erste Jahrhundert der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten bietet in allen Stücken ein vollständiges Gegenbild zu derjenigen der protestantischen Secten. Hier bei großem numerischem Übergewichte, physischer Macht, blühendem Reichthum nur Zersplitterung, Erschlaffung, Überreizung, Verfall; dort bei materieller Ohnmacht, Armuth, zahllosen Schwierigkeiten Wachsthum, Leben, eine ruhig aufbauende, einheitliche, organische Thätigkeit. Schon für Pius VI. und Pius VII. war der Blick hinüber nach Amerika ein tröstlicher Lichtblick mitten in den Leiden und Verfolgungen der Kirche. Sie gründeten dort neue Bischofssitze, während die Revolution sie der eigenen Weltstadt beraubte und die Throne der geistlichen Reichsfürsten in Europa zertrümmerte. „Nirgends fühle ich mich mehr als Papst, denn in den Vereinigten Staaten,“ sagte Gregor XVI. [1], und in der Geschichte Pius' IX. bildet Nordamerika eines der glorreichsten Blätter [2]. Nicht weniger als 35 Bisthümer und 8 apostolische Vikariate hat er von 1846 bis 1877 in den Vereinigten Staaten errichtet. Wie er der erste Papst war, der seinen Fuß in die neue Welt gesetzt hat, so hat auch kein Papst so viel für Amerika gethan. Die großartige hierarchische Ordnung der heutigen Kirche in den Vereinigten Staaten ist sein Werk; er hat dasselbe vor Kurzem dadurch gekrönt, daß er den ersten Amerikaner in das fürstliche Wahlcollegium des apostolischen Stuhles aufnahm.

Wie das Schauspiel dieser blühenden Entwicklung einerseits, die staatliche Bevormundung und Verfolgung der Kirche in Europa andererseits den Grafen Montalembert und zahlreiche andere hervorragende

---

[1] Pierre Duval, Le Catholicisme en Amérique. Hutter, Kathol. Studien, II. Bd. 3. Hptst. S. 2.

[2] Vgl. J. M. Villefranche, Pie IX. Lyon 1876, p. 498.

Katholiken Frankreichs, Belgiens und anderer Länder dazu führte, die „Freiheiten" Amerika's, Religionsfreiheit, Unterrichtsfreiheit, Preßfreiheit, Associationsfreiheit, unbeschränkt als Princip auf ihr Banner zu schreiben, so hat es auch nicht an Solchen gefehlt, welche in ihrer Liebe zu den conservativen Grundsätzen so weit gingen, die Fortschritte der Kirche in Amerika nur mit tiefstem Verdachte zu betrachten, und, niedergebeugt von dem Drucke „europäischer" Zustände, die „amerikanischen" wie eine Scylla zu schauen, welche des Fluchtversuches aus der Charybdis nicht werth ist [1]. Diese schwarzseherische Verzweiflung an allen Zuständen dürfte insofern schlimmer sein als jene unbeschränkte Verehrung der amerikanischen Freiheiten, als diese Verehrung im Syllabus bereits ihre kirchliche Beurtheilung gefunden und jeder Katholik weiß, woran er sich zu halten hat. Jene Schwarzseherei aber ist nirgends verboten, hat sogar den Schein guter Principien für sich — und lähmt dabei den Einfluß von Beispielen und Thatsachen, welche mehr als irgend etwas Anderes geeignet sind, katholischerseits Muth, Eifer, Freude, Gottvertrauen und Energie zu beleben. Wir wollen deßhalb die Beziehungen der katholischen Kirche zum amerikanischen Staatsleben zuerst nach ihren Lichtseiten zu zeichnen versuchen. In einem folgenden Artikel mögen dann jene Erscheinungen zusammengestellt werden, welche zeigen, daß das Verhältniß von Kirche und Staat in Nordamerika nicht das normale oder ideale ist, daß aber die Bischöfe von Nordamerika es nicht mit Unrecht den josephinisch-gallikanischen Zuständen mancher europäischer Länder vorziehen.

1. Noch 1733 machte der Gouverneur Gordon von Philadelphia in seinem Amtsberichte an die englische Regierung die wichtige Denunciation, es sei in Fourth Street ein „römisches Meßhaus" (a Roman Mass-house) gebaut worden, das gegen das Statut Wilhelm' III. zur öffentlichen Feier der Messe bestimmt sei. Es war die kleine St. Josephs-Kapelle, welche der Missionär Greaton errichtet hatte. Nur fünfzig Jahre verflossen — und in diesem unscheinbaren Gotteshause ward die weittragendste Siegesfeier gehalten, welche die Geschichte Nordamerika's zu verzeichnen hat. Der Unabhängigkeitskrieg war beendet. Der Congreß der Vereinigten Staaten, der Senat und die Repräsentantenkammer

---

[1] Ein Muster von solcher Anschauung brachte die „Reichszeitung" in einem Leitartikel im Herbst 1877. Die Redaction sah sich genöthigt, den Verfasser darauf aufmerksam zu machen, daß er doch gar zu schwarz sehe.

von Pennsylvanien, die Generäle und Staatsmänner der neuen Republik, Washington und Lafayette an der Spitze, zogen in diese arme Josephskapelle, um hier durch ein feierliches Te Deum Gott Dank zu sagen für den Sieg ihrer Waffen und für die nunmehr gesicherte Gründung der Union. Marquis de la Luzerne, der Gesandte Frankreichs, hatte dazu eingeladen. Abbé Bandale, der Kaplan der Gesandtschaft, hielt die Festrede vor der dichtgedrängten Versammlung. Noch im selben Jahre (1783) erlangte der Sieg der Unabhängigkeit, der hier gefeiert wurde, durch den Frieden von Versailles völkerrechtlichen Charakter, und der apostolische Nuntius Doria[1] in Paris trat mit dem amerikanischen Gesandten Dr. Franklin in Unterhandlung, um den 25,000 Katholiken[2] Nordamerika's und ihren 24 Missionspriestern eine selbständige kirchliche Organisation zu verschaffen. Diese wenigen Thatsachen charakterisiren genugsam die erste Situation, in welcher die katholische Kirche mit dem neuen Staate zusammentraf. Der Standpunkt der Colonialzeit war überwunden. Die französische und spanische Allianz, die Dienste der französischen Feldkapläne, die Tapferkeit der „Irischen Brigade", die ausgezeichneten Verdienste katholischer Bürger, wie Barry, Moylan, Fitzsimmons, Carroll u. A., hatten die amerikanischen Patrioten belehrt, daß sich mit Katholiken leben, gemeinsam Krieg führen, Gesetze machen und in einem freien Staate wohnen läßt, ohne daß der Staat Schiffbruch leidet oder das Firmament einstürzt. Fort war die Scheu vor dem Weihwasser. Nunmehr waren die leitenden Staatsmänner mit sich darüber im Klaren, daß der junge Staat, wenn er gedeihen wolle, sich weder zum Vorkämpfer des Protestantismus, noch zum Lehrer in religiösen Dingen, noch zum Urquell aller Rechte machen dürfe. „Das Gesetz, welches der Centralregierung jedes Recht der Einmischung in religiöse Angelegenheiten benahm, war," wie Bischof J. L. Spalding sagt[3], „eine politische Nothwendigkeit ... Es ist keine Frage, die Katholiken dieses Landes schulden die Freiheit, deren sie gegenwärtig genießen, der Wirkung allgemeiner Gesetze, den nothwendigen Ergebnissen gegebener socialer Bedingungen, durchaus nicht dem guten Willen oder der duldsamen Gemüthsart der amerikanischen Protestanten." Jene politische Nothwendigkeit wie die zunehmende Aufklärung hatte übrigens in Vielen

[1] Richard Clarke, Lives of the deceased Bishops, I. p. 187.

[2] Goss, Statistical History of the first century of American Methodism, p. 27.

[3] J. L. Spalding, D. D., Bishop of Peoria, Essays and Reviews. New-York 1877. I. The Catholic Church in the United States, p. 22—24.

auch die frühere Unduldsamkeit etwas abgeschliffen. In der bunten Familie der Denominationen nahmen die Katholiken weder der Zahl noch dem Einfluß nach eine den übrigen „gefahrdrohende" Stellung ein (nur $^1/_{50}$ der Gesammtbevölkerung, die Congregationalisten allein waren doppelt so stark). Saß in der constitutiven Versammlung von 1787 der „Papist" Daniel Carroll, der begütertste Mann in Maryland, so erinnerten sich die anderen Patrioten, daß er all' seinen Reichthum für die gemeinsame Sache des Vaterlandes auf's Spiel gesetzt hatte. Washington und Franklin befürworteten die Denkschrift, durch welche er für sich und seine Glaubensgenossen kein Privileg, sondern Freiheit und Gleichstellung vor dem Gesetze verlangte. Durch Art. 6 der Verfassung ward der Testeid, dieses mächtige Bollwerk protestantischen Glaubenszwanges, aus dem Wege geräumt, den Katholiken der Zutritt zu allen Ämtern der Centralregierung eröffnet, und so erhielt denn die katholische Kirche, deren Missionäre zuerst einst in die Eisfelder des Nordens und in den Urwald des Mississippi gedrungen waren, nach einem Jahrhundert der Unterdrückung endlich dieselbe Freiheit, wie der schwärmerische Methodistencapitän Webb und die prophetische Nähterin Anna Lee[1].

2. Was die katholische Kirche bei dieser Freierklärung vor den Secten voraus hatte, dankte sie nicht dem Staate, sondern sich selbst. Sie brauchte nicht erst ihre Religion zu construiren, sie brachte sie mit sich. Sie brauchte keine neue Organisation zu erfinden, sie hatte ihre Organisation aus der Zeit der Katakomben bewahrt. Während es den Methodisten nicht einfiel, mit dem Staate in Beziehung zu treten; während die Stifterin der Shaker wegen Kanzelunfug und Eidesverweigerung gefänglich eingezogen wurde, stand an der Spitze der „römisch-katholischen Denomination" der älteste Fürst Europa's und ließ feierlich durch eine Note bei den Republikanern in Philadelphia anfragen, ob ihnen die Errichtung einer apostolischen Präfectur oder diejenige eines Bisthums genehmer sei. Diese Kirche, welche Nuntien von fürstlichem Rang an den europäischen Höfen hatte, machte auf den „Staat" doch einen etwas andern Eindruck, als Quäker und Shaker. Die höfliche Note ward mit diplomatischer Höflichkeit beantwortet: Der Gegenstand der Anfrage

[1] Die katholische Kirche zählte 1687 an 60 Missionspriester, unter ihnen den Entdecker des Mississippi, P. Marquette S. J., von dem Bancroft sagt: „Das Volk des Westens wird ihm noch ein Denkmal errichten"; auch die Martyrer Brebeuf, Isaak Jogues, die PP. Lejeune, Bressany, Lallemand, Daniel, Garnier, du Jaunay waren den Protestanten weit vorangezogen.

gehöre in das Verwaltungsgebiet der Einzelstaaten, in diesen könnten sich alle Religionsgenossenschaften frei organisiren, der apostolische Stuhl bedürfe keiner Erlaubniß, um in den Vereinigten Staaten einen Bischofssitz zu errichten [1]. Diese Antwort ist eine der anständigsten und vernünftigsten, welche der heilige Stuhl je vom „modernen“ Staat erhalten hat.

3. Die katholische Kirche ging nun rüstig an ihr Werk. Was äußere Mittel anbetrifft, stand sie sich freilich nicht viel besser, als zu den Zeiten der Apostel. Ihre wenigen Kirchlein und Kapellen waren Privateigenthum, einige nur Säle oder Zimmer in Privathäusern; ihre 25,000 Mitglieder bildeten nur wenige Gemeinden in Maryland und Pennsylvanien, die übrigen lebten zerstreut in Farmen und Blockhäusern durch das weite Land des Westens hin, oder mitten im Sectengewühl der Küstenstädte. Ihre Priester, 25 an der Zahl, waren fast alle Exjesuiten, alle schon bei Jahren, mehrere bereits vom Alter und von den Mühsalen eines schwierigen Missionslebens gebrochen. Weder Schulen waren da, noch Seminare, noch Hospitäler, noch Klöster — die Religion war auf das Heiligthum der Familie beschränkt, es fehlte der armen Diaspora an all' jenen jugendlichen Kräften, welche eine große Zukunft verheißen. Doch die Vorsehung, welche diese Lage herbeigeführt und vorbereitet, sorgte auch für die nöthigen Kräfte. Durch Vermittlung Dr. Franklins ward an die Spitze der neuen Kirche ein Mann gestellt, welcher apostolische Tugend und gründliche Bildung mit einem Organisationstalente verband, das, wäre er nicht Priester und Jesuit gewesen, ihm unter den Gründern der Union eine hervorragende Stelle hätte sichern können. Obwohl vollständig in der „alten Schule“ und im leibhaftigen Jesuitismus erzogen, hatte dieser Mann, John Carroll (geb. 8. Januar 1735 in Maryland), so ganz und gar keine Schwierigkeit, sich in den Verhältnissen und unter den Männern der neuen Republik zurechtzufinden, daß diese ihn zu ihrem Bevollmächtigten in Canada ernennen wollten. Ohne alle reservatio mentalis war dieser Mann Republikaner, Patriot vom Scheitel bis zum Fuß, d. h. er fand in seiner Liebe und Anhänglichkeit an den katholischen Glauben nicht das mindeste Hinderniß, seiner Heimath und deren Verfassungsform treu ergeben zu sein und die Pflichten eines wackeren Bürgers gewissenhaft

---

[1] Vgl. hierüber, wie über John Carroll, ersten Bischof von Baltimore, diese Zeitschrift 1876, XI. S. 18—43.

zu erfüllen. Die anderen Patrioten hegten über seine Loyalität nicht den geringsten Zweifel und setzten seiner religiös-kirchlichen Thätigkeit kein Hinderniß. Am 22. September 1785 begann er als apostolischer Präfect seine erste Visitation, 1789 ward er von dem amerikanischen Klerus fast einstimmig zum Bischof vorgeschlagen, am 14. November 1789 durch päpstliche Bulle zum ersten Bischof von Baltimore ernannt.

4. Mehrere andere Städte waren bei Wahl des Bischofssitzes in Betracht gekommen, darunter auch Philadelphia, die Stadt der „Freunde" und der Centralsitz der damaligen Regierung. Die Bevorzugung Baltimore's war deßhalb eine überaus günstige, weil hier nicht erst ein größerer Kernpunkt katholischen Lebens geschaffen werden mußte, sondern in der Stadt und deren Nachbarschaft bereits gegeben war. „Ein wahrhaft katholischer Geist," schrieb Erzbischof Whitfield 1832 an den Verein zur Verbreitung des Glaubens, „unterscheidet Maryland und den District Columbia von allen anderen Staaten der Union, und ich darf wohl ohne Furcht, die Wahrheit zu verletzen, sagen, daß die Stadt Baltimore wegen der wahren und gründlichen Frömmigkeit ihres Volkes mit Recht berühmt ist."[1] In dieser Frömmigkeit, sowie in der ansehnlicheren Zahl der Gläubigen und in seiner historischen Tradition bot Maryland die nöthige Kraft, Festigkeit, geschichtliche Bedeutsamkeit, Entwicklungsfähigkeit — kurz, die erforderlichen Eigenschaften für den Primatialsitz einer neu zu gründenden Kirche. Hierhin denn berief Bischof Carroll am 7. November 1791 seine Generalvikare Pellentz, Molineux und Fleming, den Seminarregens Nagot und 16 Priester zur ersten Diöcesansynode zusammen. Die allernothwendigsten Grundlagen kirchlicher Organisation wurden in kurzen Decreten festgesetzt, besonders die Vertheilung der Almosen, an welche die junge Kirche wie in den Erstlingstagen des Christenthums gewiesen war, juxta antiquum Ecclesiae morem geregelt. Ein Drittel derselben wurde dem Unterhalte des Priesters, das zweite den Armen, das dritte dem Kirchenbau und den gottesdienstlichen Requisiten zugetheilt[2]. Seine Hauptsorge aber hatte der Bischof schon vor dieser Synode darauf gelenkt, die Zukunft der Diöcese durch ein Seminar, durch Schulen und kirchliche Anstalten zu sichern. Die erste dieser Gründungen war die Akademie in Georgetown; 1788

---

[1] Annales de la Propagation de la Foi. Lettre de l'Archevêque James Whitfield. Fév. 16, 1832.

[2] Vgl. Vering, Archiv für Kirchenrecht, XXII. S. 100. Collectio Lacensis, T. III. p. 1—8. Diese Zeitschrift 1876, XI. S. 36.

begonnen, konnte sie bereits 1791 eröffnet werden. Der Exjesuit Plunkett war ihr erster Rector. Im selben Jahre langten aus Europa Hilfstruppen an in den Sulpicianern Nagot, Garnier, Tessier, Delavau, Levadoux und fünf Seminaristen. Der Bischof konnte deßhalb das Seminar, das anfangs mit dem Colleg Georgetown verbunden war, von diesem ablösen und nach St. Mary's verlegen [1]. Beide Anstalten nahmen in Kurzem einen so blühenden Aufschwung, daß der Congreß von Maryland dem Seminar St. Mary's schon 1805, dem Colleg Georgetown 1815 die Rechte einer Universität verlieh. Im Januar 1792 sandte Hr. Emery, der Obere der Sulpicianer [2], der ersten Colonie seiner Congregation die Abbés Flaget, David, Chicoisneau und Badin nach, im Juni 1792 die Abbés Matignon und Maréchal und zwei andere Priester; im folgenden Jahre schloß sich der Fürst Demetrius Gallitzin der Congregation der Sulpicianer an, 1790 schon ließen sich Carmeliter in Georgetown nieder. Bald darauf eröffneten ebendaselbst Visitantinerinnen eine Schule für weibliche Erziehung. Im August 1809 gründete die Convertitin Elisabeth Seton bei dem Dorfe Emmetsburg in einem nur halb urbaren Thale das erste Kloster der barmherzigen Schwestern, das bald eine Pflanzschule des Unterrichts und der christlichen Charitas für ganz Amerika werden sollte [3]. Im Jahre 1808 hatte der unternehmende Bischof bereits 70 Priester, 80 Kirchen und Stationen und 50,000 Gläubige unter seiner Leitung; der Grundstein einer würdigen Kathedrale [4] war gelegt, und in eben jenem einen Jahre (1808) konnte er acht Priester weihen. Augustiner zogen in Philadelphia ein, Dominicaner in Ohio, Trappisten in Maryland, Lazaristen in Kentucky, Sulpicianer leiteten das bischöfliche Seminar, Jesuiten das Gymnasium und Colleg in Georgetown.

5. Und was sagte der Staat zu diesen Gründungen? Nichts [5].

---

[1] Das Seminar Mount St. Mary's hatte 1810 mehr als 40 Zöglinge, 1811 schon 60, 1824 an 110 (Annalen zur Verbreitung des Glaubens, 1825). Es liegt etwa 10 engl. Meilen südlich von Gettysburg (Pennsylv.) — Georgetown stößt an Washington; das Colleg liegt nur eine halbe Stunde vom Capitol der Bundeshauptstadt.

[2] Clarke, Lives of the deceased Bishops, I. p. 146, 241.

[3] Frl. v. Barberey, Elisabeth Seton, Münster 1873. II. S. 7.

[4] Am 7. Juli 1806.

[5] Der arme Staat! Er hatte keinen Friedberg, der ihn gewarnt hätte. Erst nach einem Jahrhundert wurde drüben jenseits des großen Wassers die „entsetzliche" Gefahr bemerkt. „Selbst in Amerika, wo die Kirche zur Privatassociation her=

Er hatte die Kirche ja an das Freiwilligkeitssystem gewiesen. Priesterweihe, Gelübde, Predigt, Gottesdienst, Kirchenbau, Unterricht waren Privatangelegenheiten geworden. Wie kein Staatshämorrhoidarius sich abzuplagen brauchte, die Ölrechnungen für die ewige Lampe beim Schein einer Staatslampe auf Kosten steuerpflichtiger Bürger nachzurechnen, so überwachte kein reicher, verheiratheter, ungehorsamer Staatsdiener die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth. Kein des Katechismus unkundiger Examinator begutachtete die Fähigkeit eines Priesteramtscandidaten in der Theologie, kein Schulmeisterlein controlirte die Erlasse der geistlichen Obern. Die Mittheilung nützlicher Kenntnisse wurde als eine Sache betrachtet, die sich ohne Staatspatent vollziehen läßt, und die Polizei schickte man nach Schelmen, Verbrechern und Wegelagerern aus, nicht nach den Priestern oder den barmherzigen Schwestern. Es war überhaupt ein gut Theil gesunden Menschenverstandes im Lande, nicht verschliffen durch Staatsschulmeisterei von Kindsbeinen auf, noch vernebelt durch speculativen Unsinn willkürlicher Philosopheme. Weder protestantische Revivals, noch Schmerzensschreie zelotischer Prediger über „römische Gefahren" vermochten die praktischen Staatsmänner der Union in's Bockshorn zu jagen. Unter Jeffersons wie unter Adams Präsidentschaft ward der katholischen Kirche volle Freiheit gewährt. Die Gründungen des Bischofs gingen deßhalb ohne alle Polizeiunkosten, ohne Verschwendung von Stempelpapier, ohne „confessionelle Gefahren" und ohne „Bedrohung der Verfassung" höchst einfach und für den Staat auch wohlfeil vor sich. Aus dem ärmlichen Betsaal eines Privathauses, in welchem sich die ersten Mitglieder der kirchlichen Gemeinde versammelten, um die Sonntagsmesse zu hören, wurde erst eine Privatkapelle, in welche der Besitzer seine Freunde einlud; wuchs die Zahl der Katholiken, so wuchs auch die Zahl der Sammlungen und Almosen, und aus der Kapelle ward eine Kirche. Das Alles geschah natürlich unter Leitung des Missionärs, der meist unter unsäglichen Mühen die nöthigen Mittel zusammenbrachte, unter Leitung des Bischofs, der dem Missionär die kirchliche Sendung ertheilt hatte, unter Leitung der Propaganda in

---

abgedrückt ist, herrscht sie durch die parlamentarische Verfassungsform schon in Staaten, in welchen sie überhaupt Fuß gefaßt hat, und bedroht die rechtliche Existenz dieser Staaten weit ernstlicher, als das bei einer Verbindung von Staat und Kirche und der Überwachung (!!), welche einer solchen zufolge dem ersteren über die letztere zustehen müßte, der Fall sein könnte." Dr. Emil Friedberg, Grenzen von Kirche und Staat, Tübingen 1872, S. 777.

Rom, welcher das ganze Missionsgebiet unterstellt war. Diese Missionäre waren fast ausnahmslos wahrhaft apostolische Männer, welche die Energie der kühnsten, unternehmendsten Selbständigkeit mit dem demüthigsten kirchlichen Gehorsam verbanden. Den verschiedensten Nationen angehörig, Nordamerikaner, Südamerikaner, Irländer, Franzosen, Niederländer, Spanier, Italiener, Deutsche, Engländer, Russen, durch hierarchische Ordnung zur innigsten Familieneinheit verbunden, stellten sie gleichzeitig auf's Lebensvollste die Allgemeinheit wie die apostolische Einheit der katholischen Kirche dar. Der lebhafteste Verkehr vereinigte die Missionen des fernsten Westens mit dem Episkopalsitz in Baltimore und diesen mit Rom. An der Seite des von Geburt amerikanischen Bischofs arbeitete neben dem russischen Fürsten Gallitzin der Deutsche Maximilian von Rantzow, der Elsäßer Kohlmann, der Belgier Nerinckx. Sein Coadjutor Neale war in Maryland geboren, in Europa gebildet, Jahre lang Missionär in Demerare gewesen. P. Molineux, der Rector seines Collegs, war von Abstammung ein Edelmann aus Lancashire, sein Seminarregens Dubourg war aus San Domingo. In Boston arbeitete der französische Abbé Cheverus, in Philadelphia der irische Franciscaner Egan, in Kentucky der römische Dominicaner Rosati, in Ohio der Convertit Robert Hell, zuvor Gardecapitän in der englischen Armee. Die Verbindung dieser Männer mit ihrer Heimath zog alle katholischen Länder und Missionsländer Europa's in das Interesse der amerikanischen Mission hinein, und wenn auch die Revolution eine großartige Unterstützung verhinderte, so lieferten Irland, Frankreich, Belgien und Italien doch fortan ihr ständiges Contingent, um das unabsehbare Missionsfeld zu bebauen. Dadurch wurde es dem Bischofe nicht nur möglich, den Staaten des Westens in kurzer Zeit provisorische Missionsposten zu verschaffen, sondern auch in den östlichen Staaten eine Organisation anzubahnen, die sich einem geordneten Pfarrsystem näherte. Hielt dieser es nämlich an der Zeit, für eine Kirchgemeinde die corporativen Rechte zu erlangen, so brauchte nur den für alle Associationen gemeingiltigen Bedingungen Genüge geleistet zu werden. Die betreffende Kirchgemeinde wählte ihre Trustees, kam durch diese bei der Legislatur des respectiven Einzelstaats um Gewährung der corporativen Rechte ein, legte ihren Zweck und ihre Statuten oder auch nur ihren Namen vor und wies sich über ihren Vermögenszustand aus. Hierauf wurde von der Legislatur die Incorporationscharte ausgestellt — und die Kirchgemeinde war staatlich anerkannt. In einigen Staaten beschränkten die

Incorporationsgesetze das Erwerbsrecht auf ein gewisses Maximum von Eigenthum, was indeß keine Schwierigkeit bot, da man nach Erreichung dieses Maximums entweder um eine neue Charte einkommen, oder durch Theilung eine neue Gemeinde gründen konnte.

6. Die Gründung der Schulen, Klöster, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. vollzog sich in derselben Weise. Sie fingen als einfache Privathäuser an; die Mitglieder der Genossenschaft übertrugen ihre Eigenthumsrechte notariell an zwei oder drei aus ihrer Mitte, diese sicherten dieselben dem Institut durch testamentarische Übertragung an Andere, und so erhoben sich zahlreiche religiöse Anstalten zu hoher Blüthe, ehe der Staat von ihnen officiell Notiz nahm. Daß dieser übrigens das Aufblühen solcher Anstalten nicht mit ängstlicher Besorgniß, sondern mit Freude wahrnahm, dafür bürgt die Leichtigkeit, mit welcher Klöster, Spitäler und Armenschulen Corporationsrechte, die höhern Schulen Universitätsrechte erlangen konnten. Die Genossenschaften selbst waren nicht gerade eilig, um solche Rechte einzukommen. Das Kloster der barmherzigen Schwestern in Emmetsburg z. B., 1809 in einem Blockhaus gegründet, wartete damit bis 1817. Dann erst verschaffte es sich von der Legislatur von Maryland eine Incorporations-Charte, welche folgendermaßen lautet:

„In Erwägung, daß E. A. Seton, Elise Boyle, Cäcilia O'Conway, Johanna Smith, Rosa White, Margaretha George, Brigitta Farrell, Maria Anna Butler, Francisca Jordan, Susanna Clossy, Theresia Conway, Joh. Francisca Gartland, Eleonora Angela Brady, Anna Gruber, Adele Salva, Elis. Magdalena Guérin, Sara Thompson, Camilla Corish, Marg. Felicitas Brady, Scholastika Bean, Julia Shirk und Louise Roger in ihrer unterthänigsten Bittschrift an diese Generalversammlung erklärt haben, daß sie unverheirathet und über das Alter von 21 Jahren hinaus sind, und daß sie unter sich eine religiöse Genossenschaft unter dem Namen: ‚Barmherzige Schwestern vom hl. Joseph' gebildet haben, die unter der Leitung gewisser Priester ihres Glaubens steht, und die die Ausübung nützlicher Werke der Liebe zum Zweck hat, besonders die Pflege der Kranken, die Unterstützung kranker und hilfsbedürftiger Greise und die Erziehung junger Mädchen; welche Genossenschaft ihrer Natur und ihrem Zwecke, wie auch ihren ausdrücklichen Vorschriften gemäß immer aus unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechtes bestehen muß;

in Erwägung, daß, um den Zweck des Instituts zu erreichen und um für sich und ihre Nachfolgerinnen einen Wohnort zu haben, ihnen ein Meierhof bei Emmetsburg (Grafschaft Frederick) in diesem Staat von einer frommen, wohlthätigen Person geschenkt worden ist, von dessen Erträgnissen sie zum Theil ihren Unterhalt bestreiten, und auf dessen Grund und Boden sie aus ihren eigenen Mitteln und einigen frommen Gaben mehrere Gebäude er-

richtet haben sowohl für ihre eigene Wohnung, als für die Bedürfnisse ihrer Schule;

in Erwägung, daß die Personen, welche die Genossenschaft bilden, stets wechseln, sowohl durch Sterbefälle, als durch neue Aufnahmen, sie also ihre Güter nicht auf eigenen Namen besitzen können wegen der großen Schwierigkeiten, die aus diesem Wechsel entstehen müssen, weßhalb sie zum größeren Nutzen ihres Instituts an zwei Personen ihrer Wahl diese Güter übertragen haben, die solche jetzt auf ihren eigenen Namen besitzen;

in Erwägung, daß der Tod diese Personen überraschen könnte, ohne die nöthigen Bestimmungen in dieser Beziehung gemacht zu haben; ferner in Erwägung, daß es sehr schwierig ist, immer geeignete Personen zu finden, denen solche Güter anvertraut werden können, so daß die Bittstellerinnen manchen Verdrießlichkeiten und vielleicht selbst dem Verluste ihres Eigenthums ausgesetzt sein könnten; daß ferner die Furcht vor ähnlichen Schwierigkeiten andere mildthätige Personen abhält, die, für die verschiedenen Zwecke sich interessirend, geneigt wären, ihnen — innerhalb der Grenzen des erlaubten Kapitals- und Zinsrechtes — Geschenke zu machen, welche sie in den Stand setzen würden, sich in weiteren Kreisen nützlich zu machen;

in Erwägung, daß gegen all diese Unannehmlichkeiten kein anderes geeignetes und wirksames Mittel gefunden werden könne, als ein Decret der Generalversammlung, wodurch die Bittstellerinnen als Genossenschaft anerkannt werden, und ihnen für ewige Zeiten die Erlaubniß und Vergünstigung gewährt wird, Eigenthum zu besitzen und darüber zu verfügen, wie es recht und billig erscheint; in Erwägung ferner, daß die in der Bittschrift angeführten Thatsachen als wahr anerkannt sind, weßhalb die gestellte Bitte als vernünftig und angemessen erscheint:

In Folge dessen ist durch die Generalversammlung von Maryland decretirt worden, daß die Genannten [folgen die Namen] und Alle, welche ihnen nachfolgen und Barmherzige Schwestern sein werden, nach den Regeln und Vorschriften ihrer Genossenschaft, wie sie in irgend einem Zeitpunkt festgesetzt werden können, als eine Körperschaft unter dem Namen 'Barmherzige Schwestern vom hl. Joseph' anerkannt werden, mit beständiger Nachfolge und dem Rechte, zu handeln, zu besitzen und ein gemeinschaftliches Siegel zu gebrauchen, anzunehmen und als Eigenthum oder in jeder andern Weise zu bewohnen den in der Grafschaft Frederick und obgenanntem Staat gelegenen Meierhof, auf welchem sie augenblicklich wohnen, und alle anderen Grundstücke, und alle unbeweglichen wie beweglichen Güter verschiedener Art zu besitzen, zu verkaufen, zu vermiethen, zu übertragen, wie jede Person oder Versammlung, welche bewegliche oder unbewegliche Güter besitzt, dieselben verkaufen, verpachten, vermiethen und übertragen kann; die Pacht, den Gewinn und die Einkünfte aller in ihrem Besitze befindlichen Güter zu empfangen und zum Nutzen der besagten Genossenschaft nach deren Regeln und Gebräuchen, die für ihre Leitung festgesetzt werden können, zu verwenden. Jedoch unter dem Vorbehalt, daß sie zu keiner Zeit besitzen, verwenden oder bewohnen dürfe als gesetzliches Eigenthum oder als Nutz-

nießung mehr als achthundert Acres Grund und Boden, und daß ihr liegendes Besitzthum niemals die Summe von fünfzigtausend Dollars an Werth übersteigen dürfe." [1]

Man sieht aus diesem Document: der Staat hat gar keine Furcht vor den „römischen Übergriffen" wehrloser Nonnen, überläßt ihnen und ihren geistlichen Obern die Feststellung der nöthigen Regeln, mischt sich weder in die Gelübde noch in die Novizenaufnahme, sondern begnügt sich, die nützlichen Zwecke, zu denen sie sich verbunden, durch Ertheilung von Corporationsrechten zu fördern. Er findet die gestellte Bitte „vernünftig" und angemessen, weil er eben selbst von vernünftigen Männern geleitet und repräsentirt wird. Die Folge dieser vernünftigen Handlungsweise aber war, daß rasch in allen Staaten Armenschulen, Waisenhäuser, Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten in's Leben traten, zu deren Errichtung der Staat selbst weder das erforderliche Personal noch die nöthigen Mittel gehabt hätte und auf deren Herstellung ihn die bloße „Philanthrophie" Jahrzehnte und Jahrzehnte vergeblich hätte warten lassen. In den heranwachsenden Großstädten versuchte diese allerdings ihr Pfauenrad zu schlagen, aber die armen Blockhäuser im fernen Westen, das Elend der Armenviertel und die Opfer der Cholera und des gelben Fiebers überließ sie edelmüthig der Pflege der barmherzigen Schwestern und des katholischen Priesters [2].

---

[1] v. Barberey, Elisabeth Seton, II. S. 294.

[2] Diese „staatsgefährliche" Thätigkeit spielt keine unbedeutende Rolle in der amerikanischen Kirchengeschichte. Der dritte Erzbischof von New-Orleans, Leo Raimond de Neckere (ein geborner Belgier), erlag 4. September 1833 der Ansteckung des gelben Fiebers, die er sich im Krankendienste zugezogen (Lives of the Bishops, I. p. 524). Der erste Bischof von Savannah, Dr. Fr. Xav. Gartland, starb am 20. Sept. 1854 als Opfer des Krankendienstes während des gelben Fiebers (Lives of the Bishops, II. p. 412), an seiner Seite der Missionsbischof Barron. Die berühmtesten Bischöfe Amerika's, Cheverus, erster Bischof von Boston, Flaget, erster Bischof von Bardstown, Dr. England, erster Bischof von Charlestown, Dr. Franz Patrick Kenrick, dritter Bischof von Philadelphia und sechster Erzbischof von Baltimore rc., weihten sich nach dem Vorbilde des hl. Karl Borromeo während der Cholera oder des gelben Fiebers gleich einfachen Priestern dem Dienste der Kranken, und legten dabei einen Heldenmuth an den Tag, der diese protestantischen Weltstädte mit Recht in Erstaunen setzte. Vgl. Clarke, Lives of the Bishops, I. p. 159, 170, 295, 495. Die praktischen Amerikaner wußten solche Dienste richtig zu würdigen. Als Präsident Adams nach Boston kam, gab die Stadt bei ihrem Festbankett dem wackeren Cheverus den Ehrenplatz neben dem Präsidenten. Die Legislatur von Massachusetts legte Cheverus die Eidesformel vor, welche den Wählern vorgeschrieben werden sollte, und erhob die von ihm vorgeschlagene Formel zum Gesetz. L. c. p. 170.

7. Nachdem Bischof Carroll in seinem heimathlichen Maryland einen festen, wohlorganisirten Mittelpunkt kirchlicher Entwicklung geschaffen hatte, war seine nächste Sorge, ähnliche Centralpunkte für die Hauptdistricte des ungeheuren Missionsgebiets zu gründen. Die Missionsstationen, welche er dazu auserkor, waren Boston, die einstige „feste Burg“ des Puritanismus, Philadelphia, die damalige Bundeshauptstadt, und New-York, der mächtigste Stapelplatz der Einwanderung. Im Lande des Westens hatte sich noch keine Colonie so weit hervorgethan, um sich als künftige Hauptstadt zu signalisiren: der Bischof wählte hier vorläufig die Mission Bardstown in Kentucky zum Bischofssitz. Am 8. April 1808 erhob Pius VII. die vier vorgeschlagenen Plätze zu Bischofssitzen, den Bischof von Baltimore zum Erzbischof. Im Herbst dieses Jahres erhielten die Bischöfe von Boston (Cheverus), Philadelphia (Egan) und Bardstown (Flaget) zu Baltimore ihre Weihe und vereinbarten sich mit ihrem Erzbischof (zweite Synode von Baltimore) über die Administration ihrer Bisthümer. Es wahr wahrhaft eine divisio Apostolorum, die Thatkraft und Tugend dieser Missionsbischöfe ruft die Zeiten eines Bonifacius in's Gedächtniß zurück. Der feingebildete Cheverus hatte durch seinen christlichen Opfermuth das intolerante puritanische Boston in so hohem Grade gewonnen, daß man seine Erhebung zum Bischof für eine Ehre ansah; der irische Franciscaner Egan hatte die kleine Pfarre in Philadelphia beträchtlich emporgebracht; Flaget aber, stets auf apostolischen Wanderungen, ein unermüdlicher Pionier des Evangeliums, hatte bereits in Kentucky und Indiana die Ansätze zu mehr als einem der heutigen Bisthümer geschaffen. Durch diese drei Männer vervielfältigte sich der unternehmende Erzbischof auf den drei gewählten Punkten nach allen Richtungen seiner Thätigkeit. Jeder der drei Bischöfe dachte an die Errichtung eines Seminars, rief Schulen und Klöster in's Leben, bewarb sich in Europa um Missionäre, sammelte die zerstreuten Katholiken zu festen Gemeinden und Stationen. Am blühendsten entwickelte sich die kirchliche Organisation in den Ansiedlungen von Kentucky, wo Bischof Flaget[1] in kurzer Zeit 1000 katholische Familien mit 6000 Seelen zu etwa 30 Gemeinden zusammenbrachte. Auf einer einzigen Visitationsreise (1813) firmte er 1225 Personen. Die Dominicaner-Niederlassung in St. Rosa (obwohl anfangs nur vier Mann stark) ermöglichte es ihm, gleich ein Colleg und Priesterseminar zu

[1] Geb. 7. September 1763 in der Auvergne, seit 1783 Sulpicianer.

gründen, von denen das erstere, nach Bardstown verlegt, schon 1823 Universitätsrechte erlangte. Er selbst bewarb sich um einen Coadjutor (den er 1817 erhielt), um in Person unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen Missionen auf der ganzen Westlinie von New-Orleans bis hinauf nach Michigan zu organisiren, oder organisiren zu helfen: so Vincennes, Detroit, Cincinnati, Erie, Buffalo, Pittsburg — heute Bischofssitze und ansehnliche Diöcesen. Er weihte die ersten Bischöfe von Cincinnati (1822) und Vincennes (1834). Im Jahre 1830 hatte er den Staat Indiana bereits fünfmal visitirt, d. h. mehr als Missionär denn als Bischof durchwandert, und als er 1850 nach rastloser Thätigkeit in hohem Alter starb, trauerte der ganze Westen Amerika's um den Patriarchen seiner Erzbisthümer und Bisthümer.

Bischof Cheverus hatte mit den Schwierigkeiten einer protestantischen Großstadt, Bischof Egan mit derjenigen des Trustee-Systems zu kämpfen. Beide errangen indeß schöne Erfolge, und da der für New-York designirte Bischof Lucas Concanen 1810 zu Neapel starb, ohne Amerika gesehen zu haben, so dehnte Bischof Cheverus seine organisatorische Thätigkeit unter Mitwirkung des Jesuiten Anton Kohlmann zeitweilig auch auf diese Stadt aus, bis sie 1814 in dem irischen Dominicaner John Connelly ihren zweiten Bischof erhielt.

Vor seinem Tode (3. Dec. 1815) verschaffte der Erzbischof John Carroll auch der seit 1806 verwaisten Diöcese New-Orleans an dem ausgezeichneten Missionär Louis Dubourg einen ebenso unermüdlichen als klugen Administrator. Die Grundpfeiler der heutigen Kirchenorganisation waren gelegt. Der Vater der nordamerikanischen Kirche konnte freudig sein Nunc dimittis singen.

8. Den weiteren Ausbau der gegründeten Kirche können wir nicht in's Einzelne verfolgen; wir müssen uns mit einigen Hauptumrissen begnügen. Die Nachfolger Bischof Carrolls, Leonhard Neale († 1817) und Ambros Maréchal († 1828), führten sein Werk rüstig weiter; der Letztere consecrirte am 10. Nov. 1817 die von Bischof Carroll begonnene Kathedrale zu Baltimore, für deren Bau (es ist das charakteristisch) der Missionär Dubourg 1806 in einer Woche ausschließlich bei den ärmeren Volksklassen 10,000 Pfd. Sterl. collectionirt (zusammengebettelt) hatte. In New-York gingen die Dinge weniger gut. Bischof Connelly konnte zwar bei Einweihung des Kirchhofs an der St. Patricks-Kathedrale 1824 sagen: „Now the poor man has a grave," „Auch der Arme (denn dieser Klasse gehörten die meisten Katholiken an) hat jetzt ein

Grab." 1825 eröffnete er in einem ärmlichen Holzbau (mit 3 Schwestern und 5 Waisenkindern) das erste katholische Waisenhaus der Weltstadt und hatte die Freude, mehrere angesehene Protestanten zur Kirche zurückkehren zu sehen. Aber auf seiner sehr bescheidenen Kathedrale lastete eine Schuld von 53,000 Pfd. Sterl., an die Gründung eines Seminars war bei solcher Schuldenlast nicht zu denken; in den Jahren 1820, 1821, 1822, 1823, 1825 konnte er nur je einen Priester weihen, 1824 keinen[1]. Die Hauptschwierigkeit der Organisation lag jedoch nicht in der Armuth der Katholiken, noch in der feindseligen Stimmung der Protestanten, sondern in dem Demokratismus des Freiwilligkeitssystems, welches die Verwaltung des Kirchenguts in die Hände der Trustees legte, diese zu einer dem Bischof wie den Missionären oppositionellen Macht heranbildete, unaufhörliche Zwiste und Verwirrungen hervorrief und die kirchliche Administration auf Schritt und Tritt behinderte. Noch schlimmer wucherte das Übel in Philadelphia; es führte hier unter Bischof Conwell (1820) zum förmlichen Schisma, und erst der Energie des dritten Bischofs, Franz Patrick Kenrick, gelang es Anfangs der dreißiger Jahre, das Laienregiment der widerhaarigen Trustees gründlich zu brechen. Wir werden hierauf später zurückkommen müssen. Sobald übrigens dieß Hinderniß entfernt war, nahm das kirchliche Leben auch in Philadelphia einen gedeihlichen Aufschwung. Bischof Kenrick, der hier bei seiner Ernennung zum Administrator 1830 nur 30 Priester gefunden hatte, ließ daselbst 1851, als er auf den Metropolitansitz von Baltimore berufen ward, 101 Priester, 46 Seminaristen, 94 Kirchen, 8 Kapellen und eine ganze Reihe von Ordenshäusern zurück. In Virginien hatten die Katholiken schon 1790 volle Religionsfreiheit erlangt und 1791 für ihre Kirche in Charleston Corporationsrechte erworben; dieser Freiheit unerachtet wollte aber die Mission sich nicht entwickeln; noch 30 Jahre später (1820) zählte sie

[1] Und trotz dieser Schwierigkeiten zählte New-York 50 Jahre später (1875) 149 Kirchen, 35 Kapellen, 301 Priester, 1 theologisches Seminar mit 77 Alumnen, 17 Manns- und 22 Frauenklöster, 22 höhere Schulen, und statt des small wooden building in Prince-Street, in welches Bischof Connelly 1825 die ersten 3 Schwestern und die 5 ersten Waisenkinder aufnahm, 18 Waisenhäuser (von denen das New-York Catholic Protectory allein 1400 Knaben, die drei Asyle zum hl. Patrick 1240 Kinder beherbergten), 4 Spitäler (von denen eines vom 1. Mai bis 1. Nov. dieses Jahres 2500 Kranke verpflegte), 4 Zufluchtshäuser für alte gebrechliche Leute, ein Findelhaus mit 1230 Kindern, ein Haus vom guten Hirten mit 372 Pönitenten u. s. w. Sadlier's Directory, 1876.

nur 2 Priester, 2 Kirchen und 2 Gemeinden, die meist aus armen Irländern und Flüchtigen von San Domingo bestanden. Um auch diesem wichtigen Staate, aus welchem bisher fast die meisten Präsidenten und Staatsmänner der Republik hervorgegangen waren, ein lebenskräftiges Missionscentrum zu geben, erhob die Propaganda 1820 Richmond zum Bischofssitze und gab demselben Dr. Patrick Kully, einen tüchtigen irischen Priester, zum ersten Bischof. Allein ungeachtet seiner aufopfernden Thätigkeit vermochte dieser dem ungünstigen Boden keine reichere Ernte abzugewinnen. 1822 kam die Mission wieder unter Baltimore und nach 1830 schrieb Erzbischof Whitfield über die Verhältnisse daselbst: „Wenn Maryland in Bezug auf die Religion der am meisten begünstigte Staat ist, so ist hingegen Virginien, welches auch unter meiner Jurisdiction steht, derjenige, der es am wenigsten ist. Seine Einwohnerzahl beläuft sich nach der Zählung vom Jahre 1820 auf 1,065,000 Seelen; dennoch haben wir dort nur vier Priester, da der Staat nicht die zum Unterhalt einer größeren Anzahl nothwendigen Mittel aufbringt. Zu Richmond, der Hauptstadt Virginiens, haben wir nur eine kleine, aus Brettern gebaute Kirche. . . Norfolk hat eine Kirche und zwei Priester. Die Zahl der Katholiken in diesen beiden Städten beträgt ungefähr 600." Mit ähnlichen Schwierigkeiten hatte der ebenfalls 1820 für Georgien und die beiden Carolinas ernannte erste Bischof von Charleston, Dr. England, zu ringen, ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Prälat, der trotz Priestermangel, Armuth, zelotischen Angriffen und dem gelben Fieber der Diöcese festen Halt eroberte. Gott lohnte den Seeleneifer Bischof Englands auch noch in anderer Weise, indem er ihn zum gefeiertsten Apologeten und Controversisten der Union werden und durch seine Schriften einen unberechenbaren Nutzen stiften ließ. Schon Erzbischof Carroll hatte, anstatt über die nun einmal zur Herrschaft gelangte Preßfreiheit theologisch zu klagen und zu speculiren, die Dinge genommen wie sie waren und die katholische Sache energisch auf dem Felde der Publicistik zu Ehren gebracht. Er ist auch in dieser Hinsicht der Vater der amerikanischen Kirche; denn ohne diese energische Preßthätigkeit von Anfang an wäre die katholische Kirche von dem vereinigten Irr- und Unglauben zu Tode geschrieen und gedruckt worden. Dr. England, ein Mann aus der Schule O'Connells, in dem irischen Emancipationskampf herangebildet, war die providentielle Kraft, die Sache der Kirche auf diesem Gebiet mit Energie, Geschick und Erfolg zu betreiben. Seine Schriften wie die von ihm gestiftete Zeitschrift „U. St. Catholic Miscellany" machten die

Runde durch die ganze Union, setzten die protestantischen Prediger in Verlegenheit, die Staatsmänner in Bewunderung, und der Congreß lud den genialen Bischof ein, vor ihm in Washington zu predigen. Während so der Katholicismus in den Großstädten zu Ehren und Ansehen gelangte, jeder Angriff schnelle und durchschlagende Abwehr fand, riß der Bischof Dubois[1] (29. Oct. 1826 consecr.) die Diöcese New-York, Bischof Kenrick die Diöcese Philadelphia aus den ärgsten Wirren des Trustee-Unwesens heraus; Bischof Dubourg aber brachte nicht nur die Diöcese New-Orleans in geregelten Gang, sondern begründete fast gleichzeitig eine neue Diöcese in St. Louis, die Jesuitenmission in Missouri und 1815, während eines europäischen Aufenthalts, das für Amerika überaus segensreiche Werk der Glaubensverbreitung in Lyon.

Missouri, Arkansas und Süd-Illinois erhielten 1824 einen eigenen Bischofssitz in St. Louis, mit dem eben so gelehrten als kühn unternehmenden Bischof Dr. Rosati, einem römischen Dominicaner. 1825 wurden die beiden Florida's und Alabama erst als apostolisches Vicariat von New-Orleans abgelöst und 1830 zum Bisthum Mobile erhoben. Am 13. Jan. 1822 weihte Bischof Flaget den Dominicaner Edward Fenwick zum ersten Bischof von Cincinnati (für Ohio und Michigan), am 28. Oct. 1834 den Sulpicianer Gabriel Bruté zum ersten Bischof von Vincennes (für Indiana). So hatte sich das Bisthum Baltimore nach 40 Jahren des Bestandes zu einem Erzbisthum mit 10 Suffragansitzen entwickelt, die Zahl der Katholiken belief sich nach Schätzung des Erzbischofs Whitfield 1829 auf etwa 500,000, vertheilt auf das ungeheure Ländergebiet vom atlantischen Ocean bis an den Mississippi, vom Michigansee bis an den Golf von Mexico. Das war die Zeit der ersten Pioniere und der Diöcesansynoden von Baltimore.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

---

[1] Dieser Prälat war in seiner Jugend Mitschüler Robespierre's und Camille Desmoulins' in Paris gewesen.

Das Verhältniß der Philosophie zur Pädagogik.

Dreizehnter Brief. Beneke's Stellung zu Herbart.

Sollten Sie einmal Muße finden, Beneke's Schriften zu lesen, so wird es Ihnen bald auffallen, wie Manches in denselben den Lehren und Darstellungen Herbarts so täuschend ähnlich sieht. Diesen Umstand benutzten die Schüler des Letzteren, um gegen Beneke den Vorwurf zu erheben, er habe Herbarts Schriften mehr als bloß studirt, seine ganze Originalität bestehe mehr in neuen Worten als in neuen Begriffen, und sein Verdienst oder Mißverdienst gründe nur in einer neuen Terminologie. Dabei sei er ängstlich bemüht, sich von Herbart zu unterscheiden und seine Unabhängigkeit in das gehörige Licht zu setzen, ohne daß ihm dieses Unterfangen recht gelingen wolle.

Sie haben hier eine kleine Illustration zu der Behauptung, wahres Heil für Individuen und Völker sei erst dann zu hoffen, wenn nach Überwindung alles kirchlichen „Aberglaubens“ die deutsche Philosophie zur ungeschmälerten Anerkennung gelange. Was ist die deutsche Philosophie? In subjectivem Sinne ein Heer von „Denkern“, die sich, wie einmal im deutschen Reichstage treffend bemerkt wurde, „wechselseitig auffressen“, und in objectivem Sinne die „Schwänze“ der aufgefressenen Systeme, die zum Staunen des Publikums von den Helden des Tages „herumgezeigt werden“, bis auch über diese das nämliche Schicksal ergeht. Deutsches Denkerthum und protestantisches Kirchenthum sind ungefähr gleich einheitliche Begriffe, da beide ihr einigendes Band nur im Widerspruch gegen jede autoritative Fessel finden, übrigens aber ihre Stärke gerade in das Bestreben setzen, keinen Meister zu hören, sondern „Selbstdenker“ zu sein.

Beneke nun hatte keine Lust, sich so mir nichts dir nichts als Plagiator an den Pranger stellen zu lassen, sondern parirte in seiner „neuen Psychologie“ die gegen seine Originalität geführten Streiche nach Kräften:

„Das Grundgerüst meiner philosophischen Überzeugungen war, als ich Herbart zuerst kennen lernte, mit unerschütterlicher Festigkeit der Überzeugung aufgebaut und lag mit dem seinigen viel zu weit auseinander, als daß sich beide irgendwie hätten zu Einem Gebäude ver-

einigen lassen. Ich hatte von deutschen philosophischen Forschern vorzüglich Kant, Jakobi, Fries, Platner und Garve, außerdem die trefflichen englischen Philosophen zum Gegenstande angestrengter Studien gemacht. Gleichwohl waren Herbarts Bestrebungen den meinigen, und gerade in dem, was mir als Hauptsache galt, verwandter als die aller andern deutschen Philosophen. Dieß . . . mußte mich, ungeachtet jener Gegensätze, mit ihm in Verbindung erhalten."

Was Beneke als die Hauptsache galt, war das Ausgehen von der Erfahrung. Wie Herbart suchte er den Kant'schen Idealismus zu überwinden, aber er verlangte größere Consequenz. „Herbart hat zwar Vieles und Vieles richtig beobachtet, aber er hat noch lange nicht genug und nicht genau genug beobachtet; und indem er in die Verarbeitung seiner Beobachtungen stets mehr oder weniger von seinen Speculationen eingemischt hat, so hat er die Bemühungen um die vollständige und die vollständig genaue Auffassung zu früh abgebrochen und statt dessen der Sache Fremdartiges und Falsches hineingebracht."

Sie erinnern sich, daß Herbart von der Erfahrung ausging, aber nur, um die in dem „Gegebenen" liegenden Widersprüche logisch zu entdecken und metaphysisch zu berichtigen. Diese Widersprüche will Beneke durchaus nicht zugeben, da uns durch sie alles Wissen verschlossen wäre; „denn gegen Widersprüche im nothwendigen Denken ist keine Hilfe". Was fördert's auch, ein Denken der nämlichen Dinge ohne Widersprüche zu erfinden? Ist dieses Denken ebenfalls nothwendig, „so hätten wir nun einen neuen dreigliedrigen Widerspruch anstatt des alten zweigliedrigen, und da jedes der drei Glieder ein nothwendiges Denken ist, einen absolut unauflöslichen".

Allein die Widersprüche sind nur „falsche metaphysische Voraussetzungen", die sich beim Lichte genauer Beobachtung in leeres Nichts verflüchtigen. Darum nur nicht speculiren, sondern beobachten, beobachten, das ist Beneke's ganze Philosophie. Er ist Empirist durch und durch. Freilich muß er trotz allen freien Denkens das Dogma des kritischen Subjectivismus unbedingt annehmen. Das ist seit Langem schon eingebürgertes Recht: Nur Waaren, die diesen Stempel tragen, dürfen auf dem philosophischen Markte feilgeboten werden und auf Absatz hoffen. Wie stellt er es nun an, um möglichst viel Realität zu retten? Er flüchtet mit seiner ganzen Habe in das Subject hinein. Es ist wahr, sagt er, die Wissenschaft von der äußeren Natur ist „ein Buchstabiren von bloßen Erscheinungen". Nach außen hin führt in's Land

der „Dinge an sich“ keine Brücke hinüber. Aber einen Gegenstand gibt es, der dieser Brücke nicht bedarf, weil wir ihn nicht in seinen Erscheinungen, sondern unmittelbar in seiner Wesenheit auffassen. Ich oder Seele, oder wie wir es sonst nennen wollen, heißt das bevorzugte Object unseres Wissens, und die Wissenschaft desselben ist die Psychologie.

Kant hat in seiner ganzen Philosophie nichts als Phänomene. Auch die „innere und sinnliche Anschauung unseres Gemüthes,“ sagt er in seiner Kritik, „ist nicht das eigentliche Selbst, so wie es an sich existirt, sondern nur eine Erscheinung“ des Ich. Unsere Seele ist in die Welt des Scheines hineingesetzt, wie die Phantasie in den unendlichen leeren Raum. Wie diese letztere keine Unendlichkeit aufzufassen im Stande ist und darum eine Bretterwand oder etwas dergleichen postulirt, so kann auch jene vermöge ihrer sophistischen Naturanlage keine Phänomene denken, ohne hinter denselben ein „Ding an sich“ zu vermuthen. Das ist aber auch der ganze Werth der Noumena.

Herbart ist ähnlicher Meinung. Nur hält er am Causalitätsgesetze fest und glaubt darum einen streng wissenschaftlichen Schluß machen zu können von dem Schein auf das ursächliche Sein desselben. Anders Beneke: Er läßt die äußere Wirklichkeit gern fahren, dann aber nimmt er als „Wissenschaft der Wissenschaften“ eine Erfahrung „von specifisch höherer Wahrheit“ an. Eine tiefere Prüfung läßt uns Kants Behauptung vom Ich als einer bloßen Erscheinung „entschieden als falsch erkennen“. Kant ließ sich von einem bösen Geist verführen, zu speculiren, „anstatt sorgsam und genau zu beobachten“; denn „die innere Wahrnehmung faßt nicht wie die äußere die Dinge als Phänomene oder so auf, wie sie vermöge ihrer Eindrücke auf unsere Sinne erscheinen; sie erfaßt dieselben unmittelbar und wie sie in sich selber sind“. Diese unserem Bewußtsein und jeder frühern Philosophie gleich widersprechende Behauptung sucht Beneke aus seinem philosophischen Systeme zu erweisen, mit dem wir uns nachher zu beschäftigen haben. Für jetzt genügt es, zu wissen, daß alle Metaphysik auf die Psychologie aufgebaut wird, und nur durch die Theilnahme an derselben erhalten „die philosophischen Wissenschaften eine Wahrheit, wie sie die sonst so genannten empirischen Wissenschaften in keiner Weise zu erwerben im Stande sind“.

Es ist unter diesen Voraussetzungen schon von vornherein klar, was aus der übrigen Philosophie wird. Weil eigentliche Wahrheit nur da existirt, wo der Denkende und das Gedachte eins sind, also beim Selbstbewußtsein, so kann offenbar die ganze Erkenntniß nur insoweit

auf Wahrheit Anspruch machen, als ihre Gegenstände sich in seelischen Erscheinungen uns offenbaren. Erkenne ich z. B. einen andern Menschen, so schaue ich zunächst nur ein Phänomen meiner Seele und übertrage dieses dann auf ein Ding außer mir. Ob mit Recht, ob mit Unrecht, wer kann das sagen? So zergeht die ganze Metaphysik wieder in vollendeten Idealismus, und da die Behauptung von der unmittelbaren Erkenntniß unserer Seele eine leere Voraussetzung ist, „mit deren wissenschaftlicher Begründung und Bestimmung“, wie Zeller richtig bemerkt, „es der Philosoph viel zu leicht genommen hat“, so entpuppt sich der ganze vorgebliche Realismus als ein Nebelgebilde, das nur der Nacht eines confusen Denkens sein Entstehen verdankt, aber jeden Sonnenstrahl der Wahrheit und Klarheit nicht vertragen kann.

Daß sich auf ein solches Fundament keine religiöse Dogmatik gründen läßt, ist augenfällig. Mit dem Geiste des Kriticismus ist höchstens die Religion eines gehaltlosen Ahnungs- und Gefühls-Schemens vereinbar. Dem Dogma gegenüber ist jeder Kriticist nothwendig Rationalist, und wer glaubt, Christenthum und Kantianismus, in welcher Form auch immer, mit einander verbinden zu können, der kennt entweder beide oder doch wenigstens eines von beiden herzlich schlecht. Darum ist es ein deutliches Zeichen der inneren Selbstzersetzung des Protestantismus, wenn so viele orthodox gesinnte Lehrer die Unverträglichkeit der kritischen Philosophie und ihres Glaubens gar nicht mehr einsehen, sondern vertrauensselig zu den Füßen eines Beneke sich über die Principien der Pädagogik belehren lassen. Man verlangt eben weiter nichts als etwas Toleranz für die religiösen Bedürfnisse des Herzens, und diese gewährt Beneke bereitwilligst.

Daß derselbe in der Lehrerwelt noch größeren Einfluß gewonnen als Herbart, ist leicht erklärlich. Herbart war in seiner Art ein Genie, und ihm in all seinen Speculationen zu folgen, ist nicht Jedermanns Sache. Beneke dagegen war ein weit weniger begabter Kopf, aber ein viel sorgfältigerer Beobachter. Daher ist seine Pädagogik viel faßlicher und praktischer. Zudem macht seine Philosophie den Erzieher so halbwegs zum eigentlichen Bildner und Schöpfer der Seele seines Zöglings, ein Umstand, der natürlich dem menschlichen Stolze nicht wenig schmeichelt. Alles dieses verschaffte ihm schon bei Lebzeiten die Gunst mancher Schulmänner. So verwandte sich im Sommer 1848 eine Dresdener Lehrerversammlung bei der preußischen Regierung für die Übertragung einer ordentlichen Professur an Beneke. Die Petition blieb zwar erfolglos, aber

Beneke's Anhang mehrte sich nur um so mehr, und noch bis heute wußte seine Psychologie und Pädagogik in den Lehrerkreisen manche Freunde zu erwerben.

Es ist nun nicht unsere Aufgabe, in alle Einzelheiten des Beneke-schen Systems einzugehen. Es soll auch nicht geläugnet werden, daß sich manches Brauchbare in demselben findet. Unser Bestreben muß es vielmehr sein, die Principien klar zu erfassen und zu beurtheilen, damit wir sehen, ob der ganze Geist dieser Pädagogik mit dem Christenthum und dem Katholicismus zusammenpaßt oder nicht. Zu dem Zwecke ist auch hier eine kurze Auseinandersetzung der philosophischen Grundlagen vonnöthen, da nur mit Hilfe derselben die eigenthümlichen Wendungen und Ausdrücke verständlich sind, in denen Beneke sich in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre so vielfach bewegt.

Vierzehnter Brief. Die philosophische Grundlage der Pädagogik Beneke's.

Von der Kenntniß der Seele also soll alle Wissenschaft ihren Anfang nehmen. Da liegt nun für Jedermann die Frage nahe, was denkt sich Beneke eigentlich unter der Seele? Die Einen werfen ihm Materialismus vor, die Andern weisen diese Behauptung als verleumderisch zurück. Um in diesem Streit die richtige Stellung zu fassen, müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß Beneke Dynamist ist. „Was wir grobe Materie nennen, existirt überhaupt nicht so, wie es im Raum begrenzt unserem Gesichtssinn, oder wie es unserem Tastsinne im räumlichen Widerstande erscheint, sondern was von dem „Materie" Genannten wirklich existirt, was in den Veränderungen desselben sich verändert, sind die innern Kräfte." Alles Wirkliche ist Kraft und nichts als Kraft. Der Schneider macht den Rock nur scheinbar aus drei Ellen Stoff, in der That aus drei Ellen Kraft. Nicht mit Heu und Hafer werden die Pferde gefüttert, sondern mit Kraft. Machen Sie einen Ausflug in die Berge, so haben Sie nach mehreren Stunden einige tausend Fuß Kraft mehr unter Sich, als im Anfang, und halten bloß vermöge einer subjectiven Anschauungsweise diese Kraft für Steinmasse.

Doch es sei. Betrachten Sie sich mithin als bestehend aus einem Kräftecomplex. Was von diesen Kräften nennen wir dann Leib und was Seele? Diese Frage ist nicht so bald beantwortet. Die Grenze zwischen beiden ist äußerst schwer zu ziehen, und es „möchte wohl zweckmäßiger

sein, die gewöhnliche Scheidung von Seele und Leib, die zu so vielen Mißverständnissen den Keim in sich trägt, aus dem wissenschaftlichen Gebrauche gänzlich zu verbannen". Im Allgemeinen läßt sich der Unterschied am leichtesten durch die zweifache Art unseres Erkennens, das Selbstbewußtsein und die Sinneswahrnehmungen, bestimmen. Wir nennen das durch die erste Klasse von menschlichen Erkenntnissen Vorgestellte die menschliche Seele, das auf die zweite Weise von dem menschlichen Sein Erkannte nennen wir den menschlichen Körper. Was folgt daraus? „Die Verschiedenheit zwischen der Seele und dem Leibe stellt sich als eine bloße Gradverschiedenheit heraus, ja sie treten so nah aneinander, daß sich im lebendigen Menschen gar keine Scheidungslinie ziehen läßt." Sie begreifen: Ob man Beneke einen Materialisten nennen will oder nicht, ist lediglich Sache der Willkür, da, wie er selbst sagt, „die dynamische und die materielle Ansicht nur als Auffassungsweisen verschieden sind". Insofern er keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Seele und dem Stoffe anerkennt, ist er Materialist; insofern er den Stoff selbst eine reine Kraft sein läßt, ist er kein Materialist, sondern ein an seinem gesunden Menschenverstand bankerotter Philosoph. Er selbst verwahrt sich energisch gegen den Titel des Materialismus und steift sich darauf, diesem sei das Seelenleben nur ein „potenzirtes leibliches", er aber betrachte das leibliche Leben als ein „untergeordnet seelisches". Das heißt, auf ein anderes Gebiet übertragen, er verwerfe die Annahme, daß Vier das Quadrat von Zwei sei, vielmehr sei Zwei die Wurzel aus Vier.

Stellen wir uns nun ein kleines Kind vor, das eben die ersten Eindrücke von der Außenwelt empfängt. Der Umstand, daß es diese Reize aufnehmen kann, beweist das Vorhandensein von Vermögen hierzu. Diese Vermögen, sagt Beneke, „welche sich wie die Reize schon beim ersten Anblick als von mannigfacher Art zeigen, nennen wir Urvermögen der Seele", nicht in dem Sinne, wie man früher die Seele als Substanz und die Kräfte als ihre Eigenschaften betrachtete, sondern jedes Vermögen ist eine einzelne, selbständige Urkraft, und die Verbindung aller ist das Wesen der Seele. Seele und Leib sind eben reine Kraftsummen. „Klareres, bestimmteres, umfassenderes Bewußtsein", zunächst der Möglichkeit, später auch der Wirklichkeit nach, ist der graduelle Vorzug der Menschen vor dem Thiere. Aber auch in uns selbst „sind die verschiedenen Grundsysteme nicht in gleichem Maße geistiger Natur. Der Gesichtssinn entwickelt ohne allen Vergleich klarere, bestimmtere

Wahrnehmungen, als der Geschmackssinn und der Geruchssinn, und so „hinab bis zu den niedrigsten Vitalsystemen". Indeß im Wesen sind alle Kräfte gleich: „Ein starker Zahnschmerz steht zu unseren Gedanken in demselben Verhältnisse, wie ein Gedanke zu einem andern Gedanken." Ja, von vornherein finden sich nicht einmal höhere Kräfte, Verstand und Wille, in der Seele, sondern Gesichts-, Gehörs-, Geruchs-, Geschmacks-, Tast- und Ernährungsfähigkeit, das ist im Anfang der ganze Mensch.

Doch ist die menschliche Seele keine beharrliche, sondern eine beständig fließende Größe. Schauen wir uns die „Processe" etwas genauer an, die in derselben vorgehen: „Erster Grundproceß. Von der menschlichen Seele werden, in Folge von Eindrücken oder Reizen, die ihr von außen kommen, sinnliche Empfindungen oder Wahrnehmungen gebildet." Das Kind stößt den Kopf an die Wand und hat so etwa die erste Wahrnehmung des Fühlens. Dabei ist die Seele nicht rein passiv für diese Erregungen, wie Locke meinte, vielmehr „strebt sie denselben von vornherein selbstthätig entgegen". Die organischen Erregungen laufen mit der innern Wahrnehmung nur parallel, ohne dieselbe im Geringsten zu verursachen.

„Zweiter Grundproceß. Der menschlichen Seele bilden sich fortwährend neue Urvermögen an." Ob angebildete Urvermögen sich sprachlich rechtfertigen lassen, wollen wir hier nicht untersuchen, sondern nur zusehen, wie wir uns den bezeichneten Vorgang zu denken haben. Nach angestrengtem Tagesstudium fühlen Sie sich am Abend abgespannt und zu energischem Arbeiten unfähig, der nächste Morgen dagegen findet Sie wieder frisch und zu erneuter Thätigkeit aufgelegt. Woher das? „Für die Erklärung hiervon ergibt sich der bezeichnete Erfolg (sic!) als die wahrscheinlichste Hypothese." Wenn der Gasometer einer Gasfabrik nach einem langen Winterabend beinahe bis auf das Wasserniveau heruntergesunken ist, so schließen Sie auf einen starken Verbrauch des Gases. Hat derselbe sich am nächsten Tage wieder bedeutend über die Absperrungsflüssigkeit erhoben, und ist er zu neuen Lieferungen im Stande, so erklären Sie das durch neue Zufuhr von Leuchtmaterial. Ebenso verhält es sich nach Beneke mit dem Menschen: Die Thatsache z. B., daß das Verstandeslicht am Morgen heller leuchtet, als am Abend, kann nur im Ersatz der aufgebrauchten Vermögen durch neue Urkräftelieferung ihre Erklärung finden. Offenbar! Wohl sind wir uns dieses Vorganges nicht bewußt und können ihn darum auch

nicht näher bestimmen, aber wie Bestehen und Wachsthum der Pflanzen ohne Annahme eines Ernährungsvorganges unlösbare Räthsel wären, so ist auch Dauer und Thätigkeit der Seele nur unter der Voraussetzung von stets neuen Kräfteanbildungen zu verstehen. Da nun jedem einzelnen Reiz ein einzelnes Vermögen entspricht, so besitzt der Mensch nicht nur einen Verstand, sondern hunderte, nicht nur einen Willen, sondern tausende, ja seiner Urvermögen sind „unendlich viele". Tritt nun in diesem Wechsel von Verbrauch und Ersatz ein Zeitpunkt ein, „wo die Anbildung neuer Urvermögen entweder ganz aufhört, oder doch so gering wird, daß diese Urvermögen und die durch dieselben aufgenommenen Reize nicht mehr hinreichen zur Erhaltung des Bewußtseins", so „tritt der natürlich nothwendige Tod ein". „Das Wesentliche des Todes besteht lediglich in der Vernichtung des Zusammenhanges zwischen dem innern Seelensein und der Außenwelt. Würde aber auf die eine oder die andere, uns freilich unbekannte Art eine neue Anregung des Bewußtseins vermittelt, so würde eine Fortdauer der Seele stattfinden können." Doch lassen sich darüber nur Vermuthungen aufstellen.

„Dritter Grundproceß. Alle Entwicklungen unseres Seins sind in jedem Augenblicke unseres Lebens bestrebt, die in ihnen beweglich gegebenen Elemente gegen einander auszugleichen." Da Klarheit im Allgemeinen eine der letzten Eigenschaften der deutschen Philosophen ist, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Ihnen dieser Satz etwas dunkel vorkommt. Versuchen wir, ihn auf folgende Weise unserem Verständnisse näher zu bringen: Die „Urvermögen" der Seele entstehen und vergehen, „Reize" kommen und schwinden. Beide sind also bewegliche Elemente, sind eine stets veränderliche Kraftsumme. Wirkt nun irgendwo eine Kraft auf eine zweite, die wieder mit mehreren andern verbunden ist, so werden natürlich alle zusammen so lange in Erregung versetzt, bis durch den gegenseitigen Austausch das Gleichgewicht hergestellt ist. Denken Sie nur an eine pendelartig aufgehängte Hornkugelreihe, deren Kugeln einander berühren. Schlagen Sie die erste an, so theilt sich sofort die Bewegung allen folgenden mit. Da dieß Gesetz überall gilt, wo Kräfte auf einander wirken, so muß es auch in den Seelenthätigkeiten seine Anwendung finden. Sie sehen im Garten eine violette Blume von bestimmter Gestalt. Die Vorstellung erhält sich eine Zeit lang im Bewußtsein und schlummert dann allmählich ein, ohne sich jedoch vollständig zu verlieren. „Wir nennen dieses unbewußt Beharrende eine Spur, eine Angelegtheit." Von diesen „Spuren" oder „An-

gelegtheiten" wissen wir nur durch die Reproductionen derselben. So hören Sie später das Wort Veilchen, und die schlummernde Vorstellung der früher gesehenen Blume kehrt zum Bewußtsein zurück. Wie war es möglich, daß die bewußte Wahrnehmung zu einer „Angelegtheit" wurde? Nicht anders, „als indem sie einen Verlust erleidet an ihren Bildungselementen". Das Vermögen, Violett aufzufassen, wurde zunächst afficirt, theilte aber sofort seine Erregtheit den übrigen Vermögen mit, und indem die Vorstellung dadurch an Kraft verlor, verschwand sie aus dem Bewußtsein. Nachher glich die Gehörempfindung des Namens der Blume „ihre beweglichen Elemente" aus. Dadurch ward die „Angelegtheit" neu erregt und ging wieder in's Bewußtsein über. Sie haben hier jene Erklärung des Bewußtseins angedeutet, auf die Beneke seine ganze Philosophie gründet. Werden die unbewußten „Spuren" durch neue Reize stärker erregt, so werden sie dadurch bewußt, d. h. Objecte der „inneren Sinne". Diese „inneren Sinne" sind gerade wie die äußeren angebildete „Urvermögen", und jeder derselben nimmt die Seelenvorgänge qualitativ gleichen Inhalts wahr. „Das innere Seelensein (Anlagen, Talente, Charaktereigenschaften ꝛc.) stellen wir durch seine bewußten Ausbildungen vor." Das Aggregat all dieser Vorstellungen ist unser Selbst, und als solches aufgefaßt unser Ich. Wie falsch diese Erklärung sei, geht daraus hervor, daß unser Ich von dem Bewußtsein durchaus nicht als ein Aggregat von selbständigen Dingen, sondern als eine ganz einheitliche Natur, ein ganz einheitliches Wesen vorgestellt wird. Auch müssen wir zweifelsohne das directe Object unseres Erkennens viel klarer auffassen, als das indirecte. Thatsächlich aber bedürfen wir, um uns zu geistigen Begriffen zu erheben, stets der Stützen sinnlicher Phantasiegebilde, ja selbst die Sprache bedient sich zur Bezeichnung übersinnlicher Dinge fast immer negativer oder übertragener Worte, ein Beweis, daß das erste und eigenthümliche Object unserer Erkenntniß materielle Dinge sind und erst an zweiter Stelle und indirect immaterielle. Schon die Nothwendigkeit, die Seele als unstofflich, unräumlich u. s. w. zu bezeichnen, hätte also auch Beneke davon überzeugen sollen, daß seine Hypothese von der unmittelbaren Erkenntniß unserer Seele falsch sei und keine Grundlage einer gesunden Philosophie abgeben könne.

„Vierter Grundproceß. Gleiche Gebilde der menschlichen Seele und ähnliche nach Maßgabe ihrer Gleichheit ziehen einander an, oder streben, mit einander nähere Verbindungen einzugehen." So fließen mehrere vollständig gleiche Vorstellungen, z. B. von einer schönen Berg=

gegend, ganz ineinander über und verstärken sich gegenseitig. Die Begriffe Cäsar und Mensch sind verwandt und vereinigen sich daher zu dem Urtheil: Cäsar ist ein Mensch. Auf diese Weise entstehen alle Combinationen, Urtheile, Schlüsse u. dergl. Besonders wichtig ist auch die Verbindung verwandter Gebilde zu „Gruppen" und „Reihen". Dieser Gruppen gibt es dreierlei: Die „Eigengruppe", das sind wir selbst, die „Andergruppen", d. h. die nach Analogie unseres Ichs aufgefaßten Mitmenschen, und die „Sachgruppen" oder die auf Grund unserer subjectiven Empfindungen ohne jede Sicherheit objectivirten Dinge außer uns.

Haben wir bisher die Erklärung der Erkenntnißvorgänge vernommen, so können wir nun mit der größten Leichtigkeit aus denselben alle Thätigkeiten des Begehrungsvermögens ableiten. Die „unerfüllten Urvermögen" streben nämlich ihren entsprechenden Reizen entgegen. Wird dieses Streben durch gerade angemessenen Reiz befriedigt, so haben wir die Form des Vorstellens in einem unbefriedigten Urvermögen. Dagegen haben wir die Form des Begehrens. „In jedem Gebilde findet sich soviel Vorstellen, als dasselbe Aneignung von Reizen enthält, soviel Streben, als Reize entschwunden und die Urvermögen wieder frei geworden sind." Strebe ich nun nach einem Ziele und überschaue zugleich die Mittel, welche zu diesem Ziele führen, so heißt ein solches Begehren Wollen. Sammeln sich „die Spuren von früheren Wollungen" zahlreich an, so begründen sie den Willen. Der Wille ist trotz des „strengsten Causalzusammenhanges" seiner einzelnen Acte frei, da ja „die moralische Beschaffenheit alles unseres Handelns von den jedesmaligen äußern Einwirkungen durchaus unabhängig ist, vielmehr rein durch uns selbst oder durch unsern Willen bestimmt wird, in welchem, als aus einer Gesammtheit innerer Angelegtheiten von großer Durchbildung, keine einzelne äußere Einwirkung eine nur einigermaßen bedeutende Veränderung hervorzubringen vermag."

Sie sehen, auch Beneke kennt nur Freiheit von äußerem Zwang, eine Freiheit, die auch das Thier besitzt und die keinerlei Sittlichkeit zu begründen vermag. Daher ist es leicht erklärlich, daß die Moral Beneke's eine ganz eigenartige ist. Moralisch nennt er Alles, was eine „Steigerung", unmoralisch, was eine „Herabstimmung" unserer Gefühle und Vorstellungen mit sich führt. So ist es moralisch, eine Anschauung der edlern Sinne einer Empfindung der niedern vorzuziehen, weil die „Urvermögen der höhern Sinne wesentlich kräftiger sind" und deßhalb stärkere Empfindungen entwickeln. Da nun die Art der Steigerung sehr

von der individuellen Bildung bedingt ist, so kann nicht Alles für jeden Menschen gleich moralisch sein. Denke ich mir mithin einen Straßenräuber, der ohne seine Schuld in solchen Umständen aufgewachsen ist, daß nur Raub und Mord eine Steigerung seiner Empfindungen hervorbringen kann, jede höhere Regung aber herabstimmend auf ihn wirkt, so darf die Polizei der öffentlichen Sicherheit wegen einen solchen Menschen unschädlich machen; unsittlich kann man ihn jedenfalls nach Beneke nicht nennen. Mag dieser Fall auch ein rein metaphysischer sein, so zeigt derselbe doch das Falsche des Princips, aus dem diese falsche Consequenz mit Nothwendigkeit folgt. Allgemeinen moralischen Werth hat nach Beneke das, was in Kraft der allgemeinen menschlichen Bildung auf alle Menschen steigernden Einfluß hat. Von einer Verantwortlichkeit kann dabei keine Rede sein; denn der Zustand, in dem der Mensch die Welt betritt, führt naturnothwendig zu dem zweiten, dieser zu dem dritten und so fort bis zu dem letzten, so daß alle im „strengsten Causalzusammenhang" mit dem ersten stehen, an dem das Kind doch sicherlich unschuldig ist.

So haben wir denn wieder die ganze Moral selbständig aufgebaut. Gott als höchster Gesetzgeber und letzte moralische Triebfeder ist abgeschafft. Nur als Herzensbedürfniß in den mannigfachen Wechselfällen des Lebens darf er noch existiren. Lediglich als seelische Erscheinung kann das Religiöse Gegenstand des Wissens sein, alle Objecte der Religion sind nur Gegenstand des Glaubens. Vergleichen Sie mit diesem Satze den Canon des Vaticanums: „Wer da sagt, der Eine und wahre Gott, unser Schöpfer und Herr, könne durch das, was erschaffen ist, mit dem natürlichen Lichte der menschlichen Vernunft mit Gewißheit nicht erkannt werden, der sei im Banne." Die Unversöhnlichkeit dieser Lehre mit den Behauptungen Beneke's ist klar, und es wäre leicht, auf dieselbe Weise den Widerspruch aller der kritischen Philosophie und ihren verschiedenen Richtungen eigenthümlichen Behauptungen mit den Dogmen des Glaubens darzuthun. Wer Kants, Herbarts oder Beneke's Lehre, so wie sie von denselben verstanden wurde, annimmt, hört auf, Katholik zu sein und tauscht für seinen Glauben eine unbewiesene, haltlose, vernunftwidrige Philosophie ein.

Fünfzehnter Brief. Beneke's Pädagogik.

„Es muß die Reform, welche in unseren Tagen für die Methode der Psychologie eingetreten ist, und diese aus einem übel verbundenen

Aggregate von unsicheren Beobachtungen und Meinungen in eine streng gegliederte und in allen Theilen reich und sicher begründete Wissenschaft verwandelt hat, auch für die Pädagogik von dem weitgreifendsten Einflusse sein." „Diese Reform ist eingeleitet und fortgeführt worden . . . von dem Verfasser der vorliegenden Schrift." So Beneke mit Hochgefühl in seiner Erziehungslehre. Worin beruht nun hauptsächlich dieser weitgreifende Einfluß der neuen Psychologie auf die Pädagogik? Darin, daß der Erzieher Verstand und Willen nicht mehr als angeborene Seelenkräfte betrachten darf, sondern seine ganze Methode nach dem Grundsatz einrichten muß: „Alle Cultur und alle Fortschritte der Cultur beruhen darauf, daß Jedem von der frühesten Kindheit an unzählige Combinationen (von Begriffen, Urtheilen rc.) mitgetheilt werden." Gelangt also das Kind unter Anleitung des Lehrers dazu, etwas zum ersten Mal zu verstehen, so bekommt es einen Verstand; dadurch, daß es zum zweiten Male etwas versteht, kriegt es den zweiten Verstand, und wenn es zum tausendsten Mal etwas versteht, empfängt es den tausendsten Verstand. Sind dieser Spuren dann unzählige vorhanden, so sagen wir: der Mensch hat einen ausgebildeten Verstand. Ebenso muß man dem Kinde recht viele zweckentsprechende „Wollungen" beibringen, damit diese, „in zahlreichen Spuren erhalten, Schätzungs- und Strebungsangelegenheiten (lesen Sie gütigst: Anlagen) von angemessener Anschaulichkeit und Stärke begründen" und so den Charakter bilden. Also die richtigen „Reize" herbeiführen, damit die richtigen „Spuren" zurückbleiben, das ist die Summe der pädagogischen Weisheit.

Ob der Herr Professor der Philosophie an der Berliner Universität sich je den Sinn seiner Worte klar gemacht, dürfte mindestens sehr zweifelhaft sein. Denken Sie sich doch einmal, Sie redeten zu mir, so wird die Luft, die sich zwischen Ihnen und mir befindet, in eine wellenförmige Bewegung versetzt, und diese Bewegung macht sich meinem Gehöre bemerkbar. Der von außen kommende Reiz ist mithin eine Eigenschaft, ein Accidenz der Luft. Geräth dieß Accidenz in mein Inneres, so verleugnet es nach Beneke urplötzlich seine Natur und springt in eine Substanz über, um als „Angelegtheit" in meiner Seele zu verharren. Also, eine Bewegung der Materie wird zu einem Theil meiner Seele. Ob sich wohl noch eine barockere Auffassung der psychischen Vorgänge aussinnen läßt?

Bei einer so total verfehlten Grundlage muß man sich wundern, daß Beneke's Pädagogik doch manche brauchbare Bemerkungen enthält,

und daß mehr als ein praktischer Schulmann zu ihren Anhängern zählt. So beruht z. B. die „Sprachdenklehre“ des Ihnen wohlbekannten J. R. Wurst, die gewiß in ihrer Art ganz brauchbar ist, rücksichtlich der Didaktik auf Beneke's Philosophie. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu entdecken. Daß nämlich jeder äußere Eindruck eine Spur (species) in der Seele zurückläßt, ist eine Thatsache, die von Niemanden geläugnet werden kann. Irrthümlich ist es bloß, diese Spuren als substantielle Kräfte aufzufassen. Beneke hat nun, wie das von einem Universitätsprofessor nicht anders zu erwarten ist, seine Studien über die Erziehung nicht an eigenen Zöglingen gemacht, sondern aus den verschiedensten Werken früherer Pädagogen das Beste zusammengetragen und nach seiner Methode erklärt. Was an sich richtig und treffend war, verlor natürlich durch diese Erklärung nichts an Werth, erlangte aber wohl eine gewisse Popularität und den Beifall Jener, denen für ein höheres Verständniß die nöthige Vorbildung fehlte. Inwiefern? Eines der schwierigsten Probleme in der Philosophie war von jeher die Erklärung des Wechselverhältnisses von Leib und Seele. Beneke hebt einfach jeden wesentlichen Unterschied zwischen beiden auf und zerhaut damit den gordischen Knoten, anstatt ihn zu lösen. Ehemals konnte es wunderbar erscheinen, wie die Seele im Stande sei, neue und immer neue Accidenzien in sich aufzunehmen, ohne daß diese sich gegenseitig vernichteten. Die neue Psychologie modelt die Accidenzien zu Substanzen um, und die ganze Schwierigkeit bricht von selbst zusammen. Als Beweis dienen einige Fragezeichen (Wer sagt uns, daß das Kind Verstand hat? Wer sagt uns, daß es Willen hat?) und einige kühne Behauptungen, und „unwidersprechlich“ ist es dargethan, daß Gedächtniß, Verstand und Wille etwas „Adjectivisches“ an den Vorstellungen, nicht aber die Vorstellungen Eigenschaften der Seele seien. Machen die Gelehrten bedenkliche Miene zu einem derartigen salto mortale, so hält ihnen Dreßler, Beneke's begeistertster Schüler, mit Recht, allerdings in einem etwas andern Sinne, die Worte entgegen: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Beneke theilt, wie herkömmlich, seine Pädagogik ein in Erziehungs- und Unterrichtslehre und bestimmt deren Verhältniß so: Der Unterricht gehe beinahe ausschließlich auf Vorstellungen und Fertigkeiten, während der Erziehung Gemüths- und Charakterbildung zur Aufgabe gestellt sei; der Unterricht sei umgrenzt und erschöpft durch seinen Gegenstand, für die Erziehung aber gebe es keine Vollständigkeit und Grenze; der Unter-

richt werde zu bestimmten Zeiten ertheilt, indeß die Erziehung vom ersten Augenblicke des Lebens bis zum letzten dauere; der Unterricht könne einer größeren Anzahl zugleich ertheilt werden, die Erziehung müsse das Individuum individuell behandeln; kurz, der Unterricht beziehe sich mehr „auf die Mittheilung und Aneignung von etwas Objectivem für die Kenntniß oder Geschicklichkeit“, die Erziehung auf das Subjective, „auf die Ausbildung der innern Angelegtheiten des Subjectes“, doch müßten beide beständig ineinandergreifen und der Unterricht ebenso für die Erziehung, wie die Erziehung für den Unterricht arbeiten. Alles sehr richtige Bemerkungen, die aber Beneke in keiner Weise eigenthümlich sind.

Die Erziehungslehre behandelt zunächst die „Bildung der Vorstellungskräfte“, indem sie von den frühesten Tagen der Kindheit anhebend jedesmal erst das Kind betrachtet, wie es gemäß der philosophischen Theorie bezüglich der Sinnesempfindungen, des Gedächtnisses, der Phantasie u. s. w. angelegt ist, und dann daran praktische Winke für die Cultur der Seelenkräfte anschließt. All' diese Einzelheiten hier wiederzugeben, wäre unmöglich und überflüssig, da dieselben, insofern sie richtig sind, in jeder ordentlichen Pädagogik gefunden werden. Nur das möge erwähnt sein, daß man zuweilen den theoretisirenden Professor sehr stark merkt, z. B. wenn empfohlen wird, den Kindern von vornherein wenig Spielsachen zu geben, da die bildlichen Darstellungen quantitativ schwächere „Spuren“ zurücklassen, als die dargestellten Gegenstände. Possirlich nimmt sich auch die stark hervortretende Bemühung aus, in allen Erscheinungen des Kinderlebens eine Bestätigung der neuen Psychologie zu sehen. So dürfen wir uns nach dieser gar nicht wundern, daß Kinder häufig faul sind; denn die Faulheit beruht auf einer in den jungen Jahren so natürlichen übermäßigen Ansammlung vegetativer „Angelegtheiten“, und das Recept dawider lautet: Man „gebe ihm (dem Faulen) weniger Nahrung“. Factum!

Was die Charakterbildung anbelangt, so besteht dieselbe in der „Begründung der Stärkeangelegtheiten“. Da nämlich der Wille nicht angeboren ist, sondern angebildet werden muß, so wird „für die Ausbildung der Seele im Allgemeinen Zweierlei erfordert: daß in ihr so wenig Schwächeangelegtheiten und daß in ihr so viele Stärkeangelegtheiten als möglich gegeben seien“. Zu den erstern gehören Empfindsamkeit, trübe Einbildungen, Unlust, Neid, Eifersucht &c., das Gegentheil ist ein fester, auf das sittlich Gute gerichteter Wille.

Da entsteht gleich die Frage: Nach welchem Maßstabe soll der

Zögling angeleitet werden, die Sittlichkeit zu bemessen? Die „Hypothese“ von einem angebornen Gewissen „läßt sich in keiner Art rechtfertigen“. „Die sittliche Norm muß erst gebildet werden.“ Zu dem Zwecke ist es Aufgabe des Erziehers, „1. die Entwickelung der höheren Neigungen herbeizuführen und zu begünstigen, 2. die Entwickelung der niederen Steigerungen unter der rechten Zucht zu halten.“ Der Sinn dieser Worte ist nach dem früher Gesagten klar: Die Gefühle sind das Kriterium der Moralität; darum sollen möglichst viele höhere Gefühle angelegt, aus ihnen die sittlichen Begriffe abstrahirt und zu sittlichen Urtheilen ausgebildet werden. Beneke geht die einzelnen Neigungen der Reihe nach durch und zeigt, wie sich der Erzieher ihnen gegenüber zu verhalten habe, um einen recht edlen Charakter in seinen Zöglingen zu erzielen.

Die Beneke'sche Moral ist gerade so wenig wie die Kant'sche auf die Religion aufgebaut und darum aus denselben Gründen zu verwerfen, die gegen diese geltend gemacht worden sind. Die Religion ist auch hier nur „die höchste und umfassendste Entwickelung des menschlichen Gemüthes“. Deßhalb liegt dieselbe dem Kinde noch ziemlich fern. Doch muß „die Bildung zur Religion schon in frühester Kindheit beginnen“, weil sie sonst nicht hinlänglich tiefe Wurzeln treibt. Von „klarer Einsicht“ und „eigentlichem Verstehen“ kann dabei niemals die Rede sein, sondern nur auf „lebendige Erregtheit, Innigkeit, Stärke und Haltung“ der religiösen Gefühle kommt es an. „Die Vorstellungen von Gott als einem liebenden Vater“ sind die allein zulässigen, dagegen soll man sich bemühen, „das Positive in den verschiedenen Religionsformen während der früheren Jugend dem Bewußtsein des Kindes ganz fern zu halten“. „Das Christenthum ist wesentlich eine Religion der allgemeinen Menschenliebe“, und die Gegensätze der verschiedenen Bekenntnisse beziehen sich „größtentheils auf unwesentliches Nebenwerk“. Da haben Sie den Geist jenes christianismus vagus, der zur Zeit, als Beneke seine Erziehungslehre schrieb (1835), so vielfach in Deutschland bei Katholiken und Protestanten zur Herrschaft gelangt war, heute aber glücklicherweise, Dank den Bemühungen der Kirchenfeinde, in katholischen Kreisen fast gänzlich überwunden ist.

Sie können leicht errathen, welche Stellung demgemäß der Religionsunterricht in Beneke's Unterrichtslehre einnimmt. „Da wir Gott nicht wahrhaft objectiv aufzufassen vermögen, so müssen wir den Unterricht in der Religion, tiefer gefaßt, entschieden zum Unterricht in der

inneren Welt rechnen." „Der Unterricht vermag lediglich, indem er die Heiligthümer der Sittlichkeit und Religion umkreist, deren Schätze zu beschreiben und anzurühmen."

Außer dieser Bemerkung bietet der zweite Theil der Pädagogik Beneke's für unsern Zweck wenig Interessantes, da in demselben hauptsächlich Einzelheiten der Unterrichtsgegenstände, der Methodik und der Unterrichtsanstalten besprochen werden. Bemerkenswerth ist es nur, wie Beneke sich das Verhältniß der Schule zu Staat und Kirche denkt. „Das Recht des Staates der Schule gegenüber ist von Niemand bestritten worden." „Desto mehr ist der Kirche gegenüber selbst das allgemeine Recht der Aufsicht in Zweifel gezogen worden", und der Ruf nach Emancipation der Schule von dem drückenden Joch der Kirche wird bei Protestanten immer lauter. „Aber wo besteht denn in protestantischen Ländern die Kirche, welche als solche beaufsichtigen und drücken könnte", da es ja im Protestantismus gar keine einheitlich organisirte Kirche gibt? Man kann also unter dieser Emancipation nur die Befreiung von der Aufsicht durch Theologen verstehen. Diese Beschwerde hat indeß in deutschen Ländern keinen Sinn mehr. „Selbst wo die Schulen in der Vorzeit durch die Kirchen gestiftet und diesen in Folge dessen unmittelbar untergeordnet waren, hat der Staat die Last und Sorge dafür denselben abgenommen." Sehr gütig! Auch „die geistlichen Schulaufseher sind dieß nicht als Glieder der Kirche, sondern als Staatsdiener", und nur wo und weil es sich nicht gut anders machen läßt, z. B. auf dem Lande, pflegt die Schulaufsicht vorzüglich den Geistlichen übertragen zu werden. Insoweit aber hat jenes Emancipationsverlangen seine volle Berechtigung, als die moralische Bildung durchaus selbständig aufgeführt werden soll. Bloß deßhalb, weil das Gebäude der autonomen Moral thatsächlich doch etwas wackelig ist in den Stürmen des Lebens, soll die Religion als Strebepfeiler an die schwankenden Stellen des Baues angebracht werden und dafür die Ehre erhalten, mit ihrer Ornamentik das Ganze überragen zu dürfen, ahnungsvollen Gemüthern ein Wegezeichen zu jenen Höhen, über die sich nicht denken, sondern nur fühlen und sehen läßt. Ist das nicht eine rührende Auffassung der Religion? Fast sollte man meinen, daß es nur auf Verleumdung beruhen könnte, wenn man so etwas unmoralisch und dem natürlichen und positiven Rechte zuwider nennen wollte, und doch werden wir sehen, daß dieß Urtheil in der That gefällt werden muß. Leben Sie wohl!

Sechzehnter Brief. Kritik des Beneke'schen Systems.

Wenn wir Kants System verwerfen mußten wegen seiner religionslosen Moral, so ist aus demselben Grunde Beneke's Philosophie und Pädagogik für uns unannehmbar. Betonten wir Herbart gegenüber, daß nicht Sehnen und Schmachten, sondern vernunftgemäßer Glaube und treue Pflichterfüllung das Wesen der Religion begründen, so ist damit von selbst auch Beneke's Gefühlsreligion zurückgewiesen. Positive Religion ist nach den Lehren der Kirche und der gesunden Philosophie die nothwendige Grundlage jeder erziehlichen Thätigkeit und die Erreichung des ewigen Zieles der höchste Zweck alles menschlichen Wissens und Könnens.

In engstem Zusammenhange mit diesem Principe steht die Frage nach der Stellung der Schule zu Staat und Kirche. Es bezeichnet wirklich eine bedeutende Naivetät, wenn Beneke meint, das Recht des Staates der Schule gegenüber habe noch Niemand in Abrede gestellt. Im Gegentheil hatte die ganze christliche Philosophie der Kirchenväter und Scholastiker auch nicht die blasseste Idee von einem Anspruchsrecht des Staates auf Schulverwaltung. Diese Absonderlichkeit auszusinnen blieb dem speculativen Genie der Neuzeit vorbehalten. Heutzutage freilich können selbst manche gutgesinnte Leute in Schrecken gerathen über die Behauptung, der Staat habe sich unmittelbar um die Schule gerade so wenig zu kümmern, wie um den Privatbesitz seiner Unterthanen, und doch bedarf es keineswegs so langer Erwägungen, um die Wahrheit dieses Satzes einzusehen.

Nur zwei Fälle sind denkbar, in denen das Recht des Staates auf die Schule nicht dem mindesten Zweifel unterliegen könnte. Erstlich unter der Voraussetzung, daß es gar keinen Gott gäbe, wie der Materialismus behauptet; denn dann besäße nur das Recht des Stärkeren Existenzfähigkeit, und wenn somit der Staat Wille und Macht hätte, Ansprüche auf die Schule zu erheben und durchzusetzen, wer könnte etwas dagegen haben? Alle Widersprüche würden von einer „liberalen" Kammermajorität im schlimmsten Falle mit **Kanonenargumenten** beseitigt werden.

Der andere Fall wäre die Hypothese, daß alles Existirende Gott und der ganze Makrokosmos und Mikrokosmos eine Entwicklung, ein Zusichkommen der Gottheit sei. So lautet die von Hegel ausgesonnene patentirte preußische Staatsphilosophie. Der Staat ist der „präsente

Gott". Kerker und Exil für Jeden, der sich nicht niederwirft und diesen Götzen anbetet! Die Wahrheit des Pantheismus einmal zugegeben, läßt sich allerdings die Richtigkeit dieser Consequenz nicht verkennen; der Staat ist offenbar der höchste Selbstzweck und hat deßhalb neben sich keine fremden Rechte anzuerkennen und zu respectiren. Mit den Anhängern des Culturstaates läßt sich also über die Schulfrage gerade so wenig wie über andere Einzelheiten disputiren. Von ihrem Standpunkte aus haben die Herren ganz Recht: Nichts geht über den Staat, der Staat ist das Wesen, höher als welches keines gedacht werden kann.

Sie werden nun von mir keinen Tractat über den Pantheismus und Materialismus hier verlangen. Jedes Lehrbuch der christlichen Philosophie widerlegt diese Systeme mit Gründen, die noch durch keine Erwiederung zu Schanden gemacht worden sind. Also das können wir voraussetzen: Materialismus und Pantheismus sind philosophische Mißgeburten, die für ihr Dasein keine Berechtigung vorweisen können. Unsere Frage ist zu lösen im Lichte des christlichen Theismus.

Gott hat Himmel und Erde und Alles, was darin ist, mit höchster Weisheit erschaffen. Auch Kant, Herbart und Beneke wagen das nicht zu läugnen. Weisheit ist praktisch genommen nichts Anderes, als die richtige Wahl der Mittel zum vorgesteckten Ziele. Gott kann nun seinem Begriffe nach, weil er unendlich vollkommen ist, als Endzweck all seiner Thätigkeit nur seine eigene Verherrlichung haben. Alles ist da und muß da sein um Gottes wegen — auch der Staat. Den Weg, den die höchste Weisheit den Dingen zur Erreichung ihres Zieles vorgeschrieben hat, nennt man Gesetz, ewiges Gesetz, insofern es unabhängig von den Dingen und vor den Dingen in der Wesenheit Gottes begründet ist; Naturgesetz, insofern es sich als Theilnahme an diesem ewigen Gesetze in den Naturdingen in Form der Jedem eigenthümlichen Zweckstrebigkeit wiederfindet, ähnlich, sagt Aristoteles, wie die zweckentsprechende Ordnung sowohl im Heere vorhanden ist als im Feldherrn, „und zwar mehr in dem Letzteren; denn der Feldherr ist nicht wegen der Ordnung, sondern die Ordnung wegen des Feldherrn".

Könnten wir nun Gott unmittelbar schauen, so würden wir in seiner Wesenheit die Gesetze erkennen, nach denen alle Geschöpfe zu ihrem Ziele gelenkt werden. Da uns dieß aber nicht gegeben ist und wir uns nicht direct beim Gesetzgeber Aufschluß holen können, so werden wir uns um Auskunft dorthin wenden müssen, wo die Gesetze niedergelegt und veröffentlicht sind, zur Natur der Dinge selbst. Hier ist es, wo Gott

uns seinen Willen in zwei Weisen offenbart, die jedoch nie von einander zu trennen sind, sondern stets verbunden bleiben müssen. Eine Offenbarung Gottes ist das Licht des Verstandes in subjectivem Sinne, und diese wird uns kundgemacht durch das Bewußtsein, welches wir unüberwindlich in uns tragen, daß wir im Stande sind, die Wahrheit zu erkennen, und daß dort überall sich Wahrheit finden müsse, wo nach gebührender Prüfung kein vernünftiger Grund, zu zweifeln, mehr erübrigt. Dem erkennenden Verstande entspricht in der objectiven Welt jene andere Offenbarung Gottes, die wir gewöhnlich Naturgesetze nennen, und die uns als Gegenstand der physikalischen Wissenschaften bekannt ist. So ist das große Gesetz der Massenanziehung und alle übrigen nichts Anderes, als die in die geschaffene Wirklichkeit übersetzte Finalursache der göttlichen Vernunft.

Findet sich diese Gesetzmäßigkeit bloß in den unvernünftigen Geschöpfen? Durchaus nicht; da auch das Vernunftwesen seine von Gott geschaffene Natur hat, so muß sich der göttliche Wille hier ebenso gut wie sonst überall offenbaren. Zwar sucht Heinrich Guth in seiner Broschüre „Die moderne Weltanschauung" (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Frankfurt a. M., III. Bd. Heft 7) zu zeigen, „daß das Sittengesetz kein Naturgesetz ist", weil ihm diese Behauptung materialistisch scheint. Aber wo in aller Welt findet sich denn das Sittengesetz, wenn nicht in meiner Natur, und wodurch erkenne ich das Sittengesetz, wenn nicht wiederum durch meine Natur? Es ist sehr zu bedauern, daß Leute, die es doch christlich meinen, gar kein Auge haben für die wissenschaftlichen Resultate der christlichen Vergangenheit. Hätte man einem der großen christlichen Philosophen gesagt, das Sittengesetz sei kein Naturgesetz, so würde er einen solchen Satz mit Entrüstung von sich gewiesen haben. Gerade, sagt der hl. Thomas, in der vernünftigen Creatur findet sich das Naturgesetz in eigentlichem Sinne; „denn das Gesetz ist etwas Vernünftiges (aliquid rationis). In der unvernünftigen Creatur aber findet keine Theilnahme an dem ewigen Gesetz durch die Vernunft statt, daher kann auch hier nur in analogem Sinne von Gesetz die Rede sein". Freilich leitet das moralische Gesetz den Menschen nicht mit blinder Nothwendigkeit, wie die Schwerkraft den Stein zu Boden zieht, sondern durch die Erkenntniß der Verbindung von Mittel und Zweck zur Erreichung des ewigen Zieles. Eben darum ist es ein Naturgesetz, weil es der Natur des Menschen angepaßt ist und aus ihr hervorgeht, während jeder erkenntnißlose Zwang für den Menschen natur-

widrig und darum als Naturgesetz unmöglich ist. Also das ist dem Naturgesetz entsprechend, was ich als vernunftgemäß erkenne, während alles Unvernünftige dem Naturgesetz und darum Gottes Willen zuwider ist.

Sie denken vielleicht, ich sei ja ganz von meinem Thema abgeirrt, und anstatt Ihnen das Verhältniß der Schule zu Staat und Kirche auseinanderzusetzen, hätte ich Ihnen nur die Existenz des Naturgesetzes dargethan. Indessen, sind die bisherigen Erörterungen richtig, so sind die Folgerungen bald gezogen.

Angenommen, die Zeitungen würden nächster Tage die Nachricht bringen, in Peking habe die Regierung ein Decret erlassen, welches für die jungen Chinesen die Länge der Zöpfe, die Farbe der Kleider, die Beschaffenheit und Anzahl der Mahlzeiten vorschreibe. Ganz gewiß würde alle Welt nicht vergessen, die kindische Thorheit einer derartigen Bestimmung hervorzuheben. Warum? Nun, würde man sagen, woher kommt denn auf einmal der chinesischen Regierung der Beruf zur Kindswärterin? Die Sorge für derlei Dinge hat die Natur den Eltern übertragen, und weil Gott der Herr nichts Unnützes thut, jede fremde Einmischung hier aber mindestens überflüssig wäre, so hat er keinem Andern das Recht gegeben, sich in das Erziehungsgeschäft der Eltern einzumischen. Nahrung, Kleidung, Wartung der Kinder sind nicht Staatssachen, sondern Elternpflichten. Wo die Pflicht, da das Recht; hat also der Staat keine Pflicht, so hat er auch kein Recht. Rücksichtlich der physischen Erziehung wird das allenthalben zugegeben, und die gegentheilige Behauptung würde höchstens Spott und Hohn nach sich ziehen.

Haben die Eltern durch das Naturgesetz aber bloß die Pflicht, für die körperliche Entwicklung ihrer Kinder zu sorgen, während sie deren geistige Ausbildung vernachlässigen können? Solch eine Umkehrung aller Ordnung wird wohl Niemand der Weisheit Gottes zuzutrauen wagen. Soweit die Seele höher steht als der Leib, um so viel heiliger ist die Verpflichtung zur geistigen als die zur leiblichen Heranbildung der Kinder durch die Eltern. Also auch in dieser Beziehung hat die Vorsehung hinlänglich durch die Familie gesorgt, der Staat kommt mit seinen pädagogischen Künsten viel zu spät hinterher und zeigt dadurch, daß er keine Sendung haben kann zur Erfüllung einer Aufgabe, die ihrem Begriff nach vor jeder politischen Institution schon erfüllt sein muß.

Weiter: Alles, was die Einheit der Erziehung stört, ist nicht nur überflüssig, sondern zweckwidrig. Soll aus einem Marmorblock eine

Statue werden, so dürfen nicht fünfzig Künstler nach eigenen Concepten an demselben herummeißeln. Viel nothwendiger aber als zur Herstellung eines Kunstwerkes ist die Einheit zur gedeihlichen Erziehung. Darum muß das Erziehungsrecht seiner Natur nach ein ausschließliches sein. Dieses Recht besitzt die Familie, also besitzt es kein Anderer — auch nicht der Staat. Wohl können mehrere Familien sich vereinigen und die Erziehung ihrer Kinder ganz oder theilweise einem vertrauenswürdigen Manne übertragen und damit eine Schule begründen, aber diese hat dann offenbar nur durch den Auftrag und als Stellvertreterin der Familie Erziehungsrecht, und nicht vom Staate, da Keiner geben kann, was er nicht hat.

Aber die Kirche, wird denn nicht auch sie auf diese Weise von der Schule ausgeschlossen? Im reinen Naturgesetz findet dieselbe allerdings keinen Platz, aber darauf gründet sie auch ihren Anspruch nicht, sondern auf den unmittelbaren göttlichen Auftrag, alle Menschen zu lehren bis zum Ende der Welt. Was die Natur grundgelegt, wird durch die Sendung der Kirche zu einer höheren Ordnung erhoben. Mit menschlicher Erkenntniß und menschlicher Kunst vereinigt sich übernatürliche Belehrung und himmlische Gnade zu Erreichung des unendlich erhabeneren Zieles, den Menschen zum Bürger des ewigen Reiches Christi heranzuziehen. Von Störung der Einheit ist hier keine Rede, sondern von Unterordnung der Familie und ihrer Rechte unter die kirchliche Lehrgewalt und von Vereinigung des Naturgesetzes mit positiven göttlichen Bestimmungen. Die Schule gehört der Familie und der Kirche, nicht aber dem Staate. Dieser hat nur darüber zu wachen, daß die Rechte der Kinder auf Erziehung von den Eltern nicht vernachlässigt oder geschädigt werden. Das ist seine Pflicht. Und wenn er verlangt, daß die Erzieher patriotische Gesinnung in ihrem Zögling wecken sollen, so kann man diese Forderung nicht der Anmaßung zeihen. Freilich, ancommandiren läßt sich so etwas nicht. Der Staat sorge dafür, daß die Unterthanen sich in ihren politischen Verhältnissen zufrieden und glücklich fühlen. Dann braucht ihm auch um den Patriotismus der Jugend nicht bange zu sein. Widrigenfalls werden vaterländische Gesänge und Feste u. s. w. nur berechtigten Spott hervorrufen, weiter aber nichts. Maßt sich der Staat dagegen directes Recht auf die Schule an, so ist das unter Umständen eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Er raubt den Eltern die Seelen ihrer Kinder, er raubt der Kirche den Preis des Blutes Jesu Christi, er ladet eine Last auf sich, zu der seine Kräfte

in keinem, gar keinem Verhältnisse stehen. Die Früchte solcher Staatsschulen sind dann eine Natternbrut, die später das ihr eingeflößte Gift zum Verderben des eigenen Pflegers gebrauchen wird. Die Geschichte lehrt es noch tagtäglich, daß dieß der Fluch des verbrecherischen Attentates auf die geheiligtsten Rechte der Familie und der Kirche zu sein pflegt. Aus der Staatsschule zum Liberalismus, zum Socialismus, zur Revolution; denn wer Anderer Rechte nicht achtet, wie kann der fordern, daß man seine eigenen achtet?

Fassen wir die Resultate unserer bisherigen Untersuchung kurz zusammen, so haben wir gesehen, daß Gott die Grundlage, Gott das Endziel und die von Gott gesetzte Autorität die Trägerin und Wächterin der Erziehung sein muß. Das gerade Gegentheil lehren Kant, Herbart und Beneke, und darum sind ihre Lehren für jeden Katholiken, ja für jeden philosophisch richtig denkenden Menschen verwerflich. Leben Sie wohl!

Christian Pesch S. J.

Eine Episode aus der schottischen Kirchengeschichte.

2. Die Gefangennahme.

Die Geschichte der Gefangennahme und des Processes des ehrwürdigen Dieners Gottes Johann Ogilvie, deren Erzählung wir uns nun zuwenden, verdanken wir zum größten Theile den eigenhändigen Aufzeichnungen dieses glorreichen schottischen Blutzeugen. Acht Tage vor seiner Hinrichtung sandte er aus dem Kerker von Glasgow einen ausführlichen Bericht über seine Schicksale an P. Ferdinand Alberus, der damals nach dem Tode des P. Claudius Aquaviva als Vice-General der Gesellschaft Jesu vorstand. Dieser Bericht, der noch im Laufe des Todesjahres P. Ogilvie's (1615) zu Douay im Drucke[1] erschien, muß als Hauptquelle betrachtet werden; ihm folgten denn auch P. Tanner in seinem Martyrerbuche der Gesellschaft Jesu[2], P. Juvencius in seiner

---

[1] Relatio Incarcerationis, Douay 1615; vor Kurzem in englischer Übersetzung neu herausgegeben von P. Ch. Karslake S. J.

[2] Societas Jesu usque ad sanguinis et vitae profusionem militans, p. 82 sq.

Historia Soc. Jesu [1] und P. Hazart in seiner Kirchengeschichte [2]. Allein gegenwärtig sind wir keineswegs auf das Selbstzeugniß des Martyrers und auf die ergänzenden Aussagen seiner Glaubensgenossen beschränkt. Dank der Thätigkeit gelehrter Gesellschaften und Privatpersonen in England und Schottland, sind uns nun auch die authentischen Acten des Processes zugleich mit den Berichten seiner Feinde und Richter zugänglich, und wenn auch in ihnen der Sectenhaß viel gethan hat, die schlichte Wahrheit zu färben und zu fälschen, so können wir denselben gleichwohl manchen ergänzenden Zug entnehmen [3].

P. Ogilvie (Ogilby, Ogilbäus) entstammt dem altadeligen schottischen Clan der Ogilvies von Dunmuir, einem Geschlechte, „berühmt in Waffen und in Liedern", wie es ein schottischer Schriftsteller nennt. Bereits von Wilhelm dem Löwen wird im Jahre 1163 Gilbert, der Ahnherr des Hauses Airlie, mit der Baronie Ogilvie belehnt, und einer der treuesten Anhänger des Robert Bruce war der Ritter Patrik von Ogilvie, den die alte Ballade der Schlacht von Harlaw, in welcher er fiel, zu den besten Recken zählt und seine ritterlichen Tugenden also besingt:

„Unter ihnen war der Beste
Von Angus der ehrenfeste
Hauptsheriff Lord Ogilvie —
Glaubensstark, hochherzig, bieder
Rühmten ihn die Waffenbrüder —
Treuern Ritter gab es nie!

Lassen mußt' er doch sein Leben,
Denn er wollt' sich nicht ergeben . . ."

Als dann nach den Tagen des alten Ritterthums der unselige Sturm der Reformation über Schottland hereinbrach, scheinen auch die Glieder dieser alten Familie eine Zeit lang im Glauben gewankt zu haben. Johann Ogilvie wurde im Calvinismus geboren; aber Gott wachte über ihn und führte ihn in seinem Knabenalter schon in den Schooß der wahren Kirche zurück. In der Folge scheinen die Ogilvies sämmtlich treu auf Seite der katholischen Kirche gestanden zu haben. Vielleicht verdankt unser Martyrer seine Bekehrung dem P. Wilhelm

[1] P. V. L. XIII. § IX.

[2] Dritter Theil, 2. Abth. S. 204.

[3] Vielfach benützt in den Aufsätzen des Rev. D. Conway im „Month" (Band XIII. Nr. 49—51), The Story of a Scottish Martyr, denen wir manche interessante Einzelheiten verdanken.

Ogilvie, von dem wir schon im letzten Artikel erzählten. Frühzeitig war derselbe nach dem Festlande gegangen, daselbst in die Gesellschaft Jesu eingetreten und um das Jahr 1586 als Missionär nach der Heimath zurückgekehrt, in welcher er mehr als 40 Jahre lang unter unsäglichen Mühsalen am Seelenheile arbeitete und endlich um das Jahr 1631 reich an Verdiensten als erster apostolischer Prälat starb. Im Jahre 1593 wurde er zugleich mit den Grafen Huntley, Angus, Errol und Anderen „als hausirender Papist, unnatürlicher und aufrührerischer Unterthan" namhaft gemacht [1]. Wahrscheinlich war P. Wilhelm die Veranlassung, daß unser Martyrer im zarten Knabenalter die Heimath verließ und mit Hintansetzung seines Erstgeburtsrechtes nach dem Festlande ging, unter Lehrern der Gesellschaft Jesu seine Studien machte und endlich als Mitglied dieses Ordens auch in Schottland in die Fußstapfen P. Wilhelms trat.

Leider sind die Angaben über seine Jugendzeit äußerst spärlich und beschränken sich fast ausschließlich auf die Antworten, die er bei dem Verhöre nach seiner Gefangennahme machte: „Auf die Frage, welches sein Name sei, nannte sich der Pfaff Johann Ogilvie, einen Sohn des Walter Ogilvie von Drum, und er wäre diese letzte 22 Jahre außer Landes gewesen und habe in den Collegien von Olmütz und Grätz studirt, und in Olmütz hat er sich zwei Jahre, in Gräz aber fünf Jahre aufgehalten und in Paris die Priesterweihe empfangen;" so erzählt Pitcairn in seinen „Criminalprocessen" [2]. Da er nun bei seinem glorreichen Tode etwa 34 Jahre zählte, so muß seine Geburt wohl in das Jahr 1580 fallen. Im Jahre 1592 wäre dann der Knabe nach Douay in Flandern gereist, von wo er etwa vier Jahre später zunächst nach Löwen und, da der dortige Rector Johann Crichton wegen Mangel an Geldmitteln die Zahl der Zöglinge vermindern mußte, nach Oberdeutschland und Österreich zog. Daselbst wurde er von P. Ferdinand Alberus, dem Provincial von Österreich, im Jahre 1597 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen und scheint sein Noviciat theilweise oder ganz in Regensburg gemacht zu haben, wenigstens treffen wir ihn im Jahre 1598 in dieser Stadt. Es folgte nun für den jungen Ordensmann die langjährige Studienlaufbahn, welche die Gesellschaft Jesu ihre Söhne durchmessen läßt, und welche mit dem Studium der Philosophie in Olmütz (1605—1607) und der Theo-

---

[1] Calderwood, True History ad annum 1593.

[2] Pitcairn, Criminal Trials, III. p. 353.

logie in Grätz (1607—1612) ihren Abschluß fand. Nun lohnte und krönte die heilige Priesterweihe die mühevolle Vorbereitung zum apostolischen Berufe in den Hörsälen. Dieses Glück wurde seiner oben angeführten Aussage gemäß dem jungen Schotten nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Rouen im Frühjahre 1613 in Paris zu Theil. Wie wird sich der neugewählte Priester gefreut haben, als er zum ersten Male Gott das unblutige Opfer Jesu Christi für das Heil und die Bekehrung seiner Heimath darbringen durfte! Wie wird er mit der göttlichen Opfergabe vereint das Opfer seines Lebens und seines Blutes auf den Altar gelegt haben als Sühne und Weihegeschenk für seine irrenden Brüder!

Um diese Zeit mag P. Ogilvie auch die Erlaubniß seiner Oberen erhalten haben, sich dem Missionswerke unter seinen Landsleuten weihen zu dürfen. Sie müssen eine hohe Meinung von dem jungen Priester gehegt und von der Gründlichkeit seiner Tugend wie von seiner Klugheit und Umsicht überzeugt gewesen sein, da sie ihn trotz seiner Jugend den Gefahren und Fallstricken einer so schwierigen Mission, wie der schottischen, bloßstellten. In der That bestätigte der glühende Seeleneifer und die wandellose Standhaftigkeit des Missionärs, die wir sofort bewundern werden, das Urtheil seiner Oberen.

In Begleitung seines Mitbruders P. Jakob Moffet und des Kapuziner-Missionärs Johann Campbelle schiffte er sich im Spätherbste desselben Jahres noch nach Schottland ein und erreichte, ohne von den Spähern der Puritaner erkannt zu werden, das Ziel seiner Wünsche. Sie waren freilich verkleidet und reisten unter angenommenem Namen. Die protestantischen Spione, welche sich von England aus in die englischen und schottischen Collegien des Continents einzuschleichen wußten und welche ihre Auftraggeber am Hofe zu London mit genauen Namensverzeichnissen und Personalbeschreibungen der sich auf die Mission vorbereitenden Priester versorgten, machten diese Vorsicht durchaus nothwendig. P. Ogilvie reiste wahrscheinlich als Soldat, wenigstens finden wir den Soldaten Jesu Christi bei späteren Anlässen in der Verkleidung eines weltlichen Kriegers, und führte den Namen „Watson“, das so viel als „Walters Sohn“ — sein Vater hieß ja Walter Ogilvie — bedeutet. Nach ihrer Landung trennten sich die drei Gefährten: P. Moffet wandte sich zunächst dem westlichen Tieflande zu und durchstreifte später die östlichen Grafschaften, während P. Ogilvie noch während des Winters nach dem nordischen Hochlande eilte und daselbst trotz der überaus strengen Jahres-

zeit das beschwerliche Amt des Missionärs ausübte. Leider schweigen die Quellen über seine Erfolge gänzlich. Wir wissen nur, daß ihn ein dringendes und sehr wichtiges Geschäft plötzlich veranlaßte, noch vor Beginn des Frühlings in aller Eile eine Reise nach London an den Hof des Königs anzutreten, und so finden wir ihn um Ostern 1614 bereits in England. Daß das Geschäft dringend und von größter Tragweite war, liegt auf der Hand, denn anders ließe sich eine solche Reise in damaliger Zeit nicht erklären; die Natur dieses Geschäftes aber ist nicht bekannt, wiewohl wir aus einer Andeutung P. Ogilvie's selbst auf die Vermuthung geführt werden, daß es das Wohl des Königs betraf, und wenn dem so wäre, so hätte Jakob I. auch ihm gegenüber seinen Undank, diesen schwärzesten Zug seines gemeinen Charakters, bewiesen. Unter den schottischen Edelleuten am Hofe lernte er Sir Jakob Kneilland von Monkland, einem Adelssitze in der Nähe von Glasgow, kennen, und wahrscheinlich durch diesen treuen Katholiken bestimmt, entschloß sich der Missionär, seinen Aufenthalt in Glasgow, der zweiten Stadt des schottischen Königreiches, zu nehmen. Er reiste in dem Gefolge dieses Edelmannes dahin und erreichte im August die Stadt, in welcher er die Krone des Martyriums erringen sollte.

Über die großen Fortschritte der Mission in diesem Hauptlager der Puritaner haben wir schon das letzte Mal berichtet. Natürlich mußten diese Siege des „papistischen Greuels“ die Wuth der presbyterianischen Eiferer herausfordern; es war daher immerhin ein Wagniß, diese Stadt zu betreten, um so mehr, da Johann Spottiswood, der neue „Erzbischof“, gerade damals sich darnach sehnte, den puritanischen Brüdern trotz seines den Papisten entlehnten Prälatenthums einen Beweis seiner Rechtgläubigkeit zu geben, wozu ihm nichts gelegener kommen konnte, als das Opfer eines Jesuiten.

Den Puritanern kamen nämlich die neugebackenen Bischöfe nach anglikanischem Muster fast so schrecklich vor, wie der römische Antichrist und seine Sendlinge. Gleichwohl hatte sich Jakob I. seit dem Tage, da er den englischen Thron bestieg, die Einführung der anglikanischen Hierarchie in Schottland zur Aufgabe gestellt. Seinen absolutistischen Gelüsten schmeichelte der anglikanische Episkopat, dessen oberster kirchenpolitischer Glaubenssatz in der Lehre von Hobbes gipfelte: „Recht ist, was der Wille des Fürsten für Recht erklärt“, und „der nicht müde wurde, seinen Jüngern zu wiederholen“, wie Macaulay in seiner ‚Geschichte Englands‘ schreibt, „daß in keinem denkbaren Falle, selbst nicht,

wenn England mit einem Könige wie Busiris oder Phalaris gestraft wäre, der dem Gesetze zum Trotze und ohne allen Schein des Rechtes täglich hunderte unschuldiger Opfer zu Qualen oder zum Tode verurtheilte, die Stände des Reiches seiner Tyrannei mit physischer Gewalt widerstehen dürften". In solchen Übertreibungen bewegten sich die anglikanischen Bischöfe, so lange sie Schutz und Schirm von Seiten der Krone erhielten; allein sobald Jakob I. Miene machte, die katholische Religion zur Staatsreligion zu erheben und sie für ihre fetten Pfründen zitterten, fielen diese hohlen Phrasen von unbegrenzter Unterwürfigkeit unter den Willen des Fürsten, die „einzige Norm von Recht und Unrecht", in sich selbst zusammen, während die verfolgten und beraubten „rebellischen" Katholiken zur Zeit des Commonwealth für ihren König ihr Herzblut verspritzten. „Es kam der Tag der Prüfung," fügt der eben angeführte Geschichtschreiber bei, „und gerade die Männer, welche diese übertriebene Ergebenheit am lautesten und aufrichtigsten (?) ausgesprochen hatten, stellten sich fast in jeder Grafschaft Englands dem Throne bewaffnet entgegen." [1] Das wußte freilich Jakob I. noch nicht; er glaubte, an der anglikanischen Hierarchie die treueste Stütze des Thrones zu finden, und entschloß sich, seinen puritanischen Schotten diese loyalen Vertheidiger schrankenloser königlicher Macht aufzuzwingen.

Der schottische reformirte Adel hatte dem Könige hierin vorgearbeitet. Trotz der principiellen Abneigung gegen jeglichen Schein von Hierarchie fanden sie nämlich für gut, „Bischöfe" einzusetzen, um nicht den geistlichen Raub entweder der Krone oder der reformirten Kirchenverwaltung ausliefern zu müssen. Diese Bischöfe nannten die geärgerten Presbyterianer „Tulchan", d. h. Strohkälber, „weil," wie der Chronist [2] erzählt, „dieselben gleich den Strohkälbern keinen andern Zweck hatten, als die Kuh zu bewegen, daß sie die Milch lasse". Man habe nämlich damals in Schottland eine Kalbshaut mit Stroh ausgestopft und beim Melken vor die Kuh hingestellt, damit sie die Milch, durch diesen „Tulchan" getäuscht, hergäbe. Gleichwie nun der Bauer sich dieses Strohkalbes nur bediente, um die Milch zu erhalten, stellte auch der Edelmann den von ihm präsentirten Bischof nur, um an seiner Stelle die reichen kirchlichen Zehnten und Einkünfte einzuziehen, und fand den „Tulchan" mit einem winzigen Theile der Beute ab. Die ersten dieser Strohbischöfe

[1] Macaulay, Geschichte Englands, Bd. I. S. 181.
[2] Scotichr. I. p. 315.

wurden noch zu Lebzeiten des schottischen Reformators installirt. Er selbst war bei der Wahl und Inauguration von John Douglas für den alten katholischen Primatialsitz Schottlands gegenwärtig. Sein Secretär Bannatyne berichtet uns, daß es bei dieser Gelegenheit unter den anwesenden Predigern einen ordentlichen Streit abgesetzt habe, daß aber am Ende der Besagte, „trotzdem manche gottselige Minister dagegen waren", gewählt wurde. Knox ließ sich ungeachtet seines Abscheus vor jeglicher Prälatur herbei, die Festrede zu halten, weigerte sich aber, die „Inauguration" vorzunehmen. Der Erwählte mußte dann geloben, „der Kirche zu gehorchen", „sich keinerlei Gewalt über dieselbe anzumaßen" und „sich nicht mehr Gewalt beizumessen, als ihm der Rath und die allgemeine Kirchenversammlung geben würde". „Dann legten die Superintendenten Spottiswood (der Vater des späteren Erzbischofs von Glasgow) und Lindsay ihre Hände auf den besagten Mr. John Douglas und umarmten ihn zum Zeichen seiner Zulassung zum bischöflichen Amte." [1]

Den Namen fand also Jakob I. in Schottland vor; es handelte sich darum, damit auch die kirchliche Regierungsgewalt zu verbinden. Wenn aber schon der Name in hohem Grade unpopulär war, so mußte die Usurpation der verhaßten papistischen Gewalt, wogegen man sich so feierlich verschworen hatte, um so gewagter scheinen. Gleichwohl wurde Schritt für Schritt auch dieses durchgeführt, und hierbei leistete Johann Spottiswood seinem königlichen Herrn, freilich gegen gute Bezahlung, die allerbesten Dienste.

Wir müssen uns mit der Geschichte dieses Mannes, der den P. Ogilvie auf das Schaffot lieferte, etwas näher bekannt machen; er bietet eine prächtige Charakterfigur aus dem Kreise jener Prälaten, die sich in Jakobs königlicher Gunst sonnten.

Johann Spottiswood, geboren im Jahre 1565, war der Sohn eines eifrigen Anhängers des schottischen Reformators, welcher denn auch zum Lohne für seinen Eifer in der Sache des Evangeliums zum ersten Superintendenten von Lothian [2] befördert wurde. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt der talentvolle Knabe unter den fanatischen Puritanern Andreas und Jakob Melville, und es schien, als wollte er ihren radicalen Principien getreulich folgen. 18 Jahre alt, hilft er

---

[1] Bannatyne's Memorials, p. 223—224.

[2] Book of the Universal Kirk, Peterkins Ed. p. 8.

seinem Vater als Prediger, und drei Jahre später finden wir den jungen Menschen als wohlbestallten Minister an der Spitze einer Gemeinde. Im Jahre 1586 ist er Mitglied der puritanischen Generalversammlung und protestirt mit anderen Predigern gegen das nachgiebige Verhalten der Mehrheit den Wünschen des Hofes gegenüber. Vom gleichen Jahre ist ein Protest der Synoden von Merse, Tivotdale und Tweddale erhalten [1], der sich kräftig gegen jegliche „Neuerung im Kirchenregimente", d. h. gegen die Einführung von Bischöfen und Prälaten, ausspricht. Die Unterschriebenen, heißt es in dem Documente, wären alle Eines Sinnes: „Gemäß der gepriesenen Anordnung seines Sohnes, des einzigen Hauptes der Kirche, sei die rechte Verwaltung des Hauses Gottes die seit der Reformation in Schottland durch Prediger, Älteste, Diakonen, Gemeindeversammlungen, Presbyterien, Provinzial- und Generalsynoden ausgeübte . . ." Daher würden sie „in keiner Weise ihre Einwilligung zu der tyrannischen Suprematie von Bischöfen und Erzbischöfen über die Minister und ihre Rechte geben, indem das Alles dem Worte Gottes schnurstracks zuwiderlaufe" u. s. w. Dieser geharnischte Protest trägt auch die Unterschrift von Johann Spottiswood, dem späteren Vorkämpfer der Sache des anglikanischen Prälatenthums.

Zehn Jahre später, als die puritanischen Prediger am 17. Dec. 1596, „um dem Verfalle der Kirche zu steuern", den berüchtigten Edinburgher Auflauf in Scene setzten, steht Spottiswood, zum Scheine wenigstens, noch immer auf der Seite der glühendsten Puritaner. Allein der Nachricht des schottischen Geschichtschreibers Archibald Simson zufolge hätte dem ehrgeizigen Heuchler schon damals die Sonne der Hofgunst geleuchtet und ihn so sehr verblendet, daß er die Stirne gehabt, öffentlich zu hetzen und hinter dem Rücken den Verräther und Angeber zu spielen [2]. Erst im Jahre 1600 trat er offen zur Hofpartei über. Im folgenden Jahre begleitete der geschmeidige Mann den Grafen Lenox auf seiner Gesandtschaftsreise an den Hof Heinrich' IV. von Frankreich. Bei diesem Anlasse wußte er sich in der Gunst seines Fürsten völlig zu befestigen, so zwar, daß er Jakob VI. nach London begleiten durfte, als sich der

[1] Scotichr. I. p. 364.

[2] „Hinc factum est, ut Ministri a multis regni partibus convenerant, ut Ecclesiae labescenti prospiciant; viri singulares, si unquam Scotia produxit, eruditione, zelo, prudentia reliquisque ornamentis. Hi conciliabulo regni habito Edinburgi, de Ecclesia solliciti quidquid clanculum inter se meditati per Joannem Spottiswoodum, Calderi pastorem, scriptum Regi delatum est." Scotichr. l. c.

Schottenkönig im Frühjahre 1603 aufmachte, um das Erbe Elisabeths anzutreten. Noch auf dem Wege nach London erhielt er von seinem königlichen Gönner die Ernennung zum Erzbischof von Glasgow — der letzte (katholische) Erzbischof von Glasgow, Jakob Beaton, war nämlich damals (am 25. April) hochbetagt zu Paris als Verbannter gestorben — und den ehrenden Auftrag, die Königin von Edinburgh nach London zu geleiten.

Groß war der Ärger der Puritaner über die Erhebung des Fahnenflüchtigen. Als der neue „Erzbischof" im folgenden Jahre auf der Synode von Lothian erschien, beschuldigten sie ihn in's Gesicht hinein seiner Verrätherei und wie er auf Schleichwegen darauf ausgehe, das presbyterianische Kirchenregiment zu stürzen. Spottiswood entschuldigte sich und versicherte die Brüder seiner reinen Meinung: er beabsichtige nur, die Kircheneinkünfte den Händen des Staates zu entwinden und ihre Verwendung der Generalsynode zu unterbreiten. Die eifersüchtigen Presbyterianer trauten aber den süßen Versicherungen nur halb und legten dem neuerkorenen Prälaten die Glaubensformel von 1596 zur Unterschrift vor, welche das Prälatenthum als papistischen Greuel verpönt. Auf eine Unterschrift mehr oder weniger kam es Spottiswood nicht an: er unterschrieb also und blieb vor- wie nachher des Königs rechte Hand bei der Einführung der anglikanischen Hierarchie.

Noch im October desselben Jahres beklagten sich die Prediger auf einer Synode zu Perth, man arbeite darauf hin, das Kirchenregiment in eine Oligarchie zu verwandeln, und die neulich ernannten „Bischöfe" maßten sich ohne Auftrag Seitens der Kirche Sitz und Stimme im Parlamente an. Die „Bischöfe" erwiederten mit Spottiswood, sie seien ihrer Stellung schon längst müde, aber der König wolle nun einmal mit Niemanden anders verhandeln, wie die Prediger zu ihrem Schaden erfahren dürften, wenn dieselben etwas ohne ihre Mittlerschaft unternehmen würden: was aber die Klage betreffe, als hätten sie wider die Befehle der Generalversammlung gehandelt, so würden sie die Ersten sein, die Strafe über sich verhängten, falls man so etwas beweisen könnte. Die Prediger schickten sich nun an, den Beweis zu führen; da beantragt Spottiswood, die etwas abschweifende Verhandlung lieber einer Generalsynode zu überlassen, und schlägt als immer wohlfeiles Versöhnungsmittel eine Bittschrift an den König vor um eine neue allgemeine Papistenverfolgung. „Das sind einige von den Wegen Bischof Spottis-

woods und seines Anhanges zur Erreichung ihrer Pläne," schließt der puritanische Chronist diesen Bericht[1].

Inzwischen sorgte Spottiswood dafür, daß den unliebsamen Eiferern der Mund geschlossen wurde. Auf sein Verlangen befahl der König den Commissären, strenge darauf zu sehen, daß man nicht von den Kanzeln gegen das Prälatenthum donnere: in der That wurden um diese Zeit viele Minister entfernt, sogar das Haupt der Eiferer, der seit dem Edinburgher Auflaufe berüchtigte Robert Bruce. Es kam nun zum offenen Bruche; im Jahre 1605 weigerte sich eine Anzahl Prediger auf einer Synode zu Aberdeen, die geistliche Suprematie des Königs oder seiner Räthe anzuerkennen, worauf ihnen Jakob I. den Hochverrathsproceß machen und sie zum Tode verurtheilen ließ. Der Spruch wurde zwar in Verbannung gemildert; allein die gehoffte Wirkung war erreicht. Die Eiferer wagten keinen öffentlichen Widerstand mehr und die nächste Synode zeigte sich halb unter dem Einflusse dieses heilsamen Schreckens und halb in Folge nicht zu verachtender Geldspenden den Wünschen des Hofes gefügig. „Gewiß," berichtet der Puritaner Calderwood mit feiner Satire[2], „ließen sich diese heiligen Männer nicht durch Bestechung bestimmen, aber es machte ihnen keine Gewissensbisse, ‚rückständige Summen' oder eine ‚Vergütung der Reisekosten' entgegenzunehmen."

Die „Bischöfe" wurden Moderatoren der Synoden und gewöhnten die sich sträubenden Puritaner Schritt für Schritt an das verhaßte Joch der anglikanischen Hierarchie. Der König verlieh ihnen immer größere Gewalt; im Februar 1610 verlieh er den Erzbischöfen von St. Andrews und Glasgow das Recht, mit Beiziehung von vier beliebigen weltlichen Richtern alle, „welche im Glauben irrten oder ein ärgerliches Leben führten, vor ihre Schranken zu fordern und mit Umgehung jedes ordentlichen Gerichtshofes an Leib und Leben zu strafen". Diese außerordentliche Gewalt, klagt Calderwood, sei schrecklicher gewesen, als die gefürchtete ordnungsmäßige „Tyrannei der Bischöfe". Noch fehlte den schottischen „Strohbischöfen" eine letzte Formalität, die sie den anglikanischen Prälaten völlig gleichstellen sollte — die „Weihe"; aber vor diesem götzendienerischen Acte hatten die ächten Presbyterianer gerade den größten Abscheu. Gleichwohl mußte es versucht werden, denn so wollte es der König in London. Die Sache kam auf einer Synode

[1] Scotichr. I. p. 375.
[2] Calderwood, p. 556.

zu Glasgow vor „auserlesenen und bestochenen" Männern, wie wenigstens der puritanische Chronist erzählt, zur Sprache. Spottiswood, der so oft geschworen hatte, er wolle das demokratische Regiment der Puritaner nicht antasten, sagte unter Anderem: „Die Religion darf nicht in der Art und Weise aufrecht gehalten werden, in welcher sie in unser Land gebracht wurde. Man führte sie ein durch Aufruhr und sie muß Bestand gewinnen durch Ordnung . . . man führte sie ein im Widerstreite mit der Autorität, und im Anschlusse an die Autorität muß sie Bestand gewinnen." Die Männer, die sich für den „Dienst des Königs" (the king's service) — so nannte man damals die Einführung der anglikanischen Hierarchie — versammelt hatten, verstanden den Sinn dieser Worte und sagten Ja und Amen; Spottiswood konnte gute Kunde nach London berichten. Dafür wurde er im October mit zwei anderen schottischen Prälaten an den Hof beschieden, um endlich durch den Empfang der „Weihe" das Werk des Königs zum Abschlusse zu bringen.

Der eine der „weihenden" Bischöfe, Dr. Andrews, Bischof von Ely, hatte, wie uns Spottiswood in seiner Kirchengeschichte selber berichtet, anfangs einige Scrupel: er war nämlich der etwas altfränkischen Ansicht, die schottischen Brüder müßten vor Empfang der Bischofsweihe erst die Priesterweihe empfangen. Allein der Erzbischof von Canterbury, Dr. Bancraft, beruhigte ihn mit der Behauptung, die schottischen Prediger wären wohl Priester: „denn wo keine Bischöfe seien, müßte die von Priestern ertheilte Ordination für giltig angesehen werden, sonst könnte man ja zweifeln, ob es in den meisten reformirten Kirchen auch nur eine giltige Weihe gebe" (!). Dem stimmten die anwesenden anglikanischen Bischöfe bei und der Bischof von Ely gab sich zufrieden. Die „Geweihten" kehrten alsbald nach Schottland zurück und bekleideten daselbst auch ihre Mitbischöfe mit den weitärmligen Battistchorröcken der Anglikaner.

Ein Theil des Zieles, das sich Spottiswood gesteckt hatte, war nun erreicht, aber sein Ehrgeiz spornte ihn weiter; der einflußreichere Primatialsitz von St. Andrews mußte bei der zerrütteten Gesundheit des dem Trunke ergebenen Primas Georg Gladstaine voraussichtlich bald erledigt werden, und Spottiswood verlangte darnach, an der Spitze der schottischen Hierarchie zu stehen. Noch mehr: er hatte schon mehrere Winkelzüge gemacht, um das Kanzleramt zu erhaschen, und wenn er einerseits freilich vor Allem um die Gunst des Hofes buhlte, so war ihm doch andererseits die Volksgunst keineswegs gleichgiltig. Da bot sich ihm

die erwünschte Gelegenheit, nach beiden Seiten hin einen vortheilhaften Schachzug zu thun: das Opfer eines papistischen Missionärs und gar eines Jesuiten mußte ihn ja in der Huld seines Fürsten befestigen und ihm zugleich die verlorene Popularität wieder gewinnen.

P. Ogilvie arbeitete seit nicht ganz zwei Monaten mit rastloser Thätigkeit in und um Glasgow, und sein Erfolg war unerwartet glänzend. „Er fand daselbst eine freundlichere Aufnahme, als er sich versprochen hatte," erzählt Calderwood, „und er bekehrte manche junge Leute und viele Personen aus den besseren Ständen." Die Verhöre und Proceßacten bestätigen diese Angabe, indem sie Namen wie den des Grafen von Eglinton, mehrere Glieder der Familie Maxwell (Graf Nithsdale) und Andere als seine geistlichen Kinder nennen. Da wurde seiner Wirksamkeit plötzlich durch schmachvolle Verrätherei ein Ziel gesetzt. Ein Mann aus edler Familie, mit Reichthümern gesegnet und überdieß hochbetagt, hatte die Stirne, zum Erzbischof zu gehen und zu sagen: „Was gebt Ihr mir und ich will ihn Euch ausliefern?" Der saubere Handel zwischen Spottiswood und dem Verräther ist in einem Briefe an Mr. John Murray von Lochmaben, den Kämmerer Seiner Majestät, mit dem der Erzbischof in häufigem Briefwechsel stand, zu lesen.

„In dem Schreiben an Seine Majestät erwähnten wir zweier Specialauslagen, deren wir benöthigen, um etliche Jesuiten und Meßpfaffen aufgreifen und dem königlichen Rathe überliefern zu können. Die Auslieferung von vier war uns angeboten, aber nun ist einer von ihnen todt . . . er erkrankte in dem Hause des Laird von Gicht, wurde von dort in die Wohnung eines seiner Pächter getragen und heimlich bestattet. Die Übrigen leben auf dem Lande und waren nie geschäftiger denn gerade jetzt. Der bewußte Edelmann ist bereit, ihre Verhaftung zu vollziehen, wenn er seines Lohnes sicher ist. Auf bloßes Versprechen hin will er aber durchaus nichts unternehmen." Man sieht, die Ehrenmänner, welche dieses Judasstück ausführten, trauten sich nicht besonders. Obschon der Erzbischof von Seiner Majestät bereits die Zusage erhalten hatte: „der Mann würde ganz gewiß in dem Maße, als sein Dienst einträglich wäre, belohnt werden", und obschon man ihm vorstellte, „auf jeden Kopf von vorneherein eine bestimmte Summe zu bezahlen, scheine nicht thunlich und könnte selbst zu seinem eigenen Schaden sein, indem er ja Einen fangen könnte, der seine 10,000 Pfd. Sterl. werth wäre", so ließ sich der vorsichtige Schotte durch das königliche Wort keineswegs bestimmen. Er wollte erst seine Silberlinge. „Wir,

d. h. solche von uns, mit denen er in dieser Sache unterhandelte," fährt der Brief fort, „fragten ihn nun, um was für Leute es sich denn eigentlich handle, indem es ja so arme Teufel sein könnten, daß es Seine Majestät nicht der Mühe werth hielte, sie zur Strafe zu ziehen. Er antwortete, es wären lauter so wohlhabende Herren, daß es wenige ihres Gleichen gäbe, und versprach, nach ihrer Verhaftung die Beweise zu liefern, daß sie in den Häusern von Edelleuten und reichen Bürgern Aufnahme und Gastfreundschaft fanden, die dann den gesetzlichen Strafen verfallen und die sich mit Freuden um weit höhere Summen freikaufen werden, als er verlange. Damit also eine so gute Gelegenheit, deren Nutzen wir noch nicht völlig kennen, nicht unbenützt verstreiche, und damit andererseits Seine Majestät nicht zu größeren Auslagen, als nothwendig ist, veranlaßt werde, halten wir für das Beste, daß Seine Majestät den Schatzmeister beauftragen, sich mit dem Edelmann zu benehmen und ihm für die geforderte Summe Bürgschaft zu leisten, falls er die Verhaftung zu Stande bringt und die Strafgelder seinen Angaben gemäß ausfallen. So wird die Einnahme die geforderte Summe weit übersteigen." [1]

Man sieht, der Handel war allseitig wohl überlegt, und die sittliche Entrüstung über den papistischen Greuel und Götzendienst, der vor der puritanischen Menge die Hauptrolle spielen mußte, ist hinter den Coulissen unsichtbar. Der König, der trotz seiner 36,000 Pfd. Sterl. Strafgelder, die er im Durchschnitte jährlich den englischen Katholiken erpreßte, in steter Geldnoth war, dachte vorzüglich an die willkommene Einnahme, und auch der Erzbischof wollte, so gut wie der Verräther, seinen klingenden Lohn für diesen guten Dienst einstreichen, wie aus dem Briefe erhellt, den er in der Nacht nach der Verhaftung P. Ogilvie's nach London abfertigte und den wir an seiner Stelle anführen werden. Man wurde endlich des Handels einig, indem es der Erzbischof selbst übernahm, den verlangten Judaslohn zu bezahlen — leider ist uns der Betrag unbekannt — und nun mag P. Ogilvie mit seinen eigenen Worten die Geschichte seiner Gefangennehmung erzählen, welche am 14. October, an einem Dienstage, auf offener Straße in Glasgow stattfand.

„Vor einem halben Jahre," so beginnt der Martyrer acht Tage

[1] Nr. 9. MSS. Advocates' Library, A 2. 53. Mitgetheilt im „Month", l. c. p. 97.

vor seiner Hinrichtung die Erzählung[1] seiner Leiden, „kam ich nach Glasgow, um fünf Personen von der Häresie loszusprechen. Allein nachdem ich am darauffolgenden Tage das heilige Meßopfer gefeiert, wurde ich von einem derjenigen, die ich mit der Kirche aussöhnen sollte, verrathen. Der Verräther ist ein Glied einer sehr hohen Familie und sehr reich; er war mir von Manchen als ein Katholik empfohlen, der schon lange die Gelegenheit ersehne, sich mit der Kirche auszusöhnen. Ich hatte ihm die Stunde angegeben, die mir für seinen Unterricht gelegen war. Um 4 Uhr Nachmittags spazierte ich mit dem ältesten Sohne des Bürgermeisters von Glasgow in den Straßen; auf ein Zeichen meines Verräthers stürzt ein Diener des Erzbischofs, ein Mann von guter Familie und von überlegener Stärke, auf mich los und befiehlt mir, ihm zu Seiner Lordschaft zu folgen. In der Meinung, man rufe mich unserer Verabredung gemäß zum Sheriff, einem Enkel meines Verräthers, willige ich ein und schicke mich sofort an, umzukehren. Allein der Sohn des Bürgermeisters wollte mich nicht gehen lassen und bestand darauf, ich solle vorerst in seine Wohnung kommen, was der Andere nicht gestatten wollte. Während ich so freundschaftlich ihren Streit schlichten will, sammelte sich eine Schaar Stadtmilizen und Bürger um uns her. Man entreißt mir mein Schwert und fängt an, mich von allen Seiten zu stoßen und zu reißen. Ich frage, was ich denn Böses thäte und ob sie auch recht bei Sinnen wären. Die beiden Anderen, sagte ich, hätten einen Zwist, der mich nichts angehe. Was braucht es vieler Worte: mit vereinter Kraft werde ich von der sich ansammelnden Menge festgenommen und beinahe auf ihren Schultern nach dem Hause des Bürgermeisters getragen. Sie entreißen mir meinen Mantel; ich erklärte ihnen, ich würde keinen Schritt vorwärts thun ohne meinen Mantel: darauf wollte mir Einer aus der Menge den seinigen geben, aber ich verlangte den eigenen und erhielt ihn endlich zurück. Ich protestirte gegen die Rohheit der aufgeregten Menge und sagte, alle Welt solle es dereinst wissen, wie unmenschlich sie mit mir umgegangen wären, da ich ihnen doch nichts zu Leide gethan, ohne alle Form des Rechtes und ohne allen Grund einer Verhaftung.

„Während dieser Vorgänge meldet man dem Bischofe, der in einem anderen Stadttheile wohnte, seine Boten wären erschlagen, ein allgemeines

[1] Die Relatio Incarcerationis liegt uns nur in der vor Kurzem erschienenen englischen Übersetzung des P. Ch. Karslake vor.

Gemetzel ereigne sich und die Stadt sei in Waffen. Auf diese Kunde versammelte er schleunig die Herren und Barone, die gerade in der Stadt waren, und eilte mit ihnen in geschlossener Schaar zur Stelle. Daselbst fand er Alles ruhig und fragte, wo ich sei. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Man sagte ihm, ich wäre in dem Hause des am selben Tage erwählten Bürgermeisters. Dahin also stürmte er mit seinem ganzen Gefolge und ruft mich heraus, ich saß nämlich zwischen Tisch und Wand. Ich gehorche und er empfängt mich mit einem Backenstreiche und mit den Worten: ‚Ihr seid ein überaus frecher Bursche, daß Ihr es wagt, in einer reformirten Stadt Messe zu lesen.‘ Ich antworte: ‚Ihr handelt nicht wie ein Bischof, sondern wie ein Henkersknecht, da Ihr mich schlaget.‘ Da fiel von allen Seiten, als ob das Zeichen gegeben wäre, ein Hagel von Schlägen auf mich, mein Bart wird mir ausgerauft und mein Antlitz von ihren Nägeln gefurcht, bis endlich Graf Fleming durch sein Ansehen und die Kraft seines Armes der Wuth meiner Peiniger Schranken setzt. Während nun meine Sinne allmählich aus ihrer Bewußtlosigkeit, der Folge so vieler wuchtigen Schläge auf mein Haupt, erwachten, ergeht der Befehl, mich zu entkleiden. Sofort vollziehen Einige diese Weisung; sie machten die Schleifen und Knöpfe meiner Kleider los, aber da sie auf dem Punkte stehen, mich selbst meines Hemdes zu berauben, bringt mich mein Schamgefühl zur Besinnung und ich schreie: was denn dieser zotenhafte Bubenstreich bezwecke?

„Sie finden mein Brevier und nehmen es mir weg, wie auch ein ‚Compendium religiöser Controversfragen‘; auch mein Gold, das ich in einem Beutel, und mein Silber, das ich in einem anderen Beutel hatte, belegen sie mit Beschlag, ebenso ein silbernes Reliquiarium, Staub von Bezoarsteinen und einen Ring, und ein Siegel, mit dem ich meine Briefe zu siegeln pflegte. Am darauffolgenden Tage nehmen sie auch mein Roß, das ich im Gasthause stehen hatte, und alle meine andere Habe: auch die heiligen Gefäße und Paramente entdecken sie, zudem einen Brief des P. Patrick (Anderson) mit dem Verzeichnisse unseres Eigenthums in Schottland und einem Namenskatalog des P. Murdoch. Das Versteck wurde von einem gewissen Franzosen verrathen. Alles lag wohlgeborgen, wären die Leute nur ehrlich gewesen und hätten sie reinen Mund gehalten.“

Für Spottiswood und seine Genossen war das Namensverzeichniß von katholischen Familien und das Inventarium von hier und dort

hinterlegten Kirchengeräthen offenbar von der größten Bedeutung; gab es ihnen doch die erwünschte Handhabe, eine Reihe von Familien in Strafprocesse zu verwickeln und denselben große Summen von Strafgeldern oder Compromißgeldern zu erpressen. Der officielle Bericht [1] über das Ergebniß der Durchsuchung stimmt mit der Erzählung P. Ogilvie's Punkt für Punkt überein: nur erwähnt er noch einiger Briefe, „die man zur Zeit noch nicht veröffentlichen dürfe, einer Vollmacht, Personen, die im Besitze von Kirchengut waren, Dispense zu ertheilen," und nennt unter den Reliquien „eine Haarlocke des Ignatius, des Stifters des Jesuitenordens, die, wie ich glaube, sein köstlichstes Juwel war." „Wie kamen seine Feinde zu diesem Schlusse?" frägt ein schottischer Schriftsteller. „Bat er etwa flehentlich, sie behalten zu dürfen, oder schaute sein Auge wie das Auge eines Kindes bei der Zerstörung des letzten Angedenkens eines verstorbenen Vaters, als er sie in den Händen seiner Feinde sah?"

Nach der ersten grausamen Mißhandlung und der rohen Durchsuchung schleppte man den Gefangenen nach dem Stadtgefängniß, dem berüchtigten „Tolbooth", und bevor sie dem Halbbesinnungslosen Ruhe gönnen, machen der Erzbischof und sein Gefolge den Versuch, dem Jesuiten gleichsam im Sturme die gewünschten Geständnisse, namentlich die Namen seiner Gastfreunde, zu entwinden. Allein P. Ogilvie ließ sich nicht überrumpeln: von der ersten Stunde seiner Gefangennehmung an bis auf das Schaffot verließ ihn auch keinen Augenblick die ruhige Fassung und der freudige Muth, der aus allen seinen Reden und Antworten hervorleuchtet. Nachdem er nun einmal die Marterkrone so nahe sieht, ist er beinahe eifersüchtig auf ihren Besitz, und mit jenem herausfordernden Hunger nach dem Martyrium, das uns oft in den Acten der ersten Martyrer begegnet, spottet er wie ein hl. Laurentius der Grausamkeit seiner Feinde.

„Sie drohten mir mit den qualvollsten Martern," so fährt P. Ogilvie in seiner Erzählung fort; „ich lache ihrer Drohungen, ihrer zornglühenden Mienen und ihrer Worte. Da wollen sie mich mit den ‚Stöcken' [2] einschüchtern; ich bitte sie, ihr Versprechen doch zu erfüllen; sie antworten aber, sie wären zu gütig, solches zu thun. ‚Aber Lüge

---

[1] „True Relation" bei Pitcairn, III.

[2] „Stocks", nach P. Patrick Andersons Erklärung: „eine grausame Qual, ähnlich der Folter. Die Beine des Dulders werden so furchtbar eingepreßt, daß manchmal Blut und Mark herausspritzt".

ist nicht Güte!' lautete meine Antwort. ,Weßhalb versprecht ihr, was ihr nicht geben wollt?' Der Gefängnißwärter bemerkt, ich sei ein sonderbarer Kunde, gewöhnlich thäten die Gefangenen die Behörden nicht drängen, sie zu strafen, sondern sie bäten um das Gegentheil. ,Mit Recht thun sie das,' antworte ich, ,wenn sie sich des Grundes ihrer Einkerkerung schämen oder ihr Unglück beweinen, oder wenn sie zaghaft Überführung und Strafe fürchten; ich aber rühme mich meiner Sache und frohlocke in diesen meinen Leiden!' ,Gebet wohl Acht,' sagte er, ,was Ihr thut und zu wem Ihr redet.' ,Das habe ich Alles wohlbedacht; gebt Ihr nur Acht, daß Ihr Euer Gefängniß wohl abschließt, und legt Euch nun schlafen bis morgen.'"

So scherzte P. Ogilvie mit seinem Wärter am Abende seiner Einkerkerung. Dann brachte er wohl Gott auf seinen Knieen das Opfer seines Lebens dar und suchte auf dem harten Strohbunde einige Stunden der Ruhe, sofern der Schmerz seiner Wunden ihm dieses gestattete. Inzwischen ist Spottiswood geschäftig, den guten Fang seinem königlichen Gönner zu melden. Schon am folgenden Morgen, sobald die verborgene Habe des Jesuiten in die Hände des Gerichtes gefallen war, und man seine „Mitschuldigen" vorläufig verhört hatte, ritt ein Eilbote mit einem officiellen Berichte des Gerichtsschreibers und Briefen des Erzbischofs nach London. Aus dem Schreiben an Seine Majestät wollen wir wenigstens einige Stellen mittheilen:

„Heiligster und gnadenreichster Herrscher! Es hat Gott gefallen, einen Jesuiten, der sich selber Ogilvie nennt, in meine Hand zu liefern. Er kam in diese Stadt und las einige Messen, bei denen, wie wir beweisen können, acht unserer Bürger gegenwärtig waren. Er war gerade beschäftigt, einige Andere zu verführen, die sich mit ihm schon viel zu weit eingelassen hatten; doch einige davon unterfingen sich, meinen Knechten bei seiner Gefangennahme Widerstand zu leisten. Er selber will nichts eingestehen, das zur Entdeckung seiner Umtriebe hier zu Lande führen könnte, und sie scheinen von großem Belang zu sein. Glücklicher Weise war Mylord Kilsyth bei seinem Verhöre und dem Verhöre seiner Mitschuldigen zugegen und leistete uns gute Dienste, indem er die Letzteren zum Geständnisse brachte. Eine Abschrift habe ich dem Secretär übergeben, der sie mit diesem Pakete fortschicken wird, wie ich hoffe. In seiner Reisetasche fanden sich Meßgewänder und anderes Meßzeug, einige Bücher, Reliquien des hl. Ignatius, der hl. Margaretha, der heiligen Katharina und anderer Heiligen, auch einige Handschriften, worunter

das Hauptsächlichste ein von P. Anderson, einem Jesuiten, der gegenwärtig außer Landes zu sein scheint, hinterlassenes Inventarium bildet. Daraus kann Euer Majestät den Vorrath von Büchern und Gewändern ersehen, den sie sich hinterlegt haben, und einige ihrer Freunde kennen lernen, bei denen diese Gegenstände verwahrt werden. Ich mag Euer Majestät nicht mit Einzelheiten über seine Verhaftung und über die Namen seiner Genossen bemühen, indem ich ausführlich darüber an Euer Majestät Diener John Murray schrieb: nur möchte ich Euer Majestät unterthänigst um geneigte Weisung bitten bezüglich der Strafe der Schuldigen, des Proceßverfahrens gegen den Jesuiten und der Entdeckung der in dem Inventar enthaltenen Gegenstände. Natürlich ist in diesem Falle exemplarische Strafe nöthig, und den Gesetzen zufolge ist Leben, Land und Vermögen der Schuldigen in Eurer Majestät Händen . . ."

Es folgen nun verschiedene Vorschläge, von wem der Proceß am besten geführt würde, wobei der Erzbischof sich selber als Richter vorschlägt. Doch ist Spottiswood nicht für Anwendung der Todesstrafe.

„Ist ihre Schuld erwiesen und sind sie mithin der Gnade Euer Majestät überlassen, so würden sie je nach Rang und Vermögen an Geld gestraft werden; nur Robert Haiggate, welcher die Übrigen verführte, würde aus Euer Majestät Königreich, so lange es Euer Majestät gefiele, verbannt werden.

„Die Strafgelder würden Euer Majestät huldreich mit mir zu theilen befehlen, sowohl weil sämmtliche Bürger dieser Stadt sind, und weil kraft der von Euer Majestät erhabenen Vorgängern diesem Sitze gewährten Privilegien eingezogene Güter und Strafgefälle aller Übelthäter dem Bischofe zufallen, als auch damit ich die Mittel erhalte, den Angeber und alle Anderen, die uns in diesem Handel behilflich waren, und denen ich mich ganz besonders verpflichtete, zu belohnen. Ihr Proceß würde in Glasgow stattfinden und die durch Euer Majestät Brief zu ernennenden Commissäre würden, sobald es thunlich, hier zusammentreten.

„Was den Jesuiten angeht, so mag Euer Majestät gnädigst seine Überführung nach Edinburgh verordnen, wo er von eigens von Euer Majestät beauftragten Mitgliedern des Rathes zu verhören wäre; dazu könnten am besten der Secretär, der Schatzmeister, Mylord Kilsyth, Mylord Staatsprocurator und ich selbst bezeichnet werden, indem ich die handschriftlichen Beweise (writtis) in Händen habe. Sie müßten die Weisung erhalten, bei dem Verhöre das strengste Geheimniß zu bewahren,

und wenn er nicht antworten, noch reinen Wein einschenken will, so sollen sie ihn die ,spanischen Stiefel' und die Folter verkosten lassen."

Noch gibt der Erzbischof seinen Rath, wie man am besten in den Besitz der in dem Verzeichniß des P. Anderson angegebenen heiligen Gefäße u. s. w. kommen solle, und schließt dann den charakteristischen Brief, aus dem Eigendünkel, Habsucht und Kriecherei in jeder Zeile durchschimmern, mit den Worten:

„Sire, diesen Plan lege ich demüthig vor Euer Majestät, damit Hochdieselben ihn nach Ihrem Wohlgefallen verbessern. Die Kenntniß, die ich von unserer hiesigen Lage habe, und die Erwägung alles dessen, was zur Eindämmung dieses großen Übels und zur Befestigung des Gott und Euer Majestät gebührenden Gehorsams führen mag, gibt mir die Kühnheit, meine Meinung in dieser Weise darzulegen. Ich flehe den allmächtigen Gott an, daß er Euer Majestät erhalte und die Ränke der Bösen zu Schanden mache und den Segen auf Euer Majestät Pfaden, Gottes und Euern Feinden zum Trotze, verdopple!"

Der letzte Satz deutet die geheime Hoffnung des Erzbischofs an. Sollte es nicht möglich sein, mit Hilfe der spanischen Stiefel etwas von den „blutigen" Plänen der „königsmörderischen" Jesuiten zu enthüllen? P. Garnet und die berüchtigte Pulververschwörung, die man ja auch durch die Qualen der Folter zu einer That des Jesuitenordens stempeln wollte, waren noch in frischem Andenken. Wenn es aber Spottiswood glücken sollte, so etwas „festzustellen", so könnte er der Erfüllung der kühnsten Träume seines Ehrgeizes triumphirend entgegensehen.

P. Ogilvie hatte Grund, die Gnadenhilfe Gottes in heißen Gebeten zu erflehen — denn ein schwerer Kampf stand ihm bevor.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Die Eiszeit.

(Fortsetzung.)

Die zu Ende unseres letzten Aufsatzes aufgeworfene Frage nach der Einheit und Gleichzeitigkeit der verschiedenen eiszeitlichen Erscheinungen kann ohne ein genaueres Eingehen auf die Ursachen der

Eiszeit nicht beantwortet werden. Viele und abweichende Erklärungen sind hier bereits versucht worden, die wir füglich in zwei Gruppen zusammenfassen können, je nachdem sie zu kosmischen oder zu rein tellurischen Ursachen ihre Zuflucht nehmen.

Die kosmischen Ursachen, welche die so auffallenden Erscheinungen der Eiszeit veranlaßt haben sollten, bestanden nach den Einen in an der Sonne erfolgten Veränderungen, nach den Andern in einer veränderten Stellung der Erde zur Sonne, wieder nach Anderen endlich in einer Temperatur-Ungleichheit der von der Erde durchlaufenen Himmelsräume.

Eine allmähliche Abnahme der Sonnenwärme würde allerdings, ebenso gut wie eine von anderer Seite in Vorschlag gebrachte Abnahme der inneren Erdwärme, eine empfindliche Erkaltung und weitreichende Vergletscherung unseres Planeten, also eine Eiszeit, erklären, ließe aber das nachträgliche Wiedereintreten eines wärmeren Klimas unerklärt. Oder soll sich etwa die Sonne oder der feuerflüssige Erdkern nachmals wieder erwärmt haben? — Wie? wodurch? warum? — Da ist man dann auf den Einfall gekommen, die geringe Erwärmungskraft der eiszeitlichen Sonne auf Rechnung zahlreicherer Sonnenflecken zu setzen. Andere glaubten annehmen zu dürfen, in den Welträumen, die unser Sonnensystem durchlaufe, herrsche eine sehr ungleiche Wärmevertheilung; der Eintritt desselben in eine kältere Weltregion veranlasse eine Eiszeit, der Austritt aus derselben leite zu milderem Klima über. Das Alles sind Hypothesen, die auch nicht einen Schatten von Thatsächlichkeit für sich haben.

Eine Verrückung der Erdachse, durch welche der Nordpol etwa nach Skandinavien oder in die Alpen verlegt würde, dürfte freilich die eiszeitliche Vergletscherung Europa's befriedigen und erklären: schade nur, daß uns das Studium der miocenen Pflanzen- und Thierwelt belehrt, daß damals bereits, also vor der Eiszeit, die Lage der klimatischen Zonen und somit der Erdpole die gleiche war wie jetzt.

Die Veränderung des Winkels der Ekliptik (Erdbahn) zum Äquator, welche langsam und stetig vor sich geht, bedingt gewisse klimatische Abweichungen. Man hat berechnet, daß in Folge derselben im Jahre 1248 n. Chr. auf der nördlichen Halbkugel die Sommertaglänge am größten, die Wintertaglänge am kürzesten war; seither ist jene in Abnahme, diese in Zunahme begriffen, bis um 6,498, so Gott will, die Sommer- und Wintertaggleiche, um 11,784 aber die größte Wintertaglänge und Sommertagkürze eintrifft Von da tritt der Wechsel

seinen Rückgang an, bis nach Ablauf eines Cyclus von 21,072 Jahren das Verhältniß von 1248 wieder hergestellt ist. Rechnen wir von letzterem Datum rückwärts, so finden wir als Zeitpunkt der letztvergangenen größten Wintertaglänge und Sommertagkürze das Jahr 9288 v. Chr. — das wäre unsere Eiszeit. — Gegen diese Erklärung sprechen indessen mehrfache und gewichtige Gründe. Denn nicht nur wäre die auf diesem Wege erzielte Verschärfung des Klimas eine unbedeutende, zu den eiszeitlichen Erscheinungen in keiner Proportion stehende, sondern da überdieß auf der südlichen Hemisphäre das Verhältniß jederzeit ein demjenigen der nördlichen Halbkugel geradezu entgegengesetztes ist, so würde sich die Gesammtmasse der von der Sonne an die Erde abgegebenen Wärme gleich bleiben und noch dazu ein Ausgleich zwischen den beiden Hemisphären statthaben. Zudem mußte, weil eben das Verhältniß auf beiden Hemisphären ein entgegengesetztes ist, die südliche Halbkugel um eben die Zeit sich eines bedeutend wärmeren Klimas erfreuen, während auf der nördlichen die Eiszeit herrschte, und umgekehrt im Jahre 1248 n. Chr. sich in voller Eiszeit befinden, eine Consequenz, welche sich weder geologisch noch historisch erhärten läßt. Schließlich bedingt jene Erklärung einen in Zeiträumen von je 21,072 Jahren sich stets erneuernden Wechsel von Wärme- und Gletscherperioden auf der einen, Gletscher- und Wärmeperioden auf der andern Erdhälfte, welcher sich in den älteren geologischen Formationen ganz und gar nicht nachweisen läßt.

Der vorigen verwandt ist folgende, der wechselnden Excentricität der Erdbahn entnommene Erklärung. Die Ellipse, welche die Erde um die Sonne beschreibt, bleibt sich nicht gleich, sondern nähert sich bald der Kreisform, bald entfernt sie sich von derselben; den Unterschied zwischen der jeweiligen größeren und zwischen der kleineren Achse dieser Ellipse — letztere Achse zugleich als Kreisdurchmesser gedacht — nennt man die Excentricität der Erdbahn. Dieselbe beträgt gegenwärtig bloß die Kleinigkeit von etwa 800 Erdradien, sie betrug deren vor 2000 Jahren ganze 3000. Denken wir uns nun die Erde im Stadium ihrer größten Bahn-Excentricität, so zwar, daß zugleich Winter und Sommer der beiden Hemisphären mit der größten Sonnenferne und Sonnennähe zusammenfallen. Offenbar müßte diejenige Hemisphäre, auf der es zur Zeit der größten Sonnenferne Sommer wäre, einen sehr gemäßigten Sommer, die andere dagegen gleichzeitig einen sehr strengen Winter haben, und umgekehrt müßte erstere Hemisphäre um die Zeit der größten Sonnennähe einen durch die Nähe des Tagesgestirnes gemilderten

Winter, die andere einen sehr drückenden Sommer haben; mit einem Worte: auf erstere entfiele eine milde, gleichmäßige, auf diese eine rauhe, excessive Jahrestemperatur. Auf dieser würde dann in Folge der gewaltigen Eisbildung des Winters, mit der die sommerliche Abschmelzung nicht Schritt zu halten vermöchte, eine Eiszeit eintreten, während jene sich eines milden, gemäßigten Klimas zu erfreuen hätte. — Wir wollen davon absehen, daß diese Erklärung, nach dem eigenen Geständnisse ihrer Vertheidiger, für sich allein unzureichend ist, indem sie zu der Vergletscherung der Eiszeit in keinem Verhältniß steht und obendrein zwischen den beiden Hemisphären ein Wärmeausgleich eintreten müßte. Aber auch sie setzt ja voraus, sowohl daß Eiszeiten abwechselnd auf beiden Hemisphären statthaben, als auch daß sie auf einer jeden derselben periodisch wiederkehren — zwei durchaus unbegründete Annahmen. Überdieß führt uns diese Hypothese, nicht bloß wie die an letzter Stelle erörterte, bis auf das harmlose Jahr 9288 v. Chr. als Datum der Eiszeit zurück — nein! Die jüngste Vergletscherung der nördlichen Hemisphäre, diejenige, welche der Mensch miterlebt haben soll, hätte nach diesem Calcül vor bloß ungefähr 80,000 Jahren stattgefunden; davor kam vor 850,000 Jahren die Eiszeit der Miocene und vor 2,500,000 Jahren diejenige der Eocene u. s. f.; für die nächste Zukunft dagegen stünde Derartiges nicht zu befürchten, da während der kommenden 20 Jahrtausende die Erdbahn-Excentricität fort und fort abnimmt.

Man gestatte uns, im Vorbeigehen auf einen argen Verstoß gegen die Logik aufmerksam zu machen, den man sich nicht selten hier zu Schulden kommen läßt. In Kraft astronomischer Ursachen, sagt man, mußte vor 80,000 Jahren eine bedeutende Vergletscherung der nördlichen Erdhälfte eintreten; die Archäologie belehrt uns aber, daß der Mensch bereits Zeuge der jüngsten, pliocenen Eiszeit gewesen ist; also hat das Menschengeschlecht ein Alter von 80,000 Jahren und darüber. — Humbug! Geben wir sogar als astronomisch feststehend zu, was nicht bewiesen ist und wahrscheinlich nie wird bewiesen werden, daß nämlich vor 80,000, vor 850,000, vor 2,500,000 Jahren in Folge der Erdbahn-Excentricität und etwaiger anderer Ursachen eine Vergletscherung der nördlichen Halbkugel eintreten mußte — dann bleibt der Schluß auf ein überhohes Alter unseres Geschlechtes dennoch verfehlt. Denn lassen sich, wie wir alsbald zu zeigen gedenken, noch andere Ursachen ermitteln, welche zu einer weniger fernen Epoche eine Ausdehnung der Gletscher

bewirken konnten oder gar mußten, dann sind wir gezwungen, mit Beiseitesetzung jener unbändigen Calcüle, unsere pliocene Eiszeit in näherer Vergangenheit zu suchen. Die Frage nach der Richtigkeit oder Unrichtigkeit jener Berechnungen berührt uns im Grunde durchaus nicht; dieselben kommen für uns allein wegen der Größe der veranschlagten Ziffern ganz und gar außer Betracht. Eine auf 80 Jahrtausende und darüber zurückreichende Existenz unseres Geschlechtes bleibt, was auch immer darwinisirende Naturforscher, die übrigens in dieser Frage nicht einmal stimmberechtigt sind, einwenden mögen, vor dem Forum der Geschichte — ein Märchen. Die Geschichte aber, das hätte man bei allen Errungenschaften der Naturwissenschaft nie außer Augen lassen sollen, die Geschichte hat auch ihre Rechte, sie ist vor Allem Herrin im eigenen Hause und braucht sich hier vor keiner naturwissenschaftlichen Hypothese zu beugen.

Wir glauben, um zur Frage nach den Ursachen der Eiszeit zurückzukehren, daß man durchaus an dem Grundsatze Dr. F. Pfaffs[1] festhalten muß, nur dann dürfe man zu kosmischen Ursachen seine Zuflucht nehmen, wenn es sich zeigen sollte, daß die tellurischen nicht ausreichen. Darum wenden wir uns nunmehr diesen letzteren zu.

Wie entstehen Gletscher?

Im Winter, Frühling und Herbst sammeln sich auf den Alpengipfeln beträchtliche Schneemassen und werden von den Winden in die an die Hochgipfel grenzenden Vertiefungen zusammengeweht. Aber nicht unbeweglich verharrt hier der Schnee in den Mulden, sondern langsam gleitet er thalwärts, und je weiter er niedersteigt, desto mehr unterliegt er, zumal in der wärmeren Jahreszeit, der Einwirkung der Sonne, die dessen Oberfläche schmilzt. Das Schmelzwasser durchsickert die tieferen Lagen des Schnees und dieser verwandelt sich unter dem Einflusse der Nachtfröste, welche in solchen Höhen auch im Sommer nicht ausbleiben, in eine körnige Masse, den Firn, der sodann in Folge wiederholten Gefrierens in das eigentliche Gletschereis übergeht. Die Gletscher steigen weit unter die Schneelinie, in der Schweiz bis 1500 m tiefer herab, ja, geböte ihnen die Sonnenwärme nicht Halt, so müßten sie ohne Ende an Länge und Mächtigkeit zunehmen; so aber schmilzt das untere Ende

---

[1] Schöpfungsgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes, 2. Aufl. Frankfurt 1877, S. 649.

rasch ab, und der Gletscher wäre zu steter Abnahme verurtheilt, würde nicht das unausgesetzte Vorrücken der Abnahme das Gleichgewicht halten. Dieses Gleichgewicht ist indessen ein schwankendes, je nach Beschaffenheit der Witterung während des Sommers. Ist dieser heiß und trocken, so obsiegt die schmelzende Kraft der Sonne und der Gletscher geht zurück; ist er kalt und regnerisch, so erweist sie sich ohnmächtig, der Gletscher rückt vor. Indem wir also von den Höhenverhältnissen absehen, welche allerdings neben der Beschaffenheit des Klimas für die Gletscherbildung entscheidend sind, bei Erklärung der eiszeitlichen Erscheinungen jedoch nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend in Betracht gezogen werden dürfen, können wir folgendes Gesetz der Zu- und Abnahme der Gletscher formuliren:

Eine feuchte, gleichmäßige Witterung (ein oceanisches Klima) begünstigt die Gletscherbildung; trockene Luft mit heißen Sommern und kalten Wintern (ein continentales Klima) wirkt hemmend und zerstörend auf dieselbe ein.

So erfreut sich z. B. die südliche Hälfte unseres Planeten einer viel gleichmäßigeren, feuchteren Temperatur, als die nördliche, eben darum aber auch einer verhältnißmäßig bedeutenderen Vergletscherung. Das Eis der antarktischen Gewässer hat viel bedeutendere Dimensionen und treibt viel weiter in niedrigere Breiten hinab, als dasjenige der arktischen Regionen. Die Südpolargegenden erweisen sich bei weitem unzugänglicher, als das nördliche Polarland. Während in den vom warmen Golfstrom und Föhn so sehr beeinflußten Alpen die Schneegrenze bis zu 2700 m herabreicht, steigt sie auf der südlichen Hemisphäre in Patagonien und Neuseeland, unter gleicher geographischer Breite, bis 1700, ja bis 1400 m herab und strecken sich stellenweise die Gletscher nahezu bis an's Meer vor. — Ein weiteres auffallendes Beispiel bietet der Himalaya. Hier tritt auf den von trockenen Continentalwinden bestrichenen nördlichen Abhängen, Gebirgszügen und Hochebenen die Grenze des ewigen Schnees bis 4800 m zurück, senkt sich dagegen auf dem der Sonne zugewandten und dem feuchten Südost-Monsun ausgesetzten Südabhange bis 3600 m herab. Hört hier der Ackerbau bei höchstens 3300, im Südosten sogar bei 1200 m auf, und gelangt das Obst bei 2100 m schon nicht mehr zur Reife, so gedeihen in Tibet Pfirsiche und Aprikosen bis zu einer Höhe von 2400—3300 m, und reicht die Culturgrenze der Rübe sogar bis 4500 m empor. — Die Alpengletscher schreiten am meisten in den Jahren mit regnerischen Sommern

voran, während sie in Jahren, wo auf einen strengen Winter ein heißer Sommer folgt, sichtlich zurückgehen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nicht auch gesteigerte Kälte die Gletscherbildung fördere — Belege davon sind all die arktischen Gletscherinseln — sondern nur soviel, daß ein feuchtes und gemäßigtes Klima bei leichter Kälte für dieselbe genüge. Ja während bei strengster Kälte in den höchsten Bergregionen eine Gletscherbildung wegen Mangels an Feuchtigkeit nicht erfolgt, setzt sich eine solche, wie wir gesehen, unter gemäßigten Breiten bis nahe an das Meer herab fort. — Die gegenwärtige mittlere Jahrestemperatur von Genf beträgt 9,16° C., die Gletscher von Chamounix reichen bis 1150 m herunter. Angenommen, die mittlere Jahrestemperatur sänke auf 5°, dann müßten die Gletscher um etwa 400 m, also bis in die schweizer Hochebene, herabsteigen, ja noch weiter, indem bei wachsender Ausdehnung ihres Speisungsrevieres auch ihre Mächtigkeit zunehmen und somit der zehrenden Kraft der Sonnenwärme wirksamer widerstehen müßte. Eine mittlere Temperatur von 5° ist aber eben diejenige, deren sich Stockholm, Christiania und New-York erfreuen.

Wir gehen nun einen Schritt weiter und stellen die Frage: **Welche Bedingungen bewirken ein oceanisches und welche ein continentales Klima?**

Auf Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit des Klimas übt einen entscheidenden Einfluß die **Art der Vertheilung von Land und Meer.** Des gemäßigtsten Klimas erfreut sich das Meer, weil die auf dessen Oberfläche sich fortwährend entwickelnden Dünste nur langsam die empfangene Wärme von sich geben, und durch des Meeres Vermittlung auch Inseln und Küstenlandschaften [1]: man nennt ein solches Klima darum auch ein **oceanisches**, ein **See-** oder **Inselklima**. Das excessivste Klima herrscht dagegen in dem vom Meere abliegenden Binnenlande und führt darum auch den Namen **continentales, binnenländisches Klima.** Bei ersterem ist sowohl die mittlere Sommerwärme als die mittlere Winterkälte, somit auch der Temperaturabstand relativ gering, bei letzterem relativ beträchtlich. Ersteres zeichnet sich durch vorherrschende Feuchtigkeit, letzteres durch Trockenheit aus.

Nun belehrt uns aber ein Blick auf den Globus, daß die jetzige Vertheilung von Land und Meer auf den beiden Erdhalbkugeln eine

---

[1] Doch können auch Küsten und Inseln in Folge von Winden und kalten Meeresströmungen ein continentales Klima haben.

höchst ungleichmäßige ist; auf der nördlichen Erdhälfte ist das Festland, auf der südlichen der Ocean vorherrschend. Aber auch welche klimatischen Abstände! Die mittlere Temperatur von Rom schwankt zwischen 6,5° im Winter und 24° im Sommer, diejenige von Hobarttown (Tasmanien) zwischen 4,5° und 13,8°; die Sommerwärme bleibt also an letzterem Orte um ganze 10,2° hinter derjenigen Roms zurück, während die Winterkälte nur um 2° strenger ist: jedenfalls ein weit milderes, gleichmäßigeres Klima. Und doch liegt Hobarttown um einen Breitegrad weiter vom Äquator ab als Rom! — Feuerland, unter entsprechender Breite wie Irland gelegen, hat eine mittlere Temperatur von 0,4° im Winter und 8,2° im Sommer.

Manchmal offenbart sich der oceanische Charakter des Klimas durch das augenfälligere Hervortreten von Kälteerscheinungen: so auf Südgeorgien und dem benachbarten Sandwichland, wo unter einer Breite von 54—60°, also entsprechend der zwischen Lübeck und Christiania einbegriffenen Zone, der Schnee im Sommer kaum von der Ebene wegschmilzt; — anderwärts durch Erscheinungen, welche an wärmere Klimen erinnern, als durch das Vorkommen der Farrenbäume, welche geringe Wärme benöthigen, strenge Kälte aber nicht vertragen können und darum auf der südlichen Erdhälfte bis zum 53° reichen, während sie auf der nördlichen den Wendekreis des Krebses nicht überschreiten. Am auffallendsten vielleicht paaren sich beide Arten Erscheinungen auf Neuseeland, wo der Alfred- und der Franz-Joseph-Gletscher bis zu 214 und 215, der Victoriagletscher sogar bis 195 m niedersteigen, in unmittelbarer Berührung mit Wäldern von subtropischen Formen (Metrosideros, immergrünen Coniferen, Farrenbäumen), ein Zusammentreffen, in welchem auch Dr. C. E. Meinicke[1] eine Erinnerung an Vorkommnisse der Eiszeit erblickt.

Und nun wenden wir uns nochmals den Erscheinungen der Gletscherperiode zu und nehmen einen Augenblick deren — vorderhand noch unerwiesene — Einheit und Gleichzeitigkeit als gegeben an, so stellt sich uns die Vertheilung von Land und Meer damals als eine viel gleichmäßigere dar. Europa hatte einen weit mehr insel- und halbinselartigen Bau. Anstatt mit Asien auf der ganzen Breite des sarmatischen Tieflandes verwachsen zu sein, hing es mit diesem Erdtheile nur durch einen schmalen Steg an der Stelle des heutigen Bosporus zusammen. Skandinavien

[1] Die Inseln des stillen Oceans, Leipzig 1875, I. S. 296, 378.

war eine Insel, die niederrheinisch-baltische Ebene ein Meeresboden, das vereinigte schwarze und kaspische Meer stand einerseits mit dem Polarmeere, das einen großen Theil des sibirischen Tieflandes bedeckte, andererseits mit dem Han-hai in Verbindung, jenem Binnenmeere, welches die Stelle der Wüste Gobi und des Tarimbeckens einnahm. Der persische Meerbusen reichte über den größten Theil Mesopotamiens herein und die Adria über das ganze Pothal, und fand sich auch ein Theil des gegenwärtig durch das Mittelmeer ausgefüllten Flächenraumes über den Meeresspiegel erhoben, so war dafür die Sahara, jetzt die Brutstätte des sengenden Südwindes, ein Meer. War dergestalt das Festland auf der nördlichen Erdhälfte mehrfach eingeschränkt, so trat dasselbe, wie es scheint, um den Äquator massenhafter auf als jetzt; wir erinnern bloß an dasjenige, was wir über die im Sundabecken, in der Südsee und im indischen Ocean muthmaßlich vor sich gegangenen Veränderungen gesagt haben. Ob etwa auch die den Südpol in weitem Kreise umlagernden Meere ihre versunkenen Geheimnisse haben? In Nordamerika wiederum war die Ausdehnung der Seen eine bedeutendere und vielleicht endlich bildete eine Atlantis die continentale oder insulare Brücke zwischen der alten und der neuen Welt.

Welchen Einfluß mußte nun aber eine so veränderte Vertheilung von Land und Meer auf das Klima, zunächst Europa's, üben? Mit Ausnahme Westeuropa's, welches, Dank dem wohlthätigen Einflusse des atlantischen Oceans, des Golfstroms und des Südwestpassatwindes, ein mehr oceanisches Klima besitzt, ist das Klima unseres Erdtheiles ein mehr oder weniger continentales. Die Nähe Afrika's mit seiner glühenden Sahara versorgt Süd- und auch Mitteleuropa mit heißen, trockenen Südwinden; Ost- und Nordostwind erreichen letzteres erst, nachdem sie über die ausgedehnte, breite, theilweise wasserarme und steppenartige sarmatische Ebene dahingestrichen, sie sind folglich trocken und kalt. Wie ganz anders mußte dem sein im pliocenen Europa? — Wohl übte schon damals der atlantische Ocean seinen mildernden Einfluß auf unser Klima; aber auch die aus dem äquatorialen Afrika herüberwehenden Südwinde wurden bei ihrem Fluge über das Saharameer gekühlt und mit Feuchtigkeit geschwängert; ebenso erging es dem jetzt so kalten und trockenen Nordostpassatwinde, der Mitteleuropa nur über das damalige sarmatisch-baltische Meer erreichen konnte; ebenso den von Asien kommenden Ostwinden. So war Europa ein sehr feuchtes, gleichmäßiges und darum auch mildes Klima gesichert. Allein schon der Umstand,

daß ein Meer die Stelle der Sahara vertrat, läßt das Vorhandensein von Gletschern am Libanon und Atlas minder unglaublich erscheinen. Die nämlichen Ursachen, welche die Wärme des europäischen Klimas herabdrückten, mußten übrigens die übermäßigen Gluthen des tropischen Klimas abkühlen und, falls dazumal die Gesammtmenge der von der Erde empfangenen Wärme, wie mehrfach angenommen wird, im großen Ganzen die gleiche war wie jetzt, so mußte, unter Voraussetzung gemilderter Wärme für die ganze zwischen den beiden Polarkreisen gelegene Zone, ein größeres Wärmequantum auf die Polarzonen entfallen, so daß sie minder unzugänglich, minder unwirthlich sein mochten als heutzutage.

Die bisherigen Ergebnisse unserer Untersuchung fügen sich zu folgenden Schlüssen zusammen:

Ein zwar mäßig kaltes, dabei aber gleichmäßiges, feuchtes, mit andern Worten ein oceanisches Klima begünstigt in hohem Grade die Zunahme der Gletscher;

ein oceanisches Klima ist bedingt durch eine mehr gleichmäßige Vertheilung von Land und Meer.

Nun aber stellen uns die Erscheinungen der Eiszeit, ihre Einheit und Gleichzeitigkeit vorausgesetzt, einen Zustand unserer Erde dar, wo Land und Meer viel gleichmäßiger vertheilt waren als jetzt, die Bedingungen also einer weit umfassenderen Gletscherbildung als gegenwärtig gegeben waren;

folglich sind wir berechtigt, jene Einheit und Gleichzeitigkeit mindestens als wahrscheinlich zu behaupten;

folglich brauchen wir zur Erklärung der Eiszeit keine anderen, unverbürgten kosmischen Ursachen zu Hilfe zu nehmen, uns genügen, unter Voraussetzung ihrer Einheit und Gleichzeitigkeit, die für jene Epoche an der Erde selbst constatirten Verhältnisse.

Mit der eben vorgetragenen Erklärung kommt die von mehreren der früher erwähnten geforderte, übrigens durchaus unerweisbare, periodische Wiederkehr von Eiszeiten in Wegfall, sowie der alternirende Wechsel von Wärme- und Gletscherperioden auf beiden Hemisphären. Dagegen scheint diese Erklärung eine Ausdehnung der pliocenen Eiszeit über beide Hemisphären zu fordern, wofür es ja übrigens auch nicht an Anzeichen fehlt. Eine Gletscherbildung, die bei sonst mäßiger Höhe der Gebirge so tief an den Äquator herabreicht, wie diejenige im Atlas und namentlich die von L. Agassiz in der Sierra de Aratanha in Brasilien constatirte, verräth, so scheint es, auch für die südliche Hemisphäre eiszeitliche Ver-

hältnisse, da ein mehr continentaler Charakter dieser Hemisphäre die Gletscherbildung auf der anderen beeinträchtigen mußte.

So hätten wir denn gezeigt, wie die Annahme der Einheit und Gleichzeitigkeit der eiszeitlichen Erscheinungen die Annahme eines milden, gleichmäßigen Klimas nach sich zieht und durch dieses, ohne Zuhilfenahme irgendwelcher unerwiesener und unerweisbarer kosmischer Ursachen, eine befriedigende Erklärung des Auftretens und des Umfanges der Gletscher anbahnt. Es läßt sich aber auch auf directem Wege die Thatsächlichkeit eines solchen Klimas für die Pliocene, und durch sie die Gleichzeitigkeit der verschiedenen Erscheinungen der Eiszeit feststellen.

Man liest mitunter in Büchern von einer „Eiscalotte", welche zur Eiszeit die ganze nördliche Erdhälfte bedeckt haben soll; die Vegetation erstarrte, die Thierwelt erstarb, der Mensch wanderte aus. Es geht der Eiszeit wie dem Schornsteinfeger, den die Kinder nun einmal für einen bösen Mann halten. Verhängnißvoll für die berührte Schauervorstellung ist nur der Umstand, daß nachweislich neben und unter den Gletschern der Eiszeit die ganze lichte Pliocene blühte und glühte, lebte und webte; da zerfasert sich allerdings die vorgebliche „Calotte" unserer Mutter Erde zu einem lockeren, durchsichtigen Haarnetz.

Gleichwie die Entstehung und Ausbreitung von Gletschern nicht gerade an ein strenges Klima gebunden ist, so bekundet auch ein selbst massenhaftes Auftreten von Gletschern nicht nothwendig ein grimmiges Klima. Die Gletscher steigen, wie erwähnt, oft tief unter die Schneelinie herab, in der Schweiz bis 1500 m. Hier gedeihen in deren unmittelbarer Nähe Getreide, Roggen, Gerste, Kartoffeln, Kohl, Rüben u. s. w.; das saftigste Grün kleidet die Matten, auf denen die Heerden, der Stolz der Bergbewohner, grasen; Nadel- und Laubhölzer treten in üppiger Fülle auf und Blumen prangen in den lieblichsten Farben. Es sind mitunter ganz paradiesische Triften, die sich an den Saum der Gletscher anschmiegen.

Wie war das Klima der Eiszeit beschaffen?

Es ist uns zu dessen Beurtheilung ein zweifacher untrüglicher Maßstab zu Handen, die Flora und die Fauna jener Epoche. Die Fauna der Pliocene tritt als ein Räthsel vor uns hin; zeigt sie uns doch Arten als neben einander lebend, welche sich heutzutage auf die tropische und auf die arktische Zone vertheilen, neben Elephanten, Flußpferden und Löwen die Bären, die Ren- und Elenthiere. Das Räthsel fordert eine Erklärung heraus, die denn auch in verschiedener Weise versucht worden ist.

So vertieft sich K. Lyell[1] in die Wanderfähigkeit des Flußpferdes; dieses Thier, meint er, komme nicht nur im Süß- sondern auch im Salzwasser fort, es scheue weite Wanderungen nicht, um drohender Gefahr zu entgehen; „der Geologe könne also keck annehmen, daß einst die Flußpferde zur Sommerszeit heerdenweise die Mündungen nordafrikanischer Ströme, z. B. des Nil, verließen und nordwärts der Mittelmeerküste entlang schwammen. Gelegentlich mochten sie eine Weile Halt machen, um zu grasen, und nachher ihre Nordfahrt wieder aufnehmen. Andere mochten die kurze Sommerfrist (?) benutzen, um die Flußmündungen Westspaniens und Südwestfrankreichs zu verlassen, Somme, Themse, Severn hinaufzuschwimmen und dann bei Zeiten, noch ehe Schnee und Eis hereinbrachen, sich wieder nach dem Süden zu retiriren." Auch Le Hon[2] scheint an diesen allsommerlichen Hippopotamus-Badereisen festzuhalten. Sollten die gutmüthigen Dickhäuter wirklich fähig gewesen sein, den Paläontologen einen solchen Possen zu spielen?

Hamy[3] und nach ihm F. Lenormant[4] suchen den Grund jener sonderbaren Zusammenwürfelung in den von den jetzigen abweichenden Höhenverhältnissen, denen zufolge damals in den Niederungen die Thiere der tropischen, höher hinauf diejenigen der gemäßigten, im Bereiche der Gletscher, endlich diejenigen der arktischen Zone gediehen. Allein abgesehen davon, daß die Thatsachen auf ein näheres Zusammenleben der verschiedenen Arten hinweisen, müßte denn doch auch, wie dieß unter analogen Verhältnissen im äquatorialen Amerika und auf den Südseeinseln der Fall ist, die gleiche Stufenfolge in der Vertheilung der Pflanzen hervortreten: es müßten in aufsteigender Linie eine tropische, eine mittlere und eine arktische Flora sich ablösen. Dem ist nicht so. Trug auch die Flora in der unmittelbaren Nachbarschaft der Gletscher einen alpinen Charakter, so zeigt sie doch, soweit man sie in den Niederungen verfolgen konnte, stets nur ein unserer jetzigen europäischen durchaus entsprechendes Gepräge. Der versunkene Wald von Crommer an der Küste von Norfolk weist nur solche Pflanzen auf, welche heute noch unter gleicher oder etwas höherer Breite vorkommen, und dazu Überreste von drei Elephantenarten, vom Nashorn und vom Flußpferd.

---

[1] The geological evidences of the antiquity of man, 4. ed. London 1873, p. 207 sqq.

[2] L'homme fossile en Europe, p. 38.

[3] Précis de paléontologie humaine, p. 139.

[4] Die Anfänge der Cultur, Jena 1875, Bd. I. S. 18 f.

Die Flora der schweizer Schieferkohle stimmt mit derjenigen von Crommer und der heutigen Schweiz überein: dabei lieferte die Schichte Knochen vom Elephanten und Nashorn; die ganz entsprechende Schichte von Perrier in der Auvergne noch dazu Knochen vom Flußpferd und einer Tapirart.

Wir müssen uns nach einem anderen Erklärungsgrunde jener auffälligen Thiergruppirung umsehen, und dürften denselben aus der Erwägung zunächst der natürlichen Verbreitungssphäre der einzelnen Arten, dann aber aus der Beschaffenheit des pliocenen Klimas gewinnen.

Gar zu leicht geben wir uns der Anschauung hin, die Natur der Thiere vermöge nur das, was sie eben heute leistet, und die historisch beglaubigte Verbreitung der Arten sei auch die weitestmögliche — und doch legen uns eine Reihe Thatsachen eine Correctur dieser Anschauung nahe. Ein Eingehen auf Einzelnheiten, mag es auch den Gang der Erörterung momentan aufhalten, ist hier geboten.

Das Renthier steigt jetzt noch in Rußland bis zum 58° (Gouvernement Nowgorod und Twer), in Asien bis zum 46° (Insel Sachalin), in Amerika bis zum 45° N. B. herab, während die Paläontologie sein vorzeitliches Herabsteigen in Westeuropa bis zum 43° (Pyrenäen) constatirt. Die Differenz zwischen Einst und Jetzt wäre also nicht einmal so gar groß. Man führt an, Versuche, dieses Thier in den Alpen einzuführen, seien in neuerer Zeit kläglich mißglückt. Nun ja! eine unvermittelte Verpflanzung weniger Individuen in eine entlegene Gegend, mit Übergehung der Zwischenstationen, wird jederzeit nur zweifelhafte Aussichten haben. Dagegen fehlt es nicht an historischen Anhaltspunkten, welche uns eine ungeahnte Ausbreitung des Renthieres in Mitteleuropa für eine nicht allzuentlegene Vergangenheit verbürgen. Theophrast kennt es im dritten Jahrhundert v. Chr. bei den Budinen, zwischen Don und Wolga. Cäsar beschreibt es als einen Bewohner des Teutoburger Waldes. Noch um das Jahr 1159 sollen es die Jarls von Orkney in Nordschottland gejagt haben, was allein schon dessen frühere Anwesenheit in Frankreich bedingt, da es nicht wohl anderswoher nach Großbritannien einwandern konnte. Bis zu Pallas' Zeit herab endlich (Ende des vorigen Jahrhunderts) war es auf den bewaldeten Höhen des Ural und bis gegen den Kaukasus hin anzutreffen. Sein Zurückweichen ist zum Mindesten ebenso sehr auf Rechnung voranschreitender Cultur als klimatischer Veränderungen zu setzen.

Das **Elen** ist gegenwärtig in Europa nach Ostpreußen, Rußland, Skandinavien, in Amerika ebenfalls entsprechend weit nach Norden zurückgedrängt, hat aber Spuren seiner vormaligen Anwesenheit in der Lombardei, in Frankreich und Großbritannien hinterlassen und ist sogar bis zum Nordabhang des Kaukasus, in Amerika bis Virginien vorgedrungen. Sein Zurückgehen läßt sich an der Hand geschichtlicher Angaben beinahe schrittweise verfolgen. In Helvetien wird es um die Zeit des zweiten punischen Krieges erwähnt, von Cäsar als eines der merkwürdigeren Thiere des Teutoburger Waldes aufgeführt; noch scheint es im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Frankreich gelebt zu haben, es befindet sich unter der Jagdbeute Siegfrieds, wird im achten Jahrhundert aus Schwaben und im zehnten aus Flandern als Jagdwild erwähnt. Aber schon im sechzehnten Jahrhundert wird nur mehr Ungarn, Slavonien und Preußen als Heimath dieses Thieres genannt, doch scheint es damals auch in Polen noch häufig gewesen und in Schlesien sporadisch vorgekommen zu sein. In Böhmen lebten Elenthiere noch im vierzehnten Jahrhundert. In Westpreußen soll es erst zu Anfang unseres Jahrhunderts verschwunden sein, und in Polen ist es im Laufe desselben fast ganz vertilgt worden; das letzte Elen in Galizien ward 1760 geschossen.

Der **Riesenhirsch**, welcher eine Höhe von über 3 m erreichte, während der Abstand der Geweihenden nahezu 4 m betrug, dürfte, nach den Fundstätten und der Frische der Gebeine zu schließen, in Irland erst in nachchristlicher Zeit ausgestorben sein. Ob wir ihn nicht in den gewaltigen Hirschen mehrerer mittelalterlicher Legenden zu erkennen haben? Einige halten ihn für den „Schelch“ des Nibelungenliedes, wo es von Siegfried heißt:

> „Darnach schlug er schiere einen Wisent und einen Elch,
> Starker Ure viere und einen grimmen Schelch.“

Hier ist die Identificirung bloße Vermuthung. Werthvoll dagegen für uns ist die Aufführung des **Wisent** (Bison, Auerochsen) und des **Ur** mit dem Elch (Elen) als Zeitgenossen Siegfrieds. Auch anderweitig wird das Vorkommen von Wisent und Ur bis tief in's Mittelalter und darüber bestätigt. So läßt sich die Fährte des Ures in Frankreich mindestens bis in's 5., im Harz bis in's 7., in Preußen bis in's 13., in Böhmen bis in's 14., in Polen sogar bis in's 16. Jahrhundert verfolgen und sollen seine Nachkommen noch jetzt im Park von

Chillingham leben. Der Auerochse aber findet sich jetzt noch im Kaukasus und wird in Lithauen in einem Parke gehegt.

Und warum sollte nicht auch, da wir nun einmal des Nibelungenliedes Erwähnung gethan, der ungefüge „Leu“, den Siegfried erschlug, ein Löwe gewesen sein? Die Verbreitung dieses Thieres war im Alterthum nachweislich eine viel größere, als heutzutage: sie erstreckte sich nicht nur über ganz Vorderasien, sondern sogar bis nach Europa. Ungemein lehrreich ist hier die Stelle bei Herodot (VII. 125 f.), die den Löwen als in den gebirgigeren Theilen der Balkanhalbinsel heimisch und Thessalien gar als „voll von Löwen“ bezeichnet. Diese Nachricht des großen Geschichtschreibers, welche übrigens ein nördlicheres Vorkommen des Löwen nicht ausschließt, wird bestätigt durch Aristoteles und Plinius, wogegen erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Dio Chrysostomus das Verschwinden des Löwen aus Europa bezeugt. Zu diesen Angaben alter Autoren bringt nun Lubbock die Nachricht in Beziehung, es habe bereits im Jahre 1672 Dr. J. Hains einen aus den Karpathen stammenden Knochen von Felis spelaea abgebildet, und weist auf die geringe Entfernung dieses Fundortes von dem nach Herodots Zeugniß an Löwen so reichen Landstriche hin. Wie die Löwen, welche gegenwärtig verschiedene Verbreitungsgebiete inne haben und in der äußern Erscheinung mehr oder weniger von einander abweichen, dennoch nur als Spielarten einer nämlichen Species angesehen werden, so dürfte nach dem Urtheile competenter Autoritäten auch der pliocene Löwe, der Höhlenlöwe, nur eine solche Spielart sein. Knochen von ihm wurden gefunden in Frankreich, Belgien, England, Italien und manchen Theilen Deutschlands, nicht aber in Schottland, Irland, Dänemark, Skandinavien und Norddeutschland.

Die Höhlenhyäne gilt als identisch mit der gefleckten, südafrikanischen Species. Kann man über das Wie einer Verbreitung nach so entfernten Landstrichen auch streiten, so fällt hier jedenfalls der klimatische Unterschied nicht allzu schwer in die Wagschale.

Den Höhlenbären betrachten mehrere gewichtige Autoritäten als eine bloße Varietät des braunen Bären, der in Mitteleuropa bald seinem erbarmungslosen Vertilger, dem Menschen, erlegen sein wird.

Das Mammuth sowie dessen unzertrennlicher Begleiter, das zweihörnige Nashorn, waren nach Ausweis der in Sibirien aufgefundenen Reste mit einer dichten Wolle bekleidet und konnten somit gar wohl selbst ein kälteres Klima vertragen. Überreste des Mammuth

sind häufig in Nordamerika bis herab nach Texas, vom äußersten Norden Sibiriens bis zum äußersten Westen Europa's, selten in Dänemark und Irland. Es überstieg die Alpen und wurde sogar bis zur Breite von Rom heimisch; dagegen ist es bisher weder auf der pyrenäischen Halbinsel noch in Skandinavien gefunden worden, in letzterem Lande wohl darum nicht, weil dasselbe eben damals eine Insel und deßhalb für das schwerfällige Thier unerreichbar war. Mag einerseits die Erwartung Einiger, wie d'Orbigny's, das Mammuth dürfte noch einmal in irgend einem unerforschten Winkel Nordasiens lebend angetroffen werden, aussichtslos sein, so ist hinwiederum die Annahme Anderer, es sei dasselbe in Nordasien bereits seit unvordenklichen Zeiten ausgestorben, vollkommen grundlos. Wann es aus Europa verschwand, können wir vorläufig bei völligem Abgang historischer Anhaltspunkte nicht bestimmen; doch steht fest, daß es hier gleichzeitig mit dem Menschen lebte.

Ein Gleiches läßt sich von anderen ausgestorbenen Arten des Elephanten und Nashornes nicht erweisen, sowie auch die Frage noch unentschieden bleibt, ob diese Thiere gleich dem Mammuth behaart, oder wie ihre noch lebenden Anverwandten unbehaart waren. Besondere Erwähnung verdienen zwei Arten, welche vormals, vielleicht als Zeitgenossen des Menschen, jedenfalls nur kurz vor seinem Erscheinen, in Europa heimisch waren — der afrikanische Elephant und das Flußpferd. Lartet hat durch sorgfältige Prüfung der in Frankreich gefundenen Reste festgestellt, daß beide Thiere von Afrika her in Europa eindrangen. Namentlich war das Flußpferd in Italien häufig, und sogar in England stieß man an sechs Stellen auf Überreste desselben. Während einige Paläontologen sich dasselbe, ähnlich dem Mammuth, behaart vorstellen, neigen andere der vielleicht richtigeren Annahme zu, es sei durchaus von der Art des noch lebenden Nilpferdes gewesen. Das Vorkommen dieser beiden Thiere unter so nördlichen Breiten ist auf den ersten Blick äußerst auffallend; indessen fehlt es nicht an historischen Angaben, denen zufolge ihre Verbreitung ehedem viel weiter nordwärts reichte, als heutzutage. „Das Nilpferd," schreibt F. Chabas [1], „welches gegenwärtig nicht mehr über den 19. Breitegrad herabsteigt, wurde von den alten Ägyptern in den Sümpfen Unterägyptens gejagt, und lebte noch um die Zeit Abd-el-Latifs im Nilarme von Damiette," also ganze 13 Breitegrade weiter nordwärts. Noch ebensoviele Breite-

[1] Études sur l'antiquité historique, p. 568 sq.

grade mehr würden uns bis Oberitalien führen, bis in das Herz des pliocenen europäischen Verbreitungsgebietes jenes Thieres. In Mauritanien kannte noch Plinius Flußpferde, Krokodile und Elephanten. Letztere Thiere wurden in der griechisch-macedonischen Zeit in ganz Vorderasien und in Epirus zu Kriegszwecken gehalten und rückten über Pyrenäen und Alpen in Italien ein. Aus noch viel früherer Zeit stammt folgende geschichtliche Angabe, welche uns Amonemheb, ein Kriegshauptmann des Pharao Thothmes III. (nach Lepsius 1591—1565), vermittelt hat: „Ein zweites Mal war ich Zeuge einer anderen Großthat, die der Beherrscher beider Welten bei Ninive vollbrachte. Er bezwang auf der Jagd 120 Elephanten um ihrer Stoßzähne willen. Ich war es, der den gewaltigsten unter ihnen bezwang, indem ich unter den Augen S. M. ihn angriff; ich war es, der ihm den Vorderfuß (die Fußsehne) durchschnitt: lebendig war er.“ [1] Der Schreiber dieses Textes hat jedes Mißverständniß dadurch ausgeschlossen, daß er den Schriftzeichen das wohlgelungene Bild des Elephanten beifügte.

Also Heerden von Elephanten am Tigris anderthalb Jahrtausend vor Christus! Da klingt es allerdings schon weniger unglaublich, daß Elephanten, Nashörner und Flußpferde um die Zeit, wo Afrika und Europa noch unmittelbar zusammenhingen, auch bis in letzteren Erdtheil vordrangen. Warum sollte nicht die Verbreitungsfähigkeit jener Thiere eine größere sein, als deren durch äußere Umstände augenblicklich eingeschränkte Ausbreitung vermuthen läßt? Nicht weil die großen Pachydermen nördlich vom 37. Breitegrad absolut nicht mehr bestehen können, deßhalb sind sie gegenwärtig in Europa nicht zu finden, sondern in erster Linie, weil Meere und Wüsten ihnen den Weg dahin verlegt haben, und jene mächtigen, sumpfreichen Ströme fehlen, in denen allein sie sich des Lebens freuen mögen und auf deren pliocene Existenz wir in unserem nächsten Aufsatze zurückzukommen gedenken.

Aber welches ist die letzte Ursache, die das Verbreitungsgebiet der genannten Thiere für die jüngste geologische Epoche so bedeutend eingeschränkt hat? Nicht die Trennung Europa's von Afrika allein, denn ungeachtet derselben hätten ja die bereits in Europa heimisch gewordenen Thiere fortbestehen und sich fortpflanzen können. Nicht der Mensch allein, denn steht auch die Ausrottung einzelner Arten durch den Menschen historisch fest, so ist sie doch hinsichtlich anderer pure Voraussetzung

---

[1] Ebendas. S. 574.

und stünde eine so tiefgehende Veränderung der Fauna durch den Menschen, noch dazu mit Hilfe so unvollkommener Waffen, ohne Analogie in den Erinnerungen der Völker da. In dem Klima der Pliocene haben wir die letzte Ursache zu suchen, warum dazumal Flußpferde und Elephanten neben Ren- und Elenthieren in Europa bestehen konnten, und in den folgenden klimatischen Veränderungen die weitere Ursache, warum vormals Vereintes nunmehr unerbittlich geschieden ist. Hier liegt der Schlüssel des pliocenen Räthsels.

Wir dürfen uns aber jenes Klima nicht etwa als ein tropisches vorstellen, gleich demjenigen, unter welchem heute noch die erstgenannten Thiere angetroffen werden; es unterliegt keinem Zweifel, daß einem solchen Klima Ren und Elen erlegen wären; auch nicht als ein polares, denn da bliebe für Löwen, Elephanten, Flußpferde kein Platz. Beide Annahmen sind zudem unvereinbar mit der Natur der pliocenen Flora. Gewissenhafte Specialstudien führten Herrn G. de Saporta zu der Erkenntniß, welcher er in der Revue des deux Mondes[1] und neuerdings auf dem archäologischen Congresse zu Stockholm[2] beredten Ausdruck lieh, daß die europäische Flora der Eiszeit oder Pliocene, jene Flora, zwischen deren Resten sich die Knochen von Elephanten und Nashörnern eingebettet finden, der unserigen im großen Ganzen durchaus entspricht. Und so haben sich denn gewichtige Autoritäten dahin ausgesprochen, daß nicht so sehr unser jetziges Klima an und für sich, als vielmehr die Excesse dieses Klimas Thiere wie Elephant und Ren gegenwärtig von Mitteleuropa ferne halten. Das Ren und andere, nun ausschließlich dem kälteren Norden angehörige Thiergeschlechter könnten unsere Winterkälte sehr wohl ertragen, müßten jedoch unserer Sommerhitze erliegen, während umgekehrt Elephant und Nashorn bei dieser gedeihen würden, bei jener verkümmern müßten. War hingegen in einer früheren Zeit das Klima dem unserigen zwar so ziemlich gleich, jedoch gleichmäßiger; war der Abstand zwischen größter Jahreswärme und größter Jahreskälte geringer, dann mochten sich jene Geschlechter alle in Europa heimisch finden, und die heutzutage durch breite Zonen geschiedenen Verbreitungskreise nördlicher und südlicher Thierformen in einander übergehen.

Die Existenz eines solchen gleichmäßigeren Klimas hat jedoch abermals eine durchgreifende Verschiebung des jetzigen Verhältnisses zwischen Land und Meer, mit anderen

[1] 1870, t. 4. p. 208 sqq. [2] T. 1. p. 80 sqq.

Worten, die Einheit und Gleichzeitigkeit der auf so manchen Punkten beobachteten eiszeitlichen Erscheinungen, zur unabweisbaren Voraussetzung.

Wir haben in unserer Skizzirung der Eiszeit einer dreifachen Klasse von Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit zugewendet: der Verbreitung der Gletscher, der Vertheilung von Land und Meer und der zu dem in letzterer Hinsicht erfolgten Wechsel anscheinend in Beziehung stehenden Vertheilung der Vulcane auf Erden. Die Einheit und Gleichzeitigkeit der beiden erstgenannten Reihen von Erscheinungen, die wir festzustellen versucht haben, zieht auch die Zusammengehörigkeit der Erscheinungen der dritten Art nach sich. Ein großes, einheitliches Phänomen, dessen Verlauf und Dauer vorläufig unbestimmt bleibt, hat der Pliocene oder Eiszeit ein Ende gemacht; es hat sich vielleicht überall gleichzeitig, vielleicht aber auch hier früher und dort später, hier in einem Male, dort in wiederholten Stößen vollzogen und unter Anderem durch großartige vulcanische Erschütterungen sich geoffenbart.

„Die Eiszeit," so resumirt G. de Saporta seine Untersuchung [1] und so wollen auch wir für dießmal die unserige beschließen, „die Eiszeit verdient ihren Namen einzig im Sinne einer durch bedeutende Gletscherentwicklung, nicht aber durch allgemeine, außerordentliche Kälte gekennzeichneten Periode. Vielmehr mußte in den die Gletscher nicht unmittelbar berührenden Landstrichen gerade der größten Ausdehnung der Gletscher ein sehr mildes Klima entsprechen, gemäßigter, wärmer, vor Allem aber feuchter als das unsere . . . Und eben in dem Maße, als nachträglich die Feuchtigkeit und mit ihr die Gletscher schwanden, ward auch das Klima trockener, kälter, continentaler, so daß jene empfindliche Verschärfung zu Ende der Diluvialzeit zusammenfallen mußte mit dem endlichen Zurücktreten der Gletscher und der gleichzeitigen Trockenlegung vordem unter Wasser befindlicher Gegenden . . . Das endliche Verschwinden so mancher Thierarten, welche in Centraleuropa noch während der Diluvialzeit heimisch waren, mußte gleichfalls zusammenfallen mit dem Rückgange der Gletscher, der Abnahme der Feuchtigkeit und dem wachsenden Temperaturabstande der verschiedenen Jahreszeiten."

(Schluß folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

---

[1] Congrès international etc. 7ᵉ session, Stockholm 1874 (veröffentlicht 1876), t. 1. p. 107 sqq.

Vier ungedruckte Briefe von Cl. Brentano.

(Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Publicistik im Anfange dieses Jahrhunderts.)

II.

[An Dr. Räß.]

Coblenz, den 25. Januar 1827.

Sehr verehrter Freund!

Was Herrn Lennig betrifft, würde ich Ihnen mit der größten Freude einen Brief für denselben an Christian [1] zusenden, wenn ich dadurch Christian nicht das Vergnügen raubte, einige Zeilen von Ihnen selbst zu erhalten. Ich habe Christian direct zu schreiben, und will Hrn. Lennig bei ihm anmelden, und auch, daß er einen Brief von Ihnen mitbringt [2]. Ich halte es für eine Veranlassung, Vieles von Ihnen zu hören, für ihn. Senden Sie ihm etwa die einzelnen Görres'schen Piecen mit, und selbst seinen Brief; fordern Sie auch Görres um einen Brief auf an ihn, und gehen Sie ihm herzlich zu Leibe, doch etwas von seinen theologischen Arbeiten mitzutheilen. Er hatte schon hier zu Lande einen Schatz der wunderbarsten exegetischen Entdeckungen. Görres' Aufsatz über Swedenborg [3] muß ihn höchst interessiren. Fordern Sie ihn etwa auf, über die außerkirchlich in prophetischer Weise Erweckten und deren unwillkürliche Zeugnisse für die Kirche etwas zu schreiben. Bitten Sie ihn nur um einen etwas erschöpfenden Brief über diese Materie; er kennt diese Dinge sehr genau, und es ist ein ganz vernachlässigtes Feld,

---

[1] Christian Brentano, der damals in Rom weilte.

[2] „Hr. Adam Lennig, der spätere fromme und gelehrte Generalvikar von Mainz, hatte damals im Mainzer Seminar seine theologischen Studien vollendet. Nach einem längeren philologischen Aufenthalt in Paris begab er sich nach Rom, um daselbst den Kreis seiner wissenschaftlichen Bildung zu erweitern. Nach seiner Rückkehr aus der Hauptstadt der Christenheit war Lennig als Professor ein thätiger und segensreicher Mitarbeiter an der gedachten theologischen Anstalt. Die Diöcese Mainz erfreut sich dermalen der von ihm gesammelten wissenschaftlichen Schätze, wie nicht minder des Einflusses seiner Erfahrungen und des Beispieles seiner priesterlichen Tugenden." (Anmerkung des hochwürdigsten Bischofs Räß.) Lennig ward später der Beichtvater Brentano's und besuchte ihn von Seligenstadt aus jede Woche in Aschaffenburg, wo der kranke Dichter bei seinem Bruder lebte.

[3] Vgl. den vorigen Brief.

worin Schätze glimmen für die Bekehrung. Die Herren aber, welche, während die Anderen Deisten wurden, selbst stark [soviel es, mit einem blauen Auge durchzukommen, erlaubt ist] auf- und ausgeklärt geworden, wollen diese Feuer für Gaslicht aus ihren physikalischen Nebenstunden erklären. Christian ist in diesen Dingen viel klareren Ausdrucks, weil nicht so tiefer Untertauchung, als Görres, denn er schwimmt besser, und kann nicht so lang unterm Wasser aushalten. Auch von Ihrer vorhabenden wohlfeilen Bücherverbreitung [1] schreiben Sie ihm und fragen ihn, was er für Deutschland für nützlich hält. Er kennt das Bedürfniß sehr, besonders in Bezug auf die frommen Protestanten. Wenn Sie ihn ersuchten, in der Art seines Briefes [2] doch in Bezug auf Volksbedürfniß ein Büchlein über Roms Seelsorge zu schreiben, und die ganze liebe Seite zu erschöpfen, und die Vorurtheile mit Liebe zu belehren, so würde dieß ein gutes Buch zum Verbreiten werden. Es ist außer Görres kein bedeutenderes Talent; ich kenne ihn.

Eckstein [3] in Paris ist ein herrliches Talent, aber hauptsächlich als Referent der ganzen deutschen Bildungsblüthe vor einer fremden Nation, weil aus gründlicher Centralansicht, darum katholisch, darum vom Standpunkte des „Ecksteins“ aus, den die Bauleute verworfen haben. Viele Menschen gehören in die Klasse der wiederkäuenden Thiere, welche nur die Speise verdauen, welche vorbereitet zum zweiten Male zum Mund kehrt; ein solcher Mund der Menschheit ist Eckstein, mit Zähnen, die kein Pariser Dentist perlenhafter herstellen kann, und seine heftigste Ironie läßt sich noch in das sourire einklammern. Ich halte ihn für eine der wirkendsten, wundervollsten Maschinen des katholischen Arsenals, das bis Dato weniger die Katholiken, als Gott ihnen eingerichtet hat.

Wir haben hier einen Zirkel von etwa zehn Menschen, welche ihn halten und bewundern [4]. Er erscheint nach keiner Seite befangen und

---

[1] Vgl. das Lebensbild, Bd. II. S. 362 ff.

[2] „Rom, wie es ist“. Vgl. „Katholik“, Jahrg. 1826, und die hinterlassenen Schriften von Christ. Brentano.

[3] Über den Baron v. Eckstein und die hier gemeinte französische Zeitschrift vgl. das Lebensbild Brentano's, Bd. II. S. 341.

[4] In einem Brief an Görres geht Brentano weiter auf diesen Cirkel ein, der auch die Typpusgesellschaft hieß. Zu den Mitgliedern zählten: Settegast, Dietz, Liel, Stramberg, Bachoven, Mähler, Hammer, Burret, Longard u. A. An Zeitschriften wurden gehalten: „Ecksteins Katholik“, der „Straßburger“ (Mainzer), der „Staatsmann“ und „Leipziger katholischer Literatur- und Kirchencorrespondent“.

entgeht daher ohne Blöße allen Parteien. Wenn er sich nicht erschöpft, so will ich glauben, daß sieben Sachen vom katholischen Standpunkt aus beleuchtet alle Sachen und eine unendlich geheimnißvolle Zahl sind. — Mich wundert, daß noch kein Buchhändler das Journal, das man gerade weg auf deutsch dictiren kann, übersetzt erscheinen läßt; es wäre für Deutschlands gebildete und studirende Klasse vom höchsten Nutzen. — Das wäre ein ganz anständiges Unternehmen für Leipzig; Adam Müller könnte hie und da ein katholisch diplomatisches Vergißmeinnicht, oder honny soit qui mal y pense, oder sonst ein Lämmerschwänzchen des goldenen Vließordens daranhängen.

Dabei komme ich auf den Litter. und Kirch.=Korrespondent, welcher bei „Kommst du heut nicht, so kommst du morgen" verlegt und vom hinkenden Boten expedirt scheint; auf der langen Bank wird er gedruckt, von Hanns Guck in die Welt corrigirt, denn er übersieht die tollsten Druckfehler. Die Verfasser aber scheinen wirklich gute und geistvolle katholische Christen; denn sie verfahren manchmal, doch nur mit minderem Erfolg, wie die Vorsehung mit der Menschheit, welche uns nur helfen konnte, indem sie so wundervoll das Höchste mit dem Kleinen paarte. Aber auch dieses darf nicht mehr getadelt werden; denn seit vor etwa drei Wochen der eine junge Goßler[1] (Convertit von Bonn) seine juristische Stelle in Köln verlassen, und in das Franziskanerkloster zu Wiedenbrück gegangen, darf uns in jenem Blatt die hochumfassende Einleitung und gleich nachher die Recension über des Pater Pöckl's Kapuzinergeschichte in Bayern nicht wundern. — Ich sage das nicht tadelnd; aber es fehlt jenem sonst so vortrefflichen Blatt mehr an Gegenstand als an Behandlung; es ist wie ein Tischler, der nichts als Geschmack, Façon und Politur, aber kein Holz auf die Ausstellung bringt. Außerdem hat der Mißgriff gegen Ritter bei so wichtiger Miene geschadet. Wir haben das Blatt lieb, in Bonn hält es Augusti, hier sind zwei Exemplare; wir wünschen ihm aber mehr Umfang in Masse und eine schnellere Expedition. Ich weiß eigentlich nicht recht, welche Absicht das Blatt hatte. Pfeilschifter[2] sprach mir einmal etwas vermimpelt und vermampelt über die Idee; ich verstand es nicht; das was es jetzt leistet, kann es nicht ganz gewesen seyn, oder die Schwierigkeiten wären gar zu groß.

---

[1] Über diesen nachher so traurig bekannten P. Henrikus vgl. den Brief Frl. Hensels in Rosenthals Convertitenbildern, I. S. 403, 2. Aufl.

[2] Der Hauptredacteur des Blattes.

Ich weiß nicht, warum der „Sieg des Kreuzes“[1] nicht in dieses Blatt übergeht, da er allen Leuten so gefällt, aber am Rhein, wo so viele Blätter erscheinen, nicht nöthig ist. Den Sachsen und Norddeutschen, welchen wenig katholische Zeitschriften begegnen, wären diese gewandt gesammelten Kirchengeschichtsspäne und spitzen Splitter viel nützlicher, und das Blatt würde dann mehr Leser gewinnen. Jetzt erscheint es zu schwerfällig und nicht reich genug; man sollte alle Spitzen, und Zier- und Prägestellen der Andern, auch französischen Blätter darin sammeln. Welche Masse von bedeutenden kürzeren Stellen ließen sich aus Görres Aufsätzen wie Basreliefs mit großem Vortheil für diese Anerkennung ihres Inhaltes nicht in das Blatt ausheben, und dieses würde dem „Katholiken“ selbst mehr Leser verschaffen. Könnten Sie nicht vielleicht durch Neeb[2] solche Stellen, die etwas Schlagendes, Politisches, Bildliches haben, mit Überschriften versehen, dazu auszeichnen lassen; könnten Sie vielleicht Overkamp oder Steingaß zu einer solchen Blumenlese für jenes Blatt ersuchen; sie müßten es gleich unterm Lesen thun. Es könnte eine halbe Octavseite solchen Gewürzes immer dem Blatte wohlthun, wie Gewürznelken und Citronenscheibchen beim Wildschweinskopf.

Ich armer Schelm weiß nur, was gut und nicht gut thut, kann aber selbst nichts machen, was mir gefällt, und Anderes mag und werde ich Niemanden jemals mehr aufhängen. Es fehlt überhaupt an einem Blatt für die katholischen und katholisirenden Leckermäuler, welches nur die ganz gelungenen Blicke ausstellte, und zwar in sehr elegantem

---

[1] Ein Aufsatz Görres' im „Katholik“, der leider in den Gesammelten Schriften fehlt.

[2] Johann Neeb (geb. 1767) war 1792 Professor der Logik und Metaphysik in Bonn, 1798 der Philosophie an der Centralschule in Mainz, privatisirte seit 1803 als Ökonom in Niedersaulheim und starb 1843. Über seine frühere philosophische Richtung gibt sein Werk „Kants Verdienste um das Interesse der philosophischen Vernunft“ (Bonn 1793) und sein „System der kritischen Vernunft“ Aufschluß. Später kam er auf bessere Gedanken. In einem Briefe des Dr. Räß an Görres vom Jahre 1825 finden wir die Note: „Neeb ist nun mit der Kirche ausgesöhnt; er hat die heiligen Sacramente empfangen.“ Schon vorher hatte er anonyme Beiträge für den „Katholik“ geliefert, die so klar und trefflich gehalten waren, daß Görres niemals auf Neeb als den Autor gerathen hätte. „Neeb war mir nicht eingefallen, ich dachte kaum, daß er sich so geistesfrisch erhalten und aus allerlei philosophischen und anderen Confusionen mit so heiler Haut davongekommen. Aber die teutsche Natur ist unverwüstlich“ (Görres, Ges. Briefe, III. S. 170). Neeb scheint damals in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, weßhalb Brentano ihm einigen Verdienst geben wollte, wie das so seine Art war.

Druck, der schon zum Lesen verführte; es würde dadurch die Meinung vieler Personen der höheren Stände gewonnen werden, und das könnte das Leipziger Blatt werden. Da solche Dinge ja keine Tagsneuigkeiten sind, könnte man es ruhig sammeln. Seit Görres am „Katholiken“ arbeitet, liegen in seinen Aufsätzen schon ganze Schätze von dergleichen, die durch seine überfließende Art in ihrer Gedrängtheit an sich selbst ersticken. Ebenso könnte man alle bedeutenden katholischen Äußerungen Leibnitzens, Lennings, Johannes' v. Müller u. s. w. wieder geben; aber alles das müßte zusammen, und auch gar nichts Tagtägliches dazwischen. Ich habe ein eigenes Gefühl, so etwas sey Bedürfniß. Da die infame Ansicht in dem ganzen Schmuck der babylonischen H . . . erscheint, müßte die Tochter Sions auch ihren Brautstaat auslegen.

Sie fragen, wie ich mit dem „Katholiken“ zufrieden bin. Das Vortreffliche verwöhnt weniger darin, weil es oft mehr ausgeschüttet, als schön servirt ist; aber es macht doch etwas stumpf für das mehr mit Anstrengung Gute. Es sind da allerlei anständige, wohlabgefaßte, tüchtige Abhandlungen, deren manche sogar manöveriren, auf Grazie Anspruch zu machen; aber eben dadurch scheinen sie immer verdrießliche Gesichter zu machen neben Görres, wie etwa Gardeoffiziere neben dem großen Christoffel. Die Riesen nehmen sich neben wohl gewachsenen Menschen größer aus, als neben Kindern, weil Kinder ebenso groß werden können. Die kleinen Aufsätze, wie der Hirt sie zum Thor heraustreibt, und die sich überall wie Hobelspäne zum Ausfüllen verhalten, fangen bereits an, seltener zu werden; aber dieses ist nicht so nützlich, als wenn man dieselben in großer Menge, jedoch fein und kurz und von edlem wohlriechendem Holze servirt. Nichts schadet einem katholischen Blatt mehr, als wenn es unbedeutende Schriften mit dorfschulmeisterlicher Emphase und buchhändlerischen Edelmuthsgratulationen einführt. Ich wünschte eine große Menge Anzeigen katholischer Schriften, bis zum unbedeutendsten Gebet- und Schulbüchelchen, und alle ganz prätentionslos mit wenigen, aber bestimmt characterisirenden Zügen beurtheilt. Dazu gehört freilich ein Talent, aber nach einem Solchen ist sich umzusehen. Wo dergleichen nicht ist, wäre es möglich, kurze Selbstanzeigen der Verfasser zu veranlassen, welche oft interessanter sind als solche Pathenbriefe. Dann wäre es sehr erwünschlich, wenn gute nicht aufgekommene, erdrückte, vergessene katholische Bücher fortlaufend angezeigt und beurtheilt oder in Stellen ausgezogen würden. Es ist eine Zeit hinter uns, welche Vieles erdrückt und umstellt hat, eine Zeit, wo

die katholische Litteratur schon durch den Dialect von der Lesewelt geschieden war; es weiß kein Mensch von ihrem Inhalt. Die undankbare Gegenwart kennt ihren Großvater nicht; man sollte ihr etwas von ihm erzählen. Sie müßten eine Sammlung aller katholischen Journale aus dem letzten halben Jahrhundert haben, und das viele sehr Gute derselben im Auszug, wenn es schlagend ist, wiedergeben; denn es ist so gut wie unbekannt geworden. Es kam zwischen 1790 bis 1808 u. s. w. ein Journal in Augsburg heraus, worin ich später Vieles mit Nutzen und Genuß gelesen habe. Mit welcher Verehrung spricht Windischmann von den Werken des Salzburger oder Innsbrucker Franziscaner-Philosophen Philibert, kein Mensch kennt ihn; im Heinsius stehen seine Werke verzeichnet; kann man sie nicht habhaft werden, so frage man in allen katholischen Blättern um ein Exemplar nach. Ihre Revision wäre eine Arbeit für Neeb. Sind sie vergriffen, so drucke man sie ganz oder verkürzt wieder.

Wie interessant wäre eine Reihefolge von warnenden, damals so verschmähten Voräußerungen über die Revolution, die sich alle erfüllt haben. Neulich habe ich noch im letzten Band von Sailers „Briefen aus allen Jahrhunderten" viele ganz prophetische Äußerungen von Sailer von damals gelesen. Überhaupt steht dort ungemein viel Vortreffliches, auch mehrere eminente Parabeln und Seelenführungsbriefe von ihm, die ganz vergessen sind; die katholische Litteratur hat nichts Vortrefflicheres. Dann wäre eine Sammlung der bedeutendsten Erklärungen bei einzelnen Conversionen seit hundert Jahren anzulegen, und aus diesen ein Auszug, eine Notizensammlung der Gründe und Veranlassungen zu geben. Weiter wären bedeutende Convertiten um einen Brief über die Geschichte ihres Gemüths zu bitten, die mit Verschweigung ihres Namens mitgetheilt werden könnten [1].

Eine Seite fehlte in dem Blatt bis jetzt schier ganz. Görres hat sie mit Swedenborg eröffnet; ich halte sie für eine der Fruchtbarsten, wenn sie gehörig klar behandelt wird. Man scheint vergeblich die größern menschlichen Erscheinungen unter den außerkirchlichen Christen ignoriren

[1] Der von Brentano im Jahre 1827 ausgesprochene Wunsch ist bekanntlich wie so manches andere seiner pia desideria seither erfüllt worden. Dr. Räß selbst hat durch seine monumentale Geschichte der „Convertiten seit der Reformation" (12 Bände, Freiburg, bei Herder) und D. A. Rosenthal durch seine „Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert" zu der Erfüllung dieses Wunsches in einem von Brentano kaum geahnten Grade beigetragen.

zu wollen; es drängt sich demnach den meisten Kennern auf, als sey man ihrer nicht mächtig, und fürchte sich, auf sie aufmerksam zu machen. Dieses schadet ungemein; denn fällt nun ein solcher edlerer und frommer Geist einem katholischen Leser in die Hand, so hält er sich in der Verschweigung desselben für zu Haus betrogen. Dieser Casus wird oft ebenso gefährlich, als wenn man die Jugend allzulang weis machen will, die Kinder kämen aus dem Klapperstorch. Ein edler, gründlicher und milder Geist lese diese Schriften, merke das ganz Falsche, oder Irre, an, und nehme sich alles Vortreffliche mit Preis und Dank herüber.

So wäre eine geistvolle Rezension von Mayers „Blättern für Wahrheit", in denen viel Schönes und Gefühltes neben einigem Queren enthalten ist, eine schöne Arbeit für Görres. Ebenso müßte Neander nicht so ignorirt werden, wie Alle, welche lebhaft die Gottheit Christi bekennen; denn eben weil sie nicht zum Rationalismus gekommen, wurzeln sie auf der Kirche und müssen inoculirt und veredelt werden. Nur einige solche und zwar tüchtige ehr- und liebvolle Beleuchtungen von Görres, und das Blatt wird sich Bahn brechen unter diese Leute.

Auch die bedeutendsten Schriften der Herrnhuter wären mit großer Liebe zu behandeln. Bis jetzt hat das Blatt zu wenig die Missionsmethode der Jesuiten in China beachtet. Eckstein hat die herrlichste Methode hierin in seinem Kreis, und wie merkwürdig ist es, daß eine Übersetzung seines Journals in's Spanische angekündigt ist; warum keine in's Deutsche? Ich halte sie für höchst nützlich, eben weil er die Litteratur im Allgemeinen betrachtet, und viele katholische Theologen mit Nutzen in das Feld des Wissens einführen würde, das sie meist entbehren und immer mit großer Gefahr anderswo kennen lernen. Eine Übersetzung dieses Journals halte ich sogar für eine *leichte* und ungemein fruchtbare Aufgabe für Ihre wohlfeile Bücherverbreitungsgesellschaft. Es lernt der Deutsche seine eigene gute Ansicht und den ganzen Kampf der guten Gesinnung mit der verkehrten dadurch schlagend und schonend kennen. Vielleicht würden die Hertling's sich in ihrer Muße dazu bereiten lassen. Fragen Sie dieselben, *jedoch ohne mich zu erwähnen*, wozu ich Gründe habe, oder — wäre es eine fortlaufende Arbeit — für Neeb. Wenn der Titel *Katholik* der Verbreitung schaden könnte, müßte man es „das Allgemeine" nennen. — Ich fühle bestimmt, es würde sehr nützen.

Für den „Katholiken" wäre es weiter ersprießlich, auf Art und Weise wie *Oken* es in der *Isis* mit Nutzen und Bequemlichkeit ge-

than und nicht ohne Anregung und Belebung des Interesses, eine Correspondenz in sich selbst zu eröffnen, wo man zeitsparend Wünsche und Aufforderungen in kurzen Sätzen ergehen läßt. Man lernt dadurch die Ansicht und die Bedürfnisse seiner Leser kennen und regt allerlei an; die eingegangenen Antworten summirt man, druckt sie in ihrer Intention ab und beantwortet sie im Blatte selbst. Mancher wohlgesinnte Mann, der Scheu vor einer Abhandlung hat, wird gern seine Meinung in einem Briefe sagen, welchen Brief man dann nicht abdruckt, sondern welche Meinungen man nur beantwortend resumirt, insofern sie wohlthätig, oder ohne sie zu erwähnen, belehrend widerlegt, so sie verkehrt sind. Um die Sache zu eröffnen, fingirt man im Anfang Briefsteller, welche Belehrung begehren, läßt sie abdrucken, und ersucht um briefliche Mittheilung darüber. Z. B. über die Frage, „was fühlt sich in der allgemeinen Erfahrung vorzüglich im frühern Schulwesen, was nachtheilig im neuen, in Bezug auf Unschuld, Frömmigkeit, wirkliches Lernen? u. s. w. Es wäre sehr erwünscht, wenn besonnene Freunde, Geistliche und Weltliche, die an sich selbst, oder in ihrem Kreis Erfahrungen darüber gemacht, uns dieselben vertraulich in Briefen eröffnen wollten.“ Oder über die Frage: „Was erinnern Sie sich Gutes und Wohlthätiges aus der Zeit der Klöster? Wer hat Hülfe, Trost, Belehrung in ihnen oder durch sie empfangen? Er möge es uns dankbar brieflich eröffnen.“ Oder — „Wer erinnert sich irgend einer Andachsweise, einer religiösen Feier, einer Belehrungsart früherer Zeit, die etwa in Verfall gekommen und durch welche er sich und Andere erweckt und erhoben fühlte u. s. w.?“ Oder: „Ich höre immer so entsetzliches Schimpfen und Schreien über die Jesuiten und weiß aus meiner Jugend doch gar nichts als Gutes von ihnen, und was ich Gutes erlernt, habe ich meistens aus ihrer Schule; nun habe ich in meinem Kreise herumgefragt, da weiß kein Mensch, der sie kannte, anders als ich. Nun aber möchte ich doch gern wissen, was andere gute Leute von ihnen halten, die ihren Unterricht genossen u. s. w.“ Da könnte dann eine Menge Briefe erfolgen von Leuten, welche ihrer Lehre viel verdanken und nichts als Gutes von ihnen wissen u. s. w.

Auch müßte mehr auf verderbliche Lectüre der letzten typographischen Höllenzwerggeburten in Stuttgart aufgemerkt werden. Während der „Katholik“ an Bekehrung großer Geister und alter Herren arbeitet, an denen Gottes großer Katholik, die Zeit, in ihren Gerichtsmomenten viel vorgearbeitet, kriechen hundert Duodezteufel zwischen den Beinen durch,

und vergiften ihm mit „Unserer Zeit“[1] die junge und die alte unbefangene Lesewelt, bis zum Landschullehrer, durch 10Kreuzerbändchen. Man muß aber die Kaninchen mit Frettchen jagen, die Elephanten-Schlachten der Folianten sind vorüber, nur Rauch kann die Wespen vertreiben, denen der größte Stier erliegt. Dieses, alle constitutionelle Infamie in Stuttgarter Pfeffernüssen vertheilende, „Unsere Zeit“ ist schier in allen Händen; Schüler, Schullehrer, Kapläne, Landpfarrer, Alles läßt sich davon unterrichten, und Einer sagt dem Andern, das ist vortrefflich! selbst sonst Wohlmeinende sind dumm genug, sich anführen zu lassen. Es ist nur der armen unschuldigen Seelen wegen; ich sehe wohl, daß der Satan sich immer zuletzt selbst betrügt, aber er hütet sich vor dem Ende, und strickt immer wieder neue Lügenstrümpfe, während die Früheren aufgezogen werden, mit demselben Garn. — Ich weiß wohl, daß Gottes Hülfe ganz unscheinbar und allen menschlichen Absichten und Plänen fremd und verborgen wandelt, so daß selbst der Wegbereiter des Herrn aus der Einsamkeit, der Wüste, von Gott nur gelehrt und getrieben, aller Menschenabsicht fremd, hervortrat; ich weiß, daß das Heilige, heilend Wirkende in bewußtloser Demuth, wie das Heilkraut, seine Kraft von Gott empfängt, und daß es absichtlos ist; ich weiß wohl, daß alle heiligen Institutionen, sobald sie aus der Einfalt der Liebe in's Selbstbewußtseyn, in die Absicht menschlichen Wirkens hineintreten, den Wurm in sich aufnehmen, der sie zerstört. Es ist mit solchen Erscheinungen wie mit gewissen, frommen Personen bekannten Arkanen für Krankheiten, sobald sie bekannt in der Apotheke für Geld zu haben sind, weicht die Kraft von ihnen. Die menschliche Weisheit und Absicht gleicht dem sogenannten neidischen Blick, dem sogenannten Beschreien, der fascinatio der Alten, was sie anschaut mit Lob, welkt befleckt: unschuldiges Gedeihen der Kinder, der Heerden, der Saaten; — es hängt dieses zusammen mit dem Sinn der Worte: Der hat seinen Lohn dahin. Selbst der Segen des Evangeliums ist nicht davon ausgenommen; seit dem Toben und Schreien der Bibelgesellschaften fiel es auf den Weg, den Felsenboden, in die Dörner, und die Zeit ist immer schlechter geworden. Obschon ich also von der Gefahr des absichtsvollen Thuns überzeugt bin, indem der Herr spricht: die

[1] Nicht mit der späteren gleichnamigen Leipziger Zeitschrift zu verwechseln. Über den eigentlichen Charakter der Stuttgarter Publication ist uns leider augenblicklich nichts bekannt.

Knechte sollen das Unkraut bis zur Ärnte stehen lassen, damit sie den Weizen nicht zugleich mit ausraufen (eine schlagende Warnung in der Polemik), so hat die Taubeneinfalt doch ihren wahren rechten Gesellen an der Schlangenklugheit, und eben weil der Herr die einfachen Wahrheiten des Ackerbaues als Gesetze des evangelischen Handelns aufstellte, dürfen wir fortschließen nach gleichem Maaßstabe, und so ist es denn sehr weise, wann ein unkrautschwangerer Acker mit einem andern schneller und höher wachsenden Kraut zum Viehfutter besäet wird, welches das Unkraut erstickt, und somit nicht ausrottet, doch beschränkt. Dieses aber fehlt noch gänzlich, ja es zeigt sich kaum die Anlage vorhanden, dergleichen mit Geschick zu thun. Die größten Geister arbeiten prophetisch, kometisch, meteorisch, apokalyptisch und begegnen nur in gleichen Seelen reinen Wasserspiegeln, die sie auffassen, die kleinen Glasspiegel sprenget und trübet, die Metallspiegel schmelzt ihre Glut. — Die Mittleren größeren Geister sind mit der Politik beschäftigt und leiden an diplomatischer Starrheit und Schlüpfrigkeit, und thuen vornehm; das verderbte Volk aber liebt Kameradschaft, und die fehlt; es fehlt an einfältig frommen Weisen, die mit Sündern und Zöllnern umzugehen wissen u. s. w.

Ich komme auch auf Ihr Bücherverbreitungsproject. Gott leite es, daß es Früchte trage. Ich kenne den Geist Ihres Vorhabens nicht; hat man die Volksklasse im Auge, die noch unverführt ist? will man das Vortreffliche nach jeder Richtung, jetzt Einfaches, jetzt Gelehrtes? um Gottes willen nie Entkräftetes, Weitschweifiges! Bei dem Goffine[1] ist zu bemerken, daß man sich ein ältestes Exemplar verschaffen und es mit dem neuesten Darup'schen, ganz umgewandelten, wohlgedruckten, sehr wohlfeilen vergleichen muß. Es gehört ein Talent hierzu, das Buch gehört dem Volke, es ist das gesegnete Vermächtniß eines frommen Mannes; man kann ihm leicht den Thau des Himmels von der Stirne wischen. Neben dem Darup'schen muß es besser noch ausgestattet und wohlfeiler seyn. Auch wäre es gut, wenn es die Gebräuche und Andachten, welche nicht mehr üblich sind, deßwegen nicht ganz verwürfe, sondern in einem Anhang abhandelte. Es schwächt den Glauben an die Unwandelbarkeit der Kirche im Volke, wenn die Großmutter Dinge erzählt, wovon die Kinder gar nichts mehr wissen noch sehen.

Über alle kirchlichen Ceremonien, Gebräuche, Sitten u. s. w. wäre

---

[1] Eine neue Ausgabe dieses so segensreichen Buches sollte den Anfang der geplanten „Volksbibliothek" abgeben.

ein wohlfeiles deutliches, nicht im Gerede, sondern in Sachen reiches Buch von mannigfachstem Nutzen. Der bekannte Rippel hat viel Gutes, es müßte alles Fehlende zugesetzt und die läppische Gesprächform weggeworfen werden [1], überhaupt ein gutes Buch der Art, wo nicht als Lexikon, doch mit ganz erschöpfendem Register erscheinen. Alle Artikel, die es enthält, wären der mehr populäre Theil, und die Basis der Abhandlungen, welche ausgeführter und litterärischer belegt, Ihr projectirtes theologisches Lexikon ausführen würde. Es wäre die Ausarbeitung eines solchen Buches eine eigentliche Vorbildung zur Arbeit des Folgenden. Zuerst würden die Artikel alphabetisch aufgeschrieben, und die Artikel abgedruckt allen befreundeten Kennern brieflich übersendet mit der Bitte, auf ein angefügtes Blatt die Artikel beizuschreiben, die sie vermißten; dadurch schon wäre Anzeige und Interesse überall vorbereitet. Dann ginge es an die Arbeit, theils gedrängte Übersetzung, theils Zusammenstellung anderer u. s. w. Alles aber deutlich und einfach und alterthümlich schlicht, ohne Aufklärerei, Alles, wie es die Gegenwart flau hält und das Alter treu und ernst hielt. Selbst Johannissegen, Martinsgans, Dreikönigsbohnen, St. Monikagürtel, Skapulier, Benedictuspfennig, alles das darf nicht fehlen; denn alles, was die katholische Kirche jemals berührte, hat einen innern, wenn gleich jetzt verschossenen Werth und wird sich seiner Zeit wieder aufthun. Es ist aber in vielen tiefern Menschen, selbst Protestanten, das ignorante Belächeln dieser Mysterien der Nebendinge längst vorüber, und sie lieben, sich davon zu unterrichten, wodurch sie vieles Andere mitlesen, was daneben steht. Es ist gar nicht schwierig, gerade diese Dinge, welche immer so von oben herab (besser gesagt von unten schief weg) angesehen werden, sehr bescheiden und würdig zu behandeln, und damit ein viel erleuchtendes Licht auf eine sogenannte „Schattenseite" der Kirche zu werfen.

Die Sacramentalien hat schon Menne in seinem Katechismus gut behandelt. Aber wie wenige moderne Theologen erschrecken nicht vor dem lauretanischen Haus und Veronika's Schweißtuch! Sind viele doch an der altkatholischen Büßerin Magdalena so evangelisch galant geworden, daß sie dieselbe aus Lazari Familie hinauskomplimentiren, und an den drei Königen so weiß, daß sie dieselben höchstens als Weise dulden! Das ist eine galante Weisheit, die gar nichts fruchten wird;

[1] „Dem hat Hr. Domcapitular Himioben in Mainz durch seine Ausgabe Rippels abgeholfen." Anm. des hochw. Dr. Räß.

denn die Kirche ist lebendig und hat eine Natur, die ewig unbegreiflich wie unerschöpflich seyn wird. Es thut nicht mehr Noth, ein Spitzmäulchen zu machen; man darf Alles in Einfalt sagen, wie die alte Zeit es hielt, es wird Frucht und Ehre bringen.

Welch erstaunliches Spectakel ist einmal zwischen den Bollandisten und Carmeliten gewesen, da Jene den Letzteren ihren Ursprung von Elias wegkritisiren wollten! Wenn auch die Jesuiten höflicher dabei mögen gewesen seyn und vor zeitlich wissenschaftlichen Augen historisch beweisender, so halte ich den Ursprung der Carmeliten doch für ebenso unwiderlegt, als ich mit bloß historisch kritischen Protestanten und Katholiken vieles in der Kirche Überlieferte für Menschensatzung oder Nacherfundenes halten werde; es wäre dieses der Natur eines organisch Wachsenden ganz widersprechend. Die Carmeliten haben nur vielleicht ihren Ursprung zu hölzern ausgesprochen und wurden drum gestraft. Auf diese Weise aber, wie die Bollandisten hier, muß man nichts behandeln; denn wäre die Stiftung von Elias auch nur ein frommer Glaube, so ist in einem solchen eine Segensquelle, die nicht zu verschütten, noch zu trüben ist. Es hätte weniger geschadet, ihnen ihren speciellen Trost zu lassen, als den vielen Ärger und Scandal zu veranlassen, der am Ende immer auf das Ganze fällt. Überhaupt ist noch Keiner am Traditionellen, an der Sage, am Volksmäßigen zum Ritter geworden [1].

Was Goffine betrifft, klagen manche Geistliche und Weltliche, daß im Darup'schen das Ceremonielle und Festliche zu arm sey, auch daß er die Kölnische oder Münster'sche Evangelienfolge habe, da z. B. hier die

---

[1] Wir haben diese Stelle des Briefes der Vollständigkeit halber mitgetheilt, sind aber überzeugt, daß manche Leser mit uns die Ansicht hegen, Brentano habe sich hier in seiner Vorliebe „für die Sage und das Volksmäßige" zu weit hinreißen lassen. Auf den vom Dichter als Beispiel angeführten bekannten Gelehrtenstreit wollen wir uns nicht einlassen und bemerken im Allgemeinen nur Folgendes. Eine andere Frage ist es, ob man eine durch mehr oder minder haltbare Gründe gestützte Überlieferung zur ungelegenen Zeit und vor unverstehenden Zeugen angreifen und verwerfen soll: und wieder eine andere, ob man das Volk nicht mit der nöthigen Vorsicht über völlig unhaltbare, auf Irrthum, Sage oder auch Lüge beruhende sogen. „fromme" Meinungen aufklären soll. Die Wahrheit mag im letzteren Falle etwas weniger poetisch und gefühlsträumerisch sein, wird aber dafür der wahren Frömmigkeit um so solidere Fundamente geben. Die wirkliche Frömmigkeit scheut ebensowenig die gesunde Kritik, als den Gebrauch der Vernunft. Aber wie es neben der Geschichte die Sage und das Märchen gibt, so findet sich leider auch häufig neben der christlichen Andacht eine poetische, und diese hat freilich Alles, und zwar mit vollem Recht, von der Kritik zu fürchten.

Romische sey. Es wäre bei neuer Ausgabe dem vorzubeugen, indem allgemein die römische Evangelienfolge angenommen und für andere Diözesen die Folge im Register zum Nachschlagen angeführt würde[1].

Es wäre gewiß mit Nutzen in der Bücherverbreitung die wohlfeile Duodezform in vielen schnellfolgenden Bändchen, welche jetzt der Teufel besitzt, zum Guten anzuwenden; denn dieß wenige wird auch gleich gelesen. Z. B. wäre Unserer Zeit ein entgegengesetztes Werk gegenüber zu stellen, das aus der ganzen Zeitgeschichte die Leiden der Frommen, die edeln widerstrebenden Helden, den Greuel der Menschenansicht u. s. w. in Auszügen aus Memoiren u. dergl. zusammenstellte. Man könnte mit Louis XIV. anfangen, den Voltairismus, die Jansenisten (nur nicht zu viel von diesen; es wird zu speculativ!), den Fall der Jesuiten, ihren Gehorsam (Murr, Geschichte ihrer Aufhebung), alle herrlichen christlichen Anstalten und Erscheinungen im 17. Jahrhundert, die geistlichen Märtyrer der Revolution, die Memoiren von Laroche-Jaquelin u. s. w., die beiden Pius VI., VII. folgen lassen. Es müssen unzählige Quellen da seyn. Eine Menge schöner Büchlein. Nur müssen vorerst die Protestanten nicht gereizt werden, auf daß die Sache erst Platz gewinnt. Dann interessanteste Auszüge aus den Lettres édifiantes, Missionsgeschichte von Japan, die rührende Geschichte von Paraguai, die Geschichte der Entstehung der Gesellschaft Jesu ganz einfältiglich, die Ignazens, Franz Xavers u. s. w. Die von Canisius in Landshut ist sehr belehrend und rührend; da sieht man, was ein guter Mann kann. Jedoch müssen andere Orden mit abwechseln, damit das Ganze nicht Parteisache wird. Z. B. könnte man mit Benedictus und seinem Orden anfangen, und nebst der Geschichte des Stifters die Hauptgeschichte des Ordens schreiben. Lauter kleine Bände, dann detaillirte, kindlich erzählte Leben der barmherzigen Stiftungsgründer u. s. w. Ach! es gibt viel mehr schönes Katholisches als Teuflisches! —

Bücher, welche fruchtbare Rezensionen für den Katholiken darbieten, sind Münchs „Charitas Pirkheimer“ (Nürnberg bei Campe), herrliches Licht von katholischer Seite auf die Reformation werfend. Ersuchen Sie doch Dr. Böhmer um eine Rezension, das Litterarische betreffend, und senden Sie diese Materialien dann an Görres. Die Zahl der Briefe ist klein. Es könnten die Briefe mit Görres Einleitung und

[1] In der letzten Zeit hat die Herder'sche Verlagshandlung eine schöne, mit großem Tact besorgte Ausgabe des kostbaren Volksbuches veranstaltet.

Böhmers Notizen wieder eine kleine fruchtbare Piece, auch einzeln gedruckt werden. Weiter ist Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zum deutschen Bund, von Consistorialrath Menzel, ein die Kirche sehr würdig behandelndes Buch, und auch die Einleitung enthält Würdiges, gleich im Anfang ist das Wesen des Ablasses klarer und anerkennender behandelt, als ich es kaum von protestantischer Seite gelesen; auch ist der Schluß des ersten Bandes sehr für die Kirche anständig; ich las es noch nicht ganz. Böhmer machte mich aufmerksam darauf.

Eine Rezension des „Leben Fenelons von Ramsay. Coblenz. Hölscher". Vorrede und Anfang ist von mir, in der Absicht, einen versöhnenden Standpunkt zu gewinnen. Ich wünschte eine Rezension, damit der Buchhändler, der billig und zu katholischem Verlag geneigt ist, Aufmunterung gewinne![1]

Ich meine, das Bücherverbreitungs-Institut müsse es nicht genau nehmen, wenigstens mit einigen Abkürzungen, z. B. das allzu theure „Wiener Gut" wieder zu geben, aber nur nicht das viele Aszetische; Historisches will die Zeit. Für einzelne rührende Geschichten ist der arme Pfarrer S . . . um mäßiges Honorar ein trefflicher Arbeiter. Auch andere dort für Anderes. Eine Auswahl von Fenelon, wobei die Claudius'sche Übersetzung benützt, und das ganz ausgesprochen Katholische, was dort vermieden, zugesetzt würde, in einer Reihe Duodez, müßte sehr gefallen. Überhaupt solche Folgen, die eine christkatholische Taschenbibliothek bildeten, auch eine Auswahl von Sailer, das würde viele Freude erregen. Der große Octav ist nicht mehr sehr geliebt u. s. w. Ich sage immer, kein Wunder, wenn die Leute Franziscaner werden, die Minimi sind an der Tagesordnung. Jetzt noch Pardon über vieles vertrautes Geplauder. Grüße an Weis. Bitte um irgend ein Wort von Görres; wir und auch Sailer wissen gar nichts von ihm.

Ihr C. Brentano.

N. S. Der im vorletzten Hefte des Sophronizon abgedruckte Brief der Herzogin von Köthen scheint mir eben so echt, als des Königs Antwort. Man muß so zäh seyn wie Paulus (der Heidelberger), um ihn nicht schön und rührend zu finden. Wie kömmt er aber an diesen? warum schweigt man über ihn, wie der König über den Seinen?[2]

---

[1] Vgl. das Lebensbild, Bd. II. S. 379 f.

[2] Vgl. über die Literatur, welche die Conversion des erlauchten herzoglichen

Heute kam mir die Vorstellung der Schlesischen Wessenbergianer an den Bischof von Breslau vor, in welcher sie um die Feier des Liebesmahles zur Erinnerung an Christi Tod in der hochdeutschen Fraumuttersprache, welche sie theils eingeführt, bitten, eben so demüthig wie die Utrechter um Bestätigung ihrer Bischöfe, und eben so aufrichtig. Sie werden die Broschüre unter dem Titel: „Erstes Licht in die katholische Finsterniß Schlesiens", wohl bereits haben. Da in dem Exemplar Einiges feindselig unterstrichen war, konnte ich mich eines Dutzend lustiger Bleistiftsnoten nicht enthalten. Obschon nun die Bittsteller sehr krank sind, so scheint ihre Flachheit doch von der heutzutag oberflächlich gewordenen Tiefe beschönet und zugleich mit jener Gemüths- und Herzensweiblichkeit bewaffnet, welche wie das schöne Geschlecht gewisse herkömmliche Schonung beansprucht. Wenn dieses Product, wie billig, rezensirt wird, wünschte ich, es geschähe im sanftesten Tone, wie man besonders Frauenzimmer in andern Umständen behandelt; denn die Herren gehen allerdings schwanger, und Ärger kann eine Mißgeburt erzeugen. Ich wünschte, Görres revidirte und retouchirte wenigstens die Rezension. Es ist eine Gelegenheit, sehr viel Treffliches und Tiefes und Schönes zum Vortheil der Kirche zu sagen über eine Materie, welche selbst vielen Wohlmeinenden so rund ist, wie dem Kapuziner der Haarbeutel. Wenn nun in der Rezension die Gründe der lateinischen Liturgie erschöpft wären, so forderte man die Kenner auf, Alles was sie Fehlendes wüßten, brieflich mitzutheilen, und aus dieser Masse läßt sich dann das Beste wieder benützen zu einer kleinen Schrift: „Werth des lateinischen Gottesdienstes", die könnte auch in die katholische Bücherverbreitung eingehen. Auch über diesen Punkt könnten Sie Christian um einen Brief bitten, wenn Sie ihm mit Lennig die Broschüre schicken mit Bitte um ein ausführliches Schreiben darüber. Ich weiß ihn in der ganzen Verfassung, auf die mildeste Weise Schlagendes darüber zu sagen. In Briefen, wenn er erst anfängt, wird er vortrefflich; ich wollte, wir hätten nur die ermahnenden Warnbriefe, die er an Einige von der Lindlischen Gosner'schen Secte schrieb, die sehr helfend waren. Er könnte auch in Rom auf den Handel nützlich aufmerksam machen, denn ich halte ihn nicht ohne Gefahr. Er kennt übri-

---

Paares hervorrief, Rosenthal, Convertitenbilder u. s. w., I. S. 433 ff. — Der fragliche Brief scheint trotz des entgegenstehenden Urtheils Brentano's unecht gewesen zu sein, da die Herzogin in einem Schreiben an F. W. v. Schütz ausdrücklich sagt, sie halte es für eine Verletzung ihrer Pflicht, ihr Schreiben an Friedrich Wilhelm III., ihren Bruder, zu veröffentlichen.

gens das Terrain; denn Schlesien ist das Vaterland des Herrn v. Schelmufsky, der seine gefährlichen Reisen zu Wasser und zu Land schon vor hundert Jahren in hochdeutscher Fraumuttersprache geschrieben. Ich glaube, Kerz hätte mehr wirken können mit seinem Talent, wenn er kleinere Zeitgeschichts-Arbeiten unternommen hätte, als den Stolberg.

Ich bitte, anliegenden Brief an Christian allein zu lesen, und dann an demselben recht vertraulich und herzlich fortzuschreiben und alle Wünsche anzuflicken. Geht Hr. Lennig erst sehr spät, so lassen Sie den Brief vorauslaufen: in convento di san Basilio. Roma.

Warum hat niemand Dewora's eingegangenen Erzähler aufgefaßt? Das Blatt brachte doch allerlei katholische Nachrichten in die Häuser zu Lesern, die Anderes nicht erhalten.

Soeben erhalten wir wieder einen Brief von Regensburg, worin ich gefragt werde: „Wie steht es mit Görres?“ Sailer weiß und hört nichts von ihm und sehnt sich so sehr, er möge in seinem Wirkungskreise in Bayern seyn. Bitten Sie doch Görres, an Sailer zu schreiben.

(Schluß folgt.)

Recensionen.

Das heilige Evangelium unseres Herrn Jesu Christi nach Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Übersetzt und erklärt von **Dr. Johannes Theodor Laurent,** Bischof von Chersones i. p. i., Hausprälaten und Thronassistenten Sr. Päpstl. Heiligkeit, ehemaligen apostolischen Vikar zu Luxemburg. Ein Handbuch für katholische Laien. Mit Approbation des erzbischöfl. Capitelsvikariats Freiburg. gr. 8⁰. XXIX u. 716 S. Freiburg, Herder, 1878. Preis: *M.* 8.

Der hochwürdigste Herr Verfasser bietet uns im vorliegenden Buche die reife Frucht seiner durch Betrachtung und Studium geweihten Muße, eine Erklärung der Evangelien. Sie ist hervorgegangen aus vielfacher Erwägung und Beherzigung des so reichen evangelischen Stoffes, verbunden mit dem Studium der heiligen Väter und katholischen Exegeten, und getragen von dem lebhaftesten Verlangen, die reichen Schätze des Trostes, der Belehrung und einer wahren christlichen Aufklärung und katholischen Weltanschauung, wie sie in Christi Worten und Thaten niedergelegt sind, auch Anderen zu vermitteln. Die durch unsere Zeit gehende Strömung betrachtend, äußert sich der hochwürdigste Herr ebenso wahr als treffend: „Desto mehr thut es Noth, daß die Kinder der Kirche sich sammeln und stärken in dem Glauben an Jesus Christus, an seine göttliche Person, an sein göttliches Wort und Werk, an seine göttliche Herrlichkeit voll Gnade und Wahrheit; daß sie diesen Glauben sich immer klarer in's Bewußtsein fassen und immer tiefer in's Herz prägen an dem wunderbaren Lichte seines heiligen Evangeliums, das immerdar brennt auf dem Leuchter der Kirche. Wird zu solcher Glaubensstärkung diese geringe Arbeit für das heilige Evangelium auch nur etwas beitragen, so sei dafür Gott dem Herrn Dank und Ehre!" (S. XVII.) Nach unserer Überzeugung ist die schöne Arbeit des greisen Bischofs in vorzüglicher Weise dazu geeignet. Abgefaßt in edler, einfach klarer Sprache, durchhaucht vom Geiste inniger Frömmigkeit, freudigen Glaubens und herzgewinnender Milde, ist sie so recht darauf angelegt, die trostreichen Geheimnisse des Evangeliums in Christi Wort und That dem Verstande und Herzen der Leser nahe zu bringen, sie einzuführen in Christi Geist und Gesinnung und den gottmenschlichen Charakter, wie er sich in den evangelischen Reden und Handlungen

mit göttlicher, alle Verhältnisse der Zukunft und alle Falten des menschlichen Herzens durchdringender Weisheit und unerschöpflicher Liebe offenbart, großartig und herrlich zur Bewunderung, Anbetung und Liebe der Leser aufzuschließen.

Die Einrichtung des Buches ist folgende. Die gute und fließende Übersetzung, dem Sinne nach gleich in Abschnitte eingetheilt, geht kapitelweise der „Erklärung" unmittelbar voran. Jenen Absätzen entsprechend behandelt sie unter eben so vielen passenden Überschriften den so abgetheilten Stoff des jeweiligen Kapitels. Da der hochwürdigste Herr Verfasser „nicht einen Commentar für Gelehrte, sondern ein Handbuch für katholische Laien" hat schreiben wollen, so ließ er allen wissenschaftlichen Apparat, alle Ausstattung mit Anmerkungen bei Seite und gab auch, außer den Belegstellen der heiligen Schrift, keine wörtlichen Anführungen aus den heiligen Vätern oder katholischen Erklärern. Er begnügte sich, die Ansichten und Gedanken derselben in seine Darstellung zu verweben, indem er sein Hauptaugenmerk nur darauf richtete, die Leser in das Wort- und Sinnverständniß der heiligen Evangelien einzuführen, ohne sie mit den abweichenden Meinungen viel zu behelligen. Nur bei schwierigeren und wichtigeren Stellen sind meistens auch abweichende Meinungen sammt ihren Gründen vorgeführt.

Die Erklärung selbst schließt sich eng an die Worte des heiligen Textes an. Ihr Ziel ist, den inneren Zusammenhang der Gedanken, die Tragweite und inhaltliche Tiefe der Ausdrücke nebst deren Beziehungen auf Zeit, Ort und Personen der Erzählung und deren Anwendung auf analoge Verhältnisse deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Die evangelischen Erzählungen werden in der Erklärung durchschnittlich recht interessant und anschaulich, plastisch und greifbar geschildert, ohne daß über den Rahmen der evangelischen Berichte hinausgegriffen würde. Das in oftmaliger Betrachtung geschärfte Auge, dem kein Wort und keine Nuance des Ausdrucks entgeht, sodann die liebevolle Versenkung in Geist und Herz, in Gesinnung und Stimmung der handelnden und redenden Personen, nebst der emsigen Erwägung aller sonstigen Umstände erklären, wie es dem hochw. Herrn Verfasser gelungen ist, die bekannten Thatsachen oft so frisch und ansprechend, so lebensvoll und das Interesse fesselnd darzustellen. Bei den Lehrvorträgen und Parabeln wird der Gedankenverkettung mit Recht ein besonderes Augenmerk gewidmet. Hier geht die Erklärung oft in kürzere oder längere Erwägung über, oder ist durch passend eingestreute Bibelstellen erweitert, durch eingeflochtene kurze Züge belebt, oder durch Hinweise auf Zeitverhältnisse und Zeitlagen praktisch verwerthbar gemacht. Wir lernen dabei verstehen und fühlen, wie die einfachsten und, möchte man sagen, unscheinbarsten Worte Christi Grundsätze der Weltregierung, der übernatürlichen Vorsehung und unerschöpfliche Principien sind in Anwendungen und Folgerungen. Mit Sorgfalt wird auch darauf hingewiesen, wie Lehre und Geist der katholischen Kirche eben aus Christi Worten und Thaten emporsprießt, und gar manche Einrichtungen und Anstalten der Kirche eben dort ihre keimende und treibende Wurzel, den Anfang oder Anstoß zu ihrer Entwicklung haben (vgl. z. B. S. 70, 205, 279, 439, 530, 596, 634).

Bei den Stellen, welche Marcus und Lucas mit Matthäus gemeinschaftlich haben, wird für die Hauptsache auf Letzteren zurückgewiesen; nur die eigenthümlichen Zusätze und näheren Bestimmungen werden bei den einzelnen Evangelisten besprochen und gelegentlich auch neue Erwägungen oder Gesichtspunkte angedeutet, oder Vorurtheile und Einwürfe akatholischer Gegner widerlegt. Viel Fleiß und Sorgfalt ist gleichfalls in dem Streben ersichtlich, die scheinbaren Widersprüche zwischen manchen evangelischen Erzählungen auf eine eben so leichte und ungezwungene als befriedigende Weise auszugleichen. Ein gutes harmonistisches Princip lesen wir S. 420 in Betreff der ähnlichen Reden Jesu: „man muß annehmen, daß, wo ein Evangelist Reden des Herrn in einem ganz verschiedenen Zusammenhange und unter ganz verschiedenen Umständen anführt, als ein anderer Evangelist, diese Reden von Jesu mehrere Male gehalten worden, zumal denn doch immer mehr oder weniger Verschiedenheit in den Worten wahrzunehmen ist".

S. 44 lesen wir zwar: „in den Reden des Herrn die logische Entwickelung oder Begründung ermitteln, ist schwierig und oft kaum möglich"; jedoch wurde mit Recht gerade dieser Aufspürung große Aufmerksamkeit geschenkt und, wie wir glauben, durch die Erklärung selbst dargethan, daß jenes „oft kaum möglich" nicht gepreßt werden darf. Es hat uns in der Hinsicht besonders die Erklärung des Vater unser und dessen innere Gliederung und Verbindung angesprochen; ebenso ist der Zusammenhang von Matth. 7, 6 mit dem Vorhergehenden und sodann der Übergang zu 7, 7—12 (S. 45, 46) recht gut entwickelt. Das Gleiche ist bei Matth. 12, 17 der Fall. Der Zusammenhang und innere Fortschritt der gegen einander gehaltenen Parabeln (Matth. 13) kommt ebenfalls gut zur Darstellung. Auch bei den Stellen Matth. 18, 15. 19; 20, 17; 22, 1; Marc. 4, 26; 9, 49; Luc. 6, 27; 12, 54. 58; 14, 26 u. a. und bei den Reden Jesu im Johannes-Evangelium ist der innere Zusammenhang oder die Verbindung mit dem Vorhergehenden anschaulich und klar aufgezeigt. Mit Recht wird gesucht, auf die Eigenthümlichkeiten der Darstellung der einzelnen Evangelisten aus der Berücksichtigung ihres speciellen Zweckes und Leserkreises Licht zu verbreiten. Freilich könnte hier z. B. die Gruppirung gar mancher Erzählungen und Reden bei Matthäus in einer weit packenderen Weise hervorgehoben und die Anordnung des Stoffes viel befriedigender durchschaut werden, wenn es dem hochwürdigsten Herrn Verfasser gefallen hätte, den Plan des Matthäus-Evangeliums, wie ihn früher Grimm in seiner „Einheit der Evangelien", oder neulich P. Wieser in der „Innsbrucker theologischen Zeitschrift" entwickelte, zu Grunde zu legen und von ihm aus die innere Structur des Evangeliums und die Bedeutung und Stellung der einzelnen Abschnitte zu würdigen oder dem Leser vorzuführen.

Unter den Erklärungen machen wir noch besonders folgende namhaft, die uns ein besonderes Interesse bei der Lectüre abgewannen: das Bekenntniß Petri (S. 112), Christi Verklärung (S. 121); die auf S. 165, 194, 195, 303, 410, 440, 445, 449, 602 erklärten Parabeln von der königlichen Hochzeit, von den fünf klugen und thörichten Jungfrauen, vom Wein-

berg, vom barmherzigen Samariter, vom großen Abendmahl, vom verlorenen Sohn, vom ungerechten Haushalter, vom guten Hirten u. a., ebenso die Erklärung des Magnificat (S. 342), den längeren Excurs über Maria Magdalena (S. 388), das Gespräch mit Nicodemus u. dgl. Von Interesse ist es uns auch, daß nach der Ansicht des hochw. Herrn Verfassers Judas die heilige Communion nicht empfangen habe (S. 636) (eine Ansicht, die wohl nicht allgemein Anklang finden wird), und daß jenes bei Joh. 18, 15—23 berichtete Verhör und die erste Verläugnung Petri nicht bei Annas, sondern bei Kaiphas, der allein einfachhin in jenem ganzen Zusammenhange Hohepriester genannt wird, vorgefallen sei (S. 678). Die Anordnung der verschiedenen Erzählungen über die Vorfälle und Erscheinungen am Auferstehungsmorgen, wie sie uns hier von S. 698 an geboten wird, dürfte gleichfalls durch innere Wahrscheinlichkeit und ansprechende Einfachheit sich empfehlen.

Das bekannte ex ordine scribere, „der Ordnung nach beschreiben" (Luc. 1, 3), was Lucas seinem Evangelium zuspricht, wird, wie wir glauben, mit vollem Rechte von der Zeitfolge, wie alles sich zugetragen, erklärt (S. 330). Nur dürften dann die Äußerung S. XI und einzelne einleitende Bemerkungen zu dem Berichte des Matthäus, so S. 50, 57, nicht mehr zu Recht bestehen. Ebenso scheint es uns, daß, wenn man einmal die Erzählung des hl. Lucas als in der Zeitfolge der Begebenheiten verlaufend anerkennt, die Frage nach der Dauer des öffentlichen Lebens leicht gelöst werde. S. 553 lesen wir nach der Angabe, daß „das Fest der Juden" Joh. 5, 1 wohl das Purimfest war, Folgendes: „Dann finden sich also im öffentlichen Leben Jesu nur drei Osterfeste: das erste, wobei er die Tempelsäuberung vornahm (Joh. 2, 13), das zweite, wobei er in Galiläa blieb (Joh. 6, 4), und das dritte, wo er in den Tod ging. Demnach hat dann das Lehramt Jesu nur bis in's dritte Jahr gewährt, die zwei Jahre zwischen den drei Ostern und vorher die paar Monate von seiner Taufe bis zum ersten Osterfeste." Allein, wie uns scheint, verhält sich die Sache so, daß man für das öffentliche Leben Jesu vier Osterfeste ansetzen muß. Nach dem ersten Osterfeste verblieb der Heiland längere Zeit in Judäa. Seine Rückkehr nach Galiläa wird von Manchen wegen Joh. 4, 35 erst in den November oder December verlegt. Dieser Ansicht pflichtet auch der hochw. Verfasser bei. Er schreibt zu den Worten: Sagt ihr nicht, es sind noch vier Monate, und die Ernte kommt? (Joh. 4, 35): „Viele wollten in diesem Worte des Herrn ein Sprüchwort sehen, welches die gewöhnliche Zwischenzeit von der Saat bis zur Ernte ausdrücke. Das wäre aber nicht wahr, da auch in Palästina der Weizen schon im Spätjahr gesäet und erst im vollen Frühjahr geerntet wird, also für die Hauptfrucht die Zeit zwischen Saat und Ernte wohl doppelt so lang dauert. Dieß Wort des Herrn ist also als Bestimmung der Zeit zu nehmen, welche von dem Tage an, wo er dieß sagte, bis zur Ernte noch verfließen würde. Da nun dort die Ernte mit dem April begann, so befand sich Jesus am Jakobsbrunnen gegen Ende Decembers seines ersten Lehrjahres, das er einige Wochen vor

Ostern in Galiläa angefangen. Dann war er also nach diesem ersten Osterfeste, so er zu Jerusalem gefeiert, acht Monate in Judäa geblieben, ehe er nach Galiläa durch Samaria zurückkehrte" (S. 548). Eine ähnliche Zeitbestimmung für Jesu Rückkehr nach Galiläa geben auch P. Patrizzi, Grimm, Schegg, Wieseler, H. Aug. W. Meyer u. A., und man kann sie nur billigen. Somit setzt die Erzählung Luc. 4, 14 et regressus est Jesus . . . in Galilaeam bei diesem Zeitpunkte ein. Darüber besteht kein Zweifel. Ist nun das nächste Osterfest bereits das, von dem Johannes im 6. Kapitel spricht, bei welchem die wunderbare Brodvermehrung stattfand? Diese Brodvermehrung ist dieselbe, von der Lucas 9, 10—17 berichtet. Das ist gleichfalls sicher und auch vom hochw. Herrn Verfasser angenommen (S. 561). Die Frage, von der somit die Bestimmung der Zeitdauer des öffentlichen Lebens abhängt, gestaltet sich in diesen Voraussetzungen so, daß wir zu erforschen haben, ob die von Lucas von 4, 14 bis 9, 10 berichteten Begebenheiten in den Zeitraum vom December bis nächste Ostern sich hineindrängen lassen. Freilich eine auf den ersten Anblick mißliche Untersuchung. Doch hilft uns glücklicherweise (immer in der Annahme, daß Lucas der Zeitfolge nach schreibe) der Anfang des 6. Kapitels aus der Verlegenheit: „Es begab sich an einem zweit-ersten Sabbath, als er durch die Saatfelder hinging, pflückten seine Jünger Ähren ab und aßen sie, indem sie dieselben zwischen den Händen zerrieben." Wir können von der allerdings ganz ungewissen Bedeutung des „zweit-ersten Sabbath" absehen; uns genügt es, zu bemerken, daß diese Begebenheit jedenfalls nach Ostern fallen müsse, schon aus dem Grunde, weil es nach Lev. 23, 14 nicht erlaubt war, vor dem zweiten Ostertage, dem Tage der Erstlingsfrüchte, etwas von dem neuen Getreide zu genießen. Hätten die Jünger sich gegen dieses Gebot des levitischen Gesetzes vergangen, so würden die Pharisäer gewiß nicht bloß die Anklage auf Sabbathentheiligung erhoben haben; sie hätten ja mit viel mehr Recht sagen können und müssen: Warum thut ihr, was nach dem Gesetze des Moses nicht erlaubt ist? Vorliegende Evangelienerklärung läßt diese Begebenheit am Sabbath in der Pfingstwoche geschehen sein. Wie dem auch sei, wir haben nun aus dem Vergleiche des Johannes-Evangeliums mit Lucas jedenfalls diese festen Anhaltspunkte: Luc. 4, 14 im December (nach dem ersten Osterfeste); Luc. 6, 1 eine Begebenheit, die nach Ostern in die Zeit des noch stehenden Getreides fällt; Luc. 9, 10 aber stehen wir nach Joh. 6, 4 in der Zeit unmittelbar vor einem Osterfeste: „Es war aber Ostern, das Fest der Juden, nahe." Kann nun dieses letzte Osterfest das zweite im öffentlichen Leben Jesu sein? Offenbar nicht, wenn Lucas der Zeitfolge nach berichtet. Denn dann muß das Ährenpflücken, das ja vom December bis nächste Ostern nicht stattfinden konnte, nach jenem Osterfeste sich ereignet haben, das wir nothwendig vor dem im 9. Kapitel des Lucas und 6. des Johannes als nahe erwähnten einschieben müssen. Und so haben wir im öffentlichen Leben Jesu vier Osterfeste und die öffentliche Lehrthätigkeit auf drei Jahre und einige Monate anzusetzen. Das stimmt jedenfalls auch gut zu der halben Jahreswoche Daniels (9, 27) und zu der vom Chro-

nicon Paschale, von Eusebius, Hieronymus, Chrysostomus gebilligten Meinung [1], die nach Patrizzi vom 10. Jahrhundert an allgemeine Geltung sich verschaffte, daß Christus etwas über drei Jahre gepredigt und öffentlich gewirkt habe.

Im Verlaufe der Evangelienerklärung kommt die eine oder andere Meinung zum Ausdruck, die wir lieber unterdrückt gesehen hätten. So S. 55: „wie pure Geister in einem thierischen Leibe wohnen könnten, ist nicht zu begreifen; wohl aber ist eine solche Verbindung zu fassen, wofern sie selbst auch eine Art von elementarem, wenn auch von einem irdischen sehr verschiedenen Leibe, haben.“ Es ist die Rede von den Dämonen, welche in die Schweine der Gerasener gefahren sind. Sollen also die Teufel „eine Art von elementarem Leib“ haben? Cajetan hatte nach Suarez eine ähnliche Ansicht; allein Suarez unterläßt nicht, unter Anderem über die gegentheilige Meinung von der puren Geistnatur zu bemerken: „Propter communem Ecclesiae consensum hoc tempore fere certam esse judico hanc assertionem“ (De Angelis, l. I. c. 6. n. 6). Ebenso die öfter als zuläßig vorgetragene Meinung, Annas und Kaiphas hätten jahrweise in der Führung des Hohenpriesteramtes abgewechselt (S. 363, 618, 679), und die über den hl. Johannes geäußerte: „daß die Kirche keine Reliquien von ihm zu verehren hat, erklärt sich füglich daher, daß der Lieblingsjünger des Herrn Jesu und der Adoptivsohn der Jungfrau-Mutter Maria mit ihnen auch des Vorzuges der Auferstehung schon gewürdigt und mit Leib und Seele in die Glorie des Herrn aufgenommen sein mag“ (S. 714).

Am meisten überrascht und befremdet hat uns, zu finden, daß die allgemein von den Theologen (einige Neuere, wie Günther, Baltzer freilich ausgenommen) angenommene Lehre, die Seele Christi habe sich hier auf Erden bereits der Anschauung Gottes erfreut, nicht den ganzen Beifall und die volle Zustimmung des hochw. Herrn Verfassers hat. „Die unmittelbare Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht, die den Menschen ganz vollendet und ewig beseligt, also keines Wachsthums fähig ist, ist mit dem zeitlichen Leben und irdischen Werk Christi wohl nicht vereinbar. Auch im zeitlichen Leben Christi bestand der Unterschied des Weges vom Ziel; er mußte den Weg gehen, um an's Ziel zu kommen . . . Das Leiden des Erlösers war nicht bloß eine Verzehrung seines ganzen leiblichen Lebens, sondern auch eine Betrübung seiner Seele bis zum Tode, ja bis zu seiner Verlassenheit von Gott. Dieß Leiden war durchaus unmöglich für eine Seele, die sich schon der beseligenden Anschauung Gottes erfreute. Wie daher der Gottmensch sich der ihm gebührenden Gottesgestalt entäußert und Knechtsgestalt angenommen und sich selbst bis zum Kreuzestode erniedrigt hat, so muß er auch zu dieser Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung auf die beseligende Anschauung Gottes in seinem irdischen Leben, wenigstens während seines heiligen Leidens, seiner Gottverlassenheit am Kreuze, aus Liebe zu uns verzichtet haben, und ist eben

---

[1] Migne, Patrol. gr. t. 92. col. 524. Patritii, De Evangeliis, l. III. p. 277. Tab. I. ad diss. 19. n. 245.

dadurch des Wachsthums, der Erhöhung seiner Menschheit zur göttlichen Herrlichkeit fähig geworden“ (S. 361). Diese Auffassung sucht in ihrem letzten Theile durch die Einschränkung „wenigstens während seines Leidens“ allerdings eine Art Vermittlungsweg offen zu erhalten zwischen der Annahme und der Läugnung der beseligenden Anschauung, stellt aber dadurch „wenigstens“ für die Zeit des Leidens sie um so entschiedener in Abrede, während der erste Satz vielleicht die Erklärung zuläßt, als ob nur gesagt sei, daß die beseligende Anschauung zwar in ihrem Wesen, aber nicht in all ihren Wirkungen vorhanden gewesen sei. Was ist nun von der theologischen Lehre, daß Christus der beseligenden Anschauung hier auf Erden sich erfreut habe, zu halten? Wir beschränken uns darauf, anzuführen, was P. Stentrup in einer Recension über Dr. Oswalds Buch „Die Erlösung in Christo“ sagt: „Offenbar zu milde beurtheilt der Verfasser die Ansicht der neueren Theologie, Christus habe während seines sterblichen Lebens die beseligende Anschauung nicht gehabt. Obwohl er (Oswald) sich zur entgegengesetzten Ansicht hinneigt, will er doch nicht geradezu entscheiden. Jedenfalls hält er (Oswald) dafür, daß keine wie immer geartete theologische Censur am Platze sei, und der Grundsatz zur Anwendung komme: in dubiis libertas. Aber ist denn alles, was eben nur nicht kirchlich definirtes Dogma ist, zweifelhaft? Können wir namentlich die Lehre, um die es sich handelt, als zweifelhaft bezeichnen? Wir antworten mit einem entschiedenen Nein. Denn abgesehen von den Gründen, auf welche sie sich stützt, ist es eine Thatsache, daß sie Jahrhunderte hindurch von allen kirchlichen Schriftstellern gelehrt wurde und allgemeine Überzeugung der Christenheit war, daß sie somit in dem Bewußtsein der Kirche enthalten war und auf vielfache Weise zum Ausdruck kam. Besser also hätte der Verfasser gethan (Oswald), wenn er die entgegengesetzte Meinung als neoterische gekennzeichnet und verworfen hätte.“[1] Ebenso urtheilt P. Kleutgen: „Wenn dieselbe (die Lehre, daß Christus während seines irdischen Lebens das Angesicht Gottes schaute) aber seit Jahrhunderten nicht etwa bloß unter den Pflegern der scholastischen Theologie, sondern unter allen kirchlichen Schriftstellern allgemein geworden ist, so daß der gewiß belesene Petavius zuversichtlich behauptet, sie sei noch von keinem in Zweifel gezogen worden; wenn sie eben deßhalb auch in die ascetische Literatur und in den Volksunterricht übergegangen und zu einer allgemeinen Überzeugung der Christenheit geworden ist, so hat sie dadurch ein Ansehen erhalten, vor dem sich jede Schule, die katholisch sein will, beugen muß; auch abgesehen von den Beweisen, welche wir entwickelt, und welche die Gegner auch nicht einmal den Versuch gemacht haben zu entkräften. Nichtsdestoweniger halten sie die Theologen gemeiniglich nicht für einen Glaubenssatz . . . In dem Bewußtsein der Kirche und in ihrem gewöhnlichen Lehrvortrage ist sie zwar ausdrücklich enthalten, aber nicht als Dogma. Man erinnere sich jedoch hier, daß das Gebiet dessen, was uns durch theologische Gründe oder auch durch das Ansehen der Kirche gewiß wird, sich weiter als das Gebiet des eigentlichen Dogma

[1] Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie, II. Jahrg. 3. Heft, S. 567.

erstreckt."[1] Berlage (Dogmatik, VI. S. 257) nennt sie einfachhin „Lehre der kirchlichen Theologen".

Wir können nicht besser schließen, als indem wir die schönen Worte hierhersetzen, in welchen der hochwürdigste Herr Lothar v. Kübel der vorliegenden Erklärung seine oberhirtliche Approbation ertheilt: „Wir empfehlen nach sorgfältiger Kenntnißnahme diese Erklärung der heiligen vier Evangelien sowohl der katholischen Laienwelt, zu deren Erbauung sie zunächst bestimmt ist, als auch dem hochwürdigen Klerus, welcher daraus reiches Material für seine Lehrthätigkeit schöpfen wird, und hoffen, daß beide durch dieses Buch inne werden, wie sehr das Evangelium eine Kraft Gottes ist, um selig zu machen alle, die daran glauben."

J. Knabenbauer S. J.

Der hl. Cyprian. Sein Leben und seine Lehre, dargestellt von Lic. **Bernhard Fechtrup**, Docent an der Akademie zu Münster. I. Cyprians Leben. 8⁰. VIII u. 264 S. Münster, Theissing, 1878. Preis: *M.* 5.

Eine naheliegende Frage, ob nach der kürzlich erschienenen vortrefflichen Monographie von Dr. Peters es nicht überflüssig erscheinen könnte, auf's Neue den heiligen Kirchenlehrer des 3. Jahrhunderts kritisch zu behandeln, beantwortet der Verfasser mit der Bemerkung, daß er „in manchen Punkten, besonders auch in der Auffassung des dogmatischen Bewußtseins des hl. Cyprian, Peters' Ansichten nicht zu theilen vermöge". Ein zweiter Theil soll „nach einer kurzen Besprechung der einzelnen Schriften Cyprians den dogmenhistorischen Gehalt derselben darlegen". Die Hauptsache steht also noch aus, und insoferne können wir auch eine Würdigung der Eigenthümlichkeiten in der Auffassung des hl. Cyprian, die an einzelnen Punkten durchblicken, verschieben, bis dieselben markirter zu Tage getreten sind.

Der Verfasser zeigt im vorliegenden Bande unverkennbares kritisches Talent, Belesenheit und ernstes Streben nach historischer Objectivität und erschöpfender Durchdringung seines Gegenstandes; die Darstellung ist dabei freilich etwas trocken ausgefallen, auch fehlt es dem Gange an lichtvollen Haltpunkten und an Übersichtlichkeit. Öfter drängt sich beim Lesen der Gedanke nahe, es trete über dem Bemühen, das Einzelne möglichst genau und richtig wiederzugeben, der ideale Schwung im Charakter und in den Handlungen des großen Kirchenlehrers zu sehr in den Hintergrund.

In einem und zwar gerade in einem Hauptpunkte, will uns bedünken, ist der Verfasser demselben nicht gerecht geworden. Wer sich mit den Briefen des hl. Cyprian beschäftigt hat, kennt die Berufung des Heiligen auf unmittelbaren Verkehr mit der himmlischen Welt in Visionen und durch Offenbarungen. Auf eine unmittelbare göttliche Weisung wird so die Flucht beim Beginne der decischen Verfolgung zurückgeführt. Wir lesen nun hierzu beim Verfasser, der

---

[1] Theologie der Vorzeit, 3. Bd. 1. Theil. Vom Erlöser, S. 281, 282.

indessen die Angaben des hl. Cyprian selber getreulich registrirt: „Wir brauchen hier offenbar keinen ausdrücklichen Befehl Gottes, der an Cyprian ergangen sei, anzunehmen. Auch die mancherlei Visionen, deren Cyprian Erwähnung thut, finden in lebhafter Phantasie (!), verbunden mit innigem, kindlichem Glauben, ihren ausreichenden Erklärungsgrund (!!). Es konnte nicht fehlen, daß solche Gesichte und Weissagungen bei den Gläubigen der afrikanischen Kirche großen Eindruck machten, denn ihr lebendiges Gefühl und inniges Gemüth hatte eine natürliche Inclination zur Annahme einer solchen directen Verbindung mit der übernatürlichen Welt, wie sich dieß besonders darin ausspricht, daß der phantastisch-schwärmerische Montanismus mit seinen Weissagungen und Visionen gerade in Afrika so viele Anhänger gewinnen konnte. Schon zu Cyprians Zeiten fanden übrigens seine Gesichte keineswegs allgemeine gläubige Aufnahme" u. s. w. (S. 48). Nun, wir bestreiten der historischen Kritik keineswegs das Recht, auch bei Heiligen und Kirchenlehrern Ansprüche auf empfangene Offenbarungen genau zu prüfen; allein sie mit schwärmerischen Illusionen von Sectirern in Vergleichung zu bringen, oder, statt die von der Theologie an die Hand gegebenen Kriterien anzuwenden, nur dem Zweifel das Wort zu lassen, ist doch wohl ungerecht und nur geeignet, das tiefere Verständniß des hl. Cyprian sowie der Kirche seiner Zeit zu verhindern.

Ebenso können wir nicht ungerügt hingehen lassen, daß die bekannte Bitte des hl. Cyprian (Ep. 68) an den Papst Stephan, den Bischof Marcion von Arles, der für Novatian Partei ergriffen hatte, zu beseitigen, nicht nur mit einer gewissen Voreingenommenheit behandelt und abgeschwächt, sondern allen Ernstes, falls in ihr eine Anerkennung des römischen Jurisdictionsprimates läge, als ausreichender Grund behandelt wird, den Brief selber mit Launoy für unecht zu erklären. Die Worte des Verfassers lauten: „Die Meinung Peters', die sich besonders auf diese Stelle stützt, daß Cyprian in unserem Briefe ‚dem Nachfolger Petri die ordentliche und unmittelbare Jurisdiction über auswärtige Diöcesen, mithin auch über die ganze Kirche einräumt und zuerkennt', kann ich als dem Geiste Cyprians entsprechend nicht anerkennen. Es würde ja aus den angeführten Worten alsdann folgen, Cyprian habe dem Stephanus das Recht zugeschrieben, einfach durch einen Brief einen Andern an Stelle des Marcion auf den bischöflichen Stuhl von Arles zu erheben, eine Anschauung, von der wohl Niemand behaupten wird, daß sie cyprianisch sei. Müßten die Worte in diesem Sinne verstanden werden, so würde ich kaum Bedenken tragen, Launoy zuzustimmen, der den Brief für unecht erklärt" (S. 191). Wir denken, es wird Dr. Peters ein Leichtes sein, seine Auffassung von dem besprochenen Briefe als echt cyprianisch, oder als wesentlich übereinstimmend mit dem Ideengange des berühmten Verfassers der Schrift De unitate Ecclesiae zu erhärten; auch scheint es uns nicht gerathen, dem Verfasser vorzugreifen über das, was echt cyprianisch ist; aus dem gleichen Grunde besprechen wir nicht weiter, was uns als mit der angedeuteten Eingenommenheit verwandt da und dort in diesem ersten Theile seines Werkes aufgestoßen ist. Nur vor dem bedenklichen Princip,

das aller subjectiven Willkür Thür und Thor öffnet, wollen wir den Verfasser warnen, das Urtheil über Echtheit und Unechtheit eines Documents vornämlich von dem „Geiste“ des Verfassers, d. h. von dem Spiegelbilde abhängig zu machen, das man sich von diesem Geiste fixirt hat. In diese Reihe stellen wir auch das Absprechen über das Zeugniß des hl. Augustinus, daß es zwischen den beiden heiligen Martyrern Stephan und Cyprian nicht zum förmlichen Bruch gekommen sei; der Verfasser nennt dieses Zeugniß einen Irrthum. „Wenn der hl. Augustinus sagt, es sei zwischen Stephanus und Cyprian kein Schisma entstanden, so hat er sich geirrt“ (S. 238). Wir sehen uns aber vergeblich nach einem objectiven, stichhaltigen Beweise hierfür um, und der Verfasser wird es uns darum nicht als Unbilligkeit auslegen, wenn wir gegen ihn, einen deutschen Kritiker des 19. Jahrhunderts, für den hl. Augustin, der von dem hl. Cyprian nur um anderthalb Jahrhunderte abstand und auf demselben Boden wirkte, Partei ergreifen.

Fl. Rieß S. J.

Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch rc. Nach dem Französischen des **P. A. Maurel**, Priesters der Gesellschaft Jesu, bearbeitet von P. J. Schneider, Priester derselben Gesellschaft. Sechste Auflage. 8⁰. XXXII u. 643 S. Paderborn, Schöningh, 1878. Preis: *M.* 4.50.

Vorliegendes Werk hat sich in seinen vielen Auflagen schon einen so ausgedehnten Leserkreis erworben, daß eine Besprechung zu dem Zwecke, es in weiteren Kreisen bekannt zu machen, überflüssig erscheinen dürfte. Wir beschränken uns deßhalb darauf, einige Worte über diese neue Auflage zu sagen. Dieselbe kündigt sich als die „nach der neuesten Ausgabe der Raccolta sorgfältig verbesserte“ an und hat als solche einen ganz besondern Werth.

Es waren in den letztern Jahren mehrere Ablaßgebete in Umlauf gesetzt, welche wohl alle von dem in Gott ruhenden Pius IX. mit Ablaß waren begnadigt worden, ohne daß jedoch diese Bewilligung zur Giltigkeit gelangt wäre. Als im vorigen Jahre in Rom die „Raccolta di orazioni e pie opere, per le quali sono state concesse le ss. Indulgenze“ erschien, kündigte sie sich durch die ausdrückliche Approbation Pius' IX. und dessen Decret als die echte und authentische Sammlung der bisher gegebenen Ablässe an; und wenn irgend ein Zweifel oder eine Controverse entstehe, über irgend eine Ablaßbewilligung oder die Art und Weise, selben zu gewinnen, so solle — ließ Se. Heiligkeit ausdrücklich erklären — „diese Sammlung allein maßgebend sein, so daß nach ihr der Zweifel gelöst werden müsse“. Der Herausgeber fügte noch seinen Vorbemerkungen die Note bei: „Wiewohl noch manche andere Ablässe cursiren, die man als vom hl. Vater Pius IX. bewilligt anzuführen pflegt: so sind dieselben dennoch hier nicht aufgenommen, denn sie sind ohne allen Werth aus dem Grunde, weil die betreffenden Bewilligungsschreiben bei der Secretarie der Ablaßcongregation nicht eingereicht worden sind, wie es das Decret vom 28. Januar 1756 erheischt.“ Darnach konnte wohl starke

Vermuthung Platz greifen, ob nicht auch in den deutschen Ablaßverzeichnissen trotz aller Sorgfalt dergleichen ungiltige Ablässe sich eingeschlichen hätten, und in der That hatte auch leider die bisherige Ausgabe Maurels solche unrichtige Angaben aufzuweisen.

Wie schwer es aber hält, solche Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten ganz zu vermeiden, geht daraus hervor, daß selbst in Rom erschienene und besonders approbirte Bücher nicht immer die Garantie hinlänglicher Genauigkeit boten. Wir können das an einem Beispiele zeigen, welches der Leser in dem hier zur Besprechung gezogenen Werke controliren kann, wenn er S. 618 mit S. 155 Nr. 18 und S. 221 Nr. 40 vergleicht. S. 618 nämlich wird die authentische Weiheformel für das Scapulier der unbefleckten Empfängniß angegeben, genau wie sie sich findet in dem neuen Appendix des römischen Rituals (S. 127), welches vor der verbesserten Raccolta 1876 in Rom von der Rituscongregation approbirt erschien. Darum hat wohl der Verfasser unseres Werkes sich nicht erlaubt, irgend welche Änderung vorzunehmen, auch nicht zu einer Verbesserung und größern Genauigkeit. Nach dem Rituale nämlich finden sich dort zwei Schußgebetlein zum heiligsten Sacramente und zur unbefleckten Empfängniß angegeben mit dem Bemerken: „Hortetur (sacerdos) fideles, ut haec elogia saepe saepius repetant ad indulgentias 200 dierum consequendas. Rescript. Pii VI. 21. Nov. 1793 et Decr. Pii VII. 30. Junii 1818“. Daraus möchte man nun am natürlichsten schließen, daß auf die angedeuteten Schußgebetlein toties quoties der Ablaß verliehen sei. Dieses ist aber in der That nicht der Fall, sondern nach Ausweis der Raccolta S. 82 und 184 ist nur dem einen Schußgebetlein toties quoties der Ablaß von 100 Tagen zuerkannt, dem andern nur einmal täglich, wiewohl unter gewissen Bedingungen und Umständen sich noch weitere Ablässe daran knüpfen. Die exacte Angabe ist im vorliegenden Werke von Maurel-Schneider S. 155 und 221 einzusehen. Es ist daher als eine dankenswerthe und nothwendig gewordene Arbeit zu begrüßen, daß die in der jetzigen 6. Auflage aufgenommenen Gebete des I. Theiles I. Abschnitts alle nach der neuesten Raccolta controlirt sind.

Auch in andern Theilen sticht die gegenwärtige Auflage vortheilhaft von den frühern ab. Vor Allem hat der III. Abschnitt des I. Theiles „Bruderschaften und fromme Vereine“ eine bessere Anordnung und eine nicht unwesentliche Bereicherung erfahren. Der Herausgeber nennt seine Arbeit eine Bearbeitung nach dem Französischen; sie ist aber mehr als das, wie schon die vielfachen sachlichen Erweiterungen der vorliegenden Ausgabe beweisen. Gewiß würde kein Leser die neuen Zugaben und die vielen kostbaren Noten, durch welche der Text des französischen Verfassers in mehreren Punkten berichtigt wird, vermissen wollen.

Noch möchten wir eine Frage, beziehungsweise eine Bitte an den Verfasser stellen. S. 314 Note wird betreffs des heldenmüthigen Liebesactes zu Gunsten der armen Seelen gesagt: „An den Tagen, wo sie (die Priester) nicht für Verstorbene appliciren, und daher das Altarsprivilegium nicht haben u. s. w.“ Ist es nun wirklich so sicher, daß in diesem Falle das privilegium

altaris an die applicatio pro defunctis geknüpft sei? Daß, wenn die Rubriken es gestatten, eine Todtenmesse gelesen werden muß, um sich jenes Privilegiums zu erfreuen, ist unzweifelhaft. Bekanntlich steht aber dieser Meßform an sich nichts im Wege, daß sie nicht etwa auch pro vivis applicirt werden könnte. Fällt damit aber — wie es in den meisten Fällen sonst wirklich geschieht — auch bei dem heldenmüthigen Liebesacte das Altarsprivilegium weg? Die Application der Messe für die Verstorbenen finde ich nämlich nirgends ausgedrückt in den authentischen Verzeichnissen der Ablässe, welche mit dem genannten Liebesacte verknüpft sind. Daher dürfte man vielleicht schließen, daß die Kirche betreffs der heiligen Messe nicht die Hauptapplication für die Verstorbenen fordere, sondern sich mit der untergeordneten Intention zu deren Gunsten begnüge, zumal da nach Prinzivalli[1] die Ablaßcongregation die Ansicht des Consultors veröffentlicht hat, nach der die Zuwendung des Altarsprivilegiums von der Application des heiligen Meßopfers trennbar oder unabhängig ist, falls nicht der heilige Stuhl bei der Verleihung des Privilegs auch die Application der Messe als Bedingung festsetzt. Um so mehr könnte Jemandem jener Schluß berechtigt erscheinen, da es sich hier um eine Vergünstigung handelt, welche nach dem terminus der Schule als privilegium reale und deßhalb latae interpretationis zu nehmen ist. Schließlich jedoch ist der Wille des heiligen Stuhles allein maßgebend; wäre es dem Verfasser nun nicht möglich, höheren Ortes eine sichere Entscheidung über diese Frage zu veranlassen?

Wir nehmen Abschied von dem Buche mit dem herzlichen Wunsche, daß es in seiner verbesserten Gestalt fortfahre, den Nutzen zu stiften oder vielmehr in noch reicherem Maße den Segen zu bringen, welchen die früheren Auflagen gebracht haben.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Lehren und Rathschläge des Papstes Pius IX. an die Katholiken. Auszüge aus den Breven, Allocutionen und Reden Sr. Heiligkeit. kl. 16°. 334 S. Freiburg i. d. Schweiz, St. Paulus-Druckerei, 1878. Preis: 75 *Pf.*

Wir können uns kaum ein besseres und nützlicheres Andenken an den großen unvergeßlichen Papst denken als diese Sammlung seiner zeitgemäßesten und allgemein anwendbarsten Aussprüche, die eben so viel Aufschlüsse über schwierige Fragen der Gegenwart, als praktische Winke für das religiöse und sociale Leben sind. Es gibt nur sehr wenige Katholiken, die Zeit und Gelegenheit haben, die Breven, Allocutionen und Reden Pius' IX. in ihrer Gesammtheit zu studiren oder in zweifelhaften Fällen zu consultiren, deßhalb wird hier Allen das Wesentliche und Allgemeinnützliche unter

[1] Decreta auth. etc. Nr. DCII.

bestimmten Gesichtspunkten geordnet gleichsam zum täglichen Gebrauch dargeboten. Die Revolution, der Liberalismus, die Pflichten der Katholiken, die christliche Erziehung, das Weib und die Familie, die Bücher und Theater, Roms Bestimmung, die moderne Gesellschaft, die zwei Leidenschaften des 19. Jahrhunderts — wer möchte über diese und ähnliche hochwichtige Lebensfragen nicht zu seiner eigenen Belehrung oder zur Ueberzeugung Anderer das klare, väterliche, energische Wort des großen Pius zur Hand haben? Wir begrüßen daher das gegenwärtige Büchlein als ein wirklich goldenes von ganzem Herzen und wünschen ihm Eingang in jede Familie; vorzüglich möchten wir es in die Hand eines jeden katholischen Mannes und Jünglings legen. Es würde in mancher Hinsicht freilich noch besser seinem Zweck entsprechen, wenn der Sammler sich mehr auf kurze, schlagende Kernsprüche beschränkt hätte, die sich leicht überblicken und behalten lassen, statt, wie er es jetzt gethan, längere Passus mit förmlicher Ausführung und theilweiser Begründung des Gedankens auszuwählen. Auch die Übersetzung läßt bisweilen sehr sowohl an Klarheit als noch mehr an Schönheit zu wünschen.

Die Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles. Von Cardinal Manning, Erzbischof von Westminster. Autorisirte Übersetzung von Dr. Wilhelm Bender, Professor an der katholischen Universität in London. 8°. 126 S. Berlin 1878. Preis: *M.* 1.80.

Die Berechtigung und die Bedeutung der weltlichen Herrschaft des Papstes, der Charakter ihrer Anfeindung, die verderblichen Folgen dieser Anfeindung für Italien und für Europa, der augenscheinliche, der Kirche in ihren jüngsten Heimsuchungen zu Theil gewordene göttliche Schutz, endlich die Pflichten, welche sich unter den obwaltenden Verhältnissen für jeden einzelnen Katholiken ergeben — das sind die Fragen, welche der gefeierte Cardinalprimas von England in vier, zunächst auf englische Leser berechneten, Vorträgen beleuchtet. Doch wird die Wärme der Darstellung, sowie die lichtvollen historischen Ueberblicke auch weitere Kreise wohlthuend berühren.

Il sincero christiano ed i suoi doveri verso Gesù Christo, la Chiesa e lo Stato. Per la gran festa del giubileo episcopale del S. P. Pio IX. 3 Giugno 1877 in segno di filiale esultanza i fratelli sacerdoti *Jacopo, Andrea, Gottardo Scotton* di Bassano. 8°. XV u. 359 S. Turin 1877. Preis: *M.* 5.20.

Eine Apologetik, welche jenseits der Alpen mit verdientem Beifall aufgenommen worden ist. Sie zeichnet sich aus durch die Correctheit der vorgetragenen Doctrin, durch gemeinverständliche und doch solide Beweisführung. Stellenweise könnte vielleicht die Verkettung des Beweismaterials eine mehr logische sein: vgl. S. 44 ff., wo die erst S. 57 berührte Unfehlbarkeit der Kirche vermißt wird. Einige unseres Erachtens irrthümliche Argumentationen und Voraussetzungen, z. B. S. 76, 140, 148 (die Parenthese), 189 u. s. w., wären besser weggeblieben. Sollten für die Frage über den Aufenthalt und Episkopat Petri in Rom nun einmal neuere Autoritäten aufgeführt werden, so konnten deren, glauben wir, wohl mehrere und andere als die S. 112 ff. erwähnten namhaft gemacht werden u. s. w. Solcher kleinerer Mängel ungeachtet verdient indessen das Werk auf's Beste empfohlen zu werden.

Die heiligen Evangelien auf alle Sonn- und Feiertage des katholischen Kirchenjahres, mit den dazu gehörigen Lesungen aus der heiligen

Schrift (Episteln) und mit der Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes. (Text nach Allioli.) kl. 4⁰. 440 S. Graz, Vereinsbuchdruckerei, 1878. Preis: *M.* 12.

Das vorliegende Evangelienbuch gereicht der Officin, aus der es hervorgegangen, zu großer Ehre. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig: das schöne Papier, die gefälligen und kräftigen (Schwabacher) Typen, die stilgerechten Initialen und Vignetten, der sorgfältig in Roth und Schwarz ausgeführte Druck vereinen sich zu einem wirklich schönen Druckwerk, das durch den zwar einfachen, aber eleganten Ledereinband noch mehr gehoben wird. Jeder Priester wird sich freuen, ein seinem Zwecke so sehr entsprechendes Buch für den sonntäglichen Gebrauch in der Kirche zu besitzen, aber auch für den Büchertisch katholischer Familien wird es wegen seiner herrlichen Ausstattung und seines Inhaltes eine willkommene Zierde sein. Das Evangelienbuch hält sich in seiner inneren Einrichtung an das römische Missale und bietet in dem beigefügten Proprium der Diöcese Sekau die Episteln und Evangelien für eine Reihe von Festen, die auch in anderen Diöcesen feierlicher begangen werden.

Deutschlands Geschichte. Dem deutschen Volke erzählt von S. Klein. 8⁰. 470 S. Freiburg, Herder, 1878. Preis: *M.* 3.

Das vorliegende Buch will „dem deutschen Volke und insbesondere der reiferen Jugend in gedrängter Kürze und ansprechender Form ein wahrheitsgetreues, klares und anschauliches Bild unserer vaterländischen Vergangenheit vorführen“, gewiß ein Plan, der in jeder Beziehung unsere Billigung verdient. Eine kurze, von katholischem Standpunkte aus geschriebene Geschichte Deutschlands muß um so willkommener sein, da in letzterer Zeit wenigstens kein derartiges Werk erschienen ist. Es hat zwar seine bedeutende Schwierigkeit, den weitläufigen Stoff so in einen kleinen Octavband zu zwingen, daß einerseits kein wichtiger Punkt unbesprochen bleibt und andererseits das Ganze nicht ein trockener Auszug werde. Im Allgemeinen, glauben wir, hat der Verfasser recht glücklich diese beiden Klippen vermieden; doch scheint er uns eher zu kurz, als zu ausführlich zu sein. Recht gut haben uns die Culturbilder am Schlusse des Mittelalters gefallen. Dafür scheint das Culturgeschichtliche aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert doch etwas zu dürftig. Bei der Charakteristik Friedrich' II. von Preußen hätten wohl die Studien Onno Klopps mehr beachtet werden können. Auch sonst stimmen wir nicht in allen Punkten mit dem Verfasser überein, namentlich wünschten wir, daß bei einer neuen Ausgabe den historischen Daten mitunter mehr, als es geschehen ist, ein verurtheilendes oder lobendes Wort beigefügt würde. Das Ganze würde dann eine wärmere katholische Färbung gewinnen. Wenn es nämlich auch ganz richtig ist, daß in Geschichtswerken die Thatsachen durch sich sprechen müssen, so sollte doch in einem Volksbuche das Urtheil über manche Punkte dem Leser in bestimmter Form geboten werden.

Schutzengelbriefe. Donauwörth, Buchhandlung des katholischen Erziehungsvereins (L. Auer).

Nicht nur durch dickleibige Bücher, sondern auch durch winzige Flugblätter verstehen es die Bösen, ihre dem Glauben und den Sitten verderblichen Lehren auszustreuen. Daß auch auf diesem Felde die katholische Publicistik die Gegner mit ihren eigenen Waffen angreift, ist daher sehr erfreulich, und „Onkel Ludwig“ macht es unseres Erachtens recht gut mit seinen „Schutzengelbriefen“. Diese Schutzengelbriefe, deren uns eine Anzahl vorliegt, und die wir zur Verbreitung empfehlen möchten, sind

kleine, auf farbiges Papier gedruckte Mahnungen (2—16 Seiten Sedezformat), die der Schutzengel theils an seine kleinen Freunde, theils auch an Erwachsene — und diese bedürfen ja der guten Einsprechungen wohl noch mehr — über die verschiedensten Gegenstände und in den verschiedensten Formen richtet; bald sind es bloß kleine Gebetchen, bald Erklärungen der gewöhnlichsten Gebete, bald interessante Züge aus dem Leben der Heiligen oder hübsche Erzählungen, oder kurze Predigten u. s. w. u. s. w. Zur weitesten Verbreitung sind alle geeignet, und durch ihre Ausstattung empfehlen sie sich sehr als Geschenke an Kinder, anstatt der auch heutzutage leider noch vielfach vorkommenden, sehr wenig hübschen Heiligenbildchen französischen Ursprungs.

Gedichte der Hermine von Pafruban. 16°. 131 S. Wien, W. Braumüller, 1878. Preis: *M.* 2., geb. mit Goldschnitt *M.* 3.

Die vorliegende Gedichtsammlung ist ein von Freundeshand gewundener Todtenkranz auf das Grab der eigenen Sängerin, die sich in der „weißen Rose" (S. 111 ff.) so tiefgefühlt und rührend ihr Scheidelied von dieser Erde gesungen hat. Eine eigenthümliche, durchaus originelle und kräftige poetische Begabung läßt sich in den hinterlassenen Gedichten nicht verkennen, obgleich der Mangel an klarer Durchbildung und harmonischer Abrundung einen ungestörten Genuß nicht ermöglicht. Am wenigsten gelungen scheinen uns die größeren epischen Versuche „Myrta" und „Die Christen"; denn weisen dieselben auch im Allgemeinen eine sehr glatte, edle und dichterische Sprache auf, so fehlt ihnen doch das kräftige, plastische Gepräge, das vollströmende epische Leben und die stramme Sicherheit der Charakteristik. Bisweilen verräth sogar die etwas furchtsame Art eine noch jugendliche Hand, die bei einiger Übung und Erstarkung Treffliches zu leisten vermocht hätte. In dem „Blumenstrauß" klingt ebenfalls der epische Grundton stark durch, indem uns hier eine Reihe von Genrebildern, meistens der modernen Salonwelt entnommen, geboten wird. Einzelne dieser Bilder sind in ihrer Art wohl als gelungen zu bezeichnen (z. B. Myrte) — aber uns will die Art selbst bedenklich scheinen, da sie doch gar stark an eine gewisse Schule erinnert, die durch Heine oder Dingelstedt Mode geworden. Die Cameliendamen wollen wir den französischen Dumas und den deutschen Heyse lassen. Die rein lyrischen Piècen, die sich als „Myrta's Lieder" an die gleichnamige Romanze anschließen, sind wohl durchschnittlich das Beste der Sammlung. Diese Lieder mit ihrem musikalischen Anschlag und ihrer oft wirklich melodienreichen Entfaltung bekunden ein nicht gewöhnliches lyrisches Talent, nur Schade, daß nicht immer ein glückliches Maß die Ergüsse regelte und einzelne Dunkelheiten der Sprache die nöthige lyrische Klarheit vermissen lassen.

La Civiltà cattolica. Firenze 1878. Quaderno 668. La presente crisi d' Europa. — Della semplicità dell' Esser divino. — La scrittura cuneiforme dei monumenti Assiri e Caldei. — Delle elezioni popolari nella chiesa. V. — Archäologisches.

Quaderno 669. Di un censore del Papa Pio IX. — Dell' origine dell' uomo secondo la scienza e la rivelazione. IX. — Della conoscenza sensitiva. LIII. — Le Gemelle Africane. (Fortsetzung.)

Quaderno 670. Lettera enciclica del S. P. N. Leone XIII. — Le alleanze dell' impero nel 1869 e 1870. — La divina immensità. — Delle elezioni popolari nella chiesa. VI. VII. — Le Gemelle Africane. (Fortsetzung.) — Archäologisches.

Quaderno 671. L' Enciclica del S. P. Leone XIII. — Il centenario della morte di Francesco Voltaire. — La cosmogonia de' Caldei comparata

alla Mosaica. — Delle elezioni popolari nella chiesa. VIII. — Le Gemelle Africane. (Fortsetzung.) — Archäologisches.

Quaderno 672. L' Enciclica del S. P. Leone XIII. in ordine alla civiltà. — L' Itinerarium mentis in Deum di S. Bonaventura bistrattato dagli Ontologi. — Delle elezioni popolari nella chiesa. IX. — Dell' origine dell' uomo secondo la scienza e la rivelazione. X. XI. — Le Gemelle Africane. (Fortsetzung.) — Naturhistorisches.

Quaderno 673. La conclusione dell' Enciclica di Leone XIII. ossia il Papa e il mondo cattolico. — La ribellione degli Angeli e la Caduta dell' uomo secondo i monumenti assiro-caldei. — Della conoscenza sensitiva. LIV. — Le Gemelle Africane. (Schluss.)

Quaderno 674. Lettera del S. P. N. Leone XIII. al Sign. Card. Monaco La Valetta. — L' attentato alla vita dell' imperatore Guglielmo. — L' immutabilità di Dio. — Dell' origine dell' uomo secondo la scienza e la fede. XII. — Archäologisches.

Bibliographische Mittheilungen und politische Nachrichten in jedem Heft.

The Month and Catholic Review. London 1878. May. Nationalism and Catholicism in reference to the case of T. Curci. (P. Coleridge.) — Some Remarks on the Argument from Design. II. (P. Rickaby.) — The Jesuits in White Russia. (P. Knight.) — An Apologue. (R. Revd. Msgr. Patterson.) — Missions in South and Central Africa. (A. Wilmot.) — Alfred the Great. VII. (P. Knight.) — History of the Little Office of the Immac. Conception. (E. Waterton.) — Reviews and Notices.

June. A Carmelite Family. (P. Coleridge.) — On Government. II. (E. Lucas.) — Alfred the Great. VIII. (P. Knight.) — Atheism as a mental Phenomenon. (P. T. Finlay.) — The Colony and Mission of Maryland. (P. Mac Leod.) — Free Will and Modern Science. (H. W. Lucas.) — Notices and Reviews.

July. Mental Culture in Catholic Families. — Alexander Farnese, Prince of Parma. (W. C. Robinson.) — Instinct and Mind. (P. Sutton.) — Teutonic English and its debasers. II. (H. Thurston.) — Russia and India. — Some thoughts about Thinking. I. Naturalness and Spontaneity of Thought. (P. Rickaby.) — The Various Nationalities of the Austrian Dominions. (P. Mac Leod.) — Eternal Punishment. (P. Porter.) — Cardinal Allen. (J. Thompson.) — Reviews and Notices.

Études religieuses etc. Lyon 1878. Avril. Les deux derniers chapitres de Daniel. (P. Delattre.) — Un projet de religion nouvelle. (P. de Bonniot.) — Ste. Généviève, ses précédentes histoires et son nouvel historien. (P. C. Verdière.) — La Question des Moeurs au Congrès socialiste de Lyon. (P. Desjacques.) — La mission providentielle de Pie IX. (P. Ramière.) — Des vers à soie sauvages de la province de Shantong. (P. Rathouis.) — Psychologie malgache. (P. Abinal.) — Bibliographie.

Mai. Lettre encyclique de S. S. Léon XIII. — Ste. Généviève, etc. (Fin. P. Verdière.) — L'impératrice Anne et les catholiques en Russie. (P. J. Gagarin.) — L'extase. (P. de Bonniot.) — Travail et Christianisme. (P. Desjacques.) — Le culte de Voltaire. (P. H. Martin.)

Juin. Les deux derniers chapitres de Daniel. (Suite. P. Delattre.) — Découvreurs et Missionnaires dans l'Afrique centrale au XVIe et au XVIIe siècle. (P. Brucker.) — Thiers orateur et homme d'état. (P. H. Martin.) —

La science préhistorique. (P. Hâté.) — Bulletin théologique. (P. Pra.) — L'exposition universelle de 1878. (P. Pepin.) — Bibliographie.

Juillet. Du mysticisme. (P. de Bonniot.) — Thiers orateur et homme d'état. (Fin. P. Martin.) — Socialisme ou Christianisme. (P. Desjacques.) — La théologie Gury-Ballerini recommandée par un enfant de St. Alphonse. (P. Sigé.) — La nouvelle méthode grecque fondée sur les résultats de la comparaison des langues. (P. Maujay.) — L'Église orthodoxe en Russie. (P. Gagarin.) — Lettre inédite de St. François de Sales. — Le manuel du libraire. (P. Sommervogel.) — Bibliographie.

Studien op Godsdienstig, Wetenschappelijk en Letterkundig Gebied. Nieuwe Reeks. Elfde Jaargang. Hertogenbosch, W. Van Gulick, 1878. Unter diesem Titel gaben Jesuiten der holländischen Ordensprovinz seit 1868 jährlich eine Anzahl von Broschüren über Themata der bezeichneten Gebiete heraus; mit dem 1. Juli dieses Jahres haben die Herausgeber unter dem nämlichen Titel und als Fortsetzung des früheren Broschürencyclus eine Zeitschrift begonnen, die jährlich in 10 Heften von 6—7 Bogen erscheinen wird. Preis: *Fl.* 4.

Aflevering 1. Het natuurlijk Somnambulisme. (P. B. Van Meurs.) — Kracht of Zwakhaid? (P. G. Van Heyst.) — Bij Voltaire's eeuwfeest. (P. Van den Anker.) — P. Angelo Secchi. — Ontvolking van het Rijksland.

Zeitschrift für katholische Theologie. Innsbruck 1878. II. Zum Begriff der Hypostase. III. (P. Stentrup.) — Das Eindringen des modernen kirchenfeindlichen Zeitgeistes in Oesterreich unter Karl VI. und Maria Theresia. (Msgr. Jäger.) — Zur Charakterisirung der modernen Kantströmung. (P. Limburg.) — Die Gedichte des hl. Ephräm gegen Julian den Apostaten. (Dr. Bickell.) — Recensionen, Bemerkungen und Nachrichten.

III. Das Eindringen des modernen kirchenfeindlichen Zeitgeistes in Oesterreich unter Karl VI. und Maria Theresia. (Schluß. Msgr. Jäger.) — Beweis für die Existenz Gottes aus der Unmöglichkeit eines anfangslosen Daseins der Welt. (P. Wieser.) — Bedarf die Hippolytus-Frage einer Revision? (P. Grisar.) — Zur Frage über das Moralsystem. (Dr. Ludwigs.) — Recensionen, Bemerkungen und Nachrichten.

Die Katholischen Missionen. Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter. Freiburg 1878. Juni. Die katholische Kirche Tunisiens in alter und neuer Zeit. 3. Die donatistischen Wirren; die vandalische Verfolgung. — Die Mission von Peking und Petscheli. III. Das Christenthum am Kaiserhof der Ming. — Missionsnachrichten aus China, Central-Afrika, Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. — Miscellen. — Beilage für die Jugend. Eine Wallfahrt nach Jerusalem (Forts.). — 10 Illustrationen.

Juli. Die Mission von Peking und Petscheli. IV. Die Zeit der ersten Tatarenkaiser. — Die Gründung der Station Mhonda in Ost-Afrika. — Die Missionsgeschichte von Senegambien (Schluß). — Nachrichten aus Polynesien, Annam, China. — 11 Illustrationen.

August. Aus dem hohen Norden Amerika's: Das Erzbisthum St. Bonifaz und das Bisthum St. Albert. — Die Mission von Peking und Petscheli. V. Der Streit über die chinesischen Religionsgebräuche. — Missionsnachrichten aus China, Ost- und Westindien. — Miscellen. — Beilage für die Jugend. Die Fetische der Neger in Afrika. — 13 Illustrationen.

Der Unglaube und das „Recht der persönlichen Überzeugung“.

Ein mächtiger Zug nach Emancipation und Freiheit geht durch unsere Zeit. Man proclamirt allenthalben das „Recht der freien Forschung“, der „freien Wissenschaft“, der „freien Meinungsäußerung“, der „freien Überzeugung“; namentlich in Bezug auf die Grundfragen des Lebens, die religiösen Anschauungen, wird das unbeschränkteste Recht des subjectiven Standpunktes in Anspruch genommen, und obendrein noch alles Ernstes gefordert, daß Jeder vor diesem „subjectiven Standpunkte“ seine Reverenz mache. Gefällt es Jemandem, zu erklären: „meine wissenschaftliche Anschauung erlaubt mir nicht, an eine göttliche Offenbarung zu glauben“, oder: „meine persönliche Überzeugung, mein wissenschaftlicher Standpunkt anerkennt nicht die Existenz eines persönlichen Gottes“ u. dgl., so vermeint er, durch diese Schlagwörter einen Anspruch auf Achtung erworben zu haben. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß man diesem „Rechte der persönlichen Überzeugung“, wie man es fälschlich nennt, eine gewisse Ehrfurcht entgegenträgt. So will es ja die Zeitrichtung und der gute Ton. Ein neuer Beweis, wie verderblich es ist, einer häßlichen Sache einen schönklingenden Namen umzuhängen, oder, wenn man lieber will, wie groß die Macht der Phrase ist.

Glücklicher Weise sind wir auf anderen Gebieten viel vernünftiger. Will Jemand in Folge seiner persönlichen Überzeugung von der Inconvenienz des Privateigenthums oder von der Ungleichheit und mithin Ungerechtigkeit der bestehenden Gütervertheilung Anspruch auf den Inhalt unserer Börse erheben, nun, da wissen wir, mit welcher Achtung wir dem „Rechte der persönlichen Überzeugung“, innerlich und äußerlich, zu begegnen haben. Ebenso wenig lassen wir uns bei den tausenderlei Kenntnissen, die in Geschäft und Handel des Lebens zur Anwendung kommen,

etwas durch so ein Recht der persönlichen Überzeugung verkümmern; umsonst wird sich Lehrling, Schüler, Handwerker, Kaufmann u. s. f. auf dieses Recht berufen, um die Befugniß, zu irren, darzuthun, oder seinem Irrthum den anerkennenden Respect Anderer zuzuwenden. Warum? Die Sache ist klar. Jene Überzeugung ist evidentermaßen falsch, und wir wissen, daß der betreffende Lehrling, Schüler u. s. f. eben nur etwas mehr zu lernen hat, um die Falschheit seiner Ansicht und somit die Unhaltbarkeit seines Standpunktes einzusehen und denselben von selbst aufzugeben. Soweit ist die Sachlage ungeheuer einfach und keinem Widerspruche ausgesetzt. Auch darin herrscht noch allgemeine Übereinstimmung im geschäftlichen Verkehr und im wissenschaftlichen Leben, daß nur jene persönliche Überzeugung Anspruch auf Berücksichtigung oder Respectirung erheben kann, welche einem redlichen Streben und einer aufrichtigen Gesinnung entsprungen ist. Heikler wird der Gegenstand, wenn wir die Frage nach dem Bereiche und Rechte der persönlichen Überzeugung auf das religiöse Gebiet übertragen. Hier will der weitgehendste Subjectivismus sich geltend machen, und hier muthet man uns nicht selten zu, jedwedem religiösen Standpunkte Ehrfurcht zu zollen. Die Anzahl der Ungläubigen, ja selbst der offenen Gottesläugner nimmt zu; im Namen der Wissenschaft, der wissenschaftlichen Forschung beansprucht man das Recht, sich beliebig von den religiösen Anschauungen des Christenthumes loszusagen und von wegen der subjectiv gewonnenen Überzeugung respectirt zu werden.

Dieser tiefgehenden Zeitrichtung gegenüber ist es von Belang, nach den ewig giltigen Grundsätzen der Wahrheit über den Unglauben und die von ihm vorgeschützte Überzeugung zu urtheilen. Wir berücksichtigen einstweilen nur zwei Fälle: die Läugnung des persönlichen Gottes und die Läugnung der christlichen Offenbarung im Allgemeinen.

An und für sich betrachtet ist der Unglaube die schwerste Sünde, die im Bereiche der Sitten begangen werden kann. Denn, wie der hl. Thomas[1] bemerkt, die Sünde besteht in der Abwendung von Gott, je größer also diese Abwendung von Gott, desto schwerer ist auch die Sünde; nun ist aber der bewußte Unglaube, der Gott selbst läugnet, oder dem Worte Gottes die gebührende Huldigung und Anerkennung versagt, die größte sittliche Abkehr des Menschen von Gott. Derjenige, welcher Gott gar nicht kennt oder anerkennt, steht ihm in seiner ganzen

[1] 2. 2. qu. 10. art. 3.

Geistesrichtung viel ferner und verhält sich in seiner Stimmung viel feindlicher gegen ihn, als derjenige, der die positiven Gebote Gottes im sittlichen Bereiche übertritt. Angesehen also auf den sittlichen Werth oder Unwerth, ist der positiv Ungläubige viel verwerflicher und sittlich verkommener, als der Dieb, Ehebrecher, Mörder, Selbstmörder.

Dasselbe Übergewicht des Unglaubens erhellt, wenn wir den Gegenstand des sittlichen Strebens in's Auge fassen. Die sittlichen Tugenden bewegen sich im Kreise der geschaffenen Güter. Mäßigkeit, Keuschheit, Gerechtigkeit u. s. f. sind bemüht, die rechte Ordnung unter den Menschen und bei den Einzelnen aufrecht zu erhalten; die ihnen entgegengesetzten Sünden und Laster greifen die sittlichen Güter der Menschheit an, sie vergreifen sich am erschaffenen Gute, oder an der Krone der Schöpfung, am Menschen selbst. Anders der positive Unglaube. Er greift über alles Geschaffene hinaus und versündigt sich geradezu an Gott selbst, er legt, soweit es eben geschehen kann, die frevelnde Hand an Gott selbst an.

Fassen wir die Sünde als eine Gott zugefügte Beleidigung, als eine Empörung gegen ihn, so ist es wiederum einleuchtend, daß der Ungläubige Gott ein schwereres Unrecht anthut, als derjenige, welcher die sonstigen Gebote des Schöpfers hintansetzt. Durch die Läugnung des Daseins Gottes zerstört er eben die Wurzel und Grundlage des gesammten sittlichen Lebens und begeht die frechste und unverschämteste Art der Empörung gegen Gott, indem er, statt sich Gott in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu unterwerfen und ihn als obersten Herrn und letztes Ziel anzuerkennen, ihm nicht bloß jede Huldigung trotzig versagt, sondern, insofern es ihm möglich ist, Gottes Wesenheit selbst, seine Existenz, in sich zu vernichten strebt. In ähnlicher Weise vergreift sich, wer der göttlich beglaubigten Offenbarung seine Anerkennung wissentlich vorenthält, direct an Gottes Wesen, indem er der ewigen Wahrheit den Glauben verweigert, mithin Gott als unglaubwürdig, als Lügner oder Betrüger betrachtet und hinstellt.

Somit ist das Verbrechen des Unglaubens in sich genommen viel größer und verabscheuungswürdiger, als alle Verbrechen gegen Eigenthum und Leben, gegen die Sicherheit und den Bestand der menschlichen Gesellschaft. Man verabscheut die gemeinen Verbrechen, man entrüstet sich über lasterhafte Niederträchtigkeit, man ist empört über die freche Schamlosigkeit, mit der oft die häßlichsten Sünden zur Schau getragen werden — ganz gut! aber man soll nicht vergessen, daß der

Unglaube noch gemeiner, noch hassenswerther, noch viel unsittlicher ist. So müssen wir urtheilen, wenn wir den Unglauben an sich nach seinem Gegenstand und Ziel in Erwägung ziehen, d. h. wenn wir jene objectiven Maßbestimmungen anlegen, nach denen übereinstimmend Philosophie und Theologie den sittlichen Werth oder Unwerth der einzelnen Handlungen und den Gradunterschied der Tugenden oder Laster unter sich bestimmen.

Doch mit dieser allgemeinen objectiven Norm reichen wir für die praktische Beurtheilung noch nicht aus. Der Mensch handelt ja nur insoweit subjectiv sittlich oder unsittlich, insoweit jene objectiv geltenden Grundsätze ihm zum Bewußtsein kommen. Fehlt das vernünftig sittliche Bewußtsein, so ist der Mensch für die Moralität seiner Handlungen nicht haftbar, weil er unzurechnungsfähig ist. Ein Narr oder Wahnsinniger übt subjectiv keine Tugenden und begeht keine Sünden, weil die Grundbedingung aller Sittlichkeit ihm fehlt. Er ist ein Gegenstand des Mitleides; *sittliche* Hochachtung oder Entrüstung kann uns sein Gebahren nicht verursachen. Ertappen wir hingegen einen Dieb, hören wir von einem Brandstifter, einem Attentäter, einem Mörder, so ist unser Verwerfungsurtheil über den Menschen als einen *Verbrecher* alsbald gefällt. Warum? Es erscheint uns eben von selbst einleuchtend, daß ein vernünftiger Mensch die obersten Grundsätze des Rechtes und der Sittlichkeit im Bewußtsein trage und deren subjective Verpflichtung für sich einsehe, daß er also im ausgesprochenen Gegensatze zu der im Inneren lautbar gewordenen sittlichen Norm gehandelt, mithin ein Verbrechen begangen habe. Wüßten wir, daß der Mensch grundsätzlich die Principien des Rechtes verkehre und sich seit Langem in die feste Überzeugung hineingearbeitet habe, er sei befugt, zu stehlen und zu morden, wo und so viel er nur könne, — nun, ich denke, unser Urtheil würde nicht günstiger ausfallen, im Gegentheil, wir würden eine solche sittliche Verkehrtheit nur um so mehr verabscheuen; Niemand würde es sich beikommen lassen, anzunehmen, jener habe subjectiv gut oder schuldlos gehandelt, oder er sei „von seinem Standpunkte aus“ berechtigt oder wenigstens entschuldigt gewesen. Nochmals: warum? Die unmittelbare Klarheit und Wahrheit der obersten Rechtssätze und Pflichten ist so einleuchtend, so nothwendig, daß es uns von vorneherein feststeht, hiervon könne und dürfe sich eben Niemand freisprechen und jedes Vorschieben eines angeblichen Standpunktes des subjectiven Gewissens sei in sich schon verbrecherisch, ein Hohn auf das Gewissen, eine bewußte Ver=

achtung desselben und ein durch und durch sittenloses heuchlerisches Verfahren, das zu respectiren ein Verbrechen gegen Recht und Wahrheit wäre.

Den sogenannten gemeinen Verbrechern erlauben wir demnach mit Recht keine Berufung auf das „Recht der persönlichen Überzeugung“ zur Beschönigung ihrer gemeingefährlichen Verbrechen. Darüber sind Alle einig. Stellen wir jetzt dieselbe Frage in Betreff des Ungläubigen, und zwar zunächst des Gottesläugners. Hat er unter den concret obwaltenden Verhältnissen subjectiv Anspruch, daß man seinen Standpunkt respectire, oder ihm ein Recht der persönlichen Überzeugung zuerkenne in seinem Unglauben? Diejenigen, welche jetzt an der Existenz Gottes zweifeln oder offen ihren Unglauben zur Schau tragen, indem sie einer materialistischen Weltanschauung oder dem Pantheismus huldigen, oder sonst sich zu Systemen bekennen, in denen für den persönlichen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, kein Platz gelassen ist, sind Gottesläugner geworden, nachdem sie die Lehre von Gott kennen gelernt, und in ihrer Jugend sicher auch das eine oder andere Mal zu diesem Gott gebetet hatten. Denn sie wurden geboren inmitten eines Volkes, das in seiner immensen Mehrheit den einen lebendigen Gott anbetet; die meisten unserer Gottesläugner haben auch die Taufe empfangen und in ihrer Jugend irgend einen christlichen Unterricht genossen. Somit ist der Fall, den wir zu beurtheilen haben, concret der: Kann es jemals einen subjectiv giltigen Grund zum Abfall vom Glauben an Gott geben? Die Antwort lautet: Nein; es kann Niemand ohne eigene schwere Verschuldung, ohne persönliche schwere Sünde den Glauben an Gott verlieren. Es ist auch der Fall möglich, daß Jemand, in einer atheistischen Familie geboren und erzogen, in der That gar keinen Unterricht über Gott erhalten habe. Dann stellt sich unsere Frage so: Ist es möglich, daß ein zum Gebrauch der Vernunft gelangter Mensch, besonders wenn er unter den Anbetern des einen wahren Gottes lebt, diesen Gott längere Zeit ohne schwere persönliche Versündigung, d. h. ohne grobe, schuldbare Pflichtverletzung von seiner Seite, ignoriren kann? Die Antwort ist wiederum ein gleich entschiedenes Nein. Somit ist unter den bei uns obwaltenden Verhältnissen eine Läugnung Gottes unmöglich ohne schwere sittliche Verschuldung von Seite des Läugnenden; mit anderen Worten: die Gottesläugnung ist nicht bloß objectiv ein Verbrechen, sie ist auch stets unter unseren concreten Verhältnissen ein subjectives Verbrechen; der Atheist ist immer subjectiv

schuldbar; wie einem Räuber, Ehebrecher und Mörder die öffentliche Meinung nie und nimmer zugesteht, daß er im guten Glauben an sein Recht gehandelt und daher kein Verbrechen begangen habe, ebenso wenig kann einem Atheisten oder Gottesläugner eingeräumt werden, er sei unschuldig an seinem Irrthum. Wie wir also dem gemeinen Verbrecher keine Berufung auf das „Recht der persönlichen Überzeugung“ erlauben können, damit er dadurch das Verbrecherische der That entschuldige oder hebe, ebenso wenig können wir dem Atheisten die Befugniß zuerkennen, das Recht seines Standpunktes geltend zu machen oder gar dessen Respectirung zu verlangen.

Aber sind das nicht harte Sätze? Hart mögen sie allerdings dem religiösen Indifferentismus erscheinen; aber sie sind wahr. Oder werfen wir uns durch diese Behauptungen nicht zu Richtern über die Gewissen auf, in die Gott allein hineinsieht? Die folgenden Erörterungen sollen beweisen, daß wir nach den untrüglichen Angaben der göttlichen Offenbarung gerade so über den Atheismus urtheilen müssen.

I.

Der Beweis hierfür ist ungemein einfach, er gipfelt in folgendem leicht verständlichen Schlusse: Die heilige Schrift lehrt an verschiedenen Orten, daß diejenigen unter den Heiden, welche der wahren Gotteserkenntniß entbehrten, persönlich schuldbar und strafbar vor Gott waren; somit sind dieß auch unsere Atheisten und zwar in noch höherem Grade, weil es für sie leichter ist, als es für die Heiden war, sich die wahre Gotteserkenntniß zu verschaffen. Vor Gott ist aber Niemand persönlich schuldbar und strafbar, außer er habe subjectiv gegen sein Gewissen gehandelt und gesündigt. Die Heiden also haben durch ihre eigene persönliche Schuld und Sünde der wahren Gotteserkenntniß entbehrt: mithin ist auch bei unsern Neuheiden der Atheismus nicht ohne persönliche Schuld und Sünde vorhanden.

Die Gesetze und Normen Gottes sind die gleichen. Zur Erhärtung des obigen Satzes weisen wir zunächst hin auf die Darlegung des heiligen Apostels Paulus in seinem Sendschreiben an die Römer. Uns interessirt hier nur sein Urtheil über die Heiden. Um diesen die Nothwendigkeit und rettende Kraft des Evangeliums darzulegen, weckt er zuerst unter Hinweis auf Gottes bevorstehende Strafgerichte das Bewußtsein der Sündhaftigkeit. Zu diesem Zwecke stellt er den Satz auf: „Geoffenbart wird Gottes Zorn vom Himmel über jegliche Gottlosigkeit

und Ungerechtigkeit von Menschen, welche die Wahrheit Gottes in Ungerechtigkeit niederhalten." [1]

Daß Jene strafbar sind, welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit niederhalten, d. h. die sich regende Erkenntniß der Wahrheit hemmen, ersticken und sie nicht zu Kraft und Einfluß gelangen lassen, sondern mit Gewalt durch fortgesetzt begangene Ungerechtigkeit, durch das Handeln gegen die im tiefsten Gewissen laut werdende Stimme unterdrücken und schließlich zu zerstören suchen — daß Solche strafbar sind, ist von selbst einleuchtend und bedarf keines Beweises. Darum stellt auch der Apostel diesen Satz ohne Weiteres an die Spitze seiner Erörterung und ist im Folgenden einzig beflissen, nachzuweisen, daß dieses schuldbare „Niederhalten der Wahrheit" bei den Heiden wirklich statthabe. Daher tritt er sogleich in umfassender Weise die Beweisführung an, daß es den Heiden durchaus nicht an der Möglichkeit gebrach, den wahren Gott zu erkennen und sich der Pflichten gegen ihn bewußt zu werden, daß sie vielmehr den allerdings erkannten Gott wegen ihres Stolzes und der bösen Herzenslüste bei Seite gesetzt und somit unentschuldigt sind.

Warum war ihnen die Möglichkeit einer wahren Gotteserkenntniß geboten? Der Apostel antwortet klar und entschieden: „Weil das, was bekannt ist von Gott, kund ist in ihnen; denn Gott hat es ihnen kundgegeben." Und damit wir ja nicht im Zweifel seien, wie und wodurch Gott sich ihnen kundgegeben, ihnen also den Weg zu seiner Erkenntniß erschlossen habe, weist der Apostel in nachdrücklichster Form darauf hin, daß Gottes ewige Macht und Göttlichkeit durch die sichtbare Welt und die Betrachtung der geschaffenen Dinge sich dem menschlichen Geiste in allgemein verständlicher und für Alle überzeugender Weise darlege. Die Dinge der uns umgebenden Welt wecken nämlich naturnothwendig im denkenden Menschengeiste, der sie anschaut, ihren Zwecken und Thätigkeiten nachforscht und sich ihrer Beeinflussung nicht entziehen kann, eine Reihe von Ideen, und unter diesen Ideen ist der Lehre des Apostels zufolge der Gedanke einer wahren Gotteserkenntniß einer der hervorragendsten, ein Gedanke, der ebenso nothwendig und ebenso klar aus dieser Anschauung geschöpft wird, als es z. B. die Ideen von Ursache und Wirkung, von Ordnung, von Zweck u. dgl. sind. Und zwar drängt sich dem Menschengeiste diese Wahrheit der Existenz Gottes so noth-

---

[1] Röm. 1, 18.

wendig und unabweislich auf, daß er unentschuldigt ist, falls er von dieser Erkenntniß nicht zur Verehrung Gottes fortschreitet. Das ist im Kurzen der Gehalt der inhaltsreichen Worte: „Denn sein Unsichtbares wird auf Grund des Schöpfungswerkes durch das, was geschaffen worden (in den Einzeldingen nämlich, die der denkende Geist erfaßt), geistig erfaßt und angeschaut, nämlich seine ewige Macht und Göttlichkeit, so daß sie unentschuldigt sind, weil, nachdem sie Gott erkannt hatten, sie ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm Dank gesagt haben.“ [1]

Aber um den Gedankengang des Apostels vollständig zu erheben, müssen wir genau darauf achten, welcher Ursache er hauptsächlich die Verirrungen der Heidenwelt zutheilt. Er sieht deren Hauptquelle im Willen. Nicht vom Mangel an Erkenntniß ging das sittliche Verderben der Heidenwelt aus, sondern von der Vernachlässigung dieser Erkenntniß, „weil, nachdem sie Gott erkannt hatten, sie ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm Dank gesagt haben“; die Verehrung und Anbetung Gottes, der Cult des erkannten Gottes wurde hintangesetzt, der stolze Mensch wollte zu dem erkannten Gotte nicht beten; das und nichts Anderes ist die Quelle, aus der die ungemessene Fluth des heidnischen Verderbens sich über Verstand und Willen ergoß: „sondern sie wurden nichtig in ihren Gedanken und finster geworden ist ihr unverständig Herz . . .“ Der Unsinn des Götterglaubens erscheint jetzt als die folgerichtige Strafe, als die gerechte Wirkung wegen der zurückgedrängten besseren Erkenntniß und der Hintansetzung der Gottesverehrung. Diese erste Weigerung und Verkehrtheit des Willens ist die fruchtbare Mutter der üppig wuchernden sittlichen Gebrechen. „Deßhalb gab sie Gott in den Gelüsten ihres Herzens dahin in Unlauterkeit.“ Der Apostel macht wiederholt auf diesen Zusammenhang zwischen Gottescult und Menschenwürde, zwischen Vernachlässigung der Gottesverehrung und sittlichem Bankerott aufmerksam. „Verehrung und Dienst haben sie erwiesen dem Geschöpfe viel mehr als dem Schöpfer . . . Deßhalb gab sie Gott hin in schandbare Leidenschaften . . ., und so wie sie sich nicht würdigten, Gott zu haben in der Erkenntniß, gab sie Gott dahin in entwürdigenden Sinn, so daß sie thun, was nicht geziemt.“ [2]

So zeichnet also der Weltapostel den Abfall der Heidenwelt von Gott. Die Heiden sind schuldbar vor Gott; — wie wäre es denkbar,

---

[1] Röm. 1, 20. 21. [2] Röm. 1, 24. 25. 28.

daß unsere gebildeten Gottesläugner ohne schwere sittliche Schuld die Gotteserkenntniß verloren hätten? Die Heiden sind unentschuldigt, falls sie der Kenntniß des wahren Gottes entbehren; wie sollte es denkbar sein, daß unsere Atheisten je einen subjectiv giltigen Vorwand haben könnten, der sie berechtigte, an Gottes Dasein zu zweifeln?

Oder gibt etwa der Fortschritt der Wissenschaft und Naturerkenntniß eine Berechtigung zum Zweifel? Die Lehre des Apostels zeigt unzweideutig das Gegentheil. Denn wenn Gott vermöge des menschlichen Denkprocesses aus den existirenden Dingen erkannt werden kann, so muß folgerichtig diese Erkenntniß um so leichter, reicher und überzeugender gewonnen werden, je tiefer die Forschung in die Dinge selbst eindringt, je allseitiger sie die existirende Welt mit dem Lichte der fortschreitenden Wissenschaft dem denkenden Geiste vorführt.

Paulus behauptet der Volksmenge von Lystra gegenüber, „Gott habe sich nicht unbezeugt gelassen", und zur Erhärtung dessen führt er Thatsachen des regelmäßigen Naturlaufes an, in denen dieses für Menschen erkennbare Zeugniß Gottes von sich selbst beschlossen liege, „wohlthuend vom Himmel her, Regen spendend und fruchtbare Zeiten, sättigend mit Nahrung und Freude unsere Herzen" [1]. Wie, die Bewohner der obscuren kleinasiatischen Stadt wären fähig gewesen, das objectiv in der Schöpfung niedergelegte Zeugniß Gottes zu lesen, und die gelehrten Atheisten des 19. Jahrhunderts sollen schuldlos sein, wenn sie vorgeben: „ich habe die ganze Natur durchforscht und keinen Gott gefunden"? Weit entfernt. Schon das alttestamentliche Buch der Weisheit gibt Gottes Antwort auf dergleichen Ausreden: „Thöricht (albern) von Natur sind alle Menschen, in denen Unkenntniß Gottes herrschte und die aus den sichtbaren Gütern nicht zu erkennen vermochten den, der ist, und auf die Werke Acht habend den Künstler nicht erkannten." Und klar wird alsdann der im menschlichen Denken sich abwickelnde Proceß geschildert, der zur Erkenntniß Gottes führt, falls nur der Mensch die Wahrheit nicht in der Ungerechtigkeit niederhält. „Wenn sie, an der Schönheit der Dinge sich ergötzend, sie für Götter hielten, so mögen sie erkennen, um wie viel besser der Herr dieser ist. Denn der Urheber der Schönheit schuf sie. Wenn sie aber über deren Macht und Thätigkeit erstaunten, so mögen sie durch sie einsehen, wie viel mächtiger der ist, der sie gemacht hat. Denn aus der Größe und Schönheit der Geschöpfe wird

---

[1] Apostelgesch. 14, 16.

ihr Hervorbringer durch Vergleichung geschaut.“ Und was ist denen gesagt, die diese Schlußfolgerung nicht ziehen, die bei den Geschöpfen stehen bleiben und den Schöpfer nicht finden? „Sie sind unentschuldbar, denn wenn sie so viel zu erkennen vermochten, um die Welt zu beurtheilen: wie fanden sie den Herrn von diesem nicht schneller?“ [1] Wie könnten nun aber diejenigen entschuldbar sein oder frei von sittlicher Schuld, welche die Kenntniß Gottes abwerfen und zu läugnen suchen? Und nach dem Gedanken der heiligen Schrift ist gerade der Geist um so mehr und um so leichter im Stande, Gott zu erkennen, je intelligenter er ist oder je mehr er in die Erkenntniß der natürlichen Dinge eindringt. Denn es wird Verwunderung darüber ausgedrückt, daß diejenigen, die soviel Geist besitzen, um die Welt zu beurtheilen, um eine tiefere Kenntniß der natürlichen Dinge zu erlangen, nicht den Herrn dieser Dinge schneller fanden.

Wo ist also die eigentliche Heimath und Wurzel des Unglaubens zu suchen? Freilich bäumen sich Manche in unserer Zeit entrüstet dagegen auf, wenn man sagt, daß es in erster Linie auf dem moralischen Gebiete, im Herzen, fehle. Allein die vorstehende Entwickelung hat uns schon eine nicht zu überhörende Antwort gegeben. Es ist unmöglich, den Glauben an Gott zu verlieren oder ihn nicht zu finden, ohne moralische Schuld.

Einen Ursprung des Unglaubens hat uns oben bereits der Apostel Paulus deutlich vorgelegt: die Vernachlässigung der schuldigen Gottesanbetung. Das ist die erste Klippe, das der Ausgangspunkt für alle jene, denen die Kenntniß Gottes abhanden gekommen ist. So entsteht zunächst Gottvergessenheit. Unterdessen vergräbt sich der Geist in die Sorgen, Geschäfte, Studien des Lebens; er wird voll von sich und seiner eigenen Werthschätzung. So erwächst allmählich jener Stolz, den der göttliche Heiland selbst als Ursache des Unglaubens bezeichnet. „Wie könnt ihr glauben, da ihr Ehre von einander annehmet und die Ehre, die von dem alleinigen Gott ist, nicht suchet?“ [2] Der Hochmuth treibt zur Selbstvergötterung; und wie oft kann im gewöhnlichen Leben schon die Wahrnehmung gemacht werden, daß Eitelkeit und Stolz den Menschen wahrhaft blind und unverständig machen? An diese Geistesverfassung knüpft aber nach den klaren Hinweisen der heiligen Schrift noch ein anderer Factor an, auf dessen Thätigkeit wohl ein gut Theil

[1] Weish. 13, 1. 3—5. 8. 9. [2] Joh. 5, 44.

des herrschenden Unglaubens zurückzuführen ist. Von Gott losgelöst, fällt der Mensch in den Machtbereich des Satans. Dieser Geist „ist wirksam in den Söhnen des Unglaubens"; die der Wahrheit Widerstrebenden werden „gefangen gehalten in den Stricken des Teufels zu seinem Willen", und „der Gott dieser Weltzeit blendet die Gedanken der Ungläubigen, damit ihnen nicht erglänze das Leuchten des Evangeliums der Herrlichkeit Christi"[1]. Daher bezeichnet die heilige Schrift das Gelangen zum Glauben als ein Entrissenwerden aus dem Machtbereich der Finsterniß[2]. Wollen wir demnach den Principien der Wahrheit folgend über den Unglauben urtheilen, so ist dem infernalen Einfluß ein bedeutender Spielraum nicht abzusprechen. Hierzu gesellen sich sodann als fernere Bundesgenossen und Ursachen zur Erzeugung des Unglaubens alle Leidenschaften des menschlichen Herzens, besonders die sinnlichen, welche mehr als alles Andere den Geist umnachten und den Ausblick nach Gott hindern. Wollen wir aus dem Munde der ewigen Wahrheit selbst die allgemeinste und tiefgreifendste Ursache des Unglaubens vernehmen, so wird uns gerade diese angegeben: „Die Menschen liebten mehr die Finsterniß als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Denn Jeder, welcher Böses verübt, hasset das Licht, und kömmt nicht zu dem Lichte, damit seine Werke nicht gerügt werden."[3] Dasselbe bekräftigt der Weltapostel: „Einige haben das gute Gewissen von sich gestoßen und am Glauben Schiffbruch gelitten."[4] Es ist und bleibt somit wahr, was der hl. Augustinus schon aussprach: „Niemand läugnet Gott, als der, den es freut, wenn kein Gott wäre." Der Gottesläugner möchte sich gern überreden, daß der oberste Sittenrichter nicht existire. Darum spricht treffend La Bruyère: „Ich möchte einen nüchternen, mäßigen, gerechten, keuschen Mann finden, der die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele läugnete; dieser wenigstens würde unparteiisch sein; aber einen solchen Mann gibt es nicht."[5]

So haben wir uns nach den Grundsätzen der heiligen Schrift das Urtheil gebildet über den Werth der „persönlichen Überzeugung" des Atheisten und über die bewirkenden Ursachen des Unglaubens. Ist der Unglaube an und für sich betrachtet das größte Verbrechen im

---

[1] Eph. 2, 2. 2 Tim. 2, 26. 2 Cor. 4, 4. [2] Col. 1, 13.
[3] Joh. 3, 19. 20. [4] 1 Tim. 1, 19.
[5] Vgl. Hettinger, Apologie, I. S. 115.

Bereiche der Sitten, so haben wir auch die Gewißheit, daß er nie concret vorhanden ist ohne persönliche Schuld und Sünde des Atheisten; freilich über den Grad und die Ausdehnung der subjectiven Versündigung steht das Urtheil nur dem Herzenskenner zu. Aber das verschlägt nichts, denn wir haben ja nicht die Gewissen der Einzelnen zu richten; wir haben nur die praktische Norm festzustellen, daß, wie keine objective, so auch keine subjective Berechtigung zum Atheismus vorliegen könne. Hierzu aber reicht die Gewißheit vollständig aus, daß Niemand ohne wahre Sünde, ohne Pflichtverletzung, ohne gegen sein Gewissen zu handeln, zum Atheismus sich bekennen könne. Mithin ist jede Berufung des Atheisten auf das Recht der persönlichen Überzeugung, jede Forderung, seinen Standpunkt zu respectiren, in sich unwahr, unsittlich, heuchlerisch.

II.

Die letzte Etappe des Unglaubens ist die Gottesläugnung. Eine andere Form desselben ist die Läugnung der übernatürlichen, durch den Gottessohn gegebenen Offenbarung, die Läugnung des Christenthumes oder der vom Christenthum gelehrten Fundamentalsätze. Wie steht es der christlichen Offenbarung gegenüber mit dem Recht der persönlichen Überzeugung, des subjectiven Standpunktes?

Wer an einen persönlichen Gott glaubt, muß die Möglichkeit einer Offenbarung ohne Zaudern zugeben. Denn der persönliche Gott ist eben, wie er ohne Sünde nicht verkannt werden kann, ein lebendiger Gott, der sich um die Menschen kümmert, der die Welt leitet und regiert, und der in der Stimme des Gewissens sein Gesetz der vernünftigen Creatur eingeschrieben hat. Hat nun Gott zu dem Menschen geredet in den Werken der Schöpfung und durch die sichtbare Welt ihm einen äußerlichen Unterricht vermittelt, gibt er sich ihm kund in der Stimme des Gewissens, indem der Mensch im Lichte seiner natürlichen Vernunft die obersten Grundsätze des Rechtes und der Sittlichkeit als nothwendiges, verpflichtendes Gesetz Gottes anerkennt, so ist der weitere Schluß unabweisbar, daß Gott außer dieser natürlichen Offenbarung auch noch auf andere Weise dem Menschengeschlechte Wahrheiten mittheilen oder Vorschriften und Gesetze zukommen lassen kann.

Noch mehr: eine Reihe von Gründen macht es von vornherein wahrscheinlich, daß in der That eine solche Offenbarung an die Menschheit ergangen, und so muß sich der Geist des redlichen Forschers ohne

Weiteres der Annahme einer solchen freundlich und bereitwillig zuneigen. Denn es ist ja von selbst in die Augen springend, daß eine derartige Offenbarung für den Menschen äußerst nützlich war. Die Menschheit überkam so durch Mittheilung Gottes auf die klarste Weise jene Wahrheiten, deren zweifellose Erkenntniß Allen zu jeder Zeit nothwendig, jene Pflichten, deren Erfüllung zum Bestande und zum Zwecke der Menschen selbst erforderlich war. Daher ist es der Fürsorge Gottes ganz angemessen, in den wichtigsten Punkten — und das ist die Religion und die von ihr getragene Pflichtenerfüllung — seine Geschöpfe nicht einfach sich selbst und der mehr oder minder gutwilligen Bethätigung der eigenen Kräfte zu überlassen. Die Menschen sind ja auch sonst solidarisch unter sich verbunden. Die Errungenschaften früherer Geschlechter kommen den späteren noch zu Gute; in keiner Sphäre des Lebens oder der Lebensbedürfnisse braucht der Einzelne von vorn anzufangen: er findet bereits einen Grundstock vor und zehrt von dem aufgehäuften und überlieferten Kapital. Sollte es anders sein in den höchsten Fragen des Lebens, mit denen zugleich die unabweisbarsten Pflichten verbunden sind? Mochte es da ausreichen, daß der Mensch den Menschen lehre, etwa so, wie die Künste und Fertigkeiten durch Mittheilung und Unterricht sich forterben? Kaum; denn woher bei bloß menschlichem Unterricht die Irrthumslosigkeit? Und doch für die höchsten und letzten Fragen ist auch der höchste Grad der Sicherheit erwünscht. Woher jene höhere Weihe und göttliche Sanction, die selbst in den schwierigsten Fällen eine heldenmüthige Pflichterfüllung zu erzielen weiß? Beides aber wird den Menschen zu Theil, wenn Gott selbst den Unterricht übernimmt, d. h. wenn er eine Offenbarung gibt. Denn durchaus wahr ist der Gedanke des hl. Thomas, auf dem Wege der reinen Vernunftforschung könne die volle, wahre Gotteserkenntniß nur Wenigen, nur nach langer Zeit und mit Gefahr der Beimischung mannigfacher Irrthümer zu Theil werden; dennoch aber hänge von diesem Besitze das Heil der Menschheit ab; daher sei es äußerst zuträglich, ja in gewissem Sinne unter der vorausgesetzten Forderung, daß Alle rasch und mit größtmöglicher Sicherheit in den zweifellosen Besitz der religiösen und sittlichen Fundamentalwahrheiten kommen sollten, nothwendig, durch göttliche Offenbarung auch in Bezug auf das belehrt zu werden, was an und für sich noch innerhalb des Bereiches der von der Vernunft erkennbaren Sätze liege [1].

[1] Summa, I. qu. 1. art. 1.

Freilich werden in der Jetztzeit Stimmen genug laut gegen die Voraussetzung der Möglichkeit eines solchen Unterrichtes Gottes an die Menschheit. Man will in einer solchen Annahme eine Entwürdigung des menschlichen Geistes erkennen. Die freie Vernunfteinsicht, d. h. die menschliche Vernunft einzig und allein auf sich gestellt, ohne daß ihr von auswärts her, also auch von Gott, Erkenntnisse zugeführt würden, soll überall, auch in Sachen der Religion, als das Höchste gelten, als das Tribunal, von dem aus eine Berufung an eine höhere göttliche Intelligenz undenkbar sei. Und diese Auffassung der Vernunft wird als der Grundgedanke bezeichnet, der durch alle philosophischen Systeme seit Cartesius gehe, und der heutzutage zu einer „unwiderstehlichen Macht“ geworden sei. Die Vernunft als höchste Richterin und letzte Instanz und einzige Quelle aller religiösen und sittlichen Erkenntnisse und Pflichten sei, so versicherte man z. B. in der Festschrift zu Schellings hundertjährigem Geburtstage, eine gebieterische Forderung[1]. In demselben Sinne hat der Protestantenverein von Anfang an „die unbedingte Herrschaft der Vernunft auf dem religiösen Gebiete“ als Devise auf seine Fahne geschrieben. Es ist nur eine consequente Weiterführung desselben Gedankens, wenn Ed. v. Hartmann auch jedes von außen, von Gott, an den Menschen ergehende Moralgebot als einen Widerspruch mit der Natur des Menschen und mit der Wesenheit echter Moralität bezeichnet und daher den Satz aufstellt, alle theistische Moral müßte nothwendig unsittlich wirken. Nun, das ist jedenfalls ein pyramidaler Geistesstolz. Aber gerade, weil er so kolossal ist, ist auch seine innere Hohlheit und Nichtigkeit sehr leicht einzusehen. In der That reicht der wahre Gottesbegriff und die Einsicht von der Endlichkeit und Beschränktheit der menschlichen Vernunft hin, um eine Offenbarung Gottes an den Menschen nicht nur als möglich, sondern auch als im höchsten Grade wünschenswerth zu denken. Hat nicht die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte eine Unsumme von Kenntnissen aus den sie umgebenden Naturdingen herausgelesen? Jedes Ding also ist im Stande, mir der Vermittler neuer Einsicht zu werden, und es ist nicht unter der Würde des Geistes, von den Dingen und aus den Dingen zu lernen, im Gegentheil, die ausgebildetste Methode dieser Erlernung gilt als der höchste Geistestriumph unserer aufgeklärtesten Zeit, — nur Gott soll dem Menschen Nichts beibringen dürfen! Von

[1] Vgl. Beilage 27 zur Augsb. Allgem. Ztg. 1875.

Gott zu lernen, soll der Vernunftwürde widerstreben! Ist es möglich, daß denkende Menschen im Ernste solche Widersprüche vertragen? Freilich, der Stolz verblendet: evanuerunt in cogitationibus suis et obscuratum est insipiens cor eorum. Da haben die alten Heiden doch viel vernünftiger gedacht. Die besseren derselben fühlten die Schwäche und Unzulänglichkeit der Vernunft, die ihnen in dem Gewirre der verschiedensten Meinungen so handgreiflich entgegentrat. Die höchsten und letzten Fragen des Lebens, das Woher? und Wohin? wurden auch bei ihnen laut und erregten eine edle Sehnsucht nach schließlicher zweifelloser Lösung. Und in dieser Lage spricht Sokrates (beim Verfasser des im platonischen Geiste gehaltenen zweiten Alkibiades) die schönen Worte: „Mir dünkt es deßwegen das Beste, ruhig abzuwarten, bis Einer kommt und uns belehrt, wie wir uns gegen Gott und die Menschen zu verhalten haben." [1]

Und gewiß, gerade ein Blick auf die Geschichte der Menschheit selbst muß den Gedanken an die Nützlichkeit einer Offenbarung unmittelbar nahe legen. Je mehr durch die Forschungen der Neuzeit Geschichte und Anschauungen aller Völker aufgehellt und gruppirt werden, desto überwältigender wird auch der Beweis geliefert, wohin der Mensch, auf sich allein gestellt, kommt. „Gott hat in den vorübergegangenen Menschenaltern alle die Heiden ihre Wege gehen lassen," so charakterisirt kurz und treffend der Apostel die Gesammtentwicklung der Heidenwelt [2] — und was hat die stolze, autonome Vernunft im Gebiete der Religion und Sittlichkeit geleistet? Doch wir brauchen gar nicht beim Alterthum und der Heidenwelt in die Schule zu gehen, um den Nutzen einer Offenbarung kennen zu lernen; die moderne Wissenschaft, die das Banner der reinen Vernunfterkenntniß zu entrollen vorgibt, ist selbst der sprechendste Beweis hierfür. „Der Mensch kann nichts wissen über Anfang, Ende und Hintergrund der ganzen ihn umgebenden Welt." „Es ist gerathener, in Betreff der Welt des übersinnlichen Daseins nichts mehr zu meinen und nichts mehr zu hoffen." [3] Diese und ähnliche Sätze bedürfen keines Commentars.

Die **Möglichkeit** einer Offenbarung muß also jeder redliche Forscher zugestehen. Sie ist durch den richtigen Gottesbegriff, dessen

---

[1] Vgl. Hettinger, Apologie, I. S. 76, 501.

[2] Apostelgesch. 14, 15.

[3] Vgl. Protest. Kirchenzeitung 1875, Sp. 34, 42.

Niemand ohne seine Schuld entbehren kann, gegeben. Dieser Gottesbegriff legt sie aber auch noch von einer andern Seite nahe. Eben weil Gott der Unendliche ist, kann er dem Menschen Wahrheiten mittheilen, zu deren Kenntniß der geschaffene Verstand aus sich niemals kommen konnte; weil er die unendliche Liebe ist, konnte er den Menschen enger an sich heranziehen, mit anderen Worten: er konnte durch eine specielle Offenbarung ein innigeres Verhältniß zwischen sich und seinem Geschöpfe begründen wollen.

Was folgt nun aus diesen unbestreitbaren Vordersätzen? Seit Jahrhunderten steht das Christenthum in der Welt und behauptet, die von Gott gegebene Offenbarung zu sein, bestimmt für alle Menschen, der einzige Weg zum Heile in Gott. Diese Stimme dringt laut und vernehmlich hinein in alle Winkel der civilisirten Welt. Niemand unter uns kann sie ignoriren. Sie wird oft und oft hörbar. Unkenntniß mögen wohl die noch unentdeckten Völker in Afrika's Innerem zur Entschuldigung vorschützen — von den Gebildeten der civilisirten Nationen kann es Niemand.

Daraus erhellt erstens, daß sich Niemand, ohne sich subjectiv zu versündigen, einfach *ablehnend* verhalten kann. Der Grund hiervon ist klar. Weil eine Offenbarung Gottes möglich und sehr nützlich ist, das Christenthum aber den Anspruch erhebt, eine solche alle Menschen *verpflichtende* Offenbarung zu sein, so ergibt sich nach den elementärsten Begriffen der Gewissenhaftigkeit, daß Niemand, dem dieser Anspruch bekannt ist, von vornherein sagen darf, er kümmere sich um ihn nicht. Eine solche sich abschließende Gleichgiltigkeit ist eine beleidigende Mißachtung, ein schweres Unrecht gegen Gott. Das natürliche Licht der Vernunft muß Jeden belehren — und es wird ihn thatsächlich belehren, falls er nicht durch schuldbaren Frevel es erstickt hat —, daß er Gott allseitige Unterwerfung und vollen Gehorsam schulde, und ihn auf die Art und Weise verehren müsse, welche Gott selbst will und vorschreibt. Nun aber tritt das Christenthum mit der bestimmten Erklärung vor ihn hin, eine solche Botschaft Gottes, des höchsten Herrn, an ihn zu sein; kehrt er sich also ohne Weiteres gleichgiltig ab mit der höhnischen Frage auf den Lippen: was ist Offenbarung? so handelt er ebenso empörerisch und das Recht Gottes verletzend, wie ein Statthalter einer fernen Provinz, der ein- für allemal erklärte, keine Befehle seines Souveräns aus der Hand irgend welcher Gesandten entgegennehmen zu wollen. Eine derartige Gesinnung involvirt weiter eine Versündigung gegen die eigene Person.

Schließt sich Jemand so gegen Gott und dessen Willen ab, so fordert er durch diese stolze Selbstgenügsamkeit und principielle Gehorsamsverweigerung die Strafe des gerechten Gottes heraus, und versetzt sich selbst in die Unmöglichkeit, dasjenige zu vollbringen, was etwa zur Erreichung seiner ewigen glücklichen Bestimmung unbedingt nothwendig ist. Kurz, schon diese Gleichgiltigkeit wirft eine Scheidewand auf zwischen Gott und ihm, zerstört die Grundlage des Verhältnisses, das zwischen Geschöpf und Schöpfer obwalten muß, und vernichtet die Fähigkeit, der gottgegebenen Bestimmung und mit ihr dem vollen Glücke entgegenzureisen. Es kann keine subjective Berechtigung zur Gleichgiltigkeit geben.

Es fließt demnach zweitens aus dem vom Christenthum erhobenen Anspruch für Jenen, der selbem noch ferne steht, die schwere Verpflichtung, redlich und ernst die Rechtstitel desselben zu prüfen, redlich und ernst nach der Wahrheit zu forschen. Eine Unkenntniß dieser Pflicht, nach der religiösen und sittlichen Wahrheit zu forschen, kann in einem vernünftigen Menschen nicht vorhanden sein. Jeder muß sich demnach sagen, daß er, so lange er sich dem Christenthum nicht unterworfen hat, sich wenigstens klar und unzweideutig mit den Rechtsansprüchen desselben auseinandersetzen muß. Diese Prüfung ist pflichtgemäß, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, mit allem Ernste und dem aufrichtigen Verlangen nach Wahrheit zu unternehmen, und schon die natürliche Einsicht und der Allen zugängliche Gottesbegriff lehrt, daß zu diesem so wichtigen Unternehmen die Hilfe und Erleuchtung Gottes andauernd und inständig anzuflehen ist. Wird dieser Weg beschritten — und er kann ohne bewußte Verschuldung, ohne Zurückdrängung der nothwendig laut werdenden Pflichtenstimme nicht vernachlässigt werden — was wird und muß das Ergebniß sein? Treffend und schön äußerte sich der edle Graf Fr. L. Stolberg in einem Briefe an seine Schwester Katharina: „Der wahren Religion eigenthümlicher Charakter ist es, daß, sowie sie zu allen Zeiten gleich bleiben muß, auch alle Menschen ein Erkenntnißvermögen für sie haben müssen. Gott beruft zur Kenntniß wie zur Tugend . . . der beruft, kräftigt auch, wenn wir mit Entäußerung des Eigenthümlichen, mit Verläugnung des Selbst ihn demüthig um Kraft zum Glauben und zum Thun anrufen." [1] So ist es. Denn Gott will, daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit

[1] Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg, II. S. 16.

gelangen. Die Geschichte der Conversionen aller Jahrhunderte bietet hierfür die leuchtendsten Belege.

Woher kommt es nun, daß so Viele dem Christenthum offen und feindlich gegenüberstehen und dabei das „Recht ihrer persönlichen Überzeugung" vorschützen? Welches Urtheil haben wir uns über die „Berechtigung dieses Standpunktes" zu bilden?

Es ist nach obigen Auseinandersetzungen von selbst klar, daß jene subjectiv unentschuldbar sind, die der christlichen Offenbarung von vornherein eine absprechende Gleichgiltigkeit entgegenbringen und um eine Erkenntniß derselben sich nicht bemühen. Nicht besser steht es mit Solchen, — und deren Zahl ist groß, — welche durch die frivolsten und oberflächlichsten Einwürfe, die sie der ungläubigen Tagespresse entnehmen, sich zu beruhigen und über die christliche Offenbarung hinwegzusetzen suchen. Solcher Einwürfe sind Legion, aber sie sind auch so plump, daß ihnen durch die einfachste Erinnerung an die Tausende und Tausende von gebildeten Christen, die mit innerster Überzeugung dem Christenthum huldigen, die Spitze abgebrochen werden muß. Dahin gehören alle Tiraden über unvernünftige Lehrsätze, über die durch die Errungenschaften der Naturforschung als falsch erwiesenen Grundwahrheiten und Thatsachen des Christenthums, oder gar über die Offenbarung als „den größten Feind der Menschheit", eine Anklage, die jetzt erhoben zu werden pflegt, freilich im klarsten Widerspruche zu der Thatsache, daß die ganze europäische Civilisation christlichen Ursprungs ist. Ein Standpunkt, der auf solche Einwürfe sich stützt, kann nie und nimmer auf subjectiver Aufrichtigkeit oder Wahrheit beruhen, oder er ist das untrüglichste Zeichen, daß bereits früher in wesentlichen Punkten die Stimme des Gewissens und der Pflicht erstickt wurde.

Ähnlich verhält es sich mit denen, die nur Augen und Ohren haben für das, was geeignet erscheint, den Inhalt der christlichen Offenbarung oder die Geschichte des Christenthums zu discreditiren, die aus allen Winkeln der Jahrhunderte den Staub zusammensuchen, mit dem sie sich selbst das helle Augenlicht zu trüben bemühen. Das sind Leute, deren Vorbild überaus trefflich im Johannes-Evangelium gezeichnet ist. Christus hatte einen Blindgeborenen geheilt; die Thatsache war so notorisch, daß kein Mensch in Jerusalem sie anzweifeln konnte. Das war eine große Verlegenheit für die Pharisäer. Man stellt ein Verhör mit dem Geheilten an; er muß seine Geschichte ein-, zweimal erzählen. „Wie hat er dich sehend gemacht?" „Einen Teig legte er mir auf die Augen;

ich wusch mich und bin nun sehend." Sonderbarer Vorfall; die Heilung erregt Aufsehen; aber das Wunder kann und darf nicht als solches anerkannt werden, darüber ist man in den Kreisen der Pharisäer von selbst einig. Aber wie soll man an der Thatsache vorbeikommen? Da hat ein gar kluger Pharisäer einen glücklichen Einfall: Wie konnten wir uns nur einen Augenblick verblüffen lassen? die That ist ja am Sabbath geschehen. „Dieser Mensch ist nicht von Gott her, da er den Sabbath nicht hält." Das pharisäische Gewissen ist beruhigt und triumphirt; es sieht ja nicht auf das Wunder, nur auf die angebliche Sabbathverletzung, und daher lautet jetzt die zuversichtliche Rede an den Geheilten: „Gib Gott die Ehre, wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist."[1] Wie Viele klammern sich krampfhaft an einen Einwurf, oder an den Schein einer Schwierigkeit an, und haben keine Augen und kein Verständniß mehr für die umfassende Beweisführung des Christenthums; oder sie sehen nur auf ein paar durch menschliche Schwäche hervorgerufene Mißbräuche, blind für all' das Große und Herrliche! Arme Menschen, sie sehen den wundervoll majestätischen Dom nicht; sie zürnen nur, daß ein Steinchen in der Seitenmauer verletzt ist, und darüber vergessen sie, die Augen zum herrlichen Bau zu erheben! Ist das ein subjectiv berechtigter Standpunkt?

Andere Gegner des Christenthums haben bei sich im Vorhinein in Folge tief eingefressener Vorurtheile, die vielleicht aus der ersten Erziehung schon sich herleiten, als unentweglichen Grundsatz festgestellt, daß das Christenthum, eben weil es eine Offenbarung und zwar eine übernatürliche sein will, nur auf falschen Grundlagen beruhe. Die Macht und der gewaltige Einfluß solcher erster Vorurtheile mögen die subjective Verschuldung mindern, aber sie entheben keineswegs der Pflicht einer redlichen Prüfung. Das Christenthum ist eine zu großartige Erscheinung, und die im Leben auftauchenden Fragen und Räthsel, für welche in jenem allein eine befriedigende Antwort enthalten ist, dringen zu unabweislich auf Jeden ein, der sich nicht absichtlich, also wieder schuldbarer Weise, hermetisch von ihnen abzuschließen oder sie durch den Strudel und Lärm überstürzender Hast und Geschäftigkeit zu ersticken sucht, als daß ihm nicht die Verpflichtung einer ernsten Prüfung klar in's Bewußtsein eintreten müßte. Leider wird in solchen Fällen nur zu oft das alte Vorurtheil einfach zur Beschwichtigung der Zweifel hervorgekehrt; so

---

[1] Joh. 9, 14—24.

aber versteift man sich gegen die bessere Erkenntniß. Kann das ein subjectiv berechtigter Standpunkt sein? Ebenso wenig, als es der des jüdischen Synedriums war, Christus, den Aposteln und ihren Wundern gegenüber. Bezeichnend ist u. A. die Äußerung: „Was sollen wir diesen Leuten thun? Denn allerdings ist ein offenbares Zeichen geschehen durch sie, kund allen Bewohnern Jerusalems, und wir können es nicht läugnen. Jedoch, damit es nicht weiter verbreitet werde, wollen wir sie bedrohen, nicht fürder in diesem Namen zu reden"[1]; noch bezeichnender der Wille und Vorsatz, die unbequemen Zeugen zu tödten.

Wir kommen somit von verschiedenen Seiten her zum gleichen Ergebniß: eine Anfeindung oder Läugnung der christlichen Offenbarung ist nicht bloß objectiv eines der schwersten Verbrechen gegen Gott, sie ist unter unseren concreten Verhältnissen auch stets in sich oder in einer ihrer früheren Ursachen subjectiv schuldbar. Daher ist der Vorwand eines „Rechtes der persönlichen Überzeugung" in sich auch hier hinfällig.

Diese Behauptung ist nicht zu streng. Sie kann auch sehr leicht aus Wort und Beispiel Christi und der Apostel abstrahirt werden. Bekannt ist Christi Wort: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden."[2] Wer ist Jener, der nicht glaubt? Doch Jeder, zu dessen Kenntniß das Christenthum dringt, der aber sich ablehnend dagegen verhält, der es zurückweist, sich aus irgend einem Vorwande ihm gegenüber abschließt. Kann nun das ohne schwere Schuld geschehen? Die Antwort liegt in dem apodiktischen Satze: Er wird verdammt werden. Was setzt das voraus? Doch offenbar, daß Keiner ohne seine Schuld die christliche Offenbarung abweisen könne, daß mit der äußeren Verkündigung und, sobald die christliche Offenbarung in den Gesichtskreis des Einzelnen tritt, auch die innere Anregung der Gnade und das Bewußtsein der pflichtmäßigen Prüfung sich einstelle — innere Momente des Gewissens, denen der Einzelne ohne Schuld nicht widerstehen kann. Uns kann es genug sein, daß derjenige, der Herz und Nieren erforscht, der den menschlichen Geist geschaffen hat und die Gesetze seiner innerlich anregenden Gnade kennt, mit dem Nichtglauben das Verdammtwerden in unauflösliche Verbindung bringt. Nicht glimpflicher, als der Meister, urtheilt der Apostel. Paulus predigt auf Cypern das Evangelium. Der Proconsul Sergius Paulus hört davon; er läßt Paulus und dessen

---

[1] Apostelgesch. 4, 16; 5, 33. [2] Marc. 16, 16.

Gefährten rufen und verlangt von ihnen das Wort zu hören. Der rechtliche Sinn des Römers öffnet sich der Wahrheit. Aber der Goet Elymas macht von seinem Standpunkte aus Einwendungen, „er suchte den Proconsul abzuhalten vom Glauben". Und Paulus? Wie urtheilt er über den Standpunkt des Goeten? Räumt er ihm ein subjectives Recht ein? Oder glaubt auch Paulus, daß das Evangelium nicht ohne Schuld abgewiesen werden könne? Seine Apostrophe an Elymas gibt uns Aufschluß: „O du, aller List voll und allen Truges, Sohn des Teufels, Feind jeglicher Gerechtigkeit, hörst du nicht auf, zu verkehren die geraden Wege des Herrn?" [1] — eine Antwort, die uns zugleich die tiefer liegenden Gründe und Ursachen des Unglaubens enthüllt.

Das gleiche Urtheil über den Unglauben enthält die Vorschrift Christi, die er seinen Jüngern, bevor er sie zur Predigt ausschickt, ertheilt: „Und wer immer euch nicht aufnimmt, noch eurer Rede Gehör gibt: gehet fort aus dem Hause oder aus jener Stadt, und schüttelt den Staub von euren Füßen. Wahrlich, ich sage euch, erträglicher wird es dem Lande von Sodoma und Gomorrha am Gerichtstage ergehen, als jener Stadt." [2] Diese Drohung kann nur wahr sein in der Voraussetzung, daß eben die göttliche Offenbarung, sobald sie in das geistige Sehfeld des Menschen gerückt wird, nicht mehr ohne Schuld zurückgestoßen werden kann. Zugleich enthält sie den Gradmesser für die Größe des Verbrechens des Unglaubens. Es übertrifft die Sünden von Sodoma und Gomorrha, weil ein Verbrechen geradezu gegen Gott begangen wird. Daher schüttelten die Apostel auch wirklich den Staub von ihren Füßen, als sie z. B. Antiochien in Pisidien verließen. Die Juden fanden es mit „ihrem Standpunkte" unvereinbar, die Heiden zur Gemeinschaft des Messiasreiches zuzulassen — und die Apostel? „sie schüttelten den Staub von ihren Füßen wider sie", sie sprechen symbolisch das Urtheil, daß Jene keinen Antheil am Erbe des Messias haben, sondern vom Strafgerichte ereilt werden sollen [3]. In gleicher Lage spricht Paulus ein anderes Mal: „Euer Blut auf euer Haupt," ihr seid selbst Ursache eures Verderbens [4]. Nirgends finden wir eine Entschuldigung des Unglaubens, überall aber die Voraussetzung, daß der angekündigte Glaube nicht ohne Schuld abgewiesen werde. Gilt dieses Gesetz nur für die Zeit der Apostel? Die Normen Gottes sind in

---

[1] Apostelgesch. 13, 10. [2] Matth. 10, 14. [3] Apostelgesch. 13, 51.
[4] Apostelgesch. 18, 6. Vgl. Luc. 10, 11; 11, 31. 32.

ihrer Wesenheit die gleichen. Die äußere Beglaubigung der christlichen Offenbarung ist seit den Apostelzeiten nicht schwächer geworden. Damals die Beglaubigung einer Art: die Wunder; heute die Beglaubigung und das Zeugniß von achtzehn Jahrhunderten des Bestandes, der Siege, der Regeneration ganzer Völker, das Zeugniß von tausend und tausend Heiligen, Martyrern, Gelehrten, das Zeugniß der fortwährenden Anerkennung Gottes durch fortdauernde Ausbreitung der Offenbarung und durch die dem Versprechen Christi gemäß fortlebenden Wunderkräfte.

Als Paulus den Athenern Jesum und die Auferstehung verkündigte, da höhnten Philosophen der epikuräischen und stoischen Schule: „Was will dieser Schwätzer?" So hieß es auf dem Markte, aber auch auf dem Areopag „spotteten Einige" [1]. Das ist das Benehmen der Weltweisheit gegen die Verkündigung des Evangeliums. „So ging es und geht es noch heute." Aber der Apostel trägt nicht die geringste Scheu, dieser Weltweisheit den wahren Namen ungeschminkt zu geben: „Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit bei Gott." [2]

Noch Eins. Wie viele jugendliche Herzen haben schon den Glaubenszweifeln Raum gegeben und endlich den Glauben selbst verloren, weil sie hörten und lasen, welch ehrerbietige Hochachtung man „dem Rechte der persönlichen Überzeugung" und dem „Standpunkte" der Gottesläugner und Christusfeinde entgegenbrachte. Man gebe den Worten ihre rechte Bedeutung zurück.

J. **Knabenbauer** S. J.

Über Visionen und Prophezeiungen.

III.

Nachdem wir das Wesen der Visionen und Prophezeiungen und deren Bedeutung in der Heilsanstalt Gottes gesehen, erübrigt uns nur noch, etwas zu sagen über den Standpunkt, den wir ihnen gegenüber einzunehmen haben.

Im Allgemeinen hat uns die heilige Schrift selbst schon unser Verhalten nach verschiedenen Seiten hin kurz in den Worten bezeichnet:

---

[1] Apostelgesch. 17, 18. 32. [2] 1 Cor. 3, 19; 1, 20.

„Wollet den Geist nicht auslöschen, verachtet die Prophezeiungen nicht, prüfet aber Alles und das Gute behaltet.“ [1] „Geliebteste, glaubet nicht jedem Geiste, prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, denn viele falsche Propheten sind in die Welt ausgegangen.“ [2] Diese Worte der heiligen Schrift geben uns Anlaß, drei Wahrheiten zu erörtern: 1. daß es falsche Prophezeiungen und Visionen gibt, 2. daß wir das Recht und die Pflicht haben, zu prüfen, und 3. was nach dieser Prüfung uns zu thun obliegt.

1. Es gibt also auch falsche Prophezeiungen und Visionen unter den wahren, gerade wie schlechte Münze unter der guten umläuft. Aber was haben wir vor Allem unter dieser Gefälschtheit zu verstehen? Falsch und unwahr nennen wir jedenfalls eine Prophezeiung oder Vision in Bezug auf die wahrhaft übernatürlichen und göttlichen, welche von Gott kommen und von Gott vollzogen werden durch die Mitwirkung der heiligen Engel. Diese allein nennen wir wahre Prophezeiungen und sie allein haben den Werth und die Bedeutung, welche wir ihnen im vorigen Aufsatze einräumten. Eine falsche Vision und Prophezeiung ist also vor Allem jene, die durch den bloßen Menschengeist, und zweitens jene, die durch die Kraft der bösen Geister zu Stande kommt. Wir haben ja oben gesehen, daß es drei Reiche der Mystik gibt, ein göttliches, ein dämonisches, und als drittes natürliches steht der Mensch zwischen beiden und zwar nicht ohne Berührungspunkte mit den beiden anderen. Beide höhere Reiche suchen den Menschen sich hörig zu machen, während auch er in sich selbst eine wahrhafte und oft sehr räthselhafte Macht darstellt. Daher kommt es, daß drei Geister oder dreierlei Antriebe zum Handeln im Menschen sich geltend machen: der göttliche, der dämonische und der eigene, natürliche, oder wie der hl. Ignatius [3] sagt: „Es ist zu wissen, daß dreierlei Gedanken in mir sind: mein eigener, der vom freien Willen herstammt, dann zwei andere, die von außen kommen, der eine vom guten, der andere vom bösen Geiste,“ oder mit den Worten des Cassian [4]: „Vor Allem muß man wissen, daß unsere Gedanken eine dreifache Ursache haben, entweder Gott, oder die bösen Geister, oder uns selbst.“ Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die zwei Arten falscher Visionen.

Bei der einen Art also bildet sich der Mensch seine Vision. Es

---

[1] 1 Thess. 5, 19 ff. [2] 1 Joh. 4, 1.
[3] Exercit. spir. 1. hebd. Examen gen.
[4] Collat. 1. c. 19.

geschieht dieses namentlich durch die sogenannten Sinnestäuschungen oder Hallucinationen. Ihr Wesen besteht darin, daß unsere Sinne wirklich etwas wahrnehmen, was aber nicht außer denselben existirt und unsere Wahrnehmung bewirkt; die Wahrnehmung wird vielmehr hervorgebracht durch unsere Einbildungskraft, die von Innen auf unsere Sinnesorgane einwirkt und vermöge einer physischen Störung in derselben die Wahrnehmung wirklich hervorbringt. Dieser Rührung der Sinne entspricht also keine äußere Wirklichkeit; was wir sehen, ist bloß Erzeugniß der Thätigkeit unserer Phantasie und unseres Gehirnes, ein Luft- und Phantasiegebild. Ursache dieser Erscheinung ist stets Unordnung und Überreiz der Einbildungskraft und krankhafter Zustand des physischen Organismus. Ein Beweis dafür ist, daß diese Erscheinungen meistens bei Dunkelheit und Stille eintreten und daß sie gewöhnlich etwas Ungeordnetes, Übertriebenes oder Mangelhaftes in der Zusammensetzung und Folge haben. Die Bilder der Sinnestäuschungen sind fast immer Caricaturen der Wirklichkeit und ihr Schauen nur eine pfuschhafte Nachahmung des eigentlichen Sehens, denn die Gebilde sind unsicher und undeutlich, luft- und traumartig, sie entstehen allmählich, verschwinden, wechseln und spielen, ohne auf unsern Willen zu achten, und setzen die Seele in einen wahren Belagerungszustand. Es ist eben Alles nur eine unordentliche Phantasmagorie, zusammengesetzt aus bunten Bildern und Fetzen des Gedächtnisses und der Phantasie. — Indessen muß man wohl unterscheiden zwischen Sinnestäuschung- und Irrsinn. Es gibt Irrsinn ohne Sinnestäuschung; der Sinnengetäuschte sieht wirklich etwas, nur entspricht seinem Sehen nichts Äußeres und Wirkliches; der Irrsinnige hingegen glaubt zu sehen und sieht in der That nichts. Der Fehler ist bei diesem in der Urtheilskraft, bei jenem in den Sinnesorganen. Das ist, kurz erklärt, die Sinnestäuschung [1].

Es ist nun von selbst begreiflich, daß, wie Einige von schreckhaften und scheußlichen Phantasmen verfolgt werden, Stimmen hören, sich berührt oder gepeinigt fühlen, so Andere, die sich bei großer Einsamkeit und bei krankhaftem Zustand der Frömmigkeit, dem Gebete und der Betrachtung widmen, nach ihrer Art in Folge einer ähnlichen Sinnestäuschung Erscheinungen von Engeln, Heiligen oder von bösen Geistern sehen. Zur Erläuterung des Gesagten mögen hier die Worte des Cardanus stehen, wenn man überhaupt diesem übelberufenen Manne

[1] Vgl. Études religieuses. Août 1877.

Glauben schenken kann. Er sagt: „Wenn ich will, sehe ich, was ich will, und zwar mit den Augen, nicht mit dem Geiste, gleich jenen Bildern, von denen ich gesagt, daß ich sie in der Jugend gesehen. Jetzt aber erfolgt es, wie ich glaube, durch Beschäftigung[1], indessen nicht anhaltend, nicht vollkommen, und nicht zu jeder Zeit, wann ich will, aber doch nur, wenn ich will. Die Bilder, die ich sehe, sind stets in Bewegung . . . Wälder, Thiere, Gegenden und was ich nur zu sehen wünsche. Ich halte dafür, die Ursache sei die Thätigkeit der Phantasie und die Schärfe (?) des Gesichtes. In frühester Jugend hatte ich das mit Tiberius Cäsar gemein, daß ich in tiefster Finsterniß Alles sah, wie am hellen Tage; bald aber wurde mir dieses Licht genommen. Noch jetzt sehe ich immer Einiges, ob ich gleich das Gesehene nicht klar zu unterscheiden vermag, und auch dessen ist die Wärme des Gehirns, die Feinheit der Lebensgeister, die Substanz des Auges und die Energie der Einbildungskraft Grund und Ursache.“[2]

Ganz richtig fügt Görres bei: „Man sieht, diese Spiegelung wird dadurch verursacht, daß die in der Einbildungskraft hervorgerufenen Bilder auf das ihnen zumeist verwandte Gesichtsorgan bezogen, dieses von Innen heraus ebenso reizen, wie die äußeren Objecte es sonst nur von Außen vermögen; wodurch der imaginirte Gegenstand die gleiche plastische Objectivität, wie sie sonst dem Wirklichen eigen ist, gewinnt. . . . Die Gebilde, die im gewöhnlichen Naturlichte sich dem Sinne zuerst einschreiben und sich dann in den Geist übertragen, werden jetzt umgekehrt aus ihm hervor, in geistiges Licht gefaßt, dem Sinne eingetragen . . . Äußere Naturreize, wie Opium . . ., rufen sie vorübergehend hervor, krankhafte Steigerung einzelner Kräfte können sie nicht minder in Thätigkeit versetzen, und so sehen wir das Hellsehen im Somnambulismus mit ihm zusammenhängen. Auch die Ascese wird sie entwickeln können, wenn sie dieselbe nicht schon vorgefunden. In beiden Fällen wird sie sich daher in der Mystik geltend machen. Jene leichten Anflüge von Vision, die sich bei frommen Leuten, deren Jugend unter Druck, Entbehrung und Leiden hingegangen, häufiger, als man glauben mag, ereignen, können ihr größtentheils zugerechnet werden.“ Wie wir

---

[1] D. h. durch krankhafte Unruhe und Gereiztheit seines Geistes, denn er war ein toller Schwindler.

[2] Bei Görres, Mystik, II. Bd. 5. Buch, n. 2 a. Andere Beispiele finden sich bei Benedict. XIV. De servorum Dei beatif. l. 3. c. 50. n. 11. Cardanus, De varietate rerum, l. 8. c. 43.

sehen, ist hier ein weitgedehntes Feld für die Täuschung, und bloß die scharfe Unterscheidung der Merkmale falscher und wahrer Visionen und Ansprachen kann hier die Wahrheit ermitteln.

Die zweite Art falscher Visionen umfaßt die dämonischen, die sich als göttliche aufspielen. Schon früher haben wir die Existenz dieses dämonischen Reiches der Mystik kurz festgestellt; es möge hier nur noch bemerkt werden, daß uns dergleichen förmlich prophezeit ist nicht bloß im Alten [1], sondern auch im Neuen Testamente; der Heiland sagt uns geradezu, daß es in seiner Kirche nicht an falschen Propheten fehlen werde. „Es werden viele Propheten aufstehen und Viele verführen . . . Siehe, ich habe es euch vorhergesagt.“ [2] Und nach der obigen Stelle des hl. Johannes hat sich dieses Wort schon zu seinen Zeiten erfüllt [3]. Nicht weniger ausgiebiges Zeugniß dafür gibt uns die Kirchengeschichte. Fast alle Ketzereien griffen zu diesen scheinbar übernatürlichen Mitteln, um ihren Abfall von der Kirche zu beschönigen, oder um sich künstlich zu erhalten und zu empfehlen, oder auch sie verfielen gegen ihren Willen dem Banne der dämonischen Mächte, denn der Teufel, der Affe Gottes, kann es nicht unterlassen, das Werk Gottes nachzuäffen und die Menschen zu verwirren und zu bethören. Man denke nur an die Montanisten, die Donatisten, die Taboriten, die Wiedertäufer, die Jansenisten und in unserem Jahrhundert an die Wiedererweckten. Im Schooße der katholischen Kirche selbst hat es zu allen Zeiten Beispiele dieser traurigen Verirrung gegeben. Bald sind es Heilige, denen der böse Feind durch diese Trugmittel nachstellt, bald gewinnt er an verführten Seelen willige und bewußte Bundesgenossen und Werkzeuge eines förmlichen Betruges. Wir wollen hier kurz einige Beispiele anführen.

Die hl. Katharina von Bologna äffte der böse Feind fünf ganze Jahre mit falschen Erscheinungen des Heilandes und der Mutter Gottes und versenkte sie oft durch seine Ansprachen in bodenlose Verzweiflung. Der Gehorsam allein verschaffte ihr endlich Aufklärung und Sieg in den gefährlichen Versuchungen. — Im Leben des hl. Ignatius ist die Rede von einer Klosterfrau, welche die Wundmale trug, Blut schwitzte und alle Schmerzen der Passion empfand; dieses glänzende Licht der Mystik aber löste sich alsbald in rauchigen Teufelsdampf auf. — D'Achery berichtet

---

[1] Deut. 13, 1. Jerem. 29, 8. Klagel. 2, 14.
[2] Matth. 24, 11. 23. 24. Vgl. Marc. 13, 22. 23.
[3] 1 Joh. 4, 1.

von einem Mädchen bei Metz, welche das ganze Land täuschte durch ihren vorgeblichen Umgang mit seligen Geistern, durch die himmlischen Wohlgerüche, welche ihre Wohnung durchdufteten, durch das übernatürliche Manna, mit dem sie sich nährte; der Bischof von Metz wollte schon eine Kirche erbauen und sie daselbst in einer Wohnung unterbringen, damit fromme Pilger das Glück hätten, die Wunder Gottes an ihr zu betrachten. Das Ganze war aber nichts als ein Gewebe teuflischer Bosheit, und mit Noth entging sie der Hinrichtung. — Eine Hauptbetrügerin war auch ein französisches Mädchen, Nicole Tavernier, die zur Zeit Heinrich' III. und IV. lebte. Der böse Feind psalmodirte angeblich als Heiland ganze Stunden mit ihr und entzückte sie durch den melodischen Gesang; er communicirte sie zum Schein, erhielt ihr Leben ohne Nahrung und vermehrte in ihrer Hand das Brod, das sie unter die Armen austheilte; er belehrte sie über die schwierigsten Stellen der heiligen Schrift, machte ihr die Sünden Sterbender kund, rettete sie zweimal wie durch ein Wunder aus tödtlicher Krankheit und machte sie öfter unsichtbar. Alles verehrte sie als Heilige und frug sie um Rath; auf ihre Bußpredigten hin wurden Processionen gehalten, denen selbst das Parlament beiwohnte. Frau Acarie, später Schwester Maria von der Menschwerdung, die sich stets gegen sie ausgesprochen, hatte endlich das Verdienst, sie als Betrügerin zu entlarven. Sie gab der Visionärin nämlich einen Brief mit dem Bedeuten, ihn nicht zu lesen, und nahm ihn später wieder in Empfang unter der Betheuerung der Heuchlerin, ihn nicht gelesen zu haben. Sie hatte ihn aber doch gelesen. Kleine, fast unwahrnehmbare Papierschnitzel, die Frau Acarie im Geheimen in den Brief gelegt hatte und nicht mehr vorfand, bezeugten klar ihre Lügenhaftigkeit. Bei dieser Entdeckung hörte auch plötzlich alle übernatürliche Begabung auf. In einem Briefe des hl. Franz von Sales ist von ihr die Rede [1]. — P. J. B. Saint-Jure spricht unter andern auch von einer Betrügerin, die ganz Spanien täuschte. Wiederholt wuchsen ihre Haare bis auf die Fußsohlen, so daß sie sich mit denselben einhüllen konnte, die Wände öffneten sich von selbst, damit man sie in ihren Ekstasen betrachten konnte [2]. Diese traurige Chronik könnte man fortsetzen durch alle Jahrhunderte. In Rom wurden mehrmals solche Be-

---

[1] Der Nachweis der Quellen für die angeführten Thatsachen findet sich im Messager du Sacré Coeur, Décembre 1877. III. Un mot sur les visions etc.

[2] Prophéties et documents, 3me fascicule, p. 15. Bruxelles 1872.

trügereien verurtheilt, z. B. am 21. Juli 1746 und den 23. November 1747 unter Benedict XIV. und am 25. September 1803 unter Pius VII.[1] u. s. w.

Es gibt also falsche Visionen und Prophezeiungen. Des weiteren Beweises bedarf es wohl nicht. Der verunglückten Prophezeiungen vor Allem sind in unserer Zeit so viele, daß die Prophetengabe unserer Tage in argen Mißcredit gerathen. Was aber die zweite Art der Verirrung betrifft, so wird es kaum einen unter unseren Lesern geben, der nicht selbst vielleicht ein Beispiel derselben erlebt. Es ist diese Erscheinung sehr traurig und verdemüthigend. Daß der schwache Menschengeist für eine Zeitlang von den Mächten des Abgrundes durch Trug und Täuschung irregeleitet werden kann, das ist ganz begreiflich. Aber wie kommt ein Mensch dazu, sich freiwillig dem Bösen zu ergeben und durch Mithilfe Satans sich den Glorienschein der Heiligkeit zu erstehlen? Das ist gewiß ein ruchloses und teuflisches Vermessen! Und doch ist es so begründet in der menschlichen Natur. Diese gräßlichen Auswüchse von Bosheit haben eben meist schon ein Fundament in physischen Anlagen: Unklarheit des Verstandes, Ungeradheit des Willens und der Gesinnung, natürliche Verschlagenheit, Unehrlichkeit, manchmal auch Noth und Aussicht auf großen Gewinn, die Ehren des Scheines der Heiligkeit, endlich die Schwierigkeit, auf betretenem, abschüssigem Wege Halt zu machen oder umzukehren, lassen diese erschreckenden Vorgänge einigermaßen erklären; ist doch am Ende die Versuchung, welcher unsere Stammeltern erlagen und welche selbst an unsern Herrn herantrat, kaum anderer Natur gewesen. „Ihr werdet sein wie die Götter", das ist und bleibt einmal der Menschheit vom Versucher in's Stammbuch geschrieben.

2. Gehen wir jetzt über zu den Kennzeichen, welche uns bei der Unterscheidung zwischen den wahren und falschen Visionen und Prophezeiungen leiten können. Diese Unterscheidung ist in manchen Fällen keine leichte Aufgabe. Wir haben deßhalb, da dieselbe doch von großer Wichtigkeit für das Heil der Seelen ist, in der Kirche eine eigene Geistesgabe, von welcher der hl. Paulus im ersten Corintherbriefe[2] spricht und die er „Unterscheidung der Geister" nennt.

Der hl. Thomas[3] faßt zwar diese Geistesgabe bloß als Kenntniß

---

[1] L'or et le similor, Bruxelles 1871, p. 21. Andere Beispiele erzählt Görres, Mystik, III. Bd. 7. Buch, III. c. 1. 2.

[2] 1 Cor. 12, 8.

[3] Summ. S. Th. 1. 2. q. 111. a. 4.

der geheimen Gedanken und Wünsche des Herzens; Andere jedoch erweitern oder präcisiren wohl mit Recht diesen Begriff dahin, daß sie dieselbe gerade für die Gabe halten, von der hier die Rede ist, nämlich für ein übernatürliches Licht des heiligen Geistes, kraft dessen man nicht bloß die geheimen Vorgänge in den Herzen der Menschen sieht, sondern auch erkennt, von welchem Geiste diese Anregungen und Antriebe herrühren. So wenigstens erklärt der hl. Paulus diese Gabe an einer andern Stelle, wenn er sagt: „Wenn sich Jemand für einen Begeisterten oder Propheten hält, so erkenne er, daß dasjenige, was ich schreibe, des Herrn Gebote sind.“ [1] Somit bestände das Wesen dieser Gabe in einem Urtheil oder in einer Unterscheidung der Werke und Wirkungen des bösen und guten Geistes auf dem Gebiete des geistlichen Lebens. Der Gegenstand muß an und für sich nicht offenbar, sondern verborgen oder wenigstens von einer gewissen Ungewißheit begleitet sein, z. B. ob es gut und ersprießlich sei, etwas zu unternehmen, ob das Wahre und Gute, das man jetzt sieht und will, nicht doch am Ende zu Irrung und Schaden führe u. dgl. Wir sehen daraus, daß ein großer Theil der Vorkommnisse des inneren geistlichen Lebens in das Bereich dieser Gabe schlägt, wie da sind: Offenbarungen, Erscheinungen, neue Lehransichten, innere Anregungen zu Außerordentlichem unter Vorhaltung eines besonderen Gnadenbeistandes, oder Antriebe, unsere Vorsätze zu ändern unter dem Scheine von etwas Besserem. Erfolgt dieses Urtheil unter dem Einfluß dieser Gabe, d. h. durch eine besondere Erleuchtung des heiligen Geistes, so ist es sicher und unfehlbar, mag der Urtheilende von diesem übernatürlichen Beistande ein persönliches Bewußtsein haben oder nicht.

Gewöhnlich wird diese Gabe bloß vorübergehend und zu einzelnen Acten verliehen. Die übernatürliche Gabe hat aber auch gleichsam eine natürliche Ausstrahlung und Erweiterung in der erworbenen Fertigkeit, über dergleichen Vorkommnisse zu urtheilen und sie zu unterscheiden. Wenn dieses Urtheil wohl unter Mitwirkung der Gnade, aber nicht unter dem besondern Beistande des heiligen Geistes zu Stande kommt, so ist es nicht ein Act dieser Geistesgabe, sondern bloß eine Bethätigung der christlichen Klugheit. Natürliche Geistesschärfe, Menschenkenntniß, Erfahrung in ähnlichen Vorkommnissen, Berathung erfahrener Männer, ihrer Regeln und Weisungen sind die Mittel, welche hier allerdings unter dem Ein-

[1] 1 Cor. 14, 37.

fluß der Gnade in Anwendung kommen. So hat sich mit der Zeit unter den Geisteslehrern eine ganze Wissenschaft gebildet, deren Zweck ist, durch Zusammenstellung von Lehren und Erfahrungssätzen, die aus den Entscheidungen der Kirche und aus den Schriften der heiligen Väter erbracht sind, eine richtige Entscheidung in vorkommenden Fällen zu ermöglichen. Fast alle großen Asceten haben Abhandlungen über diesen Gegenstand versucht, so Gerson, Bona, St. Ignatius, Scaramelli und Andere. Die Sicherheit, welche diese Entscheidungen bieten, ist stets natürlicher und menschlicher Beschaffenheit. — Wir wollen nun versuchen, hier die wichtigsten Wahrzeichen der wahren und falschen Visionen und Prophezeiungen zusammenzustellen.

Was uns zur richtigen Entscheidung verhelfen kann, ist die Berücksichtigung sowohl des Gegenstandes der Erscheinung oder der Ansprache, sowie der Art und Weise, wie dieselbe vermittelt wird, als auch der Wirkungen, welche sie hervorbringt.

Was nun den Gegenstand der Vision oder der Prophezeiung betrifft, so ist unumstößlich daran festzuhalten, daß dieselbe nichts enthalten darf, was dem geoffenbarten Glauben, den Entscheidungen der Kirche, der gemeinsamen Lehre der Väter, der Vernunft und dem natürlichen und positiven Sittengesetze entgegen ist. Schon die heilige Schrift gibt uns dieses Wahrzeichen: „Wenn ein Prophet aufsteht in deiner Mitte und sagt: Lasset uns gehen und anderen Göttern folgen und ihnen dienen, so höre ihn nicht . . . Gott, euer Herr, prüft euch, damit offenbar werde, ob ihr ihn liebet . . . Der Prophet soll umgebracht werden . . . selbst wenn ein Zeichen von ihm vorhergesagt und in der That eingetreten wäre.“ [1] „Wer prophezeit (der wahre Prophet), spricht zu den Menschen zur Erbauung, zur Ermahnung und zum Troste“ [2], also nicht zum Schaden der Seele. „Haltet fest an den Überlieferungen, die ihr gelernt.“ [3] „Lasset euch nicht irre führen durch wandelnde und neue Lehren.“ [4] „Fluch dem, der euch etwas Anderes kund thut, als was ich euch gelehrt, und sollte es auch ein Engel sein.“ [5]

Und das ist ganz richtig; Gott, die Heiligkeit und unwandelbare Wahrheit, ist der Urheber der natürlichen und übernatürlichen Ordnung, und er kann sich in keinem Gebiete seiner Schöpfung und Offenbarung widersprechen. Wenn sich also in der Vision oder der prophetischen

---

[1] Deut. 13, 1 ff. [2] 1 Cor. 14, 3. [3] 2 Thess. 2, 14.
[4] Hebr. 13, 9. [5] Gal. 1, 8.

Mittheilung etwas Ungebührliches, Unsittliches, Glaubens- und Vernunftwidriges offenbart, so ist es nicht Gottes, sondern Satans oder menschlicher Irrung Werk und muß von vornherein als falsch abgewiesen werden. Daraus können wir schon abnehmen, was von jenen Antworten der Schreib- und Klopfgeister zu halten ist, in denen die Unsterblichkeit, die Vergeltung im Jenseits und die Ewigkeit der Höllenstrafen in Frage gestellt werden.

Wir können aber noch weiter gehen und sagen: Nicht bloß alles offenbar Schlechte muß zurückgewiesen werden, sondern auch alles der göttlichen Majestät Unwürdige. Somit kann auch alles Unnütze, Lächerliche, Zweifelhafte, Verdächtige und Frivole nimmer Gegenstand einer göttlichen Mittheilung sein; Gott spiegelt sich in seinen Werken; er ist aber nicht bloß Heiligkeit und Wahrheit, sondern auch Ordnung, Schicklichkeit und Schönheit: was somit in dieser Beziehung gegen das natürliche Gefühl der Schicklichkeit verstößt oder in irgend einer Beziehung den ungeordneten Leidenschaften schmeichelt, kann nicht auf Rechnung der Gottheit kommen. Dahin gehört auch Alles, was gegen die gewöhnliche Art, zu denken und zu fühlen, verstößt, die in der Kirche geltend geworden und die wir füglich als einen Ausfluß ihres Glaubens- und Sittengesetzes ansehen können. Was gegen gute, hergebrachte Regel und Sitte in der Kirche oder in einem gesellschaftlichen Vereine ist, muß uns an sich verdächtig sein, und es ist nicht leicht anzunehmen, daß die Weisung, davon abzugehen, von Gott komme, wenn nicht durch andere unzweideutige Anzeichen, wie durch Wunder, Gottes Willen in dieser Hinsicht festgestellt wird. So wurde der hl. Magdalena von Pazzis vom Herrn geboten, gegen den Klostergebrauch barfuß zu gehen. So oft die Oberen ihr dieses verweigerten, schwoll ihr Fuß wunderbar auf. An der sel. Margaretha Alacoque bewahrheitete der Heiland seinen Willen, daß sie gewisse Übungen zur Ehre seines göttlichen Herzens übernehme, jedesmal durch auffallende Strafen an der Klostergemeinde, so oft ihr verboten wurde, dem Willen des Herrn zu entsprechen.

Hier nur noch eine Bemerkung bezüglich jener Offenbarungen, deren Gegenstand eine unentschiedene, aber geduldete, ja erlaubte Glaubensmeinung ist, wie z. B. ehemals die Frage über die unbefleckte Empfängniß war. In diesem Falle dürfte man die Offenbarung noch nicht von vornherein verwerfen. Es kann ja sein, daß Gott mit dieser Offenbarung Zwecke für die ganze Kirche im Auge hat (wie z. B. die Einführung einer neuen Andacht oder die Anbahnung einer Glaubens-

definition), wozu die begnadete Person eben das Werkzeug sein soll. Wäre aber der Gegenstand der Art, daß er der gewöhnlichen Annahme der Väter und Gottesgelehrten widerspräche, ohne irgend ein Fundament im geoffenbarten Worte Gottes oder in der Lehre der Kirche, also ganz neu wäre und zudem überraschend durch Wunderlichkeit und ohne erfindbaren Nutzen, dann müßte die Offenbarung jedenfalls sehr zweifelhaft und verdächtig erscheinen. Man müßte also mit der Zustimmung warten und die Offenbarung an anderen Kennzeichen prüfen [1].

Das ist also das erste Kennzeichen: Alles, was der natürlichen Vernunft, dem geoffenbarten Glauben, dem natürlichen und positiven Sittengesetze, Alles, was der allgemeinen Lehre der Väter, der kirchlichen Tradition und dem Gemeinsinn der Christenheit, alles, was unsern persönlichen, von uns zwar freiwillig übernommenen, aber von Gott und den rechtmäßigen Oberen gebilligten und auferlegten Standespflichten widerspricht, Alles, was unsere ungeordneten Leidenschaften in uns unterstützt, erweckt und bestärkt und zur Auflehnung gegen die rechtmäßige Ordnung und Auctorität anreizt, kann nicht vom guten Geiste sein und muß von uns schlechtweg als Teufelswerk verabscheut und abgewiesen werden. Bloß das darf auf unsere Annahme und Zustimmung rechnen, was sich als übereinstimmend herausstellt mit jeder dieser Normen. Das ist selbst bezüglich des einfachen Gehorsams so wahr, daß sich in den echten Offenbarungen Gott stets auf die Seite seiner bestellten Obrigkeit stellt, die Begnadeten stets mit seinen Befehlen an die Obern weist und die Ausführung seines Willens von deren Willen abhängig macht, wenigstens ihn nicht ausgeführt wissen will ohne ihre Zustimmung. Die Lebensgeschichten der Heiligen geben uns in dieser Hinsicht höchst interessante Daten [2].

Durch dieses einzige Unterscheidungszeichen sind alle sogenannten himmlischen Begnadigungen verurtheilt, auf welche sich Ketzer und Sectirer gegen die rechtmäßige Kirche berufen. Sie verfallen auch ge-

---

[1] Bened. XIV. De beatif. serv. Dei, l. 3. c. 53. n. 7. 8.

[2] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 29. Daniel, Vie et oeuvres de la B. Marguerite M. Alacoque, t. I. p. 71. Die schönen Worte des Heilandes an die Selige lauten: „Ich bin nicht ungehalten über den Widerstand aus Gehorsam, für den ich mein Leben hingegeben. Aber du sollst wissen, daß ich Herr meiner Gnaden bin und daß nichts im Stande ist, mich an der Durchsetzung meiner Absichten zu hindern. Ich will nicht bloß, daß du thuest, was deine Oberen wollen, sondern daß du nichts thuest von dem, was ich dir befehle, ohne ihre Zustimmung. Ich liebe den Gehorsam, ohne ihn kann man mir nicht gefallen."

wöhnlich mit der Zeit dem Verdammungsurtheile der einfachen natürlichen Vernunft. Je mehr sie sich von der übernatürlichen Wahrheit und von der Kirche entfernen, um so mehr offenbart sich ihr Widerspruch gegen die Vernunft und gegen die guten Sitten; sie gelangen dahin, daß „sie gleichsam gepanzert sind gegen alle Regeln der Logik und des vernünftigen Denkens. Ein Phantom dient ihnen zum Wegweiser ... ein beständiger Traum erfüllt und beherrscht den Geist, das Gefühl vertritt die Stelle der Vernunft; Prophezeiungen, Visionen, eingebildete Erleuchtungen und Wunderzeichen werden ihnen Gesetz und Richtschnur des Handelns, und als potenzirte Pharisäer danken sie Gott, daß sie des gemeinen Verstandes los geworden und darum nicht sind wie andere, minder begnadete Menschen" [1].

Die Entscheidung ist bald getroffen, wenn der Geist, von dem die Vision oder prophetische Mittheilung ausgeht, sich gleich im Gegenstande offenbart. Das ist aber sehr oft gar nicht der Fall. Im Gegentheile ist es nicht selten etwas ganz Gleichgiltiges oder selbst etwas moralisch Gutes, womit der Geist des Abgrundes seinen Besuch ankündigt und eröffnet. Alsdann kommt als zweiter Prüfstein in Anwendung die Art und Weise, wie die Vision entsteht und die Offenbarung mitgetheilt wird. Hierbei ist aber gar Manches zu berücksichtigen.

Vor Allem, von welcher Art die Vision oder die Ansprache ist. Wir haben früher drei Arten von Visionen und Ansprachen unterschieden: die durch die Sinne, durch die Phantasie und durch den Verstand; alle drei sind sowohl ihrer Natur als auch ihrer Vorzüglichkeit und Zuverlässigkeit nach verschieden. Wir haben nämlich auch gesehen, wie die Geisterwelt auf uns Einfluß haben und bei diesen Vorkommnissen thätig sein kann. Es ist aber gut, diesen Einfluß hier noch etwas näher zu beleuchten.

Den Engeln und auch den Dämonen ist nach der allgemeinen Ansicht der Theologie und christlichen Philosophie eine große Macht gegeben über die sichtbare Schöpfung; die Engel namentlich sind in einem gewissen Sinne des Wortes als Mittelglieder zwischen Gott und der Welt ihre Lenker und Leiter [2], aber nicht willkürliche, sie sind vielmehr an deren allgemeine Gesetze gebunden. Deßhalb verwalten

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1877, XIII. S. 239 ff.

[2] Summ. S. Th. 1. q. 110.

sie die untergebene Schöpfung, ungefähr wie der Mensch, d. h. bloß äußerlich, wenngleich in einer unendlich weiteren Sphäre von Macht; sie können die Materie wohl in Bewegung setzen und zufällige Veränderungen an derselben bewirken, das Wesen der Dinge aber und deren inneres Leben bleibt von ihnen unberührt. Dieses gilt namentlich von der Lebensthätigkeit der vernunftbegabten Geschöpfe. Die Freiheit und die moralische Ordnung fordern durchaus, daß die Lebensacte der eigenste und ausschließliche Antheil des Geschöpfes seien, und keine äußere Macht darf in dieses Heiligthum eingreifen [1]. Die reinen Geister sind somit nicht im Stande, einen Act des sensitiven Lebens in uns hervorzubringen. Sie können wohl durch eine wahrnehmbare Erscheinung auf unser Sehorgan wirken und den Act des Sehens veranlassen, den eigentlichen Act des Sehens aber wirkt die Seele mit dem Organ. Noch viel weniger Einfluß haben sie auf die inneren Seelenkräfte und deren Bethätigung, auf die Acte des Verstandes und des Willens. Sie sind nicht bloß nicht im Stande, einen Act in denselben zu bewirken, sie kennen nicht einmal das Dasein dieser Acte in unserer Seele, wenn dieselben ihnen nicht durch äußere Zeichen verrathen oder von Gott geoffenbart werden. Daraus schließen wir, daß die Voraussagungen von freien menschlichen Handlungen von Seiten der bösen Geister bloß Lügen oder reine Muthmaßungen, von Seiten der heiligen Engel aber wahre Mittheilungen Gottes sind, der allein diese Art von künftigen Ereignissen mit Bestimmtheit wissen kann. Bloß vermittelst der Phantasie, und zwar auf sehr mittelbare Weise, können die Geister auf unsere Gedanken und Gefühle wirken. Unsere Phantasie enthält gleich einem Kaleidoskop unzählig viele Bilder und kann als sinnlich-geistige Fähigkeit durch äußere Eindrücke zur Bildung und Zusammensetzung dieser Vorstellungen geweckt und zu höherer Thätigkeit gesteigert werden. Wie könnte es nun nicht geschehen, daß eine äußere Macht durch verschiedene Eindrücke und Veränderungen in unseren sinnlichen Organen eine bestimmte Art von Bildern und Gedanken hervorrufe und durch Wiederholung dieser Eindrücke dieselben in bestimmten Zusammenhang brächte? Kann man ja selbst, wie man sagt, bei laut Träumenden durch zugerufene Worte eine Reihe geordneter Gedanken bewirken. Warum sollte eine übermenschliche Macht, die unverhältnißmäßig besser, als wir, unsern Organismus kennt, nicht dieses und noch mehr zu Stande bringen?

[1] L. c. q. 111. a. 2. 3. 4. Cf. Suarez, De angelis, l. 2. c. 25; l. 6. c. 16.

Das gibt uns ungefähr eine Idee, welchen Einfluß die reinen Geister namentlich bei imaginären Visionen ausüben können. Immerhin ist diese Einwirkung bloß eine mittelbare und instrumentale vermittelst der Sinne und Organe, eigentliche Urheber unserer Acte sind wir und Gott allein[1]. Damit ist nicht geläugnet, daß die guten Engel mehr vermögen, wenn sie unter besonderem Beistande Gottes zu unserem Heile mitwirken. Die Wirksamkeit der Dämonen aber geht nicht über die Sinne hinaus, und hierin liegt auch die Erklärung, wie dieselben erkünstelte Ekstasen hervorrufen können, indem sie nämlich durch ihren Einfluß die Lebensthätigkeit der leiblichen Organe zeitweilig binden[2].

Ziehen wir nun aus dem Gesagten einen Schluß. Wir sehen, daß, während die sinnlichen und imaginären Visionen und Ansprachen leichter dem Einfluß der bösen Geister offen stehen, die intellectuellen die ungefährlichsten und zuverlässigsten sind, eben weil die Thätigkeit des Verstandes am weitesten abliegt von der Einwirkung des bösen Feindes und weil Gott allein der Urheber dieser Mittheilung sein kann. Das erkennen auch alle Lehrer der Mystik an, und nur insofern, sagen sie, könnte auch hier möglicherweise eine Täuschung unterlaufen, als es nicht so leicht feststeht, daß es eine rein intellectuelle Vision ist und daß neben dem Verstande nicht auch die Phantasie thätig ist und denselben beeinflußt. Wir besitzen also hier schon vorläufig einen Prüfstein der wahren und falschen Vision, nämlich die Kenntniß, welcher Art die vorliegende Vision ist. Während wir bei der intellectuellen ziemlich ruhig sein können, müssen wir auf der Hut sein bei den zwei andern Arten der Vision und dürfen nicht von vornherein und unbedingt trauen.

Ein anderer Umstand, der ein Wahrzeichen sein kann, ist die Art und Weise, wie die verschiedenen Visionen und Ansprachen entstehen. Auch da gilt bei den Mystikern der Satz, daß die Unmittelbarkeit, die Plötzlichkeit und Unabweislichkeit der Vision und Mittheilung ein Zeichen ihres übernatürlichen Charakters ist. Je weniger, natürlich genommen, Anlagen und Eigenschaften zu einer Wirkung in einem Wesen vorliegen und je weniger es sich einer Einwirkung verschließen kann, um so unzweifelhafter ist es, daß eine höhere Macht im Spiele ist. So zählt die

---

[1] Études. Novembre 1877. De la cause des apparitions.

[2] Summ. S. Th. 2. 2. q. 175. a. 1. Bened. XIV. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 49. n. 2. 4. Suarez, De oratione, l. 2. c. 19. n. 29.

hl. Theresia diese Urplötzlichkeit zu den Kennzeichen der wahren imaginären Vision und sagt, jede andere, die erst nach langem Gebete stattfinde, müßte sie eher für das Werk eigener Thätigkeit halten [1]. Deßgleichen bemerkt der hl. Ignatius [2], es sei ein Zeichen des Geistes Gottes, wenn plötzlich und ohne alle Vorbereitung von unserer Seite sich eine himmlische Erleuchtung und Rührung im Herzen einstelle; Gott allein, der Schöpfer, könne so unangemeldet in der Seele ein- und ausgehen und sie ohne ihre Vorbereitung zu seiner Liebe entflammen, eben weil er der Herr im Hause ist und alle Thüren ihm offen stehen. So stand ja auch der Heiland am Osterabend plötzlich und ohne die Thüren zu öffnen mitten unter seinen Jüngern. — Ganz dasselbe gilt von der Unabweislichkeit und Unauslöschlichkeit. Wahre göttliche Mittheilungen bleiben lebhaft im Gedächtniß, dagegen sind diejenigen sehr verdächtig, von denen nach dem Acte des Schauens oder Vernehmens keine Erinnerung bleibt [3].

Ein ferneres Anzeichen des Geistes Gottes ist, wenn diese übernatürlichen Begnadigungen nicht so häufig und gleichsam zum Überfluß und zur Belustigung verliehen werden. So sagt der hl. Franz von Sales unter Anderem von einer Person, über welche man ihn zu Rathe gezogen: ihre Visionen und Vorhersagungen seien ihm zweifelhaft, einerseits weil sie so häufig seien, denn die Häufigkeit allein mache die Sache schon verdächtig [4], andererseits enthielten sie Offenbarungen von Dingen, die Gott sehr selten kundmache, wie die Zusicherung des ewigen Heiles, die Bestärkung in der Gnade, den Grad der Heiligkeit und hundert andere Sachen, die zu nichts nütze seien. Und der Heilige hat ganz Recht. Visionen und Prophezeiungen sind eben ganz außerordentliche Dinge und ebenso gut Wunder wie andere. Die Wunder aber läßt Gott nicht vom Himmel schneien; sie sind und bleiben Ausnahmen, und es ist von einem unendlich weisen Wesen nicht anzunehmen, daß es Wunder verschwende, um Kurzweil zu treiben. Ebenso bemerken die Mystiker, daß wahre, göttliche Ansprachen sehr kurz und bündig seien [5].

---

[1] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 25, 28, 29. Seelenburg, 6. Wohnung, Kap. 3, 9.

[2] Exercit. spir. Regulae discret. spir. hebd. 2. reg. 2.

[3] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 29.

[4] Oeuvres de S. Fr. de Sales, t. XIV. Lettre 679. Ausgabe von 1820. Bona, De discret. spir. c. 20. n. 5.

[5] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 25. Seelenburg, 6. Wohnung, Kap. 3. Scaramelli, II. Bd. 1. Abth. Kap. 17.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß Angemessenheit, Ruhe, Würdigkeit und Erbaulichkeit im Verlaufe der übernatürlichen Einwirkung ein Zeichen des göttlichen Geistes ist, während Aufregung, krampfhaftes Verdrehen, Geschrei und Raserei, wie man sie oft bei Versammlungen von Sectirern sieht, nur zu sehr an die teuflischen Erscheinungen bei heidnischen Wahrsagern erinnern [1]. Deßhalb bemerkt der hl. Ignatius sehr treffend, der Geist Gottes gehe beim guten Menschen ruhig und leise ein, wie wenn ein Regentropfen auf einen Schwamm fällt; dagegen der böse Feind mit Gewalt und Geräusch, wie ein Tropfen auf einen Stein aufprasselt und zerstäubt. Gott nämlich ist ein Gott der Ordnung, des Anstandes, der Majestät, der Heiligkeit, der Ruhe, der Schönheit und Lieblichkeit, und wo er handelt, da offenbart er sich auch in diesen Eigenschaften. In der wahren Ekstase ist so viel Erbauendes, Majestätisches und übernatürlich Ideales, daß Satan es nie nachmachen kann. Als ein gefallenes Wesen, als Caricatur eines edlen, weisen und glücklichen Geschöpfes kann er sich nur zeigen als das, was er ist, niedrig, widerlich, häßlich, lächerlich, unruhig, unsauber oder grauenhaft schrecklich. Selbst wenn es ihm beliebt, den Engel des Lichtes zu spielen, bemerken die Heiligen, ist es ihm nicht möglich, in jener himmlischen, wonnevollen und wohlthuenden, wahrhaft beseligenden Klarheit und Schönheit Jesu sich sehen zu lassen; es sei vielmehr nur ein matter, leerer und kalter Glanz, in seinen Zügen und Mienen sei stets etwas Unbefriedigendes, selbst Anwiderndes, aus dem jeder, der nur etwas Erfahrung in derlei Dingen habe, den Geist des Abgrundes herausfühlen könne [2].

Von der größten Wichtigkeit endlich bei übernatürlichen Mittheilungen ist die Unterscheidung, ob dieselben während der Vision und der übernatürlichen Erhebung oder nachher stattfinden, mit andern Worten, ob die Erkenntniß, welche wir erhalten, eine Eingebung des Geistes Gottes oder unser Werk ist. Im ersten Falle ist die göttliche Vision eigentliche Ursache, im zweiten bloß der Anlaß der Erkenntniß, die eigentliche Ursache sind wir selbst. Hat nämlich der Geist Gottes unsere Seele auf außerordentliche Weise berührt, so geräth sie in ungewöhnliche Schwingungen, und diese Schwingungen dauern natürlicher Weise fort, wenn auch der

---

[1] S. Chrysost. hom. 29. in 1 Cor. Bona, De discret. spir. c. 17. n. 5. Summ. S. Thom. 2. 2. q. 173. a. 3 ad 4.

[2] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 28.

Finger Gottes von unserer Seele abgelassen. In diesem Nachzittern und Nachtönen nun ist unser Geist mehr oder weniger Herr seiner Kräfte und seiner Thätigkeit und setzt viele Acte des Erkennens und Wollens, die sein eigenes Werk sind, aber dennoch der vorhergehenden göttlichen Einwirkung anzugehören scheinen. Ja selbst im Acte des Schauens kann es geschehen, daß sich irgend ein Theil der natürlichen Thätigkeit dem Einfluß der Vision entzieht und durch eigene Kraft zu wirken fortfährt. Es ist deßhalb scharf darauf zu achten, wann und wie die Erkenntniß uns zu Theil geworden. Die Gabe der Vision macht ja den Träger nicht unfehlbar und namentlich nicht für jene Acte, die er durch seine Kraft vollbringt. Was Gott thut, ist sicher wahr und unfehlbar, nicht aber, was der Begnadete findet, wenn er über das Gesehene und Mitgetheilte nachdenkt und seine Schlüsse daraus zieht. Dafür trägt er selbst die Verantwortlichkeit. Je entfernter nun der Zeitpunkt der Vision liegt, um so leichter ist die Täuschung, weil man eben nicht mehr unter dem Einfluß des Geistes Gottes steht [1]. Es kann auch wohl kommen, daß später im Zustande der Ruhe und Nüchternheit die Worte und Ausdrücke oder das Gedächtniß versagen, das Gesehene und Gehörte richtig wiederzugeben. Auf diese Weise kann es möglich werden, daß auch Heilige mehr oder weniger unrichtig sich ausdrücken und sich in Widerspruch setzen mit andern, die über dieselben Gegenstände nach Visionen berichten, ja daß sie Prophezeiungen verkünden, die sich nicht erfüllen.

Wir haben in der Kirchengeschichte selbst zwei berühmte Fälle derartiger Prophezeiungen. So hatte der hl. Vincenz Ferrerius das Hereinbrechen des letzten Gerichtes verkündigt und zur Bestätigung seiner Aussage ein außerordentliches Wunder, eine Todtenerweckung, gewirkt, und doch traf das Ereigniß nicht ein. Freilich wurde das Schisma, das durch die dreispaltige Papstwahl entstanden war, gehoben und eine große Sittenbesserung erfolgte durch die Predigten des Heiligen, und so läßt sich das Ganze in die Ordnung der bedingten Prophezeiungen bringen. — Der hl. Bernhard hatte auf den Willen des Papstes hin den Kreuzzug gepredigt und zur Bestätigung, daß das Unternehmen nach dem Willen Gottes sei, Wunder gewirkt. Dessenungeachtet fiel der Feldzug gegen die Ungläubigen höchst unglücklich aus, was dem Heiligen großen Unwillen zuzog. Der Abt von Casamara aber entbot ihm auf gött-

---

[1] Exercit. spir. S. Ign. Regulae discret. spir. hebd. 2. reg. 8.

lichen Auftrag, Gott habe dieses zugelassen, weil das Kreuzheer in große sittliche Unordnung gefallen war, und trotz des unglücklichen Ausganges seien Unzählige in die ewige Seligkeit eingeführt und auf diese Weise großes Heil gewirkt worden. Die Aussage des Heiligen wurde so in höherem Sinne erfüllt [1]. — So lesen wir auch in der Lebensgeschichte der Schwester Marie Lataste, es sei ihr angekündigt worden, an einem bestimmten Tage werde sie eine Krankheit treffen; sie blieb aber dem Leibe nach ganz wohl, nur überkam sie ein großes Seelenleiden [2]. Auf diese Weise ist auch bei den Propheten ein Irrthum möglich. Wie auch der hl. Thomas sagt: „Man muß wissen, daß der Geist der Propheten immerhin ein gebrechliches Werkzeug ist und daß auch die wahren Propheten nicht alles sehen, was der heilige Geist in den Gesichten und Mittheilungen durch Worte und Handlungen beabsichtigt.“ [3] Wir unterscheiden nämlich drei Stufen von Klarheit bei den prophetischen Mittheilungen. Bei der ersten ist es dem Propheten nicht klar, ob der Geist Gottes ihm die Mittheilung vermittelt oder nicht. Das nennen wir den „prophetischen Instinct“ [4]; bei der zweiten ist zwar die Überzeugung da, daß Gott es ist, der spricht, allein die Bedeutung der Mittheilung ist nicht klar; sei es nun, daß dieselbe in dunkle Symbole und Worte gehüllt ist, oder daß die Worte selbst, obwohl gemeinhin verständlich, hier jedoch in einem ungewöhnlichen und höhern Sinn zu nehmen sind; bei der dritten ist nebst der Gewißheit, daß Gott spricht, auch das klare Verständniß der Offenbarung, und dieses ist die vollkommenste Art von Prophezeiung, während bei den zwei Arten der natürlichen Thätigkeit ein weites Feld offen steht und die Möglichkeit einer Irrung von selbst gegeben ist. Selbst in der heiligen Schrift begegnen uns solche undeutliche und zweifelhafte Prophezeiungen. So wurde Abraham versprochen, er werde das Land Kanaan besitzen [5], und Jakob wurde verheißen, Gott werde ihn nach Kanaan zurückgeleiten [6], obgleich beide Verheißungen bloß an den Nachkommen dieser Patriarchen sich erfüllten.

Zufällige Irrungen, wie die erwähnten, läßt Gott eben zu, theils um seine Diener zu prüfen, in Demuth zu erhalten und vor Selbst=

---

[1] Bened. XIV. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 47. n. 8.
[2] La vie et les oeuvres de Marie Lataste, t. I. Lettre 21.
[3] Summ. S. Th. 2. 2. q. 173. a. 4.
[4] Ibid. 2. 2. q. 171. a. 5.
[5] Gen. 15, 7. [6] Gen. 46, 4.

überschätzung zu bewahren, theils um uns zu warnen, nicht unbedingt den Prophezeiungen zu trauen und unsern Glauben auf sie zu bauen. Wir haben eine ganz andere Grundlage für unsern Glauben, nämlich die heilige Kirche, welche die Säule und Grundfeste der Wahrheit ist. Wie der hl. Gregorius ganz schön sagt, „fehlt bisweilen der Geist dem Propheten, denn er ist nicht immer zu Handen . . ., bisweilen geben die Propheten, die oft prophezeien, auf Anfragen Antworten aus sich und glauben, aus dem Geiste der Prophezeiung zu reden“ [1]. Er fügt auch den Grund bei: es stehe eben vom heiligen Geiste geschrieben, daß er weht, wo er will. Der allmächtige Gott richtet es in seiner Güte so ein, daß er, je nachdem er den Prophetengeist gibt oder zurücknimmt, die Propheten erhebt oder in der Demuth erhält; sie sollen einsehen, was sie durch Gott und was sie durch sich sind [2]. Andererseits ist auch zu bemerken, daß uns nicht das Recht zusteht, etwaige zweideutige oder minder klare Ausdrücke der Heiligen gleich im Gegensatze mit der kirchlichen Lehre zu erklären oder gleich den Stab zu brechen über das Ganze, wenn sich vielleicht ein minder richtiger Ausdruck findet. Man muß es dann auch nach der Vorschrift der Klugheit und Liebe mild zu erklären wissen [3]. Ebenso ist darauf zu achten, in welchem Sinne die Prophezeiung abgefaßt ist, ob absolut oder bedingt, ob als eigene Muthmaßung oder Eingebung Gottes. Das alles ändert die Sache und niemand anders hätten wir die Irrung zuzuschreiben, wenn wir diesen Wink übersähen. So sind, wie wir schon bemerkt, die Drohprophezeiungen stets bedingter Natur, d. h. sie werden nicht erfüllt, falls Besserung des Übels erfolgt, wegen dessen sie erlassen werden [4]. Die zuverlässigste Bestätigung der Prophezeiung, vorausgesetzt, daß es mit den andern Anzeichen der Wahrheit seine Richtigkeit hat, ist und bleibt stets deren Erfüllung.

(Schluß folgt.)

M. Meschler S. J.

---

[1] S. Greg. hom. 1. in Ezech. n. 15.

[2] Id. Dialog. l. 2. c. 21.

[3] Bened. XIV. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 53. n. 8. Cf. S. Ign. Exercit. spir. praesupponendum.

[4] Bened. l. c. c. 47. n. 7.

Die Eiszeit.

(Schluß.)

Wir nehmen nunmehr die abgebrochene Schilderung der eiszeitlichen oder pliocenen Vorgänge wieder auf, und zwar um so lieber, als die noch erübrigende Untersuchung des geologischen Diluviums uns zugleich einen Fingerzeig geben wird, in welcher Weise sich der Übergang von der Tertiär- zur Quaternärzeit vollzog.

Diluvium nennt man eine Reihe Formationen, welche sich zwischen tertiäre und quaternäre Bildungen einschieben, bald zu diesen, bald zu jenen gerechnet werden, von mehreren ausgezeichneten älteren Forschern als Zeugen der Sündfluth begrüßt — daher ihr Name —, von neueren, nicht minder ausgezeichneten Gelehrten in dieser Eigenschaft wieder verworfen worden sind. „Die Erklärung der Phänomene," äußerte hinsichtlich derselben der greise Präsident des Brüsseler archäologischen Congresses, der um die Geologie hochverdiente Omalius d'Halloy[1], „die Erklärung der Phänomene, welche die Bildung unserer Erdkugel zum Abschlusse gebracht haben, läßt der Einbildung noch einen weiten Spielraum, und so findet man denn selten zwei Geologen, welche in den einschlägigen Fragen vollständig übereinstimmen. Die beiden gelehrten Collegen, welche eben gesprochen haben" — gemeint sind E. Dupont und Dr. O. Fraas, welche über die Entstehung der Höhlen diametral entgegengesetzte Ansichten geäußert hatten —, „werden es mir daher nicht verübeln, wenn ich nicht alle Anschauungen theile, welche sie aufgestellt haben. Beachtenswerth bleibt, daß eben die Epoche der Erdgeschichte, die uns die nächste ist, gerade auch diejenige ist, über welche die Ansichten am weitesten auseinandergehen." Fast noch beachtenswerther dürfte der Umstand erscheinen, daß gerade diese Epoche, welche der Einbildung noch einen so weiten Spielraum läßt, hinsichtlich welcher die Ansichten so weit auseinandergehen und kaum zwei Fachgelehrte eines Sinnes sind, — daß gerade diese Epoche vielfach für diejenige ausgegeben wird, welche der Offenbarung die tiefsten Wunden geschlagen

---

[1] Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte-rendu de la 6e session, Bruxelles 1872. p. 157.

haben soll. Es ist eben kein Hirtenbüblein so klein, daß es nicht schon mit Stein und Stecken dem Goliath der Offenbarung sich gewachsen wähnte!

Auch die unmittelbar den Gletschern der Eiszeit entstammenden Ablagerungen: Moränen, Wanderblöcke u. s. w., werden unter dem Namen erratisches Diluvium hier mit einbegriffen. Dasselbe berührt sich mit dem nicht erratischen, vermengt sich mehrfach mit demselben, ist darum auch öfters von demselben kaum zu sondern; so in Holland und der norddeutschen Ebene, wo die Ablagerungen bald von einander so scharf getrennt sind, daß man die einen zuversichtlich als nordisches, die andern als Rhein-, Maas-, Elbediluvium u. s. w. bestimmen darf, bald dergestalt untereinander geworfen sind, daß man sie nur mehr als gemengtes Diluvium bezeichnen kann. Im Bereiche der vormaligen Gletscherreviere tritt übrigens das nicht erratische Diluvium, von dem im Folgenden allein die Rede ist, als die natürliche Fortsetzung des erratischen auf. Schwierig, oft unmöglich ist auch die Scheidung des Diluvium vom Alluvium, d. i. von denjenigen Bildungen, welche heute noch ebenmäßig sich fortsetzen, als: jüngere Gletscherablagerungen, Flußablagerungen, Torfmoore u. s. w.

Im Diluvium pflegt man zuvörderst folgende zwei zusammengehörige Abschnitte zu unterscheiden: das Geschiebe (Driftkies, diluvium gris), einen mit Sandlagen wechselnden gerollten Kies, und den Löß, eine gleichmäßige, sand- und kiesfreie Lehmart, welche, wo sie zugleich mit dem Geschiebe auftritt, stets über demselben gelagert erscheint. Wir haben uns zunächst mit diesen beiden Bildungen zu befassen.

Der Umstand, daß das Geschiebe einzig im Bereiche der Thäler vorkömmt, stets nur aus denjenigen Gesteinen zusammengesetzt ist, welche in dem betreffenden Flußthale oder den in dasselbe mündenden Nebenthälern heimisch sind, und auch nicht ein einziges Mal aus einem Flußgebiete in ein anderes hinüberlangt, — diese Umstände nöthigen uns zu dem Schlusse, daß dieses Geschiebe eben den Flüssen selbst seine Entstehung verdankt. Eine flüchtige Betrachtung solcher Flußthäler belehrt uns, daß an deren Seiten jene Ablagerungen bis zu einer Höhe hinansteigen, welche weit über dem jetzigen Wasserstande sich befindet und sogar bei den gewaltigsten Überschwemmungen auch nicht annähernd erreicht wird. Von der Thalsohle bis zum Thalrand und über denselben hinaus erstreckt sich die Kiesablagerung, überall von gleicher Beschaffenheit, überall die gleichen Thierreste der Mammuthzeit und wohl auch älteste

Steinwerkzeuge enthaltend. Wo höher an den Thalhängen die Kiesdecke unterbrochen ist, da hat sie der Fluß, ältere Ablagerungen nachträglich unterwühlend, fortgespült. Ein geübtes Auge liest sozusagen die Geschichte des Stromes von den Thalhängen ab, angefangen von den Tagen seiner Macht, wo seine felsenbrechenden Fluthen das Thal bis an den Rand ausfüllten, durch die wechselnden Phasen seines Steigens und Fallens hindurch, bis zu jenem Zeitpunkte, wo er, zur dünnen Wasserader zusammengeschrumpft, unvermögend, den Felsen zu lockern, als Maas oder Somme bescheiden zwischen erdigen Steilrändern dahinschleicht. „Um den Anfang der Mammuthzeit," sagt E. Dupont [1], der Erforscher des belgischen Maaslandes, „hatte das Bett der Maas in der Gegend von Dinant eine Breite von 12 km, zu Ende derselben war es nur noch 400 m breit. Im folgenden Zeitraum machte der Strom nicht nur keine neuen Eroberungen, er schrumpfte mehr und mehr zusammen, füllte sein ehemaliges Bett theilweise wieder aus und schränkte dasselbe durch Anschwemmungen ein. Der majestätische Strom, der einst in der Provinz Namur eine Breite von 12 km besaß, dessen Gewalt selbst das härteste Gestein überwand und es bis in eine Tiefe von 150 m ausgewaschen hat, — die Maas, hat gegenwärtig eine Breite von nur 60 m und ihr Wasserstand reicht zu gewissen Zeiten des Jahres für die Schifffahrt nicht mehr aus. Dahin ist ihre Herrlichkeit!" Nach Belgrand [2] hatte ehedem die Seine in der Gegend von Paris 6 km in der Breite und reichte bis ungefähr 37 m über ihren jetzigen Wasserstand hinan, während nach F. Sandberger [3] der Rhein bei Straßburg 48mal soviel Wasser vorbeiführte, wie jetzt bei Hochwasser, und nach Professor Sueß [4] die Donau das ganze Wiener Becken vom Manhardsberge bis an die kleinen Karpathen in einer Höhe von 200 m ausfüllte.

Zur Zeit ihres höchsten Wasserstandes nun setzten diese Ströme den Kies bis zu oberst am Thalrande ab, schwemmten ihn wohl auch eine Strecke weit über die Hochebene hin. Je mehr dann in der Folge ihr Spiegel sank, je weniger hoch ihr Wasser am Thalhange hinaufreichte, desto tiefer an demselben setzten sie die folgenden Ablagerungen ab. So hat, von nachträglichen Störungen abgesehen und zunächst auf die Oberfläche der Geschiebe-Ablagerung angewendet, der Grundsatz seine

---

[1] Les temps préhistoriques en Belgique, p. 124 sq.

[2] Congrès etc., p. 135.

[3] Ausland 1873, S. 984.

[4] Congrès etc., 8e session, Budapest 1876, vol. I. p. 36.

Richtigkeit, daß die Ablagerungen in den Thälern um so älter sind, je höher sie sich über der Thalsohle befinden. Scheinbar widerspricht dieser Grundsatz freilich dem geologischen Axiom, daß die tieferliegenden Schichten auch die älteren sind, aber auch nur scheinbar. Hier wie überall kommen die älteren Schichten unter den jüngeren zu liegen; weil aber diese mit dem Flusse je länger je mehr vom Thalrande zurücktraten, darum liegen nach oben hin die älteren Schichten unbedeckt zu Tage.

Die vorhin entwickelte Annahme einst übermächtiger Ströme läuft freilich der seit Charles Lyell weitverbreiteten Auffassung von der langsamen Auswaschung der Flußthäler und dem stets gleichmäßigen Wirken natürlicher Ursachen schnurgerade zuwider. Jener Auffassung zufolge waren die Flüsse von Anfang an ungefähr das, was sie jetzt sind; ihre Wassermasse war um Nichts oder um sehr Weniges bedeutender als jetzt; dafür lag aber ihr Bett um so viel höher, so ziemlich auf dem Niveau des jetzigen Thalrandes. Ganz allmählich und in unermeßlichen Zeiträumen hätten dann die Flüsse ihre Thäler ausgewaschen. Daß letztere nach oben hin oft so breit sind, berechtigt nicht, auf eine frühere eben solche Breite der Flüsse selbst zu schließen — bewahre! Die Flüsse haben nur, wie sie es jetzt noch thun, ihren gewundenen Lauf vielfach verändert, vorspringende Uferecken weggespült, den Schlamm und das Geschiebe an andern Stellen wieder aufgeschwemmt u. s. f. Dabei gruben sie sich immer tiefer und tiefer in ihre Thäler ein, bis 100 m und darüber. Lyells Ansicht von dem stets gleichmäßigen Wirken der natürlichen Ursachen erfreute sich bis vor wenigen Jahren einer ziemlich allgemeinen Geltung, und auch jetzt noch wird sie vielfach in Feuilletons von Zeitungen, sowie in solchen Vorträgen und Büchern, welche für ein weiteres Publikum berechnet sind, als feststehendes, unantastbares Resultat der exacten Wissenschaft ausgegeben. Um so mehr erachten wir uns verpflichtet, hierorts zu betonen, daß jene Ansicht unter den Fachgelehrten selbst bereits im Rückgange begriffen ist, und daß Autoritäten, sogar ersten Ranges, sich gar nicht mehr scheuen, dieselbe als dasjenige hinzustellen, was sie in der That ist — als eine, obendrein minder wahrscheinliche, Hypothese. Daß die vordem in der Natur thätigen Kräfte die nämlichen waren, wie die jetzt noch in denselben wirkenden, wer wollte das läugnen? Fraglich ist nur, ob die Art dieser Wirksamkeit, und weiter, ob die Bedingungen, welche die Art ihrer Wirksamkeit bestimmen, vordem die gleichen waren, wie jetzt.

Wenn Lyell gegen ältere Autoren, welche die Veränderungen der Erdrinde, namentlich die jüngsten, unterschiedslos auf Rechnung gewaltsamer Katastrophen setzten und als ebenso viele buchstäbliche Bestätigungen der Sündfluth hinnahmen, geltend machte, diese allerdings großartigen Veränderungen ließen sich ebensowohl auf langdauernde, unmerkliche Kraftäußerungen der Natur, als auf gewaltsame, kurzdauernde Umwälzungen zurückführen: so stellte er hiemit der älteren, convulsionistischen eine neue, die quietistische Hypothese gegenüber, welche nach dem dermaligen Stande der Wissenschaft so gut ihre Berechtigung hatte, wie jene. Den Fehler aber begingen er und nach ihm viele Andere, daß sie die Hypothese zu sehr als fixes Axiom handhabten und Alles in der Vergangenheit auf unermeßlich lange fortgesetzte, unmerkliche Naturprocesse zurückführten. Hatten jene älteren Gelehrten das Alpha und Omega der Wissenschaft gleich groß x mal klein y angesetzt, so setzten Neuere es gleich klein x mal groß y; die Frage war und blieb: welches denn eigentlich der absolute Werth von x und y sei.

Es sind keine bloß subjectiven Eindrücke, die wir hier zum Besten geben. Dr. F. Pfaff eignet sich[1] folgenden Ausspruch des verdienten Höhlenerforschers Boyd-Dawkins an: „Jeder Versuch, die absolute Zeit der vorgeschichtlichen Ereignisse zu bestimmen, muß nothwendig fehlschlagen, da er auf der unwahrscheinlichen Annahme beruht, daß die Naturkräfte gleichmäßig gewirkt haben und daß ihre Leistungen demnach als natürliches Zeitmaß dienen können. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß die complicirten Bedingungen, welche heutigen Tags die Geschwindigkeit der Auswaschung bestimmen, während der ganzen Zeit dieselben geblieben sind, und die geleistete Arbeit ist demnach zwar ein Maß für die verbrauchte Kraft, nicht aber für die Dauer der Zeit, während der diese in Thätigkeit gewesen ist.“ Dr. O. Heer, der erfahrene Darsteller der Schweizer Urwelt, drückt sich nicht minder entschieden aus[2]: „Nachdem man ehemals dafür gehalten hat, diese riesigen Veränderungen seien in ganz jäher und gewaltsamer Weise vor sich gegangen, fällt man heute in den entgegengesetzten Irrthum, indem man meint, sie hätten Millionen Jahre gebraucht, wahrscheinlich um so diese Umwälzungen besser mit jenen vergleichen zu können, deren Zeuge der Mensch gewesen ist. Man vergißt allzuleicht, daß die historische

[1] Schöpfungsgeschichte, 2. Aufl. Frankfurt 1877, S. 726.
[2] Le monde primitif de la Suisse. Genève et Bâle 1872, p. 707.

Zeit nur einen ganz kleinen Abschnitt der geologischen Geschichte des Erdballs ausmacht, und daß, was der Mensch gesehen, nur der winzigste Theil der Umwälzungen ist, die die Erde erfahren hat. Die Hypothese, welche die geologischen Veränderungen in gleichmäßiger Weise und ohne Unterbrechung auf einander folgen läßt, ist ebenfalls kaum haltbar; sehen wir doch vielmehr, daß die größten Erschütterungen nach langen Perioden der Ruhe stattgehabt haben." „Die Langsamkeit, mit welcher heutzutage die geologischen Processe vor sich gehen, auf die Vergangenheit ausdehnen, heißt eine durch keine Thatsachen, ja nicht einmal durch Wahrscheinlichkeiten gerechtfertigte Hypothese zum Axiom erheben," sagt Belgrand[1], den seine im Seinebecken gemachten Untersuchungen zu ganz convulsionistischen Anschauungen hingeleitet haben. Lyells Aufstellungen, meint A. Arcelin[2], sind nur dann haltbar, „wenn man die ihnen zu Grunde liegende Hypothese von der Continuität und Regelmäßigkeit in der Wirksamkeit natürlicher Ursachen zugibt. Da liegt aber eben die Schwierigkeit. Die Einen räumen diese Voraussetzung ein, die Andern weisen sie zurück." „Die Wissenschaft hat ihre extremen Reactionen wie die Politik," sagt der belgische Archäologe H. Le Hon[3], „und nachdem man mit Weisheit die Thätigkeit langsam wirkender Ursachen festgestellt hat, geht man gegenwärtig in der Läugnung gewaltsamer Vorgänge in der Geschichte der Erde vielleicht viel zu weit." Professor E. Andrews, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Chicago[4], und der englische Forscher J. E. Southall[5] haben eigene Schriften abgefaßt zur Bekämpfung der Lyell'schen Ansichten über die Diluvialzeit. Schließlich sei noch erwähnt, daß es auch in deutschen gelehrten Zeitschriften bereits nicht mehr an entschiedenem Widerspruch gegen diese Ansichten fehlt. „Sir Ch. Lyell," schreibt H. Habenicht im Ausland 1877 S. 185, „hat das unsterbliche Verdienst, die Geologie von dem Gebiet der Speculation auf das der exacten Forschung zu führen; er hat gezeigt, daß man zur Erklärung vieler,

---

[1] La Seine, Introd. p. XXXIX, citirt in: Revue des questions historiques, t. 16. 1874, p. 507.

[2] Revue des questions scientifiques, 1re année, Bruxelles 1877, p. 419.

[3] L'homme fossile en Europe, p. 127.

[4] American Journal of science, Oct. 1868; Transactions of the Chicago Academy of sciences, vol. II.

[5] Recent origin of man, London 1876. The epoch of the mammoth, London 1878.

vielleicht der meisten geologischen Thatsachen durchaus keiner gewaltsamen Katastrophen bedarf; er hat sich besonders darauf gestützt, daß es noch keiner Katastrophentheorie gelungen war, die Lagerungsverhältnisse der Gesteine, die Entstehung der Gebirge, die Continentalformen, kurz die größten geologischen Probleme zu erklären. Seine ganze Richtung ist aber einseitig: er ist von vornherein mit dem Vorurtheil an die Erklärung jeder Thatsache gegangen, daß sie die Folge langsam wirkender Kräfte sei; er hat in Folge dessen eine ganze Kategorie von Thatsachen, und zwar gerade diejenigen, welche sich nur aus allgemeinem Überblick, genereller Anschauung ergeben, mehr oder weniger unberücksichtigt gelassen." — Das Verfahren, welches eine stete Gleichmäßigkeit der Naturthätigkeit annimmt und nach dem Tempo der jetzigen Naturvorgänge den Entwicklungsgang früherer Epochen bemißt, ließe sich am ehesten vergleichen mit dem Beginnen desjenigen, der zuerst das Maß des jährlichen Körperwachsthums eines ausgewachsenen Menschen ermittelte und darnach dann dessen Lebensalter bestimmte. Das Resultat solcher Berechnung wäre jedenfalls der würdige König der Lyell'schen Diluvialwelt. Überall in der Schöpfung tritt uns das Gesetz einer nichts weniger als arithmetisch gleichmäßigen Entwicklung entgegen: warum sollte dasselbe nicht auch für die Erde selbst seine Geltung haben?

Wir könnten die beigebrachten Citate ohne Mühe vermehren; doch wird das Gesagte hoffentlich hinreichen, unsere Leser davon zu überzeugen, daß Lyells Grundsatz von der stets gleichmäßigen, langsamen Wirksamkeit der Naturkräfte noch lange keine feststehende wissenschaftliche Errungenschaft ist. Und wie siegesgewiß ist nicht gerade dieser Grundsatz gegen die Offenbarung in's Feld geschoben worden! immer wieder die Geschichte vom Hirtenbüblein!

Übrigens werden wir uns wohl hüten vor dem auf geologisch-archäologischem Gebiete so häufigen und verhängnißvollen Fehler der Verallgemeinerung. Nichts liegt uns ferner, als gleichmäßige, langsame Thätigkeit den Naturkräften, selbst für die älteren Perioden der Erdgeschichte, absprechen zu wollen, als zu läugnen, daß es Flüsse geben könne und noch gebe, die sich ihr Bett selbst auswaschen. Was Angesichts der Thatsachen nicht zugegeben werden darf, ist dieses, daß jene langsame Gleichmäßigkeit das einzige Gesetz der Naturthätigkeit, daß unendlich langsame Auswaschung die normale Entstehungsweise der Thäler sei. Wir wollen bezüglich dieser letzten Frage, die uns hier zunächst beschäftigt, noch einige besondere Gründe beibringen.

Einmal ist Lyells These vom gleichmäßig langsamen Wirken der Naturkräfte und der Auswaschung der Thäler durch die Flüsse, wie hervorgehoben wurde, bloße Hypothese; diese Hypothese führt zur Annahme einer fabelhaften Länge der Diluvial-Epoche und in strenger Consequenz zur weiteren Annahme eines kaum minder unglaublichen Alters des Menschengeschlechtes — wir haben die Wahl zwischen Hunderttausenden und Millionen von Jahren. Woher hat die Wissenschaft das Recht, fragen wir nun, eine Hypothese zu bevorzugen, die mit Allem, was uns Geschichte und Überlieferung über die Vergangenheit unseres Geschlechtes melden, in flagranten Widerspruch tritt? Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes ist in erster Linie doch wohl eine geschichtliche Frage; Überlieferung und Geschichte der Völker weisen aber, so sehr sie sich auch in's Dunkel verlieren, auf ein relativ junges Alter der Menschheit hin; Zahlen, wie die angegebenen, können nun einmal vor ihrem Forum keine Gnade finden.

Zudem hat die Ansicht, welche alle Thäler durch Auswaschung entstehen läßt, ihre naturwissenschaftlichen Bedenken. Waren die Flüsse da vor den Thälern oder die Thäler vor den Flüssen? Das ist im Grunde die Frage, und ich kann mir genau so gut vorstellen, daß die Wasser die im Boden vorfindlichen Risse und Schluchten zu ihrem Abfluß benützt, dabei selbstverständlich auch verändert und erweitert, als daß sie sich mit der Langmuth des Regentropfens, der Steine höhlt, Hunderte von Metern in die geschlossene Fläche hinein vertieft haben. „Ich bin weit entfernt, zu bestreiten,“ bemerkte auf dem Brüsseler Congreß[1] Omalius gegen Dupont, „daß das Wasser Thäler auszuwaschen vermag, zumal in lockerem Gestein; aber ich kann eine solche Entstehungsweise nicht gelten lassen für diejenigen Theile des Lesse- und des Maasthales, wo senkrechte scharfkantige Felsen in den Fluß hineinragen oder solche, die unverwüstlich dem fortwährenden Andrang der Gewässer Stand halten. Meine Ansicht geht dahin, daß diese Thäler gewaltsam eröffnete Spalte sind, durch welche die Wasser ihren Abfluß nahmen, indem sie auf diejenigen Partien, wo sie lockerem, unzusammenhängendem Gestein begegneten, verändernd einwirkten. Diese Auffassung wird denjenigen nicht gewagt erscheinen, welche bedenken, daß die Maas in Lothringen in einer Höhe von 375 m entspringt, und daß sie, hätte sie nicht in dem über 500 m hohen Plateau von Mezières und Givet eine Spalte

[1] Congrès etc., p. 157.

bereits vorgefunden, sich doch wohl dem Seinebecken zugewandt hätte, von dem sie bloß durch eine Erhebung von weniger als 400 m getrennt ist." Auch Capellini und Hébert[1] sind der Ansicht, daß das Lessethal älter ist, als die Lesse selbst.

Aber wie ist dasselbe entstanden? — Hier gibt uns das Gestein einen bedeutsamen Fingerzeig. Das öftere Vorkommen in Höhlen und Felsrissen eines feinen, compacten, grellrothen Lehmes verräth das ehemals häufigere Vorhandensein warmer Mineralquellen. Die Spalte, in denen sich der Weg dieser jetzt versiegten Quellen verfolgen läßt, haben auffallender Weise eine nordwestliche, also derjenigen der Quellen von Spaa parallele Richtung. Erwägt man nun, daß heutzutage noch in der Gegend von Spaa Erdstöße keineswegs zu den Seltenheiten gehören, daß man solchen Stößen die Entstehung der Gesteinspalten, in denen diese Quellen fließen und flossen, zuschreibt; daß ferner ebendamals in nicht gar weiter Entfernung die Vulkane der Eifel in voller Thätigkeit waren und möglicherweise zu jenen Erschütterungen in Beziehung standen: dann sieht man sich Kräften gegenübergestellt, welche allerdings gewaltige Niveauveränderungen bewirken, tiefe Erdrisse dem Abflusse der Gewässer eröffnen konnten; dann beginnt man zu ahnen, daß denn doch in der Urzeit neben dem langsam höhlenden Wassertropfen noch andere Gewalten den Thälern Dasein und Gestalt gegeben haben mögen[2]. „Es ist mehr als wahrscheinlich," räumt Lyell selber ein[3], „daß das Maß der Veränderung einst im Maasbecken im Vergleiche zu jetzt ein gesteigertes war. Einige der nächsten Vulkane, diejenigen besonders der unteren Eifel, etwa 60 (engl.) Meilen ostwärts, scheinen in der pleistocenen (diluvialen) Epoche thätig gewesen zu sein, ihre Ausbrüche fielen vielleicht zeitlich und ursächlich mit wiederholten Hebungen und Senkungen des Lütticher Landes zusammen."

Der klassische Fluß, wenn es sich um Diluvialzeit und Thälerauswaschung handelt, ist jedenfalls die Somme, an der so unsäglich viel gegraben und studirt worden ist. An ihr exemplificiren Lyell, Lubbock u. A. mit ausgesprochener Vorliebe die Theorie von der langsamen Auswaschung der Thäler durch die Flüsse, ein Proceß, der hier die Kleinigkeit von 100,000 Jahren in Anspruch genommen haben soll. Nun gut!

---

[1] Ebendas. S. 160.
[2] Vgl. Dupont, S. 103 ff.
[3] Antiquity of man, 4. ed. London 1873, p. 76.

gerade für das Sommethal haben Andrews und Southall[1] den Beweis erbracht, daß es unmöglich in der von jenen Gelehrten beliebten Weise entstanden sein kann. Der Fall der Somme beträgt nur 53 cm auf die englische Meile, er hätte in der Voraussetzung der Gegner anfänglich nicht mehr als 19,5 cm betragen: wie sollte das träge Flüßchen, das jetzt nicht einmal im Stande ist, den Sand von der Stelle zu rücken, das grobe Geschiebe herangeschwemmt haben? wie erst gewisse Sandsteinblöcke, die sich hier wie sonst im Flußkies von Nord- und Mittelfrankreich finden und deren einer von Lubbock[2] mit 2,55 m Länge, 0,80 m Breite und 1 m Dicke angegeben wird? Lubbock selbst fühlt, daß hier ein Deus ex machina noth thut, und führt denselben in der Gestalt des „Treibeises“ ein. „Hier finden wir eine vermittelnde Kraft, die alle Schwierigkeiten des Sachverhaltes genügend zu erklären vermag!“ Nicht so ganz. Das Treibeis führt uns, wie Lubbock selbst einräumt, auf die Eiszeit zurück; die Eiszeit aber bedingt durchaus von den jetzigen verschiedene hydrographische Verhältnisse. Oder sollte bei der Anzahl und Ausdehnung der Gletscher, bei der Masse Wasser, die sie tagtäglich durch Abschmelzung von sich gaben, bei der organischen, ungleich feuchteren Beschaffenheit des Klimas, der Umfang unserer Ströme wirklich ebenso bescheiden geblieben sein, als er es jetzt ist? Sollen Elephanten, Nashörner, Flußpferde, deren Anverwandte alle nur im Bereiche wasser- und morastreicher Ströme sich aufhalten, wirklich an Somme, Schelde, Rhein, wie sie heute noch sind, sich heimisch gefühlt haben? Sollen endlich die ausgedehnten Hebungen und Senkungen der Diluvialzeit ohne Einfluß geblieben sein auf die Vertheilung der continentalen Gewässer? Nein! ein zu dem jetzigen in keinem Verhältnisse stehender Umfang der diluvialen Ströme ist die naturnothwendige Consequenz der Eiszeit, wie wir sie in den vorangegangenen Artikeln dargelegt haben.

Können wir nun auch auf diese Erwägungen hin den extremen Quietismus Lyells bei Seite setzen, so haben wir uns doch noch zwischen zwei Anschauungen zu entscheiden, von denen die eine streng convulsionistische den ehemals hohen Wasserstand der Flüsse auf Rechnung einer außerordentlichen Überschwemmung, einer Fluth, setzt, während die andere, die wir als einen gemäßigten Quietismus bezeichnen dürfen,

---

[1] The Epoch of the Mammoth, p. 126 sq.
[2] Die vorgeschichtliche Zeit, II. S. 78 f.

einen dazumals permanenten, höheren Wasserstand annimmt. Daß letztere Auffassung wenigstens nicht ausgeschlossen werden darf, machen die an letzter Stelle betonten Verhältnisse wahrscheinlich. Die Eiszeit, die Mammuthzeit, war eine länger dauernde Epoche; es müssen somit auch die durch sie bedingten hydrographischen Verhältnisse andauernd gewesen sein.

Zum gleichen Schluß führt uns die Betrachtung der in den Seitenwänden der Flußthäler so häufigen Höhlen. Wenden wir uns nochmals dem von Dupont erforschten Gebiete der belgischen Maas zu. In den Thälern zweier ihrer Zuflüsse der Lesse und der Molignée, befinden sich die Höhlen, zu denen die Überschwemmungen der Diluvialzeit wiederholt Zutritt hatten, in einer durchschnittlichen Höhe, dort von 20—35, hier von 30—35 m über dem jetzigen Wasserstand. Sie weisen die gleichen diluvialen Ablagerungen auf, welche auch außerhalb der Höhlen angetroffen werden, nur daß das Geschiebe mehrfach nicht vorhanden, sonst aber jederzeit nur von geringer Mächtigkeit ist. In ihm wie im Löß finden sich hier wie anderwärts die Überreste der Mammuthzeit geborgen, während in dem höherliegenden Schutte und Lehm die Überreste der Renthier- und der Jetztzeit auftreten. In dem durch den Fluß in diesen Höhlen aufgeschwemmten Lehm lassen sich nun mehrfach verschiedene, knochen- und geräthehaltige Lagen unterscheiden, die durch andere knochenfreie, wohl auch durch Stalagmit-Lagen, von einander getrennt sind. Man zählt solcher scharf abgegrenzter, aufeinander folgender Knochenschichten mitunter vier, fünf, sieben. Lage und Beschaffenheit der Überreste berechtigen zu dem Schlusse, daß Raubthiere andauernd in der Höhle gehaust haben, oder aber die in der Mitte noch erkenntliche Feuerstelle, um welche Knochen und Geräthe gehäuft sind, kennzeichnet den Ort als eine wenigstens zeitweilige Wohnstätte des Menschen. Offenbar haben hier Mensch oder Raubthiere längere Zeit verweilt, dann drang der angeschwollene Fluß in die Höhle ein und lagerte in derselben die knochenfreie Lehmschicht ab, über welcher nach Abzug des Wassers und Trocknung des Bodens Mensch oder Thiere abermals ihr Lager aufschlugen — und so fort zu wiederholten Malen. Alles dieses weist auf einen längeren Zeitraum hin, während dessen die Überschwemmungen des Flusses 20—35 m höher reichten und folglich wohl auch sein normaler Wasserstand bedeutender war, als jetzt. — Ähnliche Verhältnisse, wie im belgischen Maaslande, treten aber auch an anderen Orten zu Tage.

Nun erübrigte noch die Frage, ob nicht auch, wie einige Gelehrte, z. B. Belgrand[1], wollen, diluviale Erscheinungen gewaltsamer Natur zur Ablagerung des Geschiebes mitgewirkt haben. Was indessen zum Beweise solcher Katastrophen bisher beigebracht worden ist, dürfte sich auf bloße Überschwemmungen zurückführen lassen, welche entsprechend der erstaunlichen Wassermenge der diluvialen Ströme, der außerordentlichen Ausdehnung der dieselben speisenden Gletscher und der in Anbetracht des hohen Normal-Wasserstandes relativ geringen Uferhöhe ganz ungeahnte Verhältnisse annehmen und ganz unglaubliche Verwüstungen anrichten mochten.

Wir fassen nunmehr das zweite Glied der diluvialen Ablagerungen, den Löß, in's Auge. Während derselbe in Europa noch nirgendwo in einer 200 m übersteigenden, meistens in viel geringerer Mächtigkeit beobachtet wurde, bedeckt er in Ostasien nach Ferd. v. Richthofens neuesten Forschungen noch ungemessene Länderstrecken und erreicht eine Mächtigkeit von 5—600 m und darüber.

Löß und Lehm überhaupt ist das letzte Verwitterungsproduct der Gesteine. Seine erste Entstehung weist auf die Gletscher zurück oder auf die grasreichen Abhänge der Berge, deren Schnecken oft in erstaunlicher Menge in ihm eingebettet liegen — der Berglöß. Von hier ward er massenhaft verschwemmt — Thallöß —, wie er denn auch zumeist in Flußthälern und Seebecken angetroffen wird, Land- und Süßwasser-Muscheln mitunter in auffallender Wohlerhaltung in seinem Schooße bergend. Über die Art und Weise seiner Ablagerung gehen die Ansichten weit auseinander.

Vielfach wird dieselbe als eine mit derjenigen des Geschiebes gleichzeitige oder doch einheitliche aufgefaßt. Wir können uns den Vorgang mit Lubbock[2] etwa in folgender Weise zurecht legen. Wir haben ein Thal vor uns, dessen Abhänge mit Geschiebe und Löß, den übereinander geschichteten Ablagerungen des diluvialen Stromes, bekleidet sind. Offenbar mußte der Strom, so lange er die Kraft besaß, das gröbere Geschiebe bis zu einer gewissen Höhe hinanzuschwemmen, die feineren Theile, welche den Löß bilden, noch höher ablagern. Nun denken wir uns die Abhänge des jetzigen Thales und früheren Strombettes in eine Anzahl horizontaler Streifen von ungefähr gleicher Breite

---

[1] Congrès etc., 6e session, Bruxelles 1872, p. 133 sqq.

[2] Die vorgeschichtliche Zeit, II. S. 87 f.

getheilt, so daß wir von oben nach unten eine Reihe von Geschiebestreifen a, b, c, d und über denselben eine entsprechende Reihe von Lößstreifen a′, b′, c′, d′ erhalten. Wie haben wir uns deren Entstehung zu denken? — Um die Zeit des höchsten Wasserstandes reichte die Geschiebe-Ablagerung bis a hinauf, der Lehm dagegen setzte sich noch über diese äußerste Grenze, etwa in α ab. Als nachher die Wassermasse oder die Gewalt des Stromes abgenommen hatte und die Geschiebe-Ablagerung nur mehr bis b sich erstreckte, breitete sich über der älteren Geschiebelage a die Lößlage a′ aus. In einer späteren Periode reichte das Geschiebe nur noch bis c, während sich über der älteren Geschiebelage b eine Lößlage b′ bildete. In noch späterer Zeit ging das Geschiebe nur noch bis d, der Löß bis c′ u. s. f. So konnte innerhalb eines längeren Zeitraumes eine mächtige Lage Geschiebe und über derselben eine eben so mächtige, oft noch mächtigere Lößschichte abgesetzt werden.

Eine andere Erklärung ist folgende. Man hat berechnet, daß eine Strömungsgeschwindigkeit von 15 cm in der Sekunde feinen Sand mit fortreißt, eine von 20 cm Sand so grob wie Leinsamen, eine von 30 cm feinen Kies, eine von 60 cm Geröll von 2,5 cm Durchmesser, eine von 90 cm Steine von der Größe eines Eies. Verlangsamte sich also in Folge von Wasserabnahme oder Terrainveränderungen die Geschwindigkeit eines diluvialen Stromes, so mußte sich zuerst, bis die Strömung unter 60 cm sank, alles Geröll, vom gröbsten angefangen, ablagern, späterhin der Kies, endlich der Sand, und so mußte sich im Verlaufe eines kürzeren oder längeren Zeitraumes auf dem Boden und an den Wänden des Flußbettes eine Ablagerung zuerst von Geschiebe und darüber von Lehm bilden. Diese Erklärung empfiehlt sich besonders da, wo das Geschiebe von unten nach oben an Größe abnimmt und ganz allmählich in den Löß übergeht. Massenhafte Lößniederschläge erfolgten, wie uns Graf G. v. Wurmbrand[1] belehrt, besonders „dort, wo der Fluß aus einer Stromenge in ein größeres Becken eintritt und seine Wasser in demselben ausbreitet", indem an solchen Stellen die Strömungsgeschwindigkeit bedeutend nachläßt.

Die bisher gebotenen Erklärungen setzen eine gleichzeitige oder doch einheitliche Ablagerung von Geschiebe und Löß durch die Diluvialströme voraus: eine Periode war es, während welcher jenes und dieser ab-

[1] Congrès etc., 8e session, Budapest 1876, vol. I. p. 36.

gesetzt wurden. Es fehlt nicht an Gelehrten, welche eine solche Gleichzeitigkeit in Abrede stellen. So Hébert, welcher sich über Geschiebe, Löß und das später zu erwähnende diluvium rouge auf dem Brüsseler Congreß [1] also vernehmen ließ: „Für mehrere Geologen sind diese drei Ablagerungen nur verschiedene Kundgebungen eines großen fluvialen Phänomens, sie gelten ihnen als von einander abhängig. Ich meinestheils bin der Überzeugung, daß die Meister, welche deren Unabhängigkeit behaupten, im Rechte sind. Diese drei Klassen von Ablagerungen entsprechen drei successiven Epochen der Quaternärzeit.“ Nach Andrews und Southall [2] wären Geschiebe und Löß in Nordamerika das Ergebniß nicht eines einzigen, sondern zweier getrennter Vorgänge; eine Schichte vegetabilischer Dammerde trennt sie. Dagegen scheint letzterer Autor beide in Westeuropa als ein Ergebniß der „Schlußerschütterung der Quaternärzeit“ und somit als gleichzeitig zu betrachten [3]. Uns ist in der That noch keine Erklärung zu Gesicht gekommen, welche hinsichtlich Westeuropa's befriedigenden Aufschluß gäbe über die Natur der successiven Phänomene, welche zuerst das Geschiebe und späterhin, ganz unabhängig von demselben, den Löß abgesetzt haben sollen. Dagegen dürfte die Einheitlichkeit der Fossilien — Geschiebe und Löß enthalten die Überreste der Mammuthzeit — für die Einheitlichkeit und ungefähre Gleichzeitigkeit der Ablagerungen ein, freilich auch nicht geradezu entscheidendes Zeugniß ablegen [4].

Über Geschiebe und Löß anerkennen namentlich französische Forscher

---

[1] Ebendas. S. 150.

[2] The Epoch of the Mammoth, p. 364.

[3] Ebendas. S. 131.

[4] Eine den bisher erwähnten diametral entgegengesetzte Erklärung des Löß hat, zunächst freilich nur für China, Ferd. v. Richthofen in Vorschlag gebracht (vgl. Das Ausland 1877, S. 1001 ff.). Wir brauchen uns hierorts auf dieselbe um so weniger einzulassen, als auch sie die Ablagerung des Löß vor Trockenlegung des Han-hai, also zur Tertiärzeit, zum Abschluß gelangen läßt. Überhaupt ist es sehr wohl denkbar, daß diese Ablagerung hier in der einen, dort in einer anderen Weise von Statten ging, an manchen Orten vielleicht schon vor der Pliocene, denn Löß und Geschiebe gehören, nach ihrer petrographischen Beschaffenheit und abgesehen von den Fossilien, keiner bestimmten Epoche an, die Lehm- und Geschiebe-Ablagerungen setzen sich thatsächlich bis in die Gegenwart fort. Endlich ist es auch nicht immer statthaft, aus der Masse solchen, diluviale Einschlüsse bergenden Materials auf das Maß der Verwitterung während der Diluvial-Epoche und die Dauer dieser Epoche selbst einen Schluß zu ziehen, da in sehr vielen, vielleicht den meisten Fällen bereits vorhandenes Material verschwemmt und umgelagert wurde.

eine dritte Ablagerung, das diluvium rouge, aus nicht gerollten, sondern scharfkantigen, in Sand und Lehm eingebetteten Gesteinstrümmern bestehend, über welchen vielfach ein jüngerer, vom Löß wohl unterschiedener Lehm ausgebreitet liegt. Vom Geschiebe oder diluvium gris unterscheidet sich dieses diluvium rouge nicht so sehr durch die keineswegs maßgebende Färbung, als vielmehr nächst der eben erwähnten Form des Gesteines durch das Nichtvorhandensein der mammuthzeitlichen Fauna [1]. Sodann ist das diluvium rouge keineswegs auf die Flußthäler beschränkt, sondern gleichmäßig über das ganze Land abgelagert, weßhalb sich für dasselbe ein fluvialer Ursprung keinenfalls annehmen läßt. In den Thälern ist dasselbe vielfach durch Verschwemmung verschwunden oder durch Abrollung unkenntlich geworden. Nach Le Hon [2] ließen sich die Spuren desselben auf dem größeren Theile unserer Halbkugel verfolgen; bei der Unzulänglichkeit der bisherigen Beobachtungen, sowie speciell der uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel, fühlen wir uns außer Stand, anzugeben, inwieweit dasselbe außerhalb Westeuropa (Frankreich, Belgien) vorhanden ist.

Den Ursprung desselben führt man ziemlich übereinstimmend auf eine gewaltsame Überschwemmung zurück. Nicht selten wurden die tertiären Schichten vollständig weggewaschen und sogar in die Kreide tiefe Furchen gezogen, welche dann die Fluth mit Gesteinstrümmern ausfüllte. Hébert [3] fand überall in der Picardie und Normandie die Spuren einer solchen Überfluthung: „Diese Gewässer, welche über die Plateaux hinfegten und ältere Ablagerungen aufwühlten, weisen offenbar auf eine allgemeine Überschwemmung hin, die sich nicht anders erklären läßt, als durch eine Niveau-Veränderung von mindestens 100 m in der Ver-

---

[1] So E. Lambert, der das Diluvium zum Gegenstande seines ganz besonderen Studiums gemacht hat: „Diese Schichte enthält keinerlei organische Reste und zeigt kaum jemals eine regelmäßige Schichtung“ (Le déluge mosaïque, l'histoire et la géologie, Paris 1870, p. 198). Deßgleichen Hébert: „Ohne organische Reste und Steingeräthe“ (Congrès etc., 6e session, Bruxelles 1872, p. 149). Wenn Dupont S. 65 die Fauna der Renthierzeit diesem Diluvium und dem darüber liegenden Lehm zuweist, so dürfte diese Angabe hinsichtlich des Ersteren doch eine mehr negative Geltung beanspruchen; in demselben findet sich die Fauna der Mammuthzeit nicht mehr. Diejenige der Renthierzeit dagegen tritt erst im Lehm auf, die in diesem vorkommenden scharfkantigen Steine aber scheinen von den Wandungen der Höhlen herabgefallen zu sein — also kein diluvium rouge. Vgl. S. 130—137.

[2] L'homme fossile en Europe, p. 432.

[3] Bulletin de la Société géologique de France, t. XXI. p. 67, citirt bei Le Hon, S. 434.

theilung der Gewässer.“ Ähnliches constatirte Calland[1] in der Gegend von Soissons, und auch Le Hon, welchem wir diese Zeugnisse entlehnen, erkennt im diluvium rouge die Thätigkeit „einer aufgeregten Wasserfluth“, „einer ausgedehnten, gewaltsamen Überschwemmung“, „tumultuarischer Wassermassen“ an, „welche über die höchsten Plateaux hinfegten und ältere Ablagerungen auswuschen“[2]. Wenn daher derselbe Autor S. 434 gegen Calland den gewaltsamen Charakter dieser Überschwemmung bestreitet, so geräth er mit sich selbst in Widerspruch, woferne derselbe nicht etwa auf Rechnung des Herausgebers E. Dupont zu setzen ist.

Deßgleichen gelangt H. Habenicht, indem er[3] die Lagerungsverhältnisse des norddeutschen Diluviums prüft und die Ablagerungen des ersten Diluvialmeeres mit denjenigen des zweiten vergleicht, zu dem Schlusse: „Sobald man die Möglichkeit einer plötzlich hereingebrochenen, von weither gekommenen gewaltigen Fluth zugibt, welche auf ihrem Wege eine Masse Gesteinstrümmer, Sand, Kies und Schlamm mit sich fortriß, die leichtesten Körper natürlich am weitesten, welche, nachdem sie zur Ruhe kam, zuerst die schweren Theile, zuletzt die schlammartigen, wie in einer durch Aufrühren getrübten Flüssigkeit schwebenden, absetzte, so erklären sich die Lagerungsverhältnisse des Diluviums leicht und ungezwungen. Nimmt man an, daß, nachdem die Gletscher der Eiszeit in der interglacialen Continentalperiode“, d. i. der Periode zwischen der ersten und zweiten Eiszeit, „geschwunden waren, und ihre Moränen abgesetzt hatten, die älteste gewaltige Fluth hereinbrach, welche im Stande war, große Blöcke weit mit sich fortzureißen, so hat man eine befriedigende Erklärung für den Reichthum gerade des oberen Diluviums an erratischen Blöcken.“

Sollte vielleicht zu eben diesen Fluthkatastrophen der alten Welt jenes plötzliche Sinken des früher beträchtlich höheren Wasserstandes in Beziehung stehen, welches Andrews[4] für die großen amerikanischen Seen nachgewiesen hat, und welches, wie die stellenweise bis 60 m reichende Aufwärtsbiegung der alten Strandlinie bekundet, von gewaltigen Bodenveränderungen begleitet war? Indessen, schwächen wir nicht die Trag-

---

[1] Bulletin etc., t. XXII. p. 31, ebendaselbst citirt.
[2] S. 125, 416, 432.
[3] Ausland 1877, S. 185.
[4] Bei J. C. Southall, The Epoch of the Mammoth, p. 361 sqq.

weite unserer Schlüsse durch Beiziehung vielleicht doch nicht hergehöriger Momente ab, sondern begnügen wir uns lieber damit, auf die hohe Wahrscheinlichkeit hingewiesen zu haben, daß wenigstens in Westeuropa eine gewaltsame Wasserfluth den Übergang von der Mammuth- zur Renthierzeit vermittelte.

Was nun weiter die Ursache dieser Fluth selbst angeht, so bedarf dieselbe noch gar sehr der Aufhellung. „Je mehr ich über die Frage nachdenke," sagt Hébert [1], „desto verwickelter erscheint sie mir. Vor Allem muß man den feststehenden Thatsachen Rechnung tragen, keine Theorie darf sich über dieselben hinwegsetzen. Eine von diesen Thatsachen ist aber die Existenz eines allgemeinen Phänomens, dessen Ursache noch vollkommen hypothetisch ist und dessen Ergebniß die Ablagerung des diluvium rouge über dem bereits vorhandenen Geschiebe war." „Die Veranlassung dieser Überfluthung ist noch äußerst geheimnißvoll," meint Calland [2], und ähnlich äußert sich Le Hon [3] über die Entstehung des auf dem diluvium rouge lagernden und zu demselben muthmaßlich in enger Beziehung stehenden Lehmes, indem er unter den Punkten, „welche man mit etwelcher Gewißheit für ausgemacht halten könne", auch diesen verzeichnet, „daß die Ablagerung desselben noch ein Mysterium ist, welches mit Sicherheit zu ergründen die Wissenschaft vorläufig noch außer Stande ist".

Mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß in nicht allzu ferner Zukunft die Wissenschaft auch hier ihrer Aufgabe gerecht werden möge, schließen wir unsere Betrachtungen über die Eiszeit. Gewaltsame Zuckungen der Erdrinde, in Folge deren einzelne Theile Westeuropa's zeitweilig sanken und überfluthet wurden, um sich dann mit weiten Strecken ehemaligen Meeresbodens wieder zu erheben, leiteten von der Pliocene oder Eiszeit zur quaternären oder Jetztzeit über, deren Klima wegen der durchaus geänderten Vertheilung von Land und Meer ein ungleichmäßigeres, continentaleres geworden ist.

Fr. v. Hummelauer S. J.

---

[1] Bulletin etc., t. XXI. p. 183, citirt bei Le Hon, S. 434 f.
[2] Bulletin etc., t. XXII. p. 31, ebendas. citirt.
[3] L'homme fossile en Europe, p. 416.

Das erste Jahrhundert der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

---

9. Mit dem Jahre 1829 beginnt für die amerikanische Kirche eine zweite Epoche: wir können sie als diejenige der Provincialconcilien bezeichnen. Denn kaum war die amerikanische Kirche zu ihrem ersten organischen Dasein gelangt, als sie, nach dem Vorbilde der ersten christlichen Jahrhunderte, begann, ihre mächtige jugendliche Lebenskraft durch die gesetzgeberische und organisirende Thätigkeit conciliarischer Versammlungen zu äußern. Das erste Provincialconcil von Baltimore, welches Erzbischof Whitfield (1829) zusammenberief, war neben demjenigen von Tuam (1817) die erste solche Versammlung, welche seit nahezu einem Jahrhundert in der katholischen Kirche gefeiert ward. Dem ersten folgte schon 1833 das zweite. Der Nachfolger Whitfields, Dr. Samuel Eccleston, hielt im Laufe von 12 Jahren nicht weniger als fünf Provincialconcilien ab (1837, 1840, 1843, 1846, 1849). Auf der ersten (1829) tagten sechs, auf der letzten (1849) fünfundzwanzig Bischöfe. Von den beiden Präsidenten derselben war Whitfield ein geborner Engländer, Eccleston Amerikaner, aber englischer Abstammung, der erste in Frankreich und England, der zweite in St. Mary's (Maryland) und Issy (Frankreich) herangebildet, beide tüchtige Theologen und ebenso tüchtige praktische Missionäre, der erste als Coadjutor, der andere als Seminarregens in die Verhältnisse der Erzdiöcese eingeweiht und für ihr Amt auf's Trefflichste vorbereitet. Mächtige Förderer und geistige Führer dieser conciliarischen Thätigkeit waren außer den beiden ausgezeichneten Erzbischöfen der schon erwähnte Apologet der amerikanischen Kirche, Dr. England, Bischof von Charleston, Dr. Kenrick, Bischof von Philadelphia, und Dr. John Hughes, seit 1837 Coadjutor, von 1842 an Bischof, von 1850 an Erzbischof von New-York, alle drei Irländer von Geburt. Der letztere war 1817 mit seinen Eltern als ein armer Auswanderer nach Amerika gekommen, wurde erst Taglöhner bei Straßenarbeiten, dann Gärtner am Priesterseminar St. Mary's in Baltimore, begann als solcher Latein zu studiren und ward 1820 in das Seminar aufgenommen; durch seine außerordentlichen Anlagen und seinen eisernen

Fleiß arbeitete er sich in zehn Jahren zu einem so hervorragenden Apologeten, Redner und Controversisten empor, daß er neben Dr. England die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte und von den Bischöfen für die wichtigsten und schwierigsten Posten verwendet ward. Er hat durch seine zugleich Amerika und Europa umspannende Thätigkeit die Diöcese New-York aus unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten herausgerissen und zu einem Centralsitz des kirchlichen Lebens gestaltet, welchem Baltimore nur noch durch die Würde geschichtlicher Priorität und die ihr entsprechende kirchliche Präcedenz voransteht.

Zu den hervorragendsten Angelegenheiten, welche auf den erwähnten sieben Provincialconcilien behandelt wurden, gehören vor Allem die Errichtung neuer Bischofssitze und die Circumscription der entsprechenden Diöcesen, die Festsetzung der nöthigen Decrete über kirchliche Disciplin, die Vorsorge gegen die den waltenden Landesverhältnissen eigenthümlichen Gefahren (Mischehe, confessionslose Schule, schlechte Presse, Trunksucht, geheime Gesellschaften u. s. w.), endlich die Regelung der kirchlichen Eigenthumsrechte gegenüber den Schwierigkeiten, welche das Freiwilligkeitssystem darbot. Was diese Synoden überhaupt charakterisirt, ist ihr praktisches Vorgehen. Es wurde da nicht viel theoretisirt; es wurden wenige Beschlüsse gefaßt, diese aber energisch formulirt und sie bezogen sich auf die brennendsten Punkte der obschwebenden Hauptfragen. Obwohl manche dieser letzteren mit dem halb confessionslosen, halb protestantischen Charakter des Staates zusammenhingen, wurde die nun einmal unabänderliche Thatsache keinen principiellen Untersuchungen unterzogen. Der vereinigte Episcopat rechnete mit den gegebenen Factoren und suchte die Übel unbeschränkter Religionsfreiheit durch treue Benützung der damit verbundenen Kirchenfreiheit zu vermindern.

Letztere war nicht vom Staat, wohl aber in den einzelnen Gemeinden von der Herrschsucht der Trustees und den Übergriffen der Laien in das Gebiet des kirchlichen Eigenthumes und der kirchlichen Verwaltung bedroht. Diesen gegenüber wurde vor Allem der Grundsatz des Kirchenrechts zur Geltung gebracht: Daß alle frommen Schenkungen zu gottesdienstlichen Zwecken, sowie zur Förderung religiöser Anstalten der Macht der Kirche unterstehen [1], daß deren Verwaltung der geistlichen Obrigkeit obliegt und zwar, wofern die Schenkungen nicht einem religiösen Orden

---

[1] Acta et decreta etc. Collectio Lacensis. T. III. Conc. VIII. Baltim. p. 161 d. III. Baltim. p. 57 b.

gemacht sind [1], dem Bischof. Darauf stützte sich der weitere Beschluß, daß die Bischöfe diese sämmtlichen Kirchengüter mit vollem Rechtstitel auf ihren eigenen Namen (als fee simple) besitzen und verwalten sollten, und daß alle Titel derjenigen, welche die Güter durch die Incorporationscharte vor dem bürgerlichen Forum besitzen, auf den Besitztitel des Bischofes zurückzuführen seien [2], daß die Bischöfe demgemäß Inventare über sämmtliches Kirchengut u. s. w. führen müßten [3], daß Laien oder Kleriker, welche das kirchliche Eigenthum seinem Stiftungszwecke zu entwenden suchen, der vom Tridentinum ausgesprochenen Strafe unterlägen [4]. Die Bischöfe ihrerseits wurden ernstlich angewiesen, für die Sicherung des Kirchengutes vor dem weltlichen Forum zu sorgen, die bürgerlichen Besitztitel, wo immer es ohne Gefährdung der kirchlichen Rechte geschehen könne, durch Incorporation zu erwerben, wo solche ohne Gefährdung nicht möglich, das Kirchengut durch Testament seiner Bestimmung zu erhalten u. s. w. [5]. Den Priestern mußte bei dieser precären Lage der kirchlichen Eigenthumsrechte eingeschärft werden, das ihrer Obsorge anvertraute Kirchengut pflichtgemäß und getrennt von ihrem Privatvermögen zu verwalten, ihre Kirche nicht mit Schulden und Verpflichtungen zu belasten, ohne Zustimmung des Bischofs und die Kenntniß zuverlässiger Vertrauensmänner keine größeren kirchlichen Ausgaben zu machen [6]. Wie diese Gesetzgebung den Verhältnissen der Einzelstaaten Rechnung trug, so stieß sie seitens dieser Staaten auf kein Hinderniß; rebellische Trustees fanden bei diesen keine autoritative Hilfe. Aber innerhalb der Gemeinden selbst verstattete das Freiwilligkeitssystem doch immerhin so viel Freiheit, daß es der gewaltigen Energie eines Dr. Kenrick und Hughes bedurfte, um die kirchlichen Vermögensverhältnisse und die damit zusammenhängende Pfarrverwaltung in Philadelphia und New-York nach den Normen jener Gesetzgebung zu regeln. Bei diesen schwierigen Kämpfen waren aber nicht nur diese Normen von höchster Bedeutung, die conciliarische Thätigkeit stützte auch die Autorität der einzelnen Kirchenfürsten auf's Nachdrücklichste, und gab ihrer Thätigkeit eine Einheit und Gemeinsamkeit, welche gegen die inneren Fehden, Cravalle und

---

1 L. c. VII. Baltim. p. 115 c.

2 I. Baltim. p. 27 a.

3 IV. Baltim. p. 71 c. V. Baltim. p. 90 b.

4 III. Baltim. p. 57 c.

5 IV. Baltim. p. 71 c. 329 d. V. Baltim. p. 89 b.

6 V. Baltim. p. 90 b.

Trennungen sectiverischer Conciliabeln großartig abstach und den Protestanten selbst Ehrfurcht einflößte. „Die Verhandlungen der Concilien," sagt ein amerikanischer Geschichtschreiber, „galten in den Augen der katholischen Bevölkerung für überaus wichtig; sie boten einen seltsamen Gegensatz zu den Wirren und lärmenden Versammlungen der Protestanten, und so groß war die Verehrung, welche sie einflößten, daß drei berühmte Juristen, welche von den Bischöfen zu ihrer Berathung (bei dem zweiten Provincialconcil) zugezogen worden waren, um über einige Punkte des bürgerlichen Gesetzes ihre Meinung abzugeben, die Versammlung mit ehrerbietigem Staunen verließen. ‚Wir sind,' sagten sie, ‚vor feierlichen Gerichtshöfen aufgetreten; aber wir haben nie weniger Selbstvertrauen und Zuversicht gefühlt, als da wir in diese erhabene Versammlung traten.'" [1]

Was die Theilung und Vermehrung der Bisthümer betrifft, so hatte das zweite der Concilien (1833) die Errichtung der Diöcese Vincennes (für Indiana) zur Folge; das dritte (1837) schlug die Errichtung der Diöcesen Nashville (für Tennessee), Natchez (für Mississippi) und Dubuque (für Jowa und Minnesota) vor. Durch das vierte ward die Diöcese Richmond wieder von Baltimore abgetrennt und erhielt in Dr. Whelan einen eigenen Bischof. Auf Vorschlag des fünften errichtete der apostolische Stuhl 1843 die Bisthümer Little-Rock (für Arkansas), Hartford (für die Staaten Connecticut und Rhode-Island), Milwaukee (für Michigan), Chicago (für Illinois), Pittsburg (für Pennsylvanien). Das sechste Provincialconcil (Mai 1846), auf welchem die Doctrin der Unbefleckten Empfängniß durch feierliche Acclamation sämmtlicher Bischöfe bekannt und gefeiert wurde, proponirte die Theilung der Diöcese New-York in drei Diöcesen: New-York, Buffalo und Albany [2], die Theilung der Diöcese Cincinnati in die Bisthümer Cincinnati und Cleveland (beide für den Staat Ohio). Das siebente Provincialconcil endlich veranlaßte 1849 die Gründung der Bisthümer Wheeling (für Virginien), Savannah (für Georgia), St. Paul (für Minnesota), Monterey y Los-Angeles (für das von Mexiko abgetretene Californien).

---

[1] Die drei Juristen waren: Roger B. Taney, später Oberrichter (Chief Justice) der Vereinigten Staaten, John Scott und William George Read. De Courcy and Shea, The Catholic Church in the United States, p. 141. Brief des Erzbischofs Whitfield vom 28. Jan. 1830. Annales de la Propag. IV. p. 243.

[2] Erster Bischof von Albany wurde damals der heutige Cardinal John Mac Closkey.

10. Das Jahr 1850 bezeichnet den Beginn der dritten Periode der kirchlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten. Der apostolische Stuhl erhob am 19. Juli dieses Jahres die Bischöfe von New-York, Cincinnati und New-Orleans zu Erzbischöfen. St. Louis war drei Jahre zuvor (1847) Erzdiöcese geworden (mit den Suffraganen Chicago, Dubuque, Milwaukee, Nashville und St. Paul); 1846 hatte auch Oregon-City einen Erzbischof erhalten (mit Suffraganen in Walla-Walla [später Nesqually] und British Columbia). Am 9. Mai 1852 (nur ein Jahr nach dem Tode Erzbischof Ecclestons, welcher mit nur 8 Bischöfen das dritte Provincialconcil gefeiert hatte) eröffnete Erzbischof Kenrick von Baltimore, von Pius IX. zum apostolischen Delegaten ernannt, umgeben von fünf Erzbischöfen und 26 Bischöfen, das erste amerikanische Nationalconcil. Dieser Prälat selbst (1796 zu Dublin geboren, dann von 1814—1821 am Collegium der Propaganda in Rom zum Priester herangebildet) hatte als junger Missionär in Kentucky noch die Mühsale der ersten Missionsperiode mit durchgemacht; 1829 hatte er als Theologe des Bischofs Flaget dem ersten Provincialconcil beigewohnt, seit 1830 alle Concilien mitgefeiert, deren Decrete meistens redigirt, und alle Kämpfe und Wirrsale der zweiten Periode mit durchgekämpft; ihm sollte es vergönnt sein, die Kirche, die ihm so Vieles dankte, als höchster Oberhirt in die Periode ihrer vollen hierarchischen Organisation hinüberzuführen. Als er 1830 in Philadelphia einzog, versagten ihm die widerspänstigen Trustees den Eintritt in die Kathedrale und die dazu gehörige Wohnung, und um ein Priesterseminar zu gründen, was des Bischofs erster Gedanke war, blieb ihm nichts übrig, als ein oberes Zimmer seiner Miethwohnung zur Schule einzurichten. Als 1845 die Knownothings ihm die mühsam errichteten Kirchen niederbrannten, schien das Werk langer Jahre für eben so lange Jahre zerstört und einen Augenblick für immer bedroht. Und jetzt begrüßten ihn Erzbischöfe als ihren Primas, reichte das Seminar von Philadelphia, welches protestantischen Augen wie ein „für einen asiatischen Potentaten berechneter Palast" erschien, trotz seiner beträchtlichen Größe für die Zahl der Seminaristen nicht mehr hin; über dreißig Diöcesen hatten, wenn nicht sämmtlich ebenso bedeutende Seminarien, so doch höhere Schulen unter kirchlicher Leitung und Anfänge von Seminarien, manche mit Universitätsrang; die katholische Kirche stellte sich mit ihrer Hierarchie und ihrem Ordensleben, ihrer Lehr- und Missionsthätigkeit, ihrer kraftvollen Organisation und schönen Einheit als die großartigste religiöse Gemeinschaft des

ganzen Continents dar. Und das Alles lehnte sich nicht an die Hilfe des Staates, sondern wurzelte im Herzen der katholischen Gläubigen. Das Scherflein der Armen hatte die 2000 Kirchen und Kapellen in's Dasein gerufen. Der Glaubenseifer armer Missionäre hatte den ungeheuren Flächenraum von 100,000 Q.-M. kirchlich organisirt. Arme Ordensschwestern hatten durch ihre Liebeswerke dem Katholicismus die Sympathie der neuen Weltstädte, wie die Achtung der Farmer im Westen erobert. Männer aus dem Volke, in den Leiden und Entbehrungen desselben aufgewachsen, seine Fürsprecher bei den Reichen, seine Retter und Tröster in öffentlichen Calamitäten, seine Vertreter auf dem Felde der Wissenschaft und Literatur — standen an der Spitze der katholischen Hierarchie. Während politische Agitatoren sich nur zum Volke herabließen, um es für ihre Herrschsucht auszubeuten, war der katholische Klerus aus dem Volke herausgewachsen, und stand wie ein Mann für dessen Interessen ein, um es der Ausbeutung eines materialistischen Egoismus zu entreißen.

Nachdem aus der unscheinbaren Missionspfarre von Baltimore des Jahres 1776 die katholische Metropole der ganzen Union geworden war, ließen es sich die Erzbischöfe der neuen Provinzen angelegen sein, das Beispiel der ersten Erzdiöcese nachzuahmen. Auch hier entwickelten jetzt Provincialconcilien ihre segensreiche Thätigkeit. Baltimore hielt solche 1855 und 1858, New-York 1854, 1857, 1861, Cincinnati 1855, 1858, 1861, St. Louis 1855, 1858, New-Orleans 1856, 1860. Am 21. Oct. 1866 aber trat die amerikanische Hierarchie, nachdem die Beendigung des Secessionskrieges die obwaltenden Schwierigkeiten beseitigt hatte, unter dem Vorsitze des Erzbischofs Spalding als apostolischen Delegaten zu einem zweiten Plenarconcil in Baltimore zusammen. Die Hauptgegenstände, welche auf dieser Versammlung zur Sprache kamen, waren: 1. Sorgfältigere Beobachtung der vom heiligen Stuhl für die Ernennung der Bischöfe gegebenen Normen. 2. Sorgfältigere Beobachtung der früheren Concilsbeschlüsse. 3. Größere Vorsicht bei der Aufnahme fremder Priester in den Diöcesanklerus. 4. Die Gründung und Förderung der Seminarien. 5. Die Beobachtung der Festtage. 6. Sicherung des kirchlichen Eigenthums. 7. Die Gründung neuer Diöcesen. 8. Die besonders dringende gleichförmige Regelung der Negerfrage [1].

---

[1] Concilii Plenarii Baltim. Acta et Decr. Baltimore, Murphy, 1868. Praef. XXIV.

Hatte schon das erste Plenarconcil den Gefahren des Trusteewesens und Unwesens durch weise und kräftige Maßregeln gesteuert [1], so ging das zweite in Betreff des kirchlichen Vermögensrechtes einen Schritt weiter, indem es die Ansicht aussprach, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten den kirchenrechtlichen Bestimmungen über die Erwerbung und den Schutz kirchlichen Eigenthums durchaus nicht entgegenstehe, daß es also wünschenswerth sei, dem canonischen Rechte in dieser Beziehung öffentliche Geltung und den Schutz des Civilgesetzes zu verschaffen [2].

Was den weiteren Ausbau der kirchlichen Hierarchie betrifft, so wurde 1853 für Californien das Erzbisthum San Francisco errichtet; 1875 aber erhob Pius IX. die bisherigen Bisthümer Philadelphia, Boston und Milwaukee zu Erzdiöcesen, und am 15. März 1875 John Mac Closkey, Erzbischof von New-York, zum ersten amerikanischen Cardinal. Statt die übrigen neuen Bisthümer aufzuzählen, lassen wir zu leichterer Übersicht eine kleine Tabelle über die Errichtung sämmtlicher Bisthümer folgen:

1789. Baltimore.
1793. New-Orleans.
1809. New-York, Boston, Philadelphia, Bardstown (Louisville).
1820—26. Charleston, Richmond, Cincinnati, St. Louis, Mobile.
1832—37. Detroit, Vincennes, Dubuque, Nashville, Natchez.
1843 und 1844. Chicago, Little Rock, Pittsburg, Hartford, Milwaukee, Oregon City.
1846 und 1847. Cleveland, Galveston, Albany, Buffalo.
1850. Santa-Fé, Monterey y los Angeles, Savannah, Wheeling, Nesqually, St. Paul.
1853. San Francisco, Erie, Natchitoches, Burlington, Newark, Covington, Brooklyn.
1855 und 1857. Portland, Marquette und Sault St. Marie, Alton, Fort Wayne.
1868. Green Bay, Harrisburg, Rochester, Scranton, La Crosse, Columbus, St. Joseph, Wilmington, Graß Valley.
1870. Springfield, St. Augustin.

---

[1] Collect. Lacensis T. III. p. 147 b. 1146 c.
[2] Collect. Lacensis. T. III. p. 454 a. b. c.

1872. Ogdensburg, Providence.

1874. San Antonio.

1875. Alleghany[1], Peoria.

11. Diese Bisthümer sind heute in 11 Kirchenprovinzen getheilt. Von diesen umfaßt:

die Kirchenprovinz	die Diöcesen	die Staaten
I. Baltimore	Baltimore, Charleston, Richmond, Savannah, Wheeling, Wilmington, St. Augustin und das apostolische Vicariat Nord-Carolina;	Maryland, Süd-Carolina, Virginien, Georgia, Delaware, Ost-, Mittel- und Süd-Florida, Nord-Carolina.
II. Cincinnati	Cincinnati, Louisville, Detroit, Vincennes, Cleveland, Covington, Fort Wayne, Columbus;	Ohio, Kentucky, Süd-Michigan, Indiana.
III. St. Louis	St. Louis, Dubuque, Nashville, Chicago, Alton, St. Joseph, Peoria und die apostolischen Vicariate Nebraska und Kansas;	Missouri, Jowa, Tennessee, Illinois, Nebraska, Kansas.
IV. New-Orleans	New-Orleans, Mobile, Natchez, Little Rock, Galveston, Natchitoches, San Antonio, das apostolische Vicariat Brownsville und die apostolische Präfectur Indianer-Territorium;	Louisiana, Alabama, West-Florida, Mississippi, Arkansas, Texas.
V. New-York	New-York, Albany, Buffalo, Newark, Brooklyn, Rochester, Ogdensburg;	New-York, New-Jersey.
VI. Oregon	Oregon City, Nesqually und das apostolische Vicariat Idaho;	Oregon, Washington-Territorium, Idaho-Territorium.
VII. San Francisco	San Francisco, Monterey y los Angeles, Graß Valley und die Mission Utah-Territorium;	Californien, Nevada.
VIII. Philadelphia	Philadelphia, Pittsburg, Erie, Scranton, Harrisburg, Alleghany;	Pennsylvanien.
IX. Boston	Boston, Hartford, Burlington, Portland, Springfield, Providence;	Massachusetts, Connecticut, Vermont, Maine, New-Hampshire, Rhode-Island.
X. Milwaukee	Milwaukee, St. Paul, Marquette, Green Bay, La Crosse und das apostolische Vicariat Nord-Minnesota;	Wisconsin, Minnesota, Nord-Michigan.
XI. Santa-Fé	Santa-Fé und die apostolischen Vicariate Colorado und Arizona;	New-Mexico, Colorado-Territorium, Arizona-Territorium.

Die Religionsstatistik der Vereinigten Staaten liegt noch sehr im Argen; indessen dürfen wir nach den verschiedenen vorhandenen Quellen

[1] Hieran reihen sich die apostolischen Vikariate: 1851 Kansas, Nebraska, 1868 Idaho, Colorado und Nordcarolina, 1869 Arizona, 1874 Brownsville, 1875 Nord-Minnesota.

folgende Angaben als die der Wahrheit am nächsten kommenden bezeichnen. Von den Kirchenprovinzen zählen:

	Gesammtbevölkerung	katholische Bevölkerung	Priester	Kirchen und Kapellen	höhere kathol. Schulen	kathol. Wohlthätigkeitsanstalten
I. Baltimore	5,689,600	352,800	356	422	54	34
II. Cincinnati	6,813,400	925,000	837	1320	108	61
III. St. Louis	7,189,000	955,722	813	1019	85	46
IV. New-Orleans	3,858,700	409,300	348	315	75	30
V. New-York	5,276,000	1,385,000	935	829	122	86
VI. Oregon	132,800	31,500	52	51	14	9
VII. San Francisco	658,220	168,820	195	190	24	16
VIII. Philadelphia	3,519,000	566,000	517	507	65	25
IX. Boston	3,486,100	873,000	509	573	32	23
X. Milwaukee	1,535,800	359,500	424	644	27	21
XI. Santa-Fé	198,700	135,220	81	248	8	4
Die Ver. Staaten	38,357,320	6,161,862	5067	6118	614	355

Die katholische Bevölkerung vertheilt sich in sehr ungleicher Weise auf die verschiedenen Staaten der Union. In Louisiana, Neu-Mexico und Texas bildet sie den Grundstock der Einwohnerschaft, in den übrigen Südstaaten nur etwa 3 Proc. der Gesammtbevölkerung. In Missouri, Ohio und Jowa beträgt sie über 16 Proc., in Maryland, Pennsylvanien und New-York 20 Proc., in den einst so ausschließlich protestantischen Neu-England-Staaten nahezu 25 Proc., in Minnesota, Illinois und Wisconsin 25 Proc. der Gesammtbevölkerung. Die Bevölkerung der Stadt New-York ist fast zur Hälfte katholisch.

Das katholische Kirchenvermögen, welches im Jahre 1870 auf die eben angegebene Weise einregistrirt war, wurde in seinem Gesammtwerth von keiner andern einzelnen Religionsgenossenschaft erreicht, nur von demjenigen der Methodisten (wenn man deren verschiedene Fractionen zusammenrechnet) übertroffen. Nach Angabe des New-York-Observer-Jahrbuchs 1873 besaß die katholische Kirche

im Jahre	Kirchen	mit Sitzplätzen	und Doll. Eigenthum
1850	1222	667,863	9,256,758
1860	2550	1,404,437	26,774,119
1870	3806	1,990,514	60,985,566

Was das Kircheneigenthum der protestantischen Secten betrifft, so belief sich 1870 dasjenige der

Methodisten . . . . auf 69,854,121 Doll. Kirchenbesitz
Presbyterianer . . . „ 47,828,732 „ „

Baptisten	auf	39,229,221	Doll.	Kirchenbesitz
Evangel. Association .	„	36,514,549	„	„
Congregationalisten .	„	25,069,698	„	„

Erwägt man, daß die katholische Kirche in Amerika, wie John H. Becker [1] anerkennt, „wesentlich die Kirche des ärmeren Volkes" ist, während die protestantischen Kirchengemeinden „aristokratisch-fashionable geschlossene Gesellschaften" geworden sind, welchen sich die weniger reiche Stadtbevölkerung entzieht, um nicht „in der Kirche mit Gönnermiene betrachtet oder mit Geringschätzung behandelt zu werden", so nimmt dieß Zahlenverhältniß, an sich ein sprechender Beweis von der inneren Lebenskraft und der Opferliebe der katholischen Kirche, noch eine größere Bedeutsamkeit an. Es beleuchtet nicht bloß die Thatsache, daß die Kirche mit der bestehenden Anwendung des Freiwilligkeitssystems auch in materieller Hinsicht gedeihen und wachsen konnte, sondern daß sie im eminentesten Sinne Volkskirche ist und dem Charakter der Republik weit mehr entspricht, als irgend eine der protestantischen Secten. Ihr Eigenthum ist nicht aus der Tasche reicher Bourgeois, sondern aus dem Scherflein der Armen erwachsen; es dient nicht einer bevorzugten Kaste, sondern gleichmäßig allen Ständen der Gesellschaft.

Nicht geringere Lebenskraft hat die katholische Kirche auf dem Gebiete des höheren Unterrichts entfaltet. Es standen ihr nicht, wie den älteren protestantischen Bekenntnissen, alte Stiftungen und glänzende Hilfsquellen zu Gebote. Wie Bischof Dubois von New-York vor 40 Jahren nach Europa schrieb, war das republikanische Leben und Treiben der Entwicklung priesterlicher Berufe anfänglich nicht eben günstig. Und doch ergab das Jahr 1876 folgendes Verhältniß der theologischen Lehranstalten der Union [2]. Es haben:

			Professoren	Schüler
Die Katholiken . . .	18	theol. Schulen (und Seminare)	141	1288
„ Baptisten . . .	16	„ „	55	638
„ Presbyterianer . .	15	„ „	74	617
„ Lutheraner . . .	13	„ „	52	428
„ Episcopalen . . .	12	„ „	56	299
„ Congregationalisten	8	„ „	50	392
„ Episc. Methodisten	7	„ „	58	321
„ Reformirten . .	3	„ „	12	99

[1] Die hundertjährige Republik, S. 295.

[2] Revue catholique de Louvain, vol. 42. p. 311 (Jahrg. 1876).

Was die anderen Collegien und Universitäten betrifft, so waren 1868 von den 290 höheren Lehranstalten der Vereinigten Staaten 90 Staatsschulen, 200 confessionelle Anstalten. Von letzteren waren 59 methodistisch, 39 baptistisch, 32 presbyterianisch, 31 katholisch, 15 episcopal, 12 lutherisch, 11 congregationalistisch, 2 unitarisch, die übrigen gehörten verschiedenen Secten an. Die Zahl der höheren Lehranstalten entspricht also dem Bevölkerungsverhältniß, nach welchem die Katholiken ungefähr ein Sechstel der Gesammtbevölkerung ausmachen [1].

Dasselbe Verhältniß ergibt sich aus neueren Daten vom Jahre 1873, nach welchen von den sämmtlichen 367 Colleges und Collegiate Institutions 56 römisch-katholisch, 53 methodistisch-episcopal, 34 baptistisch, 22 presbyterianisch waren [2].

Die uns vorliegenden statistischen Notizen über die Volksschule, über die Klöster beiderlei Geschlechts und die Wohlthätigkeitsanstalten sind zu unvollständig, als daß wir daraus übersichtliche Gesammtsummen herstellen könnten. Für die Volksschule macht die beständige Fluctuation der Bevölkerung u. s. w. einen pünktlichen Schulbesuch und deßhalb eine genaue Schulstatistik nahezu unmöglich. Nach dem Catholic Directory von 1876 hatten indeß z. B. im Jahre 1875 die Städte:

										Schülern
New-York	86	kath.	Pfarr-	und	Freischulen	mit	einer	Durchschnittszahl	von	37,895
Philadelphia	30	"	"	"	"	"	"	"	"	13,163
Boston	16	"	"	"	"	"	"	"	"	7862

Von diesen Schulen wurde weitaus die Mehrzahl von Ordensleuten (Schulbrüdern, Barmherzigen Schwestern u. s. w.) geleitet. Die 1809 von der berühmten Convertitin Elisabeth Seton gestifteten Schwestern vom hl. Joseph zählten 1829 erst 120 Mitglieder, 1868 aber 91 auf sämmtliche Staaten und Territorien der Union vertheilte Häuser [3], mit über 1100 Mitgliedern.

Die Gesammtzahl der katholischen Pfarrschulen wurde 1875 auf 1645, die der katholischen Waisenanstalten und Asyle auf 214, die der Hospitäler auf 96 geschätzt [4].

---

[1] M. Hippeau, L'instruction aux États-Unis. Rapport addressé au ministre. Paris 1872, p. 227. Vgl. Revue catholique des Institutions et du Droit, 1875. Vol. IV. p. 273.

[2] New-York Observer Year-Book 1873, p. 161 sq.

[3] H. v. Barberey, Elisabeth Seton. Münster, Theissing. II. Bd. S. 243, woselbst genauere Angaben über die einzelnen Häuser.

[4] Sadlier's Catholic Directory, 1876.

Von den Mannsorden der katholischen Kirche hatten die Franciscaner, Dominicaner und Jesuiten bereits im 16. Jahrhundert an einigen Punkten der heutigen Union sich niedergelassen, in den Missionen am Oberen See und am Mississippi gehörten die Jesuiten zu den ersten Pionieren der Civilisation. Maryland war unter ihrer Leitung die Zufluchtsstätte der Duldung im Zeitalter der Verfolgung geworden. Aus ihren Missionen hat sich die heutige Kirche Marylands und Pennsylvaniens, der Wurzelstock der amerikanischen Kirche, entwickelt. Was sie für Maryland und Missouri, das waren die Franciscaner für Californien, die Dominicaner für Kentucky. Die Franciscaner zählen heute etwa 40 Klöster, die Augustiner 13, die Dominicaner 8, die Benedictiner 12, die Jesuiten 30 Collegien (von welchen eines in der nächsten Umgebung der Bundeshauptstadt), die Sulpitianer und Trappisten je 2, die Redemptoristen 16, die Väter vom heiligen Kreuz 19, die Lazaristen 13. Die 1846 eingeführten Schulbrüder haben 49 Häuser mit ungefähr 700 Mitgliedern; außer ihnen sind noch 16 andere religiöse Orden und Congregationen auf dem weiten Gebiete der Union vertreten. Unter den viel zahlreicheren weiblichen Orden und Congregationen ragen die Schwestern vom hl. Joseph hervor (60 Häuser mit 1500 Mitgliedern), die Schulschwestern Unserer lieben Frau (108 Häuser mit 1000 Mitgliedern), die Schwestern von der Barmherzigkeit (mit 55 Häusern und 1350 Mitgliedern), die barmherzigen Schwestern (102 Häuser mit 1151 Mitgliedern). Die Damen vom heiligsten Herzen haben 20 Institute mit 819 Mitgliedern, die Ursulinerinnen 12 Institute mit 360 Mitgliedern, die Visitantinerinnen 18 Institute mit 350 Mitgliedern, die Schwestern vom guten Hirten 17 Klöster mit 500 Mitgliedern. Die barmherzigen Schwestern von New-York allein haben 81 Häuser und 600 Mitglieder. An die genannten reihen sich noch 35 andere weibliche Orden und Congregationen, von denen mehrere über 300 Mitglieder zählen [1].

Einen annähernden Gesammtüberblick über den gegenwärtigen Stand der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten, im Vergleich zu ihren kleinen Anfängen, mag bei aller Unvollständigkeit die folgende Tabelle bieten.

---

[1] J. O'Kane Murray, History of the Cath. Church in the U. St.

	1789	1855	1875	1876
Erzbischöfe	—	7	11	11
Bischöfe	1	33	56	56
Priester	24	1704	5074	5292
Kirchen	?	1824	5046	7960
Kapellen und Stationen	?	?	1482	
Priesterseminare	?	31	33	34
Theologie-Studirende	?	?	1273	1217
Collegien	?	26	63	62
Höhere Mädchenschulen 2c.	?	117	556	540
Freie Volksschulen	?	?	1645	1587
Waisenhäuser und Asyle	?	?	214	219
Hospitäler	?	?	96	95
Kath. Gesammtbevölkerung	25,000	3,125,000	5,620,000	6,160,000[1]

Die angeführten Notizen genügen, um die Lage der katholischen Kirche und ihre Stellung dem Staate gegenüber nicht nur im Allgemeinen zu charakterisiren, sondern auch als durchweg recht günstig erkennen zu lassen.

---

[1] Sadlier's Directory für 1877 gibt die Katholikenzahl für 1876 auf 5,450,950 an. Dazu bemerkt aber die „Amerika" vom 17. Jan. 1877: „Leider finden wir, daß diese Statistik in manchen wichtigen Punkten äußerst unvollständig und mangelhaft ist. Namentlich gilt dieß in Betreff der Zahl der Pfarrschulen und der Bevölkerungszahl. Bei mehreren Diöcesen, wie z. B. bei der Erzdiöcese New-York, ist die Anzahl der Pfarrschulen gar nicht angegeben und konnte deßhalb auch nicht mitgerechnet werden. Für die Kirchensprengel Baltimore, Charleston, Portland, Brooklyn, Alleghany, Pittsburg, Nashville, Monterey y los Angeles fehlen die Angaben der Bevölkerungszahl. Die Erzdiöcese Baltimore hat 24 Kirchen mehr, als die Erzdiöcese St. Louis. Die katholische Bevölkerung in der letzteren ist mit 350,000 angegeben, und es ist deßhalb gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn wir die Zahl der Katholiken in der ältesten Erzdiöcese des Landes, Baltimore, auf 400,000 veranschlagen. In den sieben anderen obenerwähnten Diöcesen beläuft sich die Zahl der Priester auf 426, und diese Kirchensprengel müssen nach mäßiger Schätzung wenigstens eine Million Katholiken umfassen. Die Gesammtzahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten würde sich demnach auf 6,850,959 Seelen oder auf den sechsten Theil der Bevölkerung beziffern." Ein anderer Statistiker (in der Löwener Revue catholique vom 15. März 1877, vol. 48. p. 279) veranschlagt das Erzbisthum Baltimore mit den sieben erwähnten Bisthümern zusammen auf etwa eine Million, die Gesammtzahl der Katholiken demgemäß auf circa 6,400,000. Vgl. J. L. Spalding, Essays and Reviews, New-York, The Catholic Publication Society (London, Burns and Oates), 1877, p. 35. 36. Die katholischen Missionen, Jahrg. 1877, S. 111. Carte écclesiastique des États-Unis, herausgegeben vom Verein zur Verbreitung des Glaubens, Lyon 1877. Kölnische Volkszeitung vom 12. Oct. 1877 (drittes Blatt).

Sehen wir uns die blühende Entwicklung der katholischen Kirche von Seite des Staates an, so hat dieser offenbar allen Grund, mit den Katholiken und der katholischen Kirche zufrieden zu sein. Der Staat Maryland wurde von Katholiken in's Leben gerufen, die Staaten Louisiana, Texas und Neu-Mexico sind katholischen Ursprungs, Franciscanermönche haben San Francisco gegründet. Wie Katholiken der Union die Freiheit erringen halfen, so arbeiteten sie auch an dem inneren und äußeren Ausbau des Staates mit dem thatkräftigsten Patriotismus mit. Die vier Millionen Irländer, welche seit dem Beginn der Colonien in Nordamerika einwanderten, machen einen bedeutenden Theil jener Arbeitskraft aus, welche den ungeheuren Continent in so verhältnißmäßig kurzer Zeit colonisirt und für die Civilisation gewonnen hat. Ohne ihre Körperkraft und Ausdauer, ohne ihren rüstigen Lebensmuth und ihren Kindersegen wäre weder das rasche Wachsthum der Bevölkerung, noch seine kräftige Production, weder der Bau seiner Riesenstädte und Schienenwege, noch der rasche Aufschwung seiner Industrie möglich gewesen. Wenn sie dabei zur Mutter Gottes beteten, das Kreuz schlugen und ihren Priester ehrten, so hat das wahrlich dem Staate nicht geschadet. Wenn sie vielfach dem Trunke zu sehr ergeben waren und mit beitrugen, denselben zu einem amerikanischen Nationallaster zu machen, so geschah dieß gegen die Gebote ihrer Kirche und gegen die Mahnung ihrer Seelenhirten. Ein katholischer Ordensmann hat zuerst dieß verheerende Übel systematisch auf dem Wege der Vereinsorganisation angegriffen und die Temperance-Bewegung in's Leben gerufen, welche von den Secten und von der Freimaurerei allerdings später zu herzerschütternden Spektakelstücken, geldsüchtigem Humbug und politischer Lärmmacherei mißbraucht wurde, aber, soweit sie wirkliche Besserung der arbeitenden Klassen bezweckte, fast nur in der katholischen Kirche einen wirksamen sittlichen Nachhalt fand. Übrigens stammt ein großer Theil der besseren amerikanischen Gesellschaft von eingewanderten Irländern ab, und deutsche Katholiken haben dieselbe nicht unwesentlich vermehrt.

Mehr als irgend eines der protestantischen Bekenntnisse hat die katholische Kirche dem Wunsche Washingtons entsprochen, Religion und Sittlichkeit, die Grundpfeiler des Staatswohles, da, wo sie am meisten bedroht sind, in den niederen Volksschichten zu festigen und zu erhalten. Jene sind „geschlossene Sonntagsgesellschaften“ geworden, sie ist eine Kirche des Volkes, die Tag und Nacht, am Werktag und am Sonntag unter allen Ständen das große Werk der Heiligung, des Unterrichts

und der Barmherzigkeit vollzieht. Niemand hat so viel, wie sie, gethan, um die Indianerfrage auf eine des Staates und der Menschheit würdige Weise zu lösen. Hat der Staat nach langen und verhängnißvollen Wehen die Emancipation der Negersklaven vollzogen, ohne ihnen indeß durch Religion und Sittlichkeit die Gewähr wahrer Freiheit bieten zu können, so hat sie dagegen mit demselben Opfermuth, mit dem sie sich einst der Indianer annahm und noch annimmt, und mit weit mehr Erfolg, als irgend eine protestantische Secte, die Christianisirung der befreiten Sklaven übernommen. Die Zahl ihrer Kirchen und Schulen, ihrer Priester und Stationen, ihrer Asyle und Hospitäler entspricht allerdings noch lange nicht dem Bedürfniß der Gegenwart, aber was in dieser Hinsicht durch die echt katholische Charitas und vorzugsweise durch das Scherflein der Armen geschehen ist, das ist bereits zu einer immensen Wohlthat für den Staat angewachsen. Er brauchte diese 300 Spitäler, Waisenhäuser und Asyle nicht zu fundiren, er braucht diese 1600 Volksschulen nicht zu bezahlen, er braucht für diese 600 höheren Lehranstalten keinen Dollar auszugeben. Über 5000 Priester arbeiten am Wohle seiner Bürger, ohne daß er einen einzigen zu besolden hat; 1200 Candidaten des Priesterthums werden jährlich erzogen, ohne daß er für ein Cent cultusministerielles Papier verschreibt; ohne Staatszuschuß mehrt sich die Zahl der Kirchen jährlich um ein- bis zweihundert.

Und welche Wohlthat liegt schon allein in der katholischen Doctrin, wenn man sie, den hauptsächlichsten Grundübeln der amerikanischen Gesellschaft gegenüber, von rein natürlichem Gesichtspunkt aus betrachtet! Diese Einheit und Bestimmtheit der Lehre in dem nothwendig alle Gewißheit hinwegspülenden Wirrwarr zahlloser Secten, diese Festigkeit der Autorität in einer gegen alle Schranken anrennenden Menge, diese Heiligkeit der Ehe und der Jungfräulichkeit gegenüber dem wilden Schrei nach Weiberemancipation und freier Liebe, diese opferfreudige Nächstenliebe gegenüber einem von Schwindel und Betrug zerrütteten Beamtenthum, diese Lehre vom Kreuz gegenüber der Anbetung des goldenen Kalbes, diese Lehre von der Selbstverläugnung gegenüber der die Massen verthierenden Genußsucht! Weil sie nicht nur predigt, sondern wirkt, das Gute nicht nur sporadisch ausstreut, sondern bleibend organisirt, ihre still erhaltende Thätigkeit mit der schöpferischen Triebkraft blühender Jugend verbindet, stellt die katholische Kirche die größte sittliche Macht dar, welche sich in dem Bereiche des ausgedehnten Staatskörpers befindet.

Da ist kein Königthum, kein alter Erbadel, keine wissenschaftliche Aristokratie auf altehrwürdigen Universitäten, keine Religionsgenossenschaft, die noch einen Rest von kirchlicher Autorität und Unveränderlichkeit bewahrt hätte, keine von jenen Institutionen, durch welche das moderne Europa noch mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit und der alten christlichen Rechtsordnung zusammenhängt. Alles ist neu, Alles ist modern, alle Einrichtungen tragen das Gepräge der Neuzeit und theilweise auch das der Revolutionsepoche, in welcher der neueste der Großstaaten in's Leben trat. Die katholische Kirche allein ist so unwandelbar, wie sie einst aus der alten Römerwelt in die Verhältnisse des Mittelalters und von diesen in die Tage Karls V. hinübertrat, auch in die neue von Washington und Franklin begründete Welt hinübergeschritten und bot dem neuen Capitol vom alten aus den ewigen Gruß des Friedens. Sie steht da als der kräftigste Hort des Naturgesetzes und der Sittlichkeit, als die Mutter jener heiligen, christlichen Familientradition, auf welche die Völker angelsächsischen Stammes mit Recht so stolz sind, als die großartigste Wohlthätigkeitsanstalt der Union, deren Werk weder protestantischer Reichthum, noch maurerische Philanthropie zu erreichen, geschweige zu überflügeln im Stande war.

Und diese mächtigste und ehrwürdigste aller kirchlichen Organisationen hat im Laufe des verflossenen Jahrhunderts, d. h. so lange die Union besteht, sich nicht den geringsten Übergriff in die Rechte des Staates angemaßt, nicht den leisesten Anlaß zu gerechter Klage gegeben. Nicht der geringste Kirchenconflict hat in dieser langen Zeit das Leben des Staates, seinen materiellen Fortschritt, das friedliche Werk seines innern und äußern Ausbaues gestört oder aufgehalten. Als innerer Bruderzwist die Union zu zerstören drohte, stand die katholische Kirche mit der Friedenspalme in den Heerlagern der Entzweiten, verband die Wunden, heilte den Schmerz und rief die befreiten Neger zum Kreuze des Erlösers. Obwohl ihres göttlichen Ursprunges sich wohl bewußt, ließ sie es sich gefallen, in dem neuen Staate nicht wie die Braut des ewigen Königs, sondern wie eine der protestantischen Secten, wie die Synagogen und der Islam behandelt zu werden. Sie verlangte keinen besonderen Staatsschutz, keine Staatshilfe, keine Vorrechte und Privilegien. Sie begnügte sich mit Licht, Luft und dem Schutz des allgemeinen Rechtes. Die Andersgläubigen behandelte sie mit Liebe und mit Schonung, trug ihren oft maßlosen Übermuth mit standhafter Geduld und wartete hoffend und duldend den Tag ab, wo die Kraft der Wahrheit

ohne Staatsbeihilfe zum Siege gelangte. Sie machte kein Hehl daraus, daß ihr vermöge göttlicher Verheißung etwas Besseres gebühre, als bloße Duldung auf Grund einer in sich unhaltbaren Religionsfreiheit und Indifferenz. Aber je weniger sie gleichgiltig war in Sachen der Religion, desto liebevoller und duldsamer war sie gegen alle von ihr Getrennten. Um den Sturm der Knownothings gegen sie heraufzubeschwören, mußte der Protestantismus zu den alten Schaudermärchen der Centuriatoren und Encyklopädisten greifen — in der Gegenwart fand sich nichts, was das Papstthum als einen Greuel erscheinen ließ. Katholische Priester wurden in Theer und Federn gewälzt. Katholische Kirchen gingen in Flammen auf. Die katholische Kirche aber kannte keine Rache, als die des hl. Stephanus. Sie baute neue Waisenhäuser und Asyle, um die Findelkinder ihrer Verfolger zu retten, ihre Armen und Unglücklichen zu trösten, Licht und Liebe in das riesige Elend ihrer Weltstädte zu tragen[1].

Das ist bis jetzt die Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. Sollte es einem recht vermaterialisirten Culturhistoriker der Gegenwart einfallen, zu berechnen, wie viel industrielles Kapital den 39 Republiken dadurch entzogen und in „todter Hand“ begraben wird, daß man das katholische Kirchengut nicht besteuert, so wünschen wir ihm Glück zu seiner Berechnung. Nur möge er dann auch berechnen, in wie ehrliche Hände jenes Kapital gerathen, wie gleichmäßig es sich auf alle Stände, namentlich die ärmern, vertheilen, welchen intellectuellen Nutzen und welch' sittlichen Fortschritt es in den Händen eines Tweed und Belknap verbreiten wird. Er besteuere tausend armen Irländern noch den Trost, am Sonntag von der Sklavenhetze der Woche in einer festlich geschmückten Kirche auszuruhen; er besteuere dem befreiten Neger das Recht, sich am Sonntag in den Grundlehren christlicher Civilisation unterrichten zu lassen; er besteuere das bischen Gold, Weihrauch, Marmor und Sandstein, welches man dem Dienste des lebendigen

---

[1] Welches die Dimensionen dieses Elendes sind, mag man an New-York abnehmen, dem reichsten Staate der Union. Nach dem officiellen Bericht des Staatssecretärs Bigelow fielen in diesem Staate 1876 nicht weniger als 374,124 Personen zeitweilig oder dauernd der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last, und die Unterstützungskosten beliefen sich auf 2,850,423 Dollars. Also ein Zwanzigstel der Bevölkerung auf Staatskosten gepflegte Paupers, $^1/_{25}$ aller Staatssteuern zu ihrem Unterhalt erforderlich! Und das ist nicht die Gesammtzahl der Paupers. Eine Menge derselben sind an Privatwohlthätigkeit angewiesen! Vgl. Wochenblatt der „Amerika“ vom 20. Juni 1877.

Gottes noch nicht entzogen hat. Er bestimme dann aber auch, mit welchen sittlichen Kräften er die sittliche Macht der katholischen Kirche in Amerika zu ersetzen gedenkt. Daß „deutsche Wissenschaft“ das leisten kann, wird ihm kein vernünftiger Amerikaner glauben.

A. Baumgartner S. J.

Vier ungedruckte Briefe von Cl. Brentano.

(Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Publicistik im Anfange dieses Jahrhunderts.)

III.

[An Dr. Räß.]

Coblenz, 12. Februar 1827.

Hochwürdiger Freund!

Schon wieder! Aber hoffentlich nicht so viel als das letzte Mal für Sie und mich. Ich habe das Paket erhalten, und muß es schon heute auf Fräulein Nanny's [1] Brief an Sailer senden. Sie bat ihn, ein Vorwort zu schreiben; er will die Bearbeitung erst kennen lernen. Er liebt Spee sehr. Das Büchlein, dessen flüchtiger Anblick Ihnen nicht mißfallen hat, ist besonders dadurch merkwürdig, weil es eine sehr große Wirkung auf Leibniz gehabt hat, der den Spee ungemein verehrte und besonders dieses Buches wegen. Er that davon Erwähnung in seinem Brief an Planius, Verfasser des Theatri anonymorum, und auch im § 6 der Théodicée, wo er sagt, er habe mit ihm denselben Glauben von der Kraft der Liebe Gottes in der Vorrede des Güldenen Tugendbuches gehabt u. s. w. Es ist ein sehr großer Blick in Leibnizens Charakter, seine Liebe zu der größten Einfalt dieses Buchs, während er die trefflichen Lieder Spee's aus Zeitgeschmack nicht genießen konnte. Diese Notizen sind aus dem Leben Spee's vor der Ausgabe, welche ich 1817 von der Trutznachtigall besorgte, Berlin bei Dümmler.

---

[1] Fräulein v. Hertling in Schierstein am Rhein, unweit Wiesbaden. Es handelt sich hier um die Bearbeitung von P. Spee's Güldenem Tugendbuch, welche jenes Fräulein auf Brentano's Wunsch unternommen hatte. Clemens besorgte dafür die Revision, bezw. Umdichtung der eingestreuten Lieder.

Jetzt ein ganz herzlich gemeinter und nach meiner innigsten Überzeugung zeitgemäßer Vorschlag, in Bezug auf Ihre Société catholique. Es drängt sich mir, wie von Gottes Finger gezeigt, auf, indem den Tag nach Empfang Ihres Briefes, in dem Sie mir melden, daß Sie mit Sales Esprit anfangen wollen und noch keinen Übersetzer wüßten, ich die Nachricht erhalte, welche ich Ihnen nachher mittheile. Wenn das G. Ihres Briefes, der den Sales vorschlägt, unser Freund ist, von dem das Volkslied: „Zu Straßburg auf der Schanz, da geht es an den Tanz", die Localität erwähnt [1], so bin ich gar nicht seiner Meinung, ohne ihm dadurch zu nahe zu treten. Denn er weiß von dergleichen Dingen nichts, als in Deutschland nie in dieser Richtung gewesen, und jetzt ganz außer deutscher Terrainkenntniß. Man muß nicht weiter mit Asketen kommen; Silbert hat auf lange diesen Appetit übersättigt. Alles, was greifen soll, muß heutzutage historisch, factisch seyn, und ich schlage als das durchweg Vortheilhafteste den Wirkungskreis der Jesuiten in ihren Missionen im Ausland vor; denn hiemit sind viele zeitgemäße Interessen befriedigt, und der Kirche erwünschte Gesinnungen angesprochen und angesponnen, zugleich den Feinden ärgerliche Seiten geschont, welche es nicht zu reitzen bedarf, sondern deren Unwillen man immer papierene Brücken bauen darf, ohne sich etwas zu vergeben. Wäre von den Bekehrungen der Jesuiten in Deutschland die Rede, so würde ich bei der vorhabenden katholischen Lectüreverbreitung diese Misssonen eben so wenig in Deutschland jetzt abdrucken lassen, als die Japanischen und Chinesischen, von denen hier die Rede ist, jetzt in Japan und China. Es bietet sich aber Alles wie gefunden dar. Erstens ist in Deutschland jetzt großes Interesse an historischen, robinsonischen, missionischen Lesereien, und es ist ein Bedürfniß, den Leuten unterhaltende sachliche Vorlesebücher in die Hände zu geben, damit sie die schlechten Bücher bei Seite legen; nun aber gibt es nichts Besseres dazu, als wozu die große Aufnahme von Dallas [2] vorbereitet hat. Das Leben des hl. Franz Xavier, dann seine vortrefflichen Briefe, und dann die Missionsberichte nach seiner Zeit, und dann sofort Vieles aus den Lettres édifiantes, und damit ist ein großer Vorrath von sehr interessanten Dingen eröffnet. Diese Dinge aber als Jeden unterhaltend, werden und müßen Platz greifen

[1] Görres ist gemeint.

[2] Verfasser verschiedener apologetischer Schriften für die Gesellschaft Jesu. Hier ist wohl die von Fr. v. Kerz besorgte Übersetzung von Dallas „Über den Orden der Jesuiten" gemeint.

und können durch Absatz die Unternehmung decken, hie und da ein ernsteres Werk mit unterlaufen zu lassen, wenn sich eines darbietet, das wirklich nützlich oder nöthig wäre. Es wird mit dem Erscheinen jener Missionsgeschichten besonders einem Verlangen nach Unterhaltungslectüre für katholische Jugend und Damen begegnet, ohne daß man dabei Gefahr liefe, statt Lectüre — Leckereitüre zu geben, was heut zu Tage oft von dem poetisirenden Smets geschieht.

Das Leben des hl. Fr. Xavier, seine Briefe und die Lettres édifiantes sind in Deutschland so gut als nicht bekannt. Von den Briefen existirt eine schlechte Augsburger Übersetzung, so auch ein Auszug der Missionsberichte, sehr ungenießbar und seit Jahren ohne Abgang auf halben Preis gesetzt, und dennoch des Interesse halber von vier oder fünf ganz verschieden gebildeten Leuten, denen ich sie während etwa fünf Jahre gab, mit Heißhunger verschlungen. Daß das Leben Xaviers aber an der Zeit ist, beweiset, daß drei sehr verschiedene Menschen das Buch von Bouhours, welches viele Leser erfreute, an verschiedenen Daten übersetzten. Eins blieb unvollendet, zwei sind vollendet, ein Übersetzer ist gestorben. Weiter beweist es, daß das Leben an der Zeit ist, indem die großen christlichen Glaubenswunder Xaverii, fern im Mindesten geläugnet zu werden, von der Wissenschaft[1], welche immer der Vorläufer des Unglaubens ist, und im Alter der Hinkende Bote des Glaubens wird, ich sage von der Wissenschaft, dieser moutarde après dîner, bereits wieder als die Wirkungen, die Machtwerke einer höchst gesteigerten psychischen Glaubenspotenz und der seltensten Würde dargestellt werden. Da sind wir nach langen Jahren denn endlich so weit gekommen, nicht mehr von Pfaffentrug zu sprechen. Ohne doch zu sagen: Pater peccavi, führt der (sic) zeitliche Hoffart als eine Entdeckung höherer Art in's Haus, was sein Großvater hinausgeschmissen hatte. Aber es gilt gleich, sey man mit dem Gast gleich durch den Schornstein herunter passirt, den der tiefe Katholik aus dem Brunnen schöpft und der gäng und gebe durch die Hausthüre geht, er ist doch da und courfähig und hat einen Schutz im Haus, daß die Kinder ihn genießen können. Hat aber der Herr das menschliche Fleisch nicht verschmäht, um zu uns zu kommen, so ist mir auch ganz recht, wenn Xaverii Wunder durch die Wissenschaft Toleranz erhalten. Es werden doch Wissenschaft wie das Fleisch gekreuzigt, wieder aufgeklärt.

---

[1] Im Mſ. unterstrichen.

auferstehen, und seit Thomas darf man immer wetten, daß der Unglaube am Ende Mein Gott und mein Herr! spricht, wenn Er nur durch verschlossene Thüren kommt; das aber ist des Geliebtesten Gewohnheit.

Ich schlage aber den Xaverius vor, 1. weil ich höre, daß eine Übersetzung und zwar gute in Ihrer Nähe ist, 2. weil diese Biographie auf den Schauplatz der Missionen einführt, und dann die Briefe des Xaverius folgen können, dann die Missionsbriefe nach seiner Zeit, 3. weil Sailer den Fräuleins v. Hertling gerathen hat, die Übersetzung der Lettres édifiantes zu beginnen und dabei den Dallas zu Rath zu ziehen, da es an der Zeit sey, da soviel von den Jesuiten geredet werde, das Thun, Wirken und Wollen der Gesellschaft in ihren Missionen auf die unverfänglichste Weise an's Licht zu bringen. Ich sage Ihnen dieses privatissime, behalten Sie es für sich und benützen Sie es als einen Blick in das frömmste, liebendste, leidendste, einfältigste und weiseste Herz, das je verkannt wurde: dieses aber ist eine Bedingung der modernen Nachfolge und Christenverfolgung. Es ist also von der großen Sphäre jenes Mannes für diese Werke Verbreitung zu hoffen, wodurch viel gewonnen ist: denn seine Wege gehen nach Sidon, Tyrus, Decapolis, zu Abgar nach Edessa, vielen andern Orten Gentium, und überall sind sie gesegnet, wie Oel und Wein des Samaritans. Ich finde aber einen Wink Gottes darin, indem die H. mir gleich nach Erhalt Ihres Briefes dieses meldet, und mich um Verschaffung der Lettres édifiantes bittet. Nun ist aber bisher der Anstand gewesen, daß sie platterdings ein Geheimniß mit ihren Arbeiten haben wollten, und nur die Zusendung des Manuscriptes durch Sie zeigt mir, daß Sie darum wissen, welches mir sehr lieb ist. Denn nun kann ich doch sagen, wie der Vorschlag dort anständig vorzubringen ist, wenn Sie in denselben eingehen, was ich sehr wünsche aus allen obigen und vielen innern Ahnungsgründen, die man nie ganz einem Andern deutlich machen kann. Schreiben Sie etwa den Fr. H., daß Sie von mir gehört, Sailer habe ihnen die Bearbeitung der Lettres édifiantes zur Unterhaltung in ihrer Einsamkeit empfohlen, ob sie die Arbeit nicht für Ihr Institut unternehmen u. s. w. Ich meine, da diese Damen mit vollkommener Muße und vieler Fertigkeit zu Dreien arbeiten und Ihnen so nahe sind, werden sie im höchsten Grade förderlich für die Anstalt seyn. Diesen guten Kindern ist dabei das widerliche Verhältniß mit Buchhändlern erspart und das Gefühl gewonnen, ihre Arbeiten auf dem litterärischen Markte

in der nur geistlichen Bude zu wissen. Was übrigens das Talent dieser Damen betrifft in Bezug auf Tact, Gefühl, Geschmack und überhaupt Gesinnung, ja selbst auf Sprache, glaube ich nicht, daß in Deutschland viel Gründlicheres in dem Rang, dem sie angehören, sein dürfte. Ich glaube, daß sie Prosa aus modernen Sprachen wenigstens eben so gut, nur nicht so pretiös, als Silbert übersetzen. Eben dieselben besitzen eine Übersetzung des hl. Xaverius von Bouhours. Wäre es Ihnen wie mir, wohlscheinend zu beginnen, so wäre Folgendes nach meinem Gefühl eine gute Weise: Sie senden Görres die letztern Hefte von Kiesers Magnetischem Journal, wo dieser die Wunder des Xaverius besonders anerkennt als factisch wahr, und sie aus der höchsten heiligsten Glaubenspotenz hervorgehend gern auf diese Weise aus der Heilandsanstalt in die Heilanstalt brächte, und bitten ihn außerdem, den französischen Bouhours zu durchlaufen, aus dem Eindruck Beider aber eine Skizze von dem Wesen dieses Heiligen für unsere Zeit zu entwerfen, etwa wie jene des Franz von Assisi. Diese wird zuerst im „Katholiken“ abgedruckt und an dieselbe wie an ein Programm der Plan der Bücherverbreitung angehängt. Diese Abhandlung aber kann dann an der Spitze des Buches selbst wieder stehen, oder besser noch einzeln als Vorläufer laufen. — Weil die Übersetzung da ist, so meine ich eben, daß man mit ihr beginnen könnte, indem die Lettres édifiantes indessen bearbeitet würden, nothwendig in Auszügen, wegen vieler Weitschweifigkeiten und Wiederholungen. Ist das Leben Xavers Ihren Ansichten aber ganz zuwider, so beginnen Sie mit seinen ganz herrlichen Briefen. Da es nicht viele sind, schlage ich Ihnen Guido Görres zum Übersetzer vor. Will der nicht — Fritz Schlosser. Will der nicht — Steingaß. Will der nicht — den Professor Seul am hiesigen Gymnasium, oder den Kaplan Unschuld, oder Eduard Doll oder einen Ihrer Seminaristen. Guido oder Steingaß scheinen mir am Beßten. Jam satis.

Die Ankündigungen, die Sie mir geschickt, habe ich den Kaplänen vertheilt. Ich habe mit Wohlgefallen die Aushängebogen durchlaufen[1]; das Buch wird wohl manichfach historisch gewiß mit Nutzen Leser erhalten; nur wird es gar nicht zu Kommuniongeschenken geeignet, weil der Gegenstand zu viel Polemisches herbeiführte, und man nicht wohl den so schwach Bereiteten zum Mahl der Einheit den Skandal der Spaltung mitgeben kann, ohne zu ärgern. Es wäre dem Buche nicht

---

[1] Es ist hier das Buch: „Die alte Abendmahlslehre“ gemeint. D. H.

so wohl des Gehaltes, als des Eingangs wegen besser gewesen, wenn es in Bezug auf den Reformationstheil ohne weitere Polemik nur die Stellen, und zwar mit genauester Citation der Quellen in ihrem Widerspruch ruhig neben einander gestellt hätte. Es ist der Wirkung, weil der Aufnahme schädlich, wenn der Kopf des Maschinisten manchmal zornig zwischen den Figuren hervorguckt, welche seine Hände agiren lassen. Die Kunst des Fischers und Vogelfängers ist, seine Spur nicht merken zu lassen. Ich weiß übrigens nicht, ob Gott dermalen eine Treib- oder Klapperjagd vorhat, was zu Zeiten auch nöthig seyn kann. Der Herr lenkt, der Mensch denkt. In jedem Falle halte ich es für höchst nöthig, daß das Buch in Bezug auf a l l e Citate genau durchgegangen wird, und wo sie z. B. in der Note über Melanchthon 320 und an sehr vielen Stellen gar nicht oder nur obenhin ohne ganzen Titel, Druckort, Jahrzahl angegeben sind, die ganze Reihe der Citate in bester Ordnung hinten angefügt werde. Da der Verfasser in den Citaten aus der ersten Zeit alles Zweifelhafte, kritisch Angefochtene großmüthig übergeht, so müssen eben darum die Citate aus der nahen Zeit cum summa sinceritate gewissenhaft angeführt werden, damit die Kritik, welche z. B. die Martergeschichte des hl. Andreas bei Seite legt, nicht einst mangelhafter Citationen wegen auch die Authorität dieses Buches anficht. Sind die Citate übrigens, woran gewiß nicht zu zweifeln, mit beßtem Willen richtig, so ist dem Mangel abzuhelfen eine Schülerarbeit. Auch ist vielen Druckfehlern zu begegnen.

Menzels „Geschichte der Deutschen seit der Reformation", 1. Band, macht hier den Protestanten ganz schwühl. Es ist durchaus nöthig, daß Sie das Buch lesen und es Görres zusenden. Während ich die kühnen oft ganz vulkanischen Ausfälle des Wittenberger Mönchs (so heißt er oft darin) las, fühlte ich mich oft unwillkührlich an das Geistesungestümm und den nicht zu bändigenden politischen Eifer des Görres erinnert, und mit einem Freunde darüber sprechend, sagte mir dieser, Görres selbst scheine ihm dieses einmal gefühlt zu haben, indem er irgendwo ausgesprochen, seit Luther habe niemand eine ähnliche Stellung gehabt, wie er zu gewisser Zeit in Deutschland. Ich habe nie ein Buch begegnet, das so sehr beweist, welche Dienste ganz parteilose objective historische Kunst der Wahrheit zu leisten gezwungen ist, als dieses. Eine geschickte mäßige Hand könnte mit wenigen Milderungen und einigen Zusätzen, ohne den Verfasser irgend zu verletzen, eine Geschichte der Reformation für Katholiken schreiben, welche ohne Haß zu verbreiten,

zugleich die Wahrheit entblößte, indem sie die Schande bedeckte. Ich wollte, Steingaß versuchte so etwas.

Die Briefe der Charitas Pirkheimer, ein vortreffliches katholisches Zeugniß aus der Reformation, zu denen Böhmer noch 24 ungedruckte hat, der auch auf meine Bitte eine Rezension, oder ein ganzes Supplementarwerk vor hat, wären, so wie Sie das Buch von ihm erhalten könnten, auch ein gutes unverfängliches Werk in Ihren Kreis. In jedem Fall machen Sie Pfeilschifter für den Staatsmann auf diese Briefe aufmerksam.

Pfeilschifters Hand in der Oberpostamtszeitung ärgert die Leute sehr, welche platterdings nur ihre eigenen Gedanken variirt lesen wollen. Mehrere Wohlgesinnte freuen sich sehr daran, aber man wünscht ihm Behutsamkeit, damit er an dieser sehr fruchtbringenden Stelle bleibt. Eine feine Nase aus der höheren Gesellschaft, welche eine große Freude über das Blatt hat, läßt ihm rathen, um das Nöthigere ruhig wirken zu können, solle er die Griechen schonen; weiter solle er sich nicht verführen lassen durch den Werth größerer Artikel, die Zahl der kleinen Neuigkeiten zu vernachläßigen, weil das Blatt ein höchst allgemeines sey, und der gemeine Mann gleich meine, damit habe er seine gehörige Portion Neuigkeiten noch nicht. Es wolle das Volk sein Deputat, diese tägliche Fuhrmannseinkehr erhalte das Haus im Stand, und dünge den Acker.

Vor dem Lingard sind die Protestanten auch hier sehr bang.

Eckstein beginnt schon durchzudringen; auch aus ihm, so Einiges für den „Katholiken" taugte, könnten H. übersetzen.

Im Kunstblatt des Morgenblattes soll Einer ganze Stellen aus ihm vortheilhaft angewendet haben. Non vidi. Die Geschichte der Kreuzerscheinung bei der Mission bei Poitiers setzt viele Leute in Erstaunen. Man wünscht sehr, der „Katholik" möchte gleich eine nähere Nachricht, als die Zeitungsartikel, davon schaffen und schlicht mittheilen. Dabei könnten einfach die drei ähnlichen Kreuzerscheinungen aus dem Cäsarius von Heisterbach lib. 10. c. 37—39 angeführt werden, welche NB. auch bei Kreuzpredigten im 13. Jahrhundert erfolgt sind. —

Die elende Pariser deutsche Zeitung, welche Dr. Paulus sehr erhebt, hat ihren Hauptarbeiter an einem hiesigen Advocaten Fölix, der in Folge eines nicht ehrenhaften Gerichtsurtheils über seine Anwaltschaft Coblenz verlassen mußte und nun nach Paris ist. Was hier aus dem Land drin tönt, ist von ihm und seiner Sippschaft.

Was Kerzens Rezension betrifft, wußte ich so sehr, daß Sie sich daran ärgern würden, daß ich eigentlich sowohl die Vorrede als manche Aus- und Einbeugungen in den Zusätzen allein geschrieben hatte, um solche Ärgernisse zu vermitteln[1]. Kerz aber fabelt, flackert und läuft ab; er hat immer zu viel mousseux, daß nicht viel im Glas bleibt. Ich glaube Hölscher hat jüngst Görres ein Exemplar geschickt. Wenn Sie ihm schreiben, sagen Sie ihm, die Vorrede und andere betreffende Stellen von Guido anstreichen zu lassen zum Abdruck und höchstens von der Conversionsgeschichte Ramsays von Fenelon Erwähnung zu thun, ohne Bossuet anders zu berühren. Warum den Fenelon lieben und nicht üben? — Der offiziell abgedruckte Brief des Königs an Salm ärgert viel mehr, als der Erste. Jetzt ist Partei genommen und hierauf ist schwerer zu antworten.

Die Mißhandlung Windischmanns in dem letzten Heft der Smets-schen Monatschrift ist wirklich ganz erbarmungslos; so schnöde, frech und hoffärtig ist nie mit einem alten wohlgesinnten Manne umgegangen worden. Ich weiß kein Recept dagegen; der Katholik heißt nebenbei Obscurant. Mir ist dieses Religionsphilosophische Geschmeiß schrecklich langweilig und hoffärtig dumm, und dabei reden sie, wie die kleinen Mädchen untereinander, eine Art Erbeseberbese-Sprache, die ich für die Erbsünde-Sprache halte. Carové ist ganz leidlich heim gegeigt[2]. Kerz schien in seinem Jennerheft ziemlich gute Mitarbeiter zu haben; wer mag die Rezension von Molitor geschrieben haben? Sie ist mit Talent.

Das letzte Fastendispens-Programm von Trier verbietet kein Fleisch, als das der Andächtelei, ohne näher zu sagen, was das für Säugthiere sind; denn Betschwestern zu schlachten kommt hier, der Seltenheit wegen, nicht vor. Man ist hier sehr verlegen, was das ist. Das ganze Ding ist wirklich nicht Fisch und nicht Fleisch, und etwas hermetisch versiegelt. Im lateinischen Anhang wird das Studium der Philosophie als einziges Heil empfohlen[3].

Ihr ergebener
C. Brentano.

---

[1] Es handelt sich hier um Ramsay's Fenelon, den Clemens Brentano hatte übersetzen und, mit einer Vorrede von seiner Hand versehen, bei Hölscher drucken lassen.

[2] Der Artikel war von Professor Geiger in Luzern, einem eben so tüchtigen als im Ausdrucke präcisen Theologen. D. H.

[3] Zum Verständnisse dieser heiteren Bemerkungen muß erinnert werden, daß

IV.

[Coblenz, Mai 1828.]

Hochwürdiger Freund!

Das beiliegende Manuscriptpaket wird Fräulein v. Hertling bei Ihnen abholen lassen. Sie trug mir auf, es Ihnen zukommen zu lassen. Ich habe mit einigem Erschrecken einen Brief aus Schlesien im „Katholiken“ gelesen. Hätte ich gewußt, daß Sie mit diesem Menschen in Correspondenz stehen, ich würde ihm gemeldet haben, er möge Ihnen etwas Gescheidteres schreiben. Das Lächerliche ist, daß ich erst gegen das Ende merkte, daß der Brief von dem Monsieur war, so ganz bewußtlos schreibt der arme Schelm [1].

Sie würden mich verbinden, wenn Sie mich den Namen des Verfassers von der Rezension über den „Protestanten“ im Aprilheft wissen ließen. Dieser Mann beweist ganz, wo er so ungemein tüchtig, kräftig, muthig und einfach dem de Wette leuchtet, was ich von ihm sagte, als ich bloß seine Görresiaden gelesen, daß diese Sternbilder nicht aus seiner Haut als einem Tigerfell gewachsen, sondern daß sie darauf gemahlt sind; denn wo es ihm Ernst wird, und er sich nicht selbst im Spiegel beliebäugelt, da wird er ganz einfach und großartig, und kann viel nützen, während alle seine anderen Kunststücke nur Zeitverlust, und für ihn selbst Kraft- und Seelenverderb sind. Jenen ruhigen Theil des Aufsatzes finden ich und Alle vortrefflich; die Perücke, mit der er anfängt, gleicht einer Allongeperücke, mit der Achilles aus dem Bade stieg. Kann es ihm etwas nutzen, so melden Sie ihm dieses Urtheil ohne meinen Namen.

Es wäre nützlich, wenn Sie im „Katholiken“ eine etwas umfassende Notiz oder einen ganzen Aufsatz veranlassen könnten, wie in den verschiedenen Armeen für die Religion der katholischen Soldaten gesorgt ist. Wenn Sie so viele Armeen dabei aufführen, als Sie nur zusammenbringen können, wird die Sache im Ganzen unverfänglicher und doch durch den Contrast desto schlagender; und so es der Wahrheit getreu ist, kann es etwas wirken. Hier am Rhein ist von Wetzlar bis Cleve nur

---

der fromme und wohlgesinnte Bischof v. Hommer damals unter dem Einflusse einiger sonst vortrefflicher Männer stand, die als Hermesianer galten und zu jener Zeit es theils auch noch waren.

[1] Es handelt sich hier um einen Brief, den Clemens selbst über den schlesischen Rumor (vgl. den Brief II.) an Dr. Räß geschrieben, und den dieser ohne Brentano's Wissen und ohne Angabe des Verfassers im „Katholik“ hatte abdrucken lassen.

ein Feldprediger für die Katholiken, der jetzt zur österlichen Zeit per Extrapost oder per Eilwagen seinen Schafen nachfährt. Gibt es denn in den bischöflichen Pflichten keinen Artikel über militärische Schafzucht; der wäre vorauszuschicken. Jede Garnison hat ihren lutherischen Feldprediger. Sie brauchen nur eine Notiz über Rußland, Österreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, Frankreich, Spanien u. s. w.; oder nur Einige aus diesen. So würde viel dabei gewonnen sein. Es könnte dabei herausgehoben werden, inwieferne der Kriegsdienst einem Christen heut zu Tage tröstlicher und höchst ehrwürdig sei, als das Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist", in seiner ganzen Bedeutung dabei erhalten werde. Wenn Sie nicht mehrere Armeen dabei aufführen, wird es hohe Ohren verletzend.

Außerdem bitten wir Sie sehr, nur mit wenigen Worten uns zu berichten, ob an der Conversion des Herzogs v. Braunschweig irgend etwas wahres ist; denn die Nachricht, er sei in der evangelischen Kirche gewesen, ist nicht widerlegend genug, da er doch selbst als Protestant einer solchen Verläumdung widersprechen mußte, und die „Gazette" meldet seinen Übertritt neuerdings[1]. Es wäre höchst folgenreich, denn er ist der Erbe von Hannover, selbst ein möglicher von England.

Wir sind hier sehr besorgt um die Jesuiten in Frankreich; haben Sie einige Hoffnung für sie?

Die Concordia[2], von der ich ein Heft habe, macht den Eindruck als sey auch die lutherische Seite von einem Katholiken geschrieben; im Ganzen macht sich nichts schlecht darin, als eine Columne die andere. Etwas was ich für die ärgste That, seit Pulververschwörung und Bartholomäusnacht, von den Papisten halte, ist, daß der Katholik es wagt, dem Protestanten einmal eine Note als Brander auf seiner Columne

---

[1] Die, man weiß nicht von wem, in Umlauf gesetzte Nachricht war ungegründet.

[2] Die in Aschaffenburg gedruckte Zeitschrift Concordia war in der Absicht gegründet worden, den Katholiken und Protestanten in demselben Blatte eine Tribüne zu eröffnen, um solcher Weise durch schlichte Nebeneinanderstellung der Wahrheit und des Irrthums bei wohlmeinenden Dissidenten leichter Eingang zu finden und Erleuchtung und Überzeugung zu erstreben. Die Zeitung wurde daher so eingerichtet, daß jede Seite in zwei Spalten zerfiel, die erste Spalte den Katholiken, die zweite den Protestanten zu Gebote stand. Ein solches Blatt konnte sich keine lange Zukunft versprechen; auch ist es nach einigen Monaten schon eingegangen. Einmal hatte sich durch Versehen des Setzers eine katholische Note in die protestantische Spalte verirrt, was den Briefsteller ebenfalls zu humoristischen Bemerkungen veranlaßte.

anzuhängen. Ich bin Katholik, aber das finde ich sehr unrecht, das gilt nicht, und kann das Vertrauen auf die ganze Unparteilichkeit der Concordia stören: ich hätte dieses am Wenigsten von katholischer Seite erwartet. Jedoch ist es vielleicht nur geschehen, um sich vom Verdacht der heimlichen Jesuitenschleicherei durch diese Offenheit loszumachen. Ich erwarte mit dem Dichter des Sonnetts Concordia die schönsten Erfolge für gänzliche Vereinigung aller christlichen Religionsparteien durch dieses Blatt. Man kann sich ja keine größere Eintracht denken, als daß die lutherische Columne der katholischen hinten auf den Rücken gedruckt ist, eines trägt das andere, und das ist Eintracht, Toleranz unter dem größten Druck. Wenn man nun das Papier verbrennt, steigt die Concordia in der verdampfenden Letternschwärze gegen Himmel. Die Zeitung hätte als Vignette jene Art Doppelgeburten nehmen sollen, die mit dem Rücken aneinander gewachsen sind und gute Spornen an die Füße[1], etwa auch Jean Pauls Allianzhasen in Katzenbergers Badereise. Man kann die zwieträchtige Eintracht nicht besser abbilden. Übrigens ist das Unternehmen sehr gut, wenn es sich nur halten kann, woran ich sehr zweifle. Eine Concordia, die nur Uneinige lesen können, ist nicht von Dauer. Der Übelwegkommende wird das Blatt bald wegwerfen. Ja wenn ein unparteiischer Richter da wäre, der immer mit der Apothekerwage jeder Seite gleiches Gewicht von Nasenstübern und dergleichen zuwöge; aber so kommt der am Übelsten weg, der am meisten Lügen gestraft wird. Ich traue schwerlich einem der beiden Redactoren die feine resignirende Delicatesse zu, die Integrität des Blattes zu bewahren, und doch der Wahrheit genug zu thun. Leser einer echten Concordia sind mir (nicht) denkbar; es gibt allerdings eine liebenswürdige Gattung Leute, welche gern dem innigen Christum liebenden Element in seinen Wettererscheinungen von allen Seiten huldigen; aber diese Erscheinungen sind nur Momente, und wenn, wie heut zu Tage, die Religion sich mit der Geschichte mißt, stellt sich bald der Eine auf die Zehen, bald macht sich der Andere hohe Absätze, und selbst unter den beßten Freunden verschiedener Confessionen muß nothwendig bald in jedem Gespräche, das etwas tiefer geht, ein schmerzliches Gefühl der Trennung im Herzen entstehen, das verstummen macht. Mir sind noch keine Geister begegnet, welche ein Blatt schreiben könnten polemischer Art wie dieses, welches den Vortheil anböte, daß beide Theile

[1] Im Manuscript befindet sich eine Zeichnung dieser Vignette.

hier auch die Gegenpartei gern läsen; denn wäre die Wahrheit eine ganz aussprechliche Sache, so wäre das innerste Wesen der Religion kein Mysterium mehr und seine Erkenntniß keine Gnade. Ja eben daß sie ein Mysterium und eine Gnade ist, ist der Fels, auf dem die Kirche gebaut, der nicht überwunden werden kann, und dieses Mysterium ist tröstender, als die Spaltungen betrübend sind; denn ohne dasselbe würde der totale Unglaube längst gesiegt haben. Vermöchte ein höherer katholischer Geist, der seine ganze Kirche umfaßte, und daher auch ihre kranken Glieder, ein Blatt zu schreiben, in welchem die beßten Naturen der einzelnen Parteien mit gleicher Treue, mit gleicher Wissenschaft, mit gleicher Liebe vor Gott, ohne Ungeschick und Weitläufigkeit, ihre Ansichten aussprächen (ich kann mir ihn wohl denken diesen Geist, aber leider habe ich noch nie das Glück gehabt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen), so wäre etwas äußerst Wichtiges gethan, das große Frucht tragen würde. Wo aber so factisch bis in das innerste Leben hinein gesündigt und todtgeschlagen wurde, wie in der sogenannten Reformation, welche besser Deformation hieße, welche immer eine Folge nicht gründlich geheilter Krankheit ist, da fürchte ich, daß keine Hülfe je durch Beredsamkeit erfolgen dürfte. Schicksale werden nur durch Schicksale geheilt. — Ich halte dafür, wenn die Concordia, wie sie jetzt ist, ein Publicum finde unter beiden Parteien, so müßte man die katholische Seite auf alle Weise durch kürzere und gute Aufsätze unterstützen, ohne jemals sehr heftig zu werden. Wer die Wahrheit auf seiner Seite hat, kann den grimmigsten Gegner durch Gleichmuth entwaffnen. Besonders müßte in den Aufsätzen, welche offenbare Verläumdungen schlagend widerlegen, eine beinahe quäkerische Ruhe herrschen, welche dennoch kein Pünktchen unerwiedert läßt. Wird der Gegner dadurch heftiger, so gibt er sein Unrecht bloß; geht er aber auch auf die ungeschmückte Ruhebasis zurück, so ist er ganz auf dem leeren seichten Feld seiner Armuth an allen Gründen, und sich vertheidigend lischt er endlich ganz aus.

Ich habe zufällig mehrere kleine Aufsätze geschrieben; aber ich bin unglücklich, daß die Art meiner Sprache mich gleich verräth, und ich bin daher scheu, sie dem „Katholiken" zu geben, und lasse sie liegen; denn es regt sich immer in dem, was ich schreibe, etwas, das meine bessere Überzeugung nicht billigen kann. Viele Einfälle, die ich schlagend fühle, setzen mich gleich in die Nothwendigkeit, auch die Antwort des Gegners zu erfinden; da komme ich dann immer auf die Wahrheit, daß Dulden, Beten, Leiden, daß das Kreuz allein gesiegt hat, und daß es

mir ziemt zu schweigen, weil ich Niemand betrüben will, da ich Niemand heilen kann.

Es wäre sehr nützlich, wenn für den „Katholiken“ eine Sammlung von den seit etwa zehn Jahren so vielfältigen Klagen über den Verderb der Jugend, über irreligiöse Schulen aller Orten und Confessionen aus Büchern und von Behörden selbst, angelegt würde; und diese dann in einem Register zusammengestellt, und dabei ein herzzerreißender Brief geschrieben von einem Vater, der nicht weiß, wem er sein Kind vertrauen soll. Er könnte alle diese Nachrichten und was er überall sieht und hört, als Ursache seines Jammers anführen und um Rath flehen. Ich meine, wenn dieß mit einiger Vorbereitung und recht natürlich geschähe, es müßte wirken. Die Masse der Zeugnisse würde schlagen. Die Stimmen der besseren Familien sind allgemein klagend. Es hat gewiß immer Regierungen gegeben, die es ganz redlich mit der Wissenschaft und der Jugend meinten, welche auch gewiß jedem Bekenntniß seine Religion gern unverkümmert ließen, und die erschrecken dürften, wenn ihnen der Religionszustand mancher Menschen, denen die Eltern ihre Kinder anvertrauen müssen, in seiner wesentlichen Gestalt einmal vor Augen träte. Oft ist es der Fall[1], daß irgend jemand zu einer Wirkung auf Schuleinrichtung gekommen ist in einer Zeit, wo man nur auf eine ansehnliche Portion sogenannter klassischer Bildung sah, der hat dann seine Berichte immer recht fir gemacht, und war etwa sonst noch nach Geschäftsseiten ein gewandtes Subject. Von Religion, treuer Liebe zu Gott und dem Nächsten, von genauer Kenntniß des Landes und seiner Einwohner, von vertrautem Verhältniß zu demselben war etwa keine Frage damals, wenn es in die Periode fiel, wo die Surrogatennoth sich von Kaffee und Zucker auf ideale Dinge geworfen hatte, wo man für Religion, Christenthum und Kreuz, mit Legion, Deutschthum und Ehrenzeichen, für Gottes- und Nächstenliebe mit Eigendünkel und Kameradschaft, für Landeskenntniß und Vertrauen der Einwohner mit Vermessung, Zählung und Abschätzung vorlieb nahm. Da wurden dann etwa im Drange der Umstände Leute aus der Heerde gefangen, denen man sich verbindlich glaubte, und weil ihnen eine klassische graeca fides nicht abzusprechen war, mit Schulämtern belehnt. Nichts aber setzet

[1] Die Anspielungen auf die Schulverhältnisse in Koblenz sind klar genug, selbst wenn wir nicht aus anderen Briefen Clemens' wüßten, wie traurig es damals um die Jugenderziehung in jener Stadt stand. Vgl. Ges. Briefe, II. S. 168, auch die Biographie, II. S. 339 f.

sich gleich so fest, als das Feindselige, Zerstörende, Ungleichartige, wie ein Feind, der ein neues Stück Erde erobert, sich gleich in dieselbe bis an die Zähne verschanzt, und diese den Eingebornen über seine Wälle entgegenbleckend, proclamirt, es sei dieses Blecken weder Hohnlächeln noch Drohen, sondern ein freundseliges Anlächeln der lieben Jugend. Wie ein gewisser Wurm sich tief in die Glieder der Menschen einbeißt, und sich eine das Leben tödtende Wohnung baut, so setzen sich wahrscheinlich auch solche Naturen in ihren Ämtern fest. Ihre sich von selbst verstehende Aufgabe ist die neue Generation jener Gesinnung zu assimiliren, von der sie ihre Sendung haben; aber da jene Gesinnung häufig eine wandelbare seyn kann, so dürfte sich der Aussender bei genauerer Prüfung seiner Apostel oft getäuscht finden. Z. B. hat er eine graecam fidem ausgesendet, und nachher selbst eine christianam fidem anzunehmen sich gemüßigt gesehen, so ist er nothwendig angeführt. Das thut ihm aber nicht weh, denn nicht nach Oben wird gedrückt, verdorben und verdreht, sondern nach Unten. Die Rückwirkung holt die Aussender selten diesseits des Grabes ein; jenseits aber ist terra incognita. Der neu eingeschanzte Apostel treibt es dann nicht weniger klug, wie es nothwendig die Usurpatoren einer letzten Zeit in Europa getrieben, gegen die er etwa früher selbst declamirt, toastirt und demagogirt hat. Er sucht sich Creaturen zusammen, das heißt Leute desselben Wurfes. Ist eine bestimmte Confession zu beachten, so reicht immer die Confession der Taufpathen des Subjectes hin; wenn er nur evangelisch oder katholisch getauft ist, und so den Rechten der evangelischen oder katholischen Schule entsprochen wird, so reicht das zu; übrigens, versteht sich, ein gründlicher Kenner und Verehrer des steinernen griechischen und römischen Heidenthumes in seiner papiernen Wiedergeburt und dessen fleischlichem Zeitleben. Diese Herren sind nur darin einig, daß ein Jeder, seine eigene Apotheose bearbeitend, den Andern in ein pecus campi metamorphosiren möchte, und daß sie nach der Lage der Confession irgend einem noch übrigen redlichen Kämpfer für den Katechismum Lutheri, oder in andern Verhältnissen des Katechismus Canisii, der als ein goldener Mutterpfennig oft das einzige gute Erbstück des Hauses ist, das liebegebrannte Herzeleid einstimmig zufügen, und nicht ruhen, bis der Finsterling, der Ambrosius Schmolke, der obscurus vir, der Pfaff von seiner Stelle intriguirt ist und sie freie Hand haben. Dann aber beginnen sie in schönem Verein die Belehrung der Jugend, denn Erziehung ist nicht ihre Aufgabe, weil man Niemanden zumuthen kann, einem Andern

zu thun, was er nie gewollt, daß es ihm selbst geschehe. Damit aber kein Jüngling in irgend einer Sorte der Weisheit zu kurz komme, begleitet ihn nicht etwa wie in der alten, einseitigen Zeit derselbe Lehrer durch alle Klassen, der ihn durch und durch kennen und lieben und also führen lernt; das würde nach Erziehung schmecken; hier wird selbstdenken gelehrt, die verschiedensten und geschiedensten Lehrer führen den Jüngling durch alle Weisheit. Welch ein richtiger Blick in den Geist aller Geschichten wird dadurch nicht von dem Schüler schon erlebt! ein Blick, zu dessen Gewinn noch nie ein Lehrstuhl errichtet werden konnte, weil viele ihn kaum mit Verlust ihres ganzen Lebens in der Todesstunde bezahlen können. Diesen tiefen Blick gewinnen gutbegabte Schüler hier nicht sowohl nebenbei, als mitten drin umsonst, und zwar: „Es ist nichts Beständiges unter der Sonne, was der Eine aufbaut, reißt der Andere nieder, — ein jeder Thor hat seine Kappe, — wenn zwei sich mit Knüppeln werfen, sammelt der Dritte sein Winterholz, — Eigenlob riecht übel, — ein Jeder macht sich's leicht, drum wird's mir so schwer, — man muß den Mantel nach dem Winde hängen, — kalt und warm bläßt Ein Wind, — wer nichts aus sich selbsten macht, wird ausgelacht, — ein Compliment kostet das Leben nicht, — Fuchsschwänzen macht den Pelz glänzen“ — und tausend andere zeitliche Wahrheiten lernen sich da praktisch alle Tage, und ganz besonders stark in jenen kritischen Tagen vor sogenannten hohen Kirchenfesten, wo der alte Aberglaube zu sagen pflegt: „Jetzt geht der Teufel mit einem Sack herum und sammelt Verläumdungen, Flüche, Kniffe, Lügen und Ärgernisse sich zum Confect.“

Hierdurch nun erwirbt der Schüler die Erkenntniß nicht nur der Wahrheit: „Folge nicht meinem Wandel, wohl aber meiner Lehre“; sondern auch häufig jener: „Folge weder meinem Wandel, noch meiner Lehre“, und wenn er anders nicht ganz stiefmütterlich von der Natur begabt ist, so kommt er meistens auf den so sehr nahe liegenden Satz: „Folge deiner Natur, deinen Gelüsten, — sey ein freier Mensch, — genieße dein Leben, — sey ein denkender Geist, — gehe mit der Zeit vorwärts, — kaufe und lies alle 9 Kreuzer-Bändchen, — laß die Pfaffen schwätzen, — mach den Eltern ein x für ein u, — sehe dich bei Zeiten nach einer edeln deutschen Jungfrau um, — kannst du nicht für deutsche Freiheit sterben, so seufze und prahle für griechische Freiheit, — lache und höhne den Lehrern hinter dem Rücken, so sparst du ihnen die Mühe, sich es einander selbst zu thun.“ — Welch ein Vortheil

für die Universitätsjahre? Man bringt Menschenkenntniß mit, und läuft dort, wo man sich die Lehrer der Reihe nach selbst aussuchen kann, nicht Gefahr, irgend einem Mystiker, Supranaturalisten, legitimen Orthodoxen, oder ist man katholischer Confession, gar einem ultramontanen Papisten, oder, was das Schrecklichste wäre, einem geheimen Jesuiten in die Klauen zu fallen. Zugleich hat man den Altpurschen die halbe Arbeit, den Fuchs abzurichten, schon vorausgethan. Alles Übrige findet sich beim Ausfegen.

Sollte nun aber irgend Jemand auf den närrischen Einfall kommen, in diesen zeitgemäßen vortrefflichen Institutionen das helle Verderben seiner Kinder zu sehen, die er der öffentlich ausgesprochenen Vortrefflichkeit der Schulen wegen nicht auswärts studiren lassen darf (und wo? wo? ist es viel besser), wie ist diesem Manne zu helfen? wie ist eine Reformation an Haupt und Gliedern zu veranlassen? wie vermögen das einige hülflose Väter oder Wittwen? Es gibt Gebrechen, die so innig mit der Zeit verflochten und verwachsen sind, daß sie nur mit der Auflösung ihres sich selbst zerstörenden Geistes nach bösen Convulsionen enden werden. Und doch ist es bitter, daß oft gottesfürchtige Eltern nicht wissen, wohin mit ihren Kindern, die sie vor ihren Augen durch verkehrte Lehren, vergiftete Bücher, schlechtes Beispiel und religions- und würdelose Erzieher gefährdet sehen. Wie kann eine wahre Vaterlandsliebe entstehen, wo schlechtes Brod und trübes Wasser für die Kinder gereicht wird, nachdem alle guten alten Brunnen verschüttet, die Quellen ein Staatseigenthum geworden, und alle Mittel, neue Brunnen zu sammeln, in Beschlag genommen sind? Wahrhaftig, ich wüßte selbst nicht, wie bekümmerte Eltern es anfangen sollten, ihre Klagen so an die Centralverwaltungen gelangen zu lassen, daß Hülfe daraus erfolgen könnte. Es würde höchstens ein Bericht von der Specialaufsicht verlangt werden, und da kämen dann Pilatus und Herodes in Correspondenz und der Erfolg bliebe derselbe. Es ist keine Hülfe zu erwarten, als von dem Ausbruch der Krankheit zum allgemeinen Scandal; denn wenn, wie in unserer Zeit, die Klage über verderbtes Schulwesen allgemein herrscht, und zugleich doch immer daran verbessert wird, beweist es sich von selbst, daß alle Elemente zum guten Schulwesen dem Geiste der Zeit fehlen, und nur da zu suchen sind, wogegen sich unsere Zeit mit Händen und Füßen und mit einem Arsenal alter, tausendmal widerlegter Lügen und Verläumdungen wehrt, welche die bis an die Zähne eingeschanzten Herren Schultyrannen den armen Eltern, welche

fragen, wo sollen wir Heil für unsere Kinder finden? über die Wälle herab auf den Leib schütten. Da gehen sie denn betrübt einher und sprechen zusammen: Ja wie war es sonst? Mein Vater erzählte mir immer von den Jesuiterherren, welche Ehrfurcht in der Schule gewesen, der Lehrer sey dem Schüler eine Art Schutzengel geworden, und jetzt höre ich lauter dummes Zeug von meinen Jungen, und Hohn und Spott über den Lehrer und ich weiß nicht immer zu widersprechen. Wenn dann der Schüler so etwas wieder in die Schule trägt, so hört er seinen Vater etwa als einen Jesuiten heruntermachen, und bald steht dieser auf der schwarzen Liste und man liest von Umtrieben in allen Klatschblättern. Also harret, wartet, klopfet an, bis Gott die Thüre aufthut. **Jam satis.**

Joseph Fell[1] ist etwa vor sechs Wochen bei dem Rath in Frankfurt um das Bürgerrecht zu seiner Verehelichung mit der 40jährigen Wittwe des Tabakfabrikanten C** eingekommen, deren erwachsene Kinder er als katholischer Priester in der Religion unterrichtete. Die frommen verwandten Familien dieses Namens in Würzburg und Mailand dürften nicht sehr erfreut darüber seyn. Herr Pfarrer Wolf in Kleinrinderfeld, der ihm einige Male Nieswürz empfiehlt, kann Hoffnung fassen, da er sich bereits in eine Tabaksfabrik verheirathet. Von dem katholischen Theil des Rathes kann die Ehe, als im kanonischen Rechte unerlaubt, nicht wohl zugegeben werden; wie wird es mit der Frau werden? Vielleicht wird sie von ihm so weit verkehrt seyn, daß sie, wie er, durch diese Ehe aus dem Romanismus in den Katholicismus hinüber zu kommen hofft. Die Protestanten, welche Herrn Fell mit offenen Armen empfangen, fühlen sich nicht geschmeichelt, daß er gleich wieder ein paar romanischen Armen zueilt, die schon länger auf der Welt seyn sollen, als er. Für die Kinder ein schönes Beispiel! Es wird eine auferbauliche Erscheinung für die ganze Stadt. Merkwürdig ist, daß Herr Fell, der, wie er sagt, aus der Romanischen Kirche, als aus einer Räuberhöhle, herausgebrochen, nicht von der Curie, sondern von einem Weibe beraubt worden ist, nämlich seines Herzens und Verstandes. Schreckliches Schicksal! aus

[1] Ein damals in Frankfurt und Umgegend bekannter Apostat, der leider seine Priesterwürde so vergaß, daß er seine ungiltige Ehe mit einer Frankfurter Wittwe sogar noch durch „eine sehr oberflächliche decent=schamlose Flugschrift“ zu beschönigen und zu rechtfertigen wagte. Gegen diese „Vertheidigung“ schrieb der gleich zu erwähnende Pfarrer Wolf. — Fell starb kurz nach seinem scandalösen Fall. Wir geben die folgende Stelle nur als einen Beitrag zur damaligen Sittengeschichte.

der Räuberhöhle kaum entflohen, Amor, dem Diebe, in die Hände zu fallen, wenn der Handel nicht eine abgekartete Sache war. Das Ganze mit der Räuberhöhle und dem Herzensdieb und dem großen Opfer, was eine ehrbare katholische Mutter erwachsener Kinder bei einem solchen Handel bringt, ist so romanisch, daß es der Verfasser des Rinaldo Rinaldini oder noch besser des Abullino, welcher eigentlich die Stunden der Andacht verfaßt haben soll, deren Autorschaft man dem verstorbenen Pfarrer Keller gern von protestantischer Seite mit in's Grab gäbe, einen trefflichen Roman daraus fabriciren würden im Geschmack des auf dem Grabe seiner Geliebten verfrorenen Kapuziners (wo er wieder aufgethaut, darüber sind die Meinungen streitig!). Wie herrlich könnte der Roman damit schließen, daß die irdischen Mächte von Herrn Fells Aufforderung, den Romanismus zu zerstören, der ungefähr mit dem türkischen Manifest unter einer Constellation entstanden seyn mag, in Bewegung gesetzt, mit allen ihren Völkern gegen Rom zögen, man könnte sagen, es gehe gegen die Türken, und nähme Rom nur so en passant mit, und Herr Fell könnte sein eigenes Wappen als Fell Gideons in der Oriflamme voraustragen. Wenn das Alles im beßten Zug wäre, käme das Jahr 1833 mit seinem verliebten Kometen, der die Erde zu küssen droht, und putzte zu dem ganzen Handel das Licht — und Alles wäre neuer Himmel, neue Erde und nur ein Paar wäre zugegen, und kein Romanismus, keine Curie, kein schändliches Kirchenrecht mehr, und der Komet copulirte das edle Paar und hängte die Lichtputze am Regenbogen auf. — Ach! welch ein Gegenstand für einen Dichter! Der Vorname Joseph und der Zuname Fell gäbe die schönste Gelegenheit, den Patriarchen Joseph und seinen Mantel mitspielen zu lassen in Träumen und Erscheinungen, und Alles könnte das Finale aus Don Juan mit der Aussicht auf Gehenna bei Jerusalem schließen. Ich hielte es für sehr dienlich, wenn der „Katholik" im nächsten Hefte eine kirchenrechtliche Abhandlung über solche Ehen einrückte. Die Leute wissen nichts mehr davon.

Aus der Schrift eines gewissen Dietrich in Breslau gegen das Buch: „Die katholische Kirche Schlesiens", wären sehr gute Auszüge zu machen; sie ist mit vielem Geist geschrieben; hie und da schraubt und hochschwingt der Mann etwas, als sey er ein Schüler von Steffens, das könnte man übergehen. Die Gegner haben dieses Buch dadurch zu unterdrücken gesucht, daß sie frühere phantastische, über Wallfahrten und dergleichen witzelnde poetische Reisebeschreibungen des Verfassers auszugs=

weise abdrucken ließen in ihren Blättern; sie verfuhren mit ihm wie Andre mit Görres. Wo sie so verfahren, ist es immer ein Beweis, daß sie sehr getroffen sind; eine Rezension über ein solches Buch bleibt immer eine Rezension über eine Rezension, und wenn der Rezensent nicht eminenter als der Verfasser ist, so wird gar nichts damit gewonnen. In Schlesien allein dürfte es mehr gelesen werden, sonst zu Lande gar nicht; wer hätte so viel Geld, sich dergleichen anzuschaffen? Ich halte es also für zweckdienlich, öfters die besseren, treffenden Partien dieses Buches als Repliken auf jene Vorwürfe abdrucken zu lassen. So erhält der „Katholik" gute Aufsätze und wird die Absicht des Verfassers erreicht. Solche Auszüge der besseren Stellen aus Rechtfertigungs- und anderen Schriften, mit einem kurzen Titel ohne weiteren Einleitungssenf, bieten einen reichen Schatz von sehr nützlichen Aufsätzen dar, der oft wiederkehren kann, ohne gerade Fortsetzung zu heißen, und sehr leicht beim Lesen mit Anstreichen zu sammeln ist.

Das erste und zweite Heft der Chronik der Diözese Trier haben Sie wohl gelesen; es ist ein durchaus flegmatisches Journal, und enthält durch beide Stücke in der Biographie Clemens Wenzeslaus' eine Art Rechtfertigung des Febronius, welche doch, aber ja eben so milde, etwas zu beleuchten wäre.

Jetzt leben Sie wohl, und schreiben Sie mir für diesen langen Brief mit ein paar Worten, ob die Jesuiten in Frankreich noch Hoffnung haben, ob Sie etwas von Braunschweig Gutes wissen und wer der befragte Rezensent ist. Morgen geht ein Schüler von hier nach Freiburg.

Ihr

Clemens Brentano.

Recensionen.

Lehrbuch der Moraltheologie. Von **Dr. F. X. Linsenmann.** gr. 8⁰. XVI u. 696 S. Freiburg, Herder, 1878. Preis: *M.* 4.80.

Von Seiten der katholischen Wissenschaft kann es nur mit Freuden begrüßt werden, daß sich in allen ihren Zweigen ein so reges Leben zeigt, wie es in den letzten Jahren zu Tage getreten ist. In kurzer Zeit drei Lehrbücher der Moraltheologie von der nämlichen Verlagshandlung — das ist des Guten beinahe zu viel. Indessen das vorliegende Handbuch trägt in sich den Beweis edler und ernster Arbeit, und somit ist sein Erscheinen nicht ungerechtfertigt. Wenngleich wir mit sehr vielen Ausführungen und Behauptungen Dr. Linsenmanns nicht einverstanden sind, so gestehen wir doch gerne, daß das vorliegende Werk zur Achtung nicht nur vor der Persönlichkeit, sondern auch vor der Wissenschaft seines Verfassers nöthigt. Auch möchten wir dem Verfasser nicht gerade zustimmen, wenn er im Vorworte sagt, daß „die Beherrschung der Form, wie ein gutes Lehrbuch sie erfordert, ihm ein erst zu erstrebendes, nicht ein schon erreichtes Ziel sei". Besonders insofern, als eine Wiedergabe des in den akademischen Lehrstunden Vorgetragenen bezweckt wurde, welche mehr die theoretische Entwicklung als die praktische Verwerthung der Moraltheologie im Auge hat, ist die Form durchgängig passend und gewählt.

Die Haupteintheilung ist, wenn auch unter anderen Namen gebracht, doch nicht erheblich verschieden von der gewöhnlichen in die allgemeine und specielle Moral. Der Inhalt insbesondere des speciellen Theils ist in nicht unangemessener Weise auf die drei Hauptabschnitte: 1. Pflichten in Bezug auf die eigene Persönlichkeit, 2. Pflichten des religiösen Lebens, 3. Pflichten des bürgerlich-socialen Lebens vertheilt worden. Daß über die Eingliederung einzelner Partien divergirende Ansichten bestehen können, ist zu natürlich und zu irrelevant, als daß wir darüber eingehender sprechen möchten.

Nicht bloß die Vertheilung des Stoffes, sondern auch manche Einzelpartien durfte der Verfasser vor Augen haben, als er in der Vorrede (S. VI) schrieb: „Im tiefsten Seelengrunde leitet jeder Schriftsteller die Berechtigung, die vorhandenen Bücher um ein neues zu vermehren, aus dem Rechte seiner Eigenart ab, aus seinem Anspruch, einer individuell neuen Auffassung oder Anordnung Geltung zu verschaffen; und es hieße ein wesentliches Element des Unterrichts verkennen, wenn man nicht der Einzelpersönlichkeit ein Recht der Originalität zuerkennen und von ihr eine bestimmte Anregung der Ler-

nenden erwarten und ableiten wollte. So möge man auch meine Eigenart in der Auffassung und Darstellung hinnehmen. Wer nicht eine bestimmte Individualität einsetzen kann, wird es zu einem anregenden und belebenden Unterricht schwerlich bringen." Wie das Buch sich dem Leser darbietet, glauben wir wirklich, daß es einem anregenden und belebenden Unterrichte seinen Ursprung verdankt.

Der Verfasser war bestrebt, jene Punkte hervorzuheben, in denen die Moral mit der Rechtsphilosophie, Politik und Volkswirthschaftslehre oder anderen Disciplinen in Berührung kommt, und die dahin einschlägigen Fragen einer Lösung entgegenzuführen — gewiß eine dankenswerthe Arbeit. Die bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Behauptung jedoch, daß die Behandlung und Lösung solcher Fragen der „bloßen Casuistik für Zwecke des Beichtinstituts" fernliege, ist unbegründet. Auch dürfte sich die vom Verfasser vorgelegte Lösung nicht in allen Dingen als richtig oder annehmbar ausweisen. Wir glauben, daß dem Verfasser sein edler Charakterzug, nach welchem er der Engherzigkeit feind ist, hie und da zu leicht über unerbittliche Forderungen des Rechts und Gesetzes hinweggeholfen habe. Wir heben Einiges hervor.

S. 416 und 417 wird der Befugniß des Staates, unter gewissen Verhältnissen die erworbenen Rechte seiner Mitglieder zu cassiren, in etwas zu ausgedehnter Weise das Wort geredet. Auch S. 511 klingt es nach übertriebener absolutistischer Gewalt des Staates, wenn es heißt: „... so gut sie (die Gesellschaft) ehemals den feudalen Bann vom Grundbesitz hinwegnehmen, die Leibeigenschaft und die Feudallasten ablösen konnte, so könnte sie auch wieder die Besitzenden expropriiren und von Eigenthümern zu bloßen Colonen, Nutznießern oder Lehensleuten machen." Der Zusatz: „Aber eine Förderung der Cultur würde darin nicht liegen, sondern ein Rückschritt", weist freilich jeden Gedanken an dergleichen praktische Verwirklichung ab, führt aber nicht die dem Staate über sein wirkliches Recht hinaus vindicirte Befugniß auch auf das rechte Maaß zurück. Möchte nicht in der Zuertheilung einer so exorbitanten Rechtsbefugniß ein Beweis dafür liegen, daß die Auffassung des Verfassers, nach welchem „das Naturrecht eine ideelle Quelle des bestehenden Rechtes ist ... aber nicht selbst bestehendes Recht" (S. 412), eine schielende sei?

Zu S. 424 drängte sich uns der Gedanke auf, die Ausübung des hehren Apostolats der Kirche, welche sich beständig nach dem Worte des Apostels Allen gegenüber als Schuldnerin betrachtet, dürfte schwerlich in Einklang zu bringen sein mit der Art und Weise, in welcher Professor Linsenmann die Pflicht betont, einen im religiösen Irrthum Befangenen nicht leicht aus seiner irrthümlichen Überzeugung zu reißen. Wenn es „auf dem Gebiete der Heidenmission nichts Aufdringliches" ist, wie er sagt, weßhalb soll dann ein so gewaltiger Unterschied bezüglich dieser Mission und der Mission unter Irrgläubigen bestehen?

Die Frage (S. 427), ob derjenige, der eine im guten Sinne belehrende Arbeit in ein schlechtes Blatt einrücke, dadurch wirklich das Gute befördere, oder nicht vielmehr durch den einem schlechten Blatte geleisteten Vorschub schade, wird durch die Antwort gelöst: „Man möge darüber getrost sein! Wer hoffen kann, in einem guten Blatt eben solche Wirkung zu erzielen, wie durch Mitarbeit an einem für schlecht geachteten, der wird von selbst das bessere wählen. Ich möchte aber ein Blatt, das die guten Arbeiten aufnimmt, schon nicht mehr unbedingt ein schlechtes nennen." Damit aber wird die Frage keineswegs gelöst. Um schlecht und verboten zu sein,

ist es nicht nothwendig, unbedingt schlecht zu sein, d. h. nichts Gutes zu liefern; es genügt, daß das Blatt auch Schlechtes und Verderbliches enthalte. Wird nun durch die Mitarbeit an einem solchen Blatte, durch Lieferung von Arbeiten für dasselbe 2c. wirklich die Verbreitung des Blattes befördert, so wird damit in der That das Böse befördert; oder wird durch den Namen des Verfassers einer in sich guten Arbeit dieser als Mitarbeiter eines schlechten Blattes erkannt, so tritt dadurch allein schon Ärgerniß ein. Regelmäßig wird nun bei dergleichen Mitarbeit das Eine oder das Andere, meist Beides vorliegen, zumal wenn etwa zu wiederholten Malen oder auf contractliche Übereinkunft hin die Redaction eines betreffenden Blattes auf Zusendung von Beiträgen rechnen könnte.

Hiermit verwandt ist es, wenn Dr. Linsenmann S. 367 bezweifelt, ob „wirklich in der Verbreitung von nicht rechtgläubigen Schriften und im persönlichen Umgange mit Akatholiken eine so große Gefahr für den Glauben des Einzelnen liege, wie die kanonischen Gesetze voraussetzen". Daß die Schriften, Lehren und religiösen Gebräuche der seit Langem eingebürgerten Secten nicht mehr die ursprüngliche Anziehung haben und nicht mehr solche Gefahr bringen, wie neu aufstrebende religiöse Bewegungen und Irrthümer, mag richtig sein; aber diese Gefahr setzen auch die kanonischen Gesetze nicht als beständig fortdauernd voraus, wohl aber setzen dieselben voraus, 1. daß das Lesen solcher Schriften im Allgemeinen nicht ungefährlich sei, und 2. daß die Kirche das Recht habe, sowohl jener Gefahr wegen, als auch in odium auctoris gewisse Bücher Jedem zu verbieten. „Religiöse Duldung und confessioneller Friede" werden dadurch nicht im Mindesten gestört; wird ja auch durch denjenigen der häusliche Friede nicht gestört, der einem Verführer der Hausangehörigen die Thüre weist.

Auch mit der Doctrin auf S. 494 und 495 können wir uns nicht einverstanden erklären. „Wenn wir den Grundsatz aufstellen, daß die Moral dasjenige Verfahren als zulässig acceptiren müsse, welches nach ärztlichem Gutachten die geringere Anzahl von Menschenleben opfert, so geschieht es unter der Voraussicht, daß der Arzt als gewissenhaft bekannt sei, und daß sein Verfahren dem jeweiligen Stande der medicinischen Wissenschaft entspreche, so daß er es sowohl vor der Auctorität der maßgebenden Fachgenossen, als auch vor den geltenden Medicinalgesetzen zu verantworten vermöge, also nicht etwa nur ein gewagtes Experiment vornehme." So der Verfasser. Allein damit werden die Rollen der Medicin und der Moral verwechselt. Daß „die theologische Casuistik von der medicinischen Belehrung annehmen müsse", ist richtig, wenn beide auf ihrem Gebiete bleiben. Ob bei dieser oder jener ärztlichen Behandlung gewisser Fälle mehr oder weniger Menschenleben gerettet, resp. nicht gerettet werden, das zu constatiren ist Sache der Medicin; aber zu entscheiden, ob durch das Opfern resp. Zerstören eines Menschenlebens ein anderes zu erhalten statthaft sei oder nicht, das sind eben keine Principien, über die der Medicin das letzte Wort zusteht, sondern der Ethik und Moraltheologie. Auch hilft dem Verfasser nicht, wenn er behauptet: „ohne Einschreiten des Arztes zerstört die Natur direct zwei Menschenleben, wenn der Arzt eines davon rettet, so ist er nicht der Zerstörer des andern". Wenn der Arzt das eine Menschenleben rettet, nachdem die Natur das andere zerstört hat, dann ist der Arzt freilich nicht dessen Zerstörer; wenn er es aber vorher auslöscht, um das eine zu retten, dann ist er doch wohl der Zerstörer, und die zu stellende Frage kann nur lauten: Darf ich in gewissen Fällen ein Menschenleben, welches schon seinem Ende nahe ist, zerstören, um ein anderes Menschenleben zu erhalten?

S. 549 wird betreffs der Elternpflicht ein zweischneidiger Satz ausgesprochen: „Die moralische Pflicht, den Kindern einen entsprechenden Unterricht zu Theil werden zu lassen, steht höher, als die, sie nicht in akatholische Schulen zu schicken, sofern es

nur möglich ist, die in den letzteren drohenden Gefahren zu neutralisiren; und dieß ist durchschnittlich nicht ganz unmöglich." Verstehen wir den Verfasser richtig, wenn wir ihn so lange jene Pflicht statuiren lassen, als es nicht ganz unmöglich ist, die Gefahren zu neutralisiren? Dagegen möchten wir dann aber vor Allem den Schwerpunkt dahin verlegen, ob nach moralischer Schätzung die genügende Aussicht auf Verwirklichung jener Möglichkeit geboten sei, oder nicht; diese Aussicht ist keineswegs nach den ideellen Anlagen eines Menschenkindes zu bemessen, sondern nach der concreten Wirklichkeit, nach welcher leider die böse Saat falscher Doctrinen weit günstigeren Boden im menschlichen Herzen findet, als der göttliche Same der Wahrheit und Zucht. Sehr viele Möglichkeiten bleiben in dieser Hinsicht unrealisirt. Und selbst da, wo genügende Aussicht vorhanden ist, daß die Gefahren wirklich neutralisirt werden, ist zunächst nur die Zulässigkeit des vorschwebenden Unterrichts zu betonen, zur Pflicht braucht er darum noch nicht zu werden. Da die bloße Schulbildung unendlich tiefer steht an Werth, als die Unschuld und die Gefahrlosigkeit des Kindes, so können bei so precärer Pflicht noch andere Erwägungen Platz greifen.

Der Leser dieser Zeitschrift wird erwarten, daß auch die Stellung, die der Verfasser des zur Besprechung gezogenen Werkes zu den probabilistischen Systemen einnimmt, angegeben werde. Dieser Stellung wurde jedoch schon anläßlich der Recension über Dr. Pruners „Moraltheologie" in Kürze gedacht[1]. Wesentlich geändert ist diese singuläre Stellung nicht, nach welcher der Verfasser alle Gewissensfälle aus der Pflichtencollision gelöst wissen will. Deßhalb sind auch die a. a. O. gemachten Bemerkungen gegen dieselbe noch am Platze; auf sie verweisen wir. Wenn jedoch hier S. 120 die praktische Werthlosigkeit des Probabilismus mit dem Satze erhärtet werden soll: „Was wäre es auch Großes, bewiesen zu haben, daß man die Fliege an der Wand tödten könne, ohne gegen das fünfte Gebot zu verstoßen", so legt dieser Satz mehr als lange Beweise es klar zu Tage, in welch totalem Mißverständniß über Sinn und Bedeutung des Probabilismus der Verfasser verstrickt ist. Ein Einblick in die probabilistischen Autoren zeigt hinlänglich, daß die größten und wichtigsten Fragen dem Probabilismus kein fremdartiges Gebiet sind.

Einige Einzelfragen und ihre Lösung haben wir soeben zur Besprechung gezogen; wir glauben, noch andere nicht unerwähnt lassen zu sollen. In manchen solcher Fragen verdient das Bestreben, den Fortschritt der theologischen Kenntniß zu fördern, volle Anerkennung; nur bedauern wir, daß eine gründlichere Bekanntschaft mit den alten Autoren, welche die verschiedenen Fragen der Moraltheologie und der anderen grundlegenden Disciplinen in so scharfer und eingehender Weise behandelt haben, dem Verfasser abzugehen scheint. Bei der Besprechung des oben angezogenen Werkes von Dr. Pruner mußte diese Bekanntschaft und Verwerthung alter Autoren als ein Vorzug anerkannt werden, und es ist kaum zweifelhaft, daß die durchgängig exacte Lösung der Einzelfragen in Pruners Moraltheologie zum guten Theil auf jenem Studium bewährter Autoren sich stützt. Dr. Linsenmann mag vielleicht mehr noch als Andere durch die in jenen Werken manchmal starke Vernachlässigung der Form von ihrem Studium abgestoßen worden sein, allein

[1] S. diese Zeitschrift 1876, X. S. 482.

gar sehr zum Nachtheil seines eigenen Buches. Die mangelhafte Form darf nicht den sachlichen Werth der alten Moraltheologien übersehen lassen. Wenn der Tübinger Professor ihnen ein eingehenderes Studium gewidmet hätte, dann würde er wohl nicht all seine Anklagen gegen die bisher übliche „schiefe“ Auffassung erhoben haben. An vielen Stellen, wo er im formellen Gegensatz zur gewöhnlichen Auffassung die seinige aufstellt, oder wo er ohne Erwähnung jener eine neue Doctrin und Erklärung versucht, unterliegt es keinem Zweifel, daß seine neue Lehre durchaus irrig ist. Wir greifen einige Punkte zur Erhärtung des Gesagten heraus, könnten deren Zahl aber leicht vermehren.

S. 129 soll die „Vorstellung“ eines opus supererogatorium dahin berichtigt oder ergänzt werden, daß man eigentlich nur den „Überschuß“ so bezeichnen könne, der sich ergebe, wenn man „von dem Verdienste der guten Werke dasjenige abziehe . . . was durch die tägliche Sünde . . . verschuldet wird“. Außer anderen Mißverständnissen liegt hier der Fehler vor, daß die verdienstliche Seite der guten Werke und ihre strafetilgende Kraft nicht unterschieden werden, zwei Momente, von denen das eine das andere nicht stört, noch verringert.

Nach S. 133 soll es auf einer „unangemessenen und schiefen Vorstellung“ beruhen, wenn man sage, Gott gebe seinen Willen theils in Form des Gebotes, theils in Form des Rathes kund, oder wenn man behaupte, die Nichtbefolgung des Gebotes sei Sünde, die des Rathes aber nicht. Und der Beweis für die Richtigkeit dieser Anklage? Auch der „Rath (Gottes) ist Ausdruck der höchsten Weisheit und Güte, Ausdruck des göttlichen Willens, und Gottes Wille muß dem Menschen das oberste Gesetz sein“; ferner: „(aus der vulgären Darstellung) wäre zu folgern, daß es sittlich indifferent sei, den Rath zu erfüllen oder nicht“. Allein, wie aus der Annahme, daß etwas keine Sünde ist, folgen soll, es sei *sittlich indifferent*, sehe ich nicht ein. Ist es z. B. sündhaft, sein Gebet zwar andächtig zu verrichten, aber doch nicht mit all der Inbrunst und der Kraftanstrengung, deren der Beter allenfalls unter dem Beistande der Gnade fähig ist? Dann müssen wir die meisten tugendhaften Werke für sündhaft erklären. Sittlich indifferent ist es aber sicher nicht; denn mit größerer sittlicher Kraft etwas verrichten, ist eben sittlich besser und vollkommener. Da muß also gleichfalls irgend ein Mißverständniß vorliegen.

S. 135 wird die Handlung des reinen Geistes im Unterschiede von der des Menschen „actus purus“ genannt, wiewohl sonst actus purus gebraucht wird, um den Gegensatz zu der Potentialität auszudrücken, so daß es Gott *allein* im Gegensatz zu jeglicher Creatur eignet, actus purus zu sein.

Nicht glücklicher dürfte S. 153 das Erfassen der Sünde als Beleidigung des unendlichen Gottes für „zu äußerlich“ und für nicht ganz richtig angesehen werden, weil nämlich die Creatur keine Wirkung hervorbringen könne, „die Gott, den unendlich Seligen und in sich absolut Vollkommenen, empfindlich berühre“. — Mit demselben Rechte könnten wir in Gott Langmuth, Milde, Barmherzigkeit, Strafgerechtigkeit u. s. w. läugnen, weil Alles das *in uns* nicht ohne Empfindung und Gefühl abgeht. Daß Menschlichkeiten nicht auf Gott übertragen werden dürfen, ist selbstverständlich; am „Begriff“ des Beleidigtwerden haftet aber solche Menschlichkeit nicht.

Daß die *göttliche Zulassung* (S. 152) „sich begrifflich nicht rein vollziehen“ lasse, „denn sie würde Gott ein Ruhen und Leiden zuschreiben, da doch Gott immer und in Allem thätig ist“, muß als unrichtig beanstandet werden. Gott ist freilich *in Allem* thätig, aber er ist doch von diesem Allem, was geschieht, *nicht nach jeder*

Beziehung hin der Grund und die bewirkende Ursache; darum ist die Zulassung Gottes beim Bösen ein vollkommen wahrer Begriff.

Die „Verletzung der Heiligkeit des Sacraments“ ist nach dem Verfasser S. 195 nur „eine Vorstellung, die ebensowenig buchstäblich realisirt wird, als wenn wir von einer Verunreinigung des Sonnenlichtes reden, das durch eine unreine, matte Glasscheibe geht“. Doch da möchte ich meinen, daß der eigentliche Sinn des Wortes „verletzen“ zu beschränkt genommen wird. Oder wird denn der Begriff des Verletzens wirklich nur an dem buchstäblich realisirt, was irgend eine physische Einbuße erleidet? Ist es kein buchstäblicher Sinn mehr, wenn man z. B. von der Verletzung der Ehre redet?

Was S. 196 und 218 gesagt wird von dem „ecclesia supplet defectum“, nöthigt uns zu dem Schlusse, daß der Sinn dieses Satzes nicht richtig erfaßt ist. Zunächst hat dieses Axiom weder bei allen Sacramenten seine Anwendung, noch auch beim Bußsacramente bezüglich des mangelhaften Bekenntnisses des Pönitenten, sondern nur da, wo von einer Wirkung die Rede ist, welche von der kirchlichen Jurisdictionsgewalt im engeren oder weiteren Sinne abhängt. Dann ist es unrichtig, daß mit jenem Axiom „zunächst nur eine Zuversicht, nicht eine Declaration ausgesprochen werden will“. Zunächst, d. h. für irgend welchen Fall, der hier nicht näher discutirt werden kann, wird damit eine sichere Declaration ausgesprochen, in anderen Fällen freilich, wo eben keine hinlängliche Declaration vorliegt, eine mehr oder minder probable, aber doch unsichere Zuversicht [1].

Was ferner S. 196 über die Wirkung der sacramentalen Lossprechung oder der heiligen Ölung gesagt wird, die an einem äußerlich von der Kirche Getrennten vollzogen und in richtiger Intention empfangen würde, läßt sich nicht in Einklang bringen mit dem, was das Trienter Concil über die Causalität der Sacramente lehrt.

Die Pflicht einer Mutter zur lebensgefährlichen Operation (S. 198) wird freilich nicht so leicht vorliegen; aber der Grund des Verfassers ist nicht haltbar. Der Satz: „Niemand ist verpflichtet, für das Heil eines Andern (d. h. dessen Taufe) sein Leben zu opfern“, stellt sich in Gegensatz zu einer sonst bei Theologen unbestrittenen Lehre.

S. 211 f., 223 und 224 setzt der Verfasser das Wesen der Strafe im Allgemeinen, sowie speciell im Bußgerichte in die zu erzielende Besserung des Sünders oder die Anerkennung des begangenen Unrechtes. Wie stellt sich zu dieser Auffassung das Tridentinum (sess. 14. cap. 8), welches gerade daraus, daß der Priester die Gewalt habe, nicht bloß zu lösen, sondern auch zu binden, die Folgerung zieht: also muß die sacramentale Genugthuung nicht bloß „ad novae vitae custodiam et infirmitatis medicamentum“ gerichtet werden, sondern auch „ad vindictam et castigationem praeteritorum peccatorum“? Darnach wäre gerade die Strafe und Züchtigung von dem Zwecke der Besserung verschieden.

S. 213 und 214 läßt Dr. Linsenmann die übernatürliche Reue erst da beginnen, wo die beginnende Liebe sich hinzugesellt. Richtig jedoch ist, daß es auch eine übernatürliche Reue aus Furcht geben kann; unrichtig, daß auch die Liebesreue so lange eine „unvollkommene“ sei, so lange noch Furcht dabei bestehe.

Die Pflicht des Beichtvaters, den Pönitenten an die etwa schuldige Restitution zu mahnen, wird S. 236 doch zu stark heruntergedrückt. Im Gegentheil aber dürfte sich keine Pflicht aufweisen lassen, die frühere Beicht zu wiederholen, wie der Verfasser

[1] S. Alph. l. 6. n. 571—573.

S. 235 meint, einzig zu dem Zwecke, um statt der vergessenen sacramentalen Buße eine andere zu erhalten. Auch muß die Art und Weise, wie S. 241 die Ehe aus Lust mit dem Concubinat auf eine und dieselbe Stufe in sittlicher Beziehung gesetzt wird, als zu rigoristisch verworfen werden. Die Erklärung der Pietätspflicht der Kinder gegen die Eltern bezüglich der etwaigen Verehelichung (S. 242 und 243) möchte ebenfalls etwas zu strenge hinaufgeschraubt sein.

Nach S. 295 soll die Unterscheidung zwischen Dogmen, die necessitate medii, und solchen, die nur necessitate praecepti zu glauben seien, „wissenschaftlich nicht haltbar" sein. Doch da kein Beweis dieser Behauptung erbracht ist, so genügt es, an das Abgehen von der bei den Theologen unbestrittenen Doctrin erinnert zu haben.

S. 296 kommt der Verfasser an die Gegensätze des Glaubens. Die Ausdrücke dürften etwas verfänglich sein und gegenüber dem Glauben dem Zweifel zu viel Recht einräumen. Wenn nämlich der Zweifel des Kopfes und der Zweifel des Herzens unterschieden, und nur der letzte zur Sünde gestempelt wird, so ist das keineswegs so unbedingt hinzunehmen. Wer freiwillig einen Zweifel nährt an einem Satze, von dem er hinlänglich weiß, daß derselbe, weil von der Kirche gelehrt, in der göttlichen Offenbarung enthalten ist, der begeht durch diesen theoretischen Zweifel die Sünde der Häresie oder des Unglaubens. Die Häresie wird ja eben in dem theoretischen Zweifel formell zur Häresie ausgeboren. Auch ist es ein gar mildes, mit der objectiven Thatsache nicht immer sich deckendes Urtheil, wenn es S. 297 heißt: „Wer sich über Glaubenszweifel anklagt, sich also wegen dessen der Sünde fürchtet und sich der Glaubenspflicht in so intensiver Weise bewußt ist, der ist kein Zweifler, sondern er ist entweder nur nicht genügend unterrichtet, oder geistig verwirrt." Es kann sich ja Einer wegen der durch Glaubenszweifel begangenen Sünden fürchten und doch wirklich gesündigt haben. Nur wenn er bereit war und geblieben ist, Gott und der Kirche zu glauben, sich aber durch unfreiwillige Zweifel belästigt fühlte, ist es richtig, daß der Pönitent zu beruhigen ist und solchen aufsteigenden Gedanken mit Verachtung zu begegnen hat.

Die alte Theologie soll sich nach S. 303 von der Erkenntniß des Wesens der Liebe entfernen, weil sie der Liebe ihren Sitz im Willen anweise, und nicht das Gefühl oder Gemüth als ein eigenes Seelenvermögen, in das die Liebe zu verlegen sei, statuire. Allein wird wohl der Verfasser dem Wesen der Liebe gerecht mit der Behauptung: „Mein eigener Wille ist nicht Meister über meine Liebe, er kann mir nicht befehlen, zu lieben?" Die alte Theologie — und ich denke, mit ihr auch die neue — will mit dem hl. Thomas gerade daraus, daß der Gegenstand der Tugend der Liebe etwas Geistiges ist, schließen, daß die Liebe nur im Willen sein könne[1]. Die heilige Schrift unterstellt wenigstens, daß es, wiewohl unter dem Einfluß der Gnade, in der Freiheit des Menschen gelegen sei, zu lieben, daß es also in der Macht des Willens liege, zu lieben, oder den Liebesact gegen Gott sich zu befehlen. Das Gefühl der Liebe scheiden Alle sehr wohl aus von der Wesenheit derselben. Oder könnten wir wirklich auch bei einem reinen Geiste und bei Gott ein Gefühlsvermögen annehmen? Wenn das aber unmöglich ist, dann stände es schlimm um deren Liebe, falls die Liebe nicht im Willen läge.

In das Gelübde will der Verfasser S. 329, um die gewöhnliche Begriffsbestimmung zu rectificiren, das Moment der Bitte um eine Gnade hineintragen; doch dadurch wird das Wesentliche des Gelübdes mit einem unwesentlichen Beisatz desselben

[1] Summa 2. 2. qu. 24. a. 1.

verwechselt. Tritt die Absicht, durch das Angelobte von Gott irgend eine specielle Hilfe zu erflehen, in den Vordergrund, dann ist die allgemeine Lehre der Theologen, und mit Recht, daß der Reinheit des Gelübdes dadurch Abbruch geschehe. Ein sonst seinem Gegenstande nach reservirtes Gelübde würde dann nicht einmal mehr reservirt bleiben; nach Schätzung seitens der Kirche steht also ein derartiges Gelübde tiefer.

Bezüglich des Aberglaubens S. 339 ff. und seiner Sündhaftigkeit glaubt Recensent, nicht mit allen Ausführungen übereinstimmen zu können, noch auch mit dem Grundsatze zur Beurtheilung etwaiger Privatoffenbarungen: „Derjenige handelt am genauesten nach dem Wortlaut und dem Geiste der kirchlichen Gesetze, welcher am ängstlichsten zweifelt und prüft", S. 361, oder mit der Behauptung S. 363, eine Reihe von Erscheinungen, welche man früher als Kennzeichen eines übernatürlichen Gnadenlebens angesehen habe, erklären sich als natürliche psychologische Phänomene. Ich denke, es würde dem Verfasser schwer, diese Behauptungen siegreich zu vertheidigen. Näher darauf einzugehen, erlaubt der uns zugemessene Raum nicht.

Auch einige andere leichtere Ungenauigkeiten mögen nur obenhin berührt werden, wie S. 370, wo die Überschreitung des rechten Maßes in Speise und Trank für schwerer sündhaft hingestellt wird, als die Verletzung des Abstinenzgebotes, wiewohl daran hätte erinnert werden müssen, daß diese Verletzung meist eine Todsünde ist, jenes Übermaß aber, von der Trunkenheit abgesehen, nur selten sich bis zur Todsünde steigert; S. 392, wo in überstrenger Schärfe die Nichtbefolgung des Berufes zum geistlichen Stande einfachhin Sünde wider den heiligen Geist heißt; S. 398, wo der Werth der Übungen des geistlichen und religiösen Lebens zu ausschließlich in die Zweckbeziehung zum Apostolat gesetzt wird; S. 438, wo im Fall gerichtlicher Untersuchung die Verletzung auch des sogenannten anvertrauten Geheimnisses (secretum commissum) ohne Unterschied durchschnittlich zugestanden oder gar zur Pflicht gemacht wird u. s. w.

Erheblicher ist das Versehen, welches sich S. 403 eingeschlichen hat. Über die Leidensscene des Erlösers am Ölberge wird also geurtheilt: „. . . es bedarf eines Engels vom Himmel, der ihn stärkte, damit er seinen Willen vollkommen in den seines Vaters ergab. Nicht an der Bereitheit zum Gehorsam aber hat es gefehlt . . . Es ist ein Schwanken des Urtheils darüber, worin denn eigentlich das Rechte und Gute bestehe, was denn wirklich im Rathschlusse Gottes beschlossen sei." Diese Auffassung kann das Dogma keineswegs zulassen. Wie sollte in der Erkenntniß des Herrn nur irgend welche Unwissenheit, in seinem Urtheil nur die leiseste Ungewißheit zulässig und erklärlich sein?

Mit den detaillirten Ausführungen der Pflicht der Wahrhaftigkeit sind wir ebenfalls nicht überall einverstanden. Besonders gilt das von der Behauptung S. 435: „Es ist unzulässig, Noth-, Dienst- und Scherzlüge ihrer Art nach nur läßliche Sünden zu nennen." Aber sollte denn wirklich die gesammte Theologie bisher in einem so erheblichen Irrthum gewesen sein? Sie lehrt und lehrte unbestritten, daß die Lüge als Lüge eine läßliche Sünde sei, und daß sie nur dann zur Todsünde werde, wenn irgend ein anderes todsündliches Moment hinzutrete, z. B. erhebliche Beschädigung des Nächsten, eidliche Betheuerung u. dgl. Die „Bedeutung der Wahrhaftigkeit für die Gesellschaft im Ganzen" ist bei dieser Doctrin keineswegs übersehen. Die „recht lügnerische Gesinnung" aber, aus welcher etwa Dienst-, Noth- und Scherzlügen hervorgehen können, zum Kriterium der Todsünde machen, führt consequent zu dem falschen Satze, als könne eine große Anzahl läßlicher Sünden aus sich eine Todsünde constituiren. Es scheint fast, als ob diese „lügnerische Gesinnung" im Sinne des Verfassers das bedeuten soll, was S. 163 als Grund angegeben wird, weßhalb aus

häufiger Begehung läßlicher Sünden schließlich die Todsünde entstehe, nämlich weil „der Sündenreiz zur Leidenschaft, die Neigung zum Laster" werde. Doch auch das ist nur dann richtig, wenn durch häufiges Sündigen wirklich die nahe Gefahr entsteht, nicht bloß in geringfügigen Dingen, sondern auch in objectiv wichtigen Sachen der sündhaften Neigung nachzugeben. Umgekehrt aber ist ein solcher Hang oder eine solche Leidenschaftlichkeit eben so wenig erforderlich, wie eine Verhärtung und Bosheit, um den einzelnen Verletzungen des Sittengesetzes den Charakter einer Todsünde aufzudrücken. Auf der andern Seite sind Fehltritte, „welche aus harter, sittlicher Anfechtung hervorgehen und schon bei ihrem Werden mit Schmerz empfunden werden" (S. 159), darum noch nicht von der Todsündlichkeit zu entschuldigen; die hinlängliche Erkenntniß und die schließliche freie Einwilligung können ja trotzdem vorhanden sein; das genügt zur Todsünde, falls es sich um einen todsündlichen Gegenstand handelt. Die vom Verfasser hervorgehobenen Momente mögen wohl einen Gradunterschied der subjectiven Schuld erklären, aber den eigentlichen Unterschied zwischen Tod- und läßlicher Sünde zu erklären, sind sie ungeeignet.

Auch S. 599 benutzt der Verfasser den Zustand des Menschen zu sehr als Maßstab zur Beurtheilung einer läßlichen oder todsündlichen Verletzung des Sittengesetzes, und verwirft von dieser Auffassung aus die Möglichkeit einer schweren Schädigung, welche zwar aus Schuld, aber doch nur aus läßlicher Schuld hervorgegangen sei. Doch nehmen wir das Beispiel auf, welches der Verfasser dort anführt, nämlich, daß Jemand in trunkenem Zustande zu einem Affect komme, der ihn zum Todtschlage treibt: ist damit schon der Beweis geliefert, daß dieser Todtschlag wirklich eine Todsünde ist, oder aus Todsünde hervorging? Daß Jemand ohne hinlängliches Wissen und Willen, mag er auch nicht ohne alle Schuld sein, also mit bloß läßlicher Sünde in den Zustand der Trunkenheit kommen kann, wird sicher vom Verfasser nicht bezweifelt. Selbst wenn nun der Betreffende vorhin im wachen Zustande einen todsündlichen Affect des Hasses gegen seinen Nebenmenschen gehegt hätte, so wäre ein in der Trunkenheit erfolgter Todtschlag doch nur dann als Todsünde zu imputiren, wenn der Trunkene mit Wissen und Willen in diesen Zustand gekommen und wenn zugleich die hinlängliche Voraussicht des Eintritts einer so gesteigerten Erregtheit vorgelegen. Aber beweist denn wirklich die Erregtheit im trunkenen Zustande auch nur, daß vorhin schon ein todsündlicher Affect des Hasses Platz gegriffen hatte? Eine vorausgegangene Anwandlung oder Versuchung zu demselben mag leichter unterstellt werden können; doch diese konnte im wachen Zustande vom Menschen ohne jegliche Versündigung bemeistert werden, den Trunkenen hingegen konnte sie bemeistern. Die Läugnung der Möglichkeit also, daß ein schwerer Schaden mit bloß läßlicher Versündigung angerichtet werde, kann nicht zur Lösung der Schwierigkeit beitragen, und es muß darum wohl bei der gewöhnlicher Lösung sein Bewenden haben.

Wir brechen hier ab. Bei der Besprechung vorliegenden Werkes glaubten wir, trotz des manchen Guten, was der Verfasser gebracht hat, die Mängel nicht verschweigen zu dürfen, die sich uns beim Durchlesen darboten. Unser aufrichtigster Wunsch geht dahin, daß bei einer etwaigen neuen Auflage die Einzelfragen zur genaueren Lösung und allseitigen Richtigstellung nochmals geprüft werden. Ob dann nicht auch der Verfasser mehr noch auf Detailfragen eingehen wolle, müssen wir ihm anheimstellen. Vielleicht meint er, den angehenden Theologen werde in dieser Hinsicht anderweitiger Ersatz geboten. Bei dieser Annahme ist es nicht zu mißbilligen, wenn mit Unter-

drückung mancher praktischen Einzelheiten gerade die leitenden Gedanken, deren der Theologe und Seelsorger zur praktischen Verwerthung bedarf, um so sorgfältiger erörtert werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Shakespeare's Werke. Für Haus und Schule deutsch mit Einleitungen und Noten bearbeitet von **Dr. Arthur Hager.** I., II. u. III. Band. Freiburg, Herder, 1878. Preis: *M.* 8.40.

„Schon längst" — so führt der Prospect des vorliegenden Werkes aus — „hat A. Reichensperger in seiner Schrift ‚W. Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart', den Wunsch nach einem Familien-Shakespeare ausgesprochen, und die ‚Kreuzzeitung' bedauert in einer Besprechung von W. Öchelhäusers Ausgabe des Shakespeare im December 1871, daß in Deutschland oft und bisher leider immer vergeblich nach etwas Ähnlichem wie die englischen Family-Shakespeares gefragt wird, und daß man bei uns nicht schon längst dafür gesorgt hat, den Familien eine Bearbeitung des großen britischen Dichters zu verschaffen, die von allem Obscönen befreit ist und das sittliche und ästhetische Gefühl des Lesers nirgends verletzt."

Diesem Wunsch wollte die Herder'sche Verlagshandlung durch ihre von Dr. Hager besorgte Shakespeare-Ausgabe „für Haus und Schule" entsprechen, und jetzt, da das Unternehmen mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande bis zur Hälfte gediehen ist, dürfte sowohl das Publikum ein Urtheil über den Werth desselben erwarten, als auch die Kritik in der Lage sein, eine gegründete Meinung darüber abzugeben.

Der Name des Herausgebers ist in der Shakespeare-Literatur kein unbekannter, und seine um das richtige Verständniß des großen britischen Dichters erworbenen Verdienste neben seinen durchaus katholischen Tendenzen ließen uns mit Grund eine in jeder Beziehung anerkennenswerthe und definitive Arbeit erwarten. Da jedoch das Unternehmen äußerst zarter Natur und dazu der mannigfachsten Auffassung fähig ist, so wird Niemand sich wundern, wenn wir trotz aller Hochachtung vor den Kenntnissen und aller Überzeugung von dem guten Willen des Herausgebers in gewissen Punkten nicht mit ihm einer Meinung sein können.

Schon gleich der Beisatz „für Haus und Schule" auf dem Titel erregte uns schwere Bedenken, die sich denn auch bei Lesung der Stücke bestätigt haben. Eine Sammlung, die zugleich für das Haus und für die Schule dienen soll, scheint ein unausführbares Wagniß, da man entweder für das Schulpublikum zu viel stehen lassen oder für den Hauskreis zu viel streichen wird. Man braucht eben kein ergrauter Schulmann zu sein, um zu wissen, wie wenig es bedarf, um vor einer Versammlung von heranwachsenden Kindern Anstoß zu erregen — wenigstens würde unter zehn gewissenhaften und vorsichtigen Lehrern kaum einer es unternehmen, alle Stücke der vorliegenden Sammlung in einer höheren Klasse vorzulesen oder zu erklären. Freilich gewisse Schulprogramme muthen dem Lehrer noch stärkere Dinge zu — allein

diese Programme sind eben deßhalb auch keine Ideale der Moralität und Pädagodik, wenigstens können sie einem christlichen Erzieher nie als Muster dienen.

Es ist zudem auch ein Anderes, ob ein Stück als Übersetzungsstoff betrachtet, d. h. dem Schüler mit allem Ungemach, aller Arbeit und Zerstückelung eines Schulthemas vorgetragen, oder aber ob es im vollen Leben einer begeisterten, anhaltenden Lesung und höchstens von einem ästhetischen Commentar begleitet dem Herzen und der Phantasie des Zöglings eingeprägt wird. Die Auslassung einiger allzu derben Ausdrücke hilft hier wenig, wenn die Verwickelung des Stückes selbst oder die handelnden Charaktere schon die größte Gefahr in sich schließen. Aber die Kinder werden diese Gefahr nicht herausfinden? Dann wird auch das Stück sie nicht interessiren, dann werden sie auch die ästhetische Schönheit desselben, seine Naturwahrheit, Tiefe, Tragweite u. s. w. nicht fassen, und die Lesung wird jener vielgerühmten Früchte entbehren, welche in der Bildung des Verstandes und Herzens bestehen sollen! Sie wird langweilig und nutzlos sein. Ist aber einmal die „Leidenschaft" erwacht — und dazu fehlt es leider auf unseren Gymnasien, Bürger- und Töchterschulen wahrhaftig nicht an Gelegenheiten —, so hilft die Streichung eines unehrbaren oder zweideutigen Ausdruckes nichts, wenn die Handlung an und für sich schon unpassend ist; dann heißt es, das ganze Stück fortlassen, will man sich nicht der Gefahr aussetzen, daß die jugendliche Phantasie nachdichtend die bald herausgefundenen Lücken ergänze. Außer den purgirten „Historien", dem Macbeth, Cäsar und Coriolan, dürfte sich als Schullectüre wohl wenig im Shakespeare eignen, am wenigsten die Komödien.

Man wird diesen Maßstab kleinlich finden. Sind ja doch gerade bei Gelegenheit vorliegender Auswahl Stimmen laut geworden, welche wohl zur Annahme gelangen mochten, im Hinblick auf die in Literatur und Malerei herrschende, Alt und Jung zugängliche Corruption sei ein besonders hoher Grad von Ängstlichkeit in derlei Dingen nicht zu verlangen. Das heißt doch wohl auf gut deutsch die Unsitte zum Maßstab der Sitte, die Übertretung zur Norm des Gesetzes erheben oder wenigstens ein kleineres Übel sanctioniren, weil es noch größere gibt. Die Ausrede, daß es der Jugend „augenscheinlich" nicht schadet, richtet sich selbst, denn die Verheerungen solcher Lectüren sind nicht immer sofort augenscheinlich, noch auch gleich bis auf's Äußerste verderbend. Man vergesse nie, daß es sich hier in erster Linie um Gewissensverletzungen handelt, und kein höchst fraglicher untergeordneter Nutzen in einer so ernsten, in das übernatürliche Gebiet gehörenden Frage den Ausschlag geben soll. Maxima puero debetur reverentia, und soll ein Übermaß in diesem Punkte angewendet werden, so sei es eher das der Vorsicht und Ängstlichkeit. Daß wir trotzdem einer krankhaften Prüderie und einem scandalum pusillorum das Wort nicht reden wollen, versteht sich von selbst. So viel über den „Shakespeare für die Schule".

Aber für das „Haus"? Versteht man unter einem Familien-Shakespeare eine Auswahl, die man gefahrlos auf den Familientisch hinlegen, jedem Kind des Hauses, welches darnach greift, in der Hand belassen will, so müßte eine solche ebenso streng als eine Schulausgabe besorgt sein. Will man jedoch

unter diesem Namen ein Buch verstehen, das christlichen Eltern und erwachsenen Angehörigen der Familie einen ungestörten ruhigen Genuß der großartigen Dichtungen dadurch vermitteln soll, daß alle Situationen und Ausdrücke, welche das Zartgefühl eines Christen (nicht bloß und in erster Linie „den guten Ton“ des modernen Salons) verletzen, daraus verbannt sind, und so bei einigem guten Willen des Lesers jede sittliche Gefahr entfernt ist, — so darf schon bei der Sichtung ein weitmaschigeres Sieb angewendet werden. Eine solche Shakespeare-Sammlung können wir uns leicht denken und ihre Berechtigung insoferne zugestehen, als wir den heutzutage allgemein geltenden Grundsatz voraussetzen (nicht annehmen!), daß ein „Gebildeter“ nothwendig die hervorragenden Dichterwerke des In- und Auslandes kennen müsse, oder vielmehr daß die Dichterwerke einen gewaltigen sittigenden Einfluß auf den Leser ausüben. Dieser Grundsatz ist einer der vielen stillschweigenden Zugeständnisse dieser Zeit, die eigentlich noch nie ganz endgiltig auf ihre Berechtigung geprüft wurden. Man läßt sie gelten, aus Furcht, für einen Finsterling und Rückschrittler gehalten zu werden, obgleich man im eigenen Herzen oft genug von der theilweisen Hohlheit und Unwahrheit solcher „Grundsätze“ überzeugt ist. Bei neunundneunzig auf hundert Lesern gehört die Kenntnißnahme von den sogen. Meisterwerken der Weltliteratur zu den vielen Futilitäten und Eitelkeiten eines nichtigen anständigen Zeittodtschlagens. Daß Jemand in Folge solcher Meisterwerke besser am Herzen geworden, haben wir noch nie gefunden und glauben doch, daß schließlich im Herzen die wahre Bildung begründet sein müsse. — Allein wir verirren uns und kehren zu „Shakespeare's Werken für Schule und Haus“ zurück.

Wie schon bemerkt wurde, ließ uns der Zusatz „für Schule und Haus“ eine Zusammenwürfelung streng zu scheidender Begriffe und in Folge dessen einen nicht beiden Theilen gerecht werdenden Maßstab in der Bestimmung des Auszuwählenden befürchten. Im Buche selbst finden wir denn auch diese Unentschiedenheit des Standpunktes mehr als einmal sich seltsam geltend machen.

So sehen wir beispielsweise sehr gern, mit welcher Sorgfalt gewisse Ausdrücke, selbst im bildlichen Sinne (vergl. Sommernachtstraum V. Act, 1. Scene), vermieden sind, also doch auf ein Kinderpublikum Rücksicht genommen ist; andererseits aber sind doch auch wieder Scenen gelassen, die unseres Erachtens für junge Leute nur zweideutig sein können, z. B., um in demselben Stücke zu bleiben, die verschiedenen Waldscenen II. Act, u. s. w. Hier ist doch des Guten entweder zu viel oder zu wenig geschehen, denn wer das Übrige ohne Schaden liest, wird auch in „der schwangern Phantasie Gebilde“ nichts Verfängliches finden. Ein einheitlicherer Maßstab wäre daher bei der Auswahl anzuwenden, dazu aber ein genau bestimmtes, auf dem Titel wo möglich anzugebendes Lesepublikum auszuwählen gewesen. Selbst dann hätte es ganz gewiß an Bedenken, Meinungsverschiedenheiten und Widersprüchen nicht gefehlt, denn es handelt sich hier um ein „Mehr oder Weniger“, das sehr oft von ganz subjectiver Empfindung bedingt ist.

Als wir die erste Lieferung des Hager'schen Shakespeare mit „Romeo und Julia“ eröffnet sahen, waren wir über die Wahl dieses Probestückes

geradezu erstaunt, und doch auch wieder sahen wir es gerne, daß der Herausgeber gleich von Anfang durch die Wahl dieses Stückes offen bekannte, wie er seine Aufgabe aufgefaßt hatte. Wer erst dieses Stück durchlesen, muß sofort zu der Erkenntniß kommen, daß er es hier durchaus nicht mit einem Jugend-Shakespeare zu thun hat. Mag Hager auch die einigen zwanzig Verse ausgelassen haben, welche Verstöße gegen die Sittlichkeit enthalten, so wird dadurch diese Tragödie noch keineswegs zu einer Lectüre für die Jugend. Abgesehen von der ganzen schwülen Atmosphäre, in der die Hauptpersonen athmen, wie wird z. B. eine christliche Mutter es über sich bringen, ihren erwachsenden Töchtern jenes glühende Epithalamium vorzulesen oder gar zu erklären, welches Julia sich selber singt:

„Hinab, du flammenhufiges Gespann" rc.?

Noch einmal, wenn der ganze Monolog gerechtfertigt ist, so sind es auch die Verse, welche doch Dr. Hager in demselben streichen zu müssen glaubte und mit Recht gestrichen hat. Es offenbart sich eben wieder derselbe Widerstreit, der in der unbestimmten Auswahl des Leserkreises nothwendig liegt.

Von den beiden anderen Stücken des ersten Bandes, „Hamlet" und „Julius Cäsar", kann letzteres unbeanstandet bleiben, Hamlet dagegen dürfte, auch noch so sorgfältig castigirt, wie er es hier wirklich ist, wegen seiner Grundverwicklung niemals eine gesunde und gefahrlose Jugendlectüre abgeben.

Der zweite Band bringt vier Stücke: „Der Kaufmann von Venedig, Was ihr wollt, Der Sturm, Ein Sommernachtstraum." Gegen das erste dieser Stücke, das besonders am Schlusse sehr starke und höchst nothwendige Streichungen erlitt, haben wir ebenso wie gegen das zweite etwas Besonderes nicht einzuwenden; daß die Lesung derselben für die Jugend nützlich und empfehlenswerth sei, glauben wir jedoch nicht. In den Sturm hat sich selbstverständlich die Censorscheere die „breitesten Wege gebahnt", und was übrig geblieben, scheint uns wirklich etwas gar fragmentarisch, zumal wenn man die großartigen Anschauungen über dieses Stück in der Einleitung liest. Wir bestreiten keineswegs die gebieterische Nothwendigkeit, welche hier die Streichungen veranlaßte, allein dann erhebt sich doch auch die Frage, ob ein Stück, das so arg beschnitten werden muß, überhaupt noch in diese Sammlung hinein gehöre. Den Sommernachtstraum hätten wir jedenfalls, so leid es uns um die Komödienscenen auch thut, durchaus fortgewünscht.

Den dritten und letzten der bis jetzt erschienenen Bände füllen die „Historien": König Johann, König Richard II., König Heinrich IV. (erster und zweiter Theil) und König Heinrich V., denen als Anhang „Die lustigen Weiber von Windsor" im Auszug folgen. Gegen die Historien, wie sie hier von den mancherlei Schlacken gereinigt sind, kann auch die engherzigste Moral nichts Stichhaltiges vorbringen; im Gegentheil glauben wir dem Herausgeber eher darüber einen freundlichen Vorwurf machen zu sollen, daß er, da nun doch durch das Vorhergehende das Buch als Jugendbuch unmöglich gemacht ist, hier in den Historien für Erwachsene zu viel des Schönen ausgeschieden hat. Es heißt darüber in der Einleitung zu Heinrich IV. (S. 265):

„Die Stücke, welche unsere Ausgabe bisher enthält, sind so großartig und so vollendet, daß wir es uns nicht hätten verzeihen können, wenn wir wesentliche Streichungen vorgenommen hätten. Es war dazu kein Anlaß (?). Wir haben möglichst weitherzig redigirt und uns in unseren Streichungen nur leiten lassen durch die Rücksicht auf unsere Leser. Diese Rücksicht wird uns nun aber weiter nöthigen, mehr als bloß einzelne Ausdrücke zu beseitigen. Für die Familie, für Haus und Schule passen einzelne Dramen absolut gar nicht. Wir werden diese bloß inhaltlich mittheilen. Andere enthalten ganze lange Partien, Acte und Scenen, welche für unseren heutigen Geschmack und Bildungsstand anstößig sind und bloß von Erwachsenen und gereiften Personen gelesen, gewürdigt und verstanden werden können. Diese werden wir sehr stark abkürzen müssen, respective bloß die charakteristischen Partien mittheilen können . . . Was speciell die zweitheilige Historie Heinrich IV. anlangt, so werden wir, da dieselbe etwas weitschichtig geschrieben ist, eine starke Zusammenziehung eintreten lassen, damit das Stück die Größe der übrigen Dramen erhält, und die Lectüre desselben in den Familien im Laufe eines Abends bewältigt werden kann."

So einverstanden wir mit dem allgemeinen Theil dieser Bemerkung sind, und so tief wir bedauern, daß der Herausgeber sie nicht an die Spitze seines Werkes gesetzt und als strenge Norm genau beobachtet hat, so sehr müssen wir uns gegen den besonderen Theil und noch mehr gegen dessen Begründung aussprechen. Ob ein Stück nach dem Urtheil des Herausgebers „etwas weitschichtig geschrieben sei" oder nicht, dürfte doch wohl nicht als durchschlagender Grund gelten. Zur ästhetischen Bildung, die doch immer als ein Ziel des Shakespeare-Studiums gerühmt wird, trägt bisweilen die Lectüre eines minder vollkommenen Stückes nicht weniger bei, als diejenige eines Meisterwerkes. Sodann scheint es zur allseitigen Kenntniß von dem großen Dichter nothwendig, ihn auch in seinen Schwächen zu sehen, damit der Unerfahrene nicht, durch eine Blumenlese des Besten irregeleitet, Shakespeare als fleckenlos preisen und als einziges Ideal betrachten lerne. Jedenfalls aber scheint uns mit dem Princip Dr. Hagers einer gefährlichen Willkür Thor und Thür geöffnet und dem Subjectivismus ein unrechtmäßiger Spielraum gewährt. Vollends halten wir den angegebenen äußeren Grund der Kürzung — die Bewältigung eines Stückes an einem Abend — für durchaus nichtig.

Der Herausgeber bittet „die Kritiker, nachsichtig zu urtheilen, da eine solche Zusammenziehung selbstverständlich nicht leicht sei". Wir wollen daher auch nicht lange untersuchen, mit welchem Rechte er nach Öchelhäusers Beispiel z. B. in Heinrich IV. die erste Scene des III. Actes und die vierte Scene des IV. Actes weggelassen und dagegen desselben Öchelhäusers Weglassung der zweiten Scene des V. Actes für einen großen Fehler hielt. Wir wollen hier nur kurz fragen, weßhalb in der Erzählung Percy's (Heinrich IV., erster Theil, Act I. Scene 8) die herrliche Beschreibung des Stutzers so arg verkürzt wurde, da die ganze ursprüngliche Fassung weder das mindeste Anstößige enthält, noch auch das Stück übermäßig verlängert. Ebenso stimmen wir den Streichungen im II. Act, 3. Scene (Dialog

zwischen Percy und seiner Gattin) nicht bei, da durch diese Kürzung dem Charakter Percy's ein herber Beigeschmack gegeben wird, den der Dichter gerade vermeiden wollte. Shakespeare verstand es, durch feine, auf den ersten Blick nicht auffallende Nüancirungen jedem Bild seine ganze volle Wahrheit zu geben, und wer die ganze hier angezogene Scene liest, findet die Note des Herausgebers über das Glück der Ehe Percy's überflüssig.

Daß in Falstaffs Reden stark gestrichen werden mußte, liegt auf der Hand, aber eben deßhalb sollte man auch nicht weiter gehen, als nöthig, und z. B. jene ganz unverfängliche classische Stelle nicht auslassen, wo der siegestrunkene Ritter seinen Lobgesang auf den Sect und dessen Wirkungen ausbringt: „Ein guter spanischer Sect hat zwei Wirkungen an sich" u. s. w. Wer von solchen oder ähnlichen Stellen gehört hat und sie vergebens in seinem „purgirten" Shakespeare sucht, wird nur zu leicht mißtrauisch und fürchtet, daß man ihm noch Manches dergleichen vorenthalte u. s. w.

Soviel über die Auswahl der Stücke und ihre Kürzungen im Allgemeinen. Daß sie unserer besten Überzeugung nach „zu weitherzig" ist, geht aus dem Vorhergehenden zur Genüge hervor. Dem Text, d. h. der Übersetzung, hat Dr. Hager eine rühmenswerthe Sorgfalt zugewendet, indem er sich nicht einfachhin begnügte, soweit es erlaubt war, die vorzügliche Schlegel'sche Version zu nehmen, sondern diese Version auch mit dem Originale verglich und nach den neuesten Textforschungen kleine oder größere Verbesserungen anbrachte. Nicht selten werden auch in den Noten andere Übersetzungen der Klarheit und allseitigen Beleuchtung wegen citirt.

Da der Herausgeber seine Aufgabe sehr ernst aufgefaßt hat, begnügte er sich nicht mit einem nach seiner Ansicht hinlänglich castigirten und treuen Text, sondern hat den einzelnen mitgetheilten Stücken ästhetisch-historische Einleitungen und erklärende Noten hinzugefügt. Wir zaudern nicht, ihm für diese kostbaren Beigaben den wärmsten Dank zu sagen und gerade in ihnen den wirklichen Dienst anzuerkennen, den die vorliegende Ausgabe dem Studium Shakespeare's in weiteren Kreisen erweisen wird. Seit den Tagen Göthe's geht bekanntlich schon das Sprüchwort um: „Shakespeare und kein Ende"; was aber seitdem von einzelnen Kritikern und ganzen Gesellschaften diesseits und jenseits des Kanals zum besseren Verständniß der tiefsinnigen Lieder des „Schwans von Avon" geschrieben wurde, das zu bewältigen oder sich auch nur einigermaßen zum literarischen Hausbedarf zuzuschneiden, übersteigt die Kräfte eines jeden Nicht-Fachgelehrten. Und doch ist Manches zur richtigen Auffassung der Stücke, zum Verständniß der Anspielungen u. s. w. unbedingt nothwendig zu wissen. Wir sind daher dem Herausgeber zum größten Danke verpflichtet für seine ebenso ausführlichen, als geschickt und tactvoll ausgewählten historisch-literarischen Beigaben in den Einleitungen sowohl, als in den Noten. „Mancher selbst gewiegte Shakespeare-Kenner könnte aus diesen historischen Noten und allgemeinen Charakteristiken Belehrung schöpfen," sagt mit Recht der in der Shakespeare-Literatur so bewanderte Dr. A. Reichensperger. Insoferne jedoch diese Einleitungen zugleich auch ästhetische Urtheile des Herausgebers enthalten, dürfte man in einzelnen

Fällen vielleicht anderer Meinung sein. Uns hat die Gesammtheit dieser Urtheile die Meinung aufgedrängt, als sei Dr. Hager ein Bewunderer seines Dichters „quand-même“. Bisweilen, glauben wir, dürfte auch den Gegnern Recht gegeben und noch öfter auf einzelne Übertreibungen Shakespeare's, besonders in Wortspielen und Antithesen, aufmerksam gemacht werden, damit der Leser nicht blindlings Alles anstaune und vielleicht Manches für großartig halte, was nur kurios, und Vieles für tief, was geradezu unverständlich ist.

Selbst auf die Gefahr hin, einer Sünde an Shakespeare geziehen zu werden, hätten wir eine nüchternere Kritik einzelner Stücke gewünscht. Es ist recht gut, z. B. bei Romeo und Julia, das Urtheil Lessings und Schlegels anzuführen und mit letzterem zu sagen: „Es war Shakespeare aufbewahrt, Reinheit des Herzens und Gluth der Einbildungskraft, Sanftmuth und Würde und heftige Leidenschaft in einem idealen Bilde zu verbinden. Durch die Weise, in der er es behandelt, ist es ein glorreicher Lobgesang des Gefühles geworden, welches die Seele adelt und ihr ihre volle Erhabenheit gibt, welches die Sinne selbst in Geist veredelt — und gleichzeitig eine schwermüthige Klage über seine Gebrechlichkeit, die seiner Natur entspringt wie den Verhältnissen des Lebens — gleichzeitig die Apotheose und das Grablied der Liebe“ (!!!). — Noch einmal, das ist Alles sehr glänzend gesagt, aber leider bei dem Stück nicht zutreffend. Oder wo ist die Veredlung Romeo's durch die Liebe? Er ist ein Träumer von Anfang bis zu Ende. Wo ist die volle Erhabenheit Juliens, in der wir beim besten Willen nur ein Mädchen erkennen, das sich dem ersten Besten an den Hals wirft? Die Tragödie ist in der That „ein glorreicher Lobgesang des Gefühls“, aber in einem andern Sinne, als Schlegel es versteht. Gerade auf dieses Stück wenden wir zweifellos ein Wort an, welches nur das eine Mißliche hat, daß es von Voltaire stammt: „Die Liebenden (auf der englischen Bühne) sprechen nur als Poeten.“

Auf derlei Dinge hätte nothwendig in der Einleitung hingewiesen werden sollen, zumal hier die ästhetische Seite so nahe mit der moralischen zusammenhängt. Es genügt keineswegs, an dem „beinahe reinen Frauenbilde“ Juliens und dem beinahe großen Charakter Romeo's einige leichte Schatten zu zeigen, auch ist unseres Erachtens die Umgehung der elterlichen Erlaubniß nicht einmal die Hauptschuld der „Helden“ — diese dürfte wohl tiefer in der unbeschränkten Gefühlsherrschaft zu suchen sein, der sich Romeo und Julia blindlings um die Wette hingeben. Die „ungezügelte Liebe“ ist die Hauptsache, mehr noch als der „ungezügelte Haß“. — Ob man den Pater Lorenzo wohl so ohne Weiteres „eine herrliche Gestalt“ nennen und ihn durchweg loben könne, ist uns mehr als zweifelhaft, wir halten es für unrichtig und schädlich. — Die Amme hätte doch wohl auch eine kleine Note verdient.

Wir können hier nicht im Einzelnen auf Alles eingehen, und erwähnen daher nur noch kurz das Eine oder Andere, was uns in den Noten mißfallen hat. Wir hätten im Sommernachtstraum die Note 3 entweder weggewünscht oder gerne in einer bessern Fassung gesehen. Nicht ob man „scharf kritisiren“, sondern ob man ein Ding für gefährlich und unerlaubt halten soll — das ist vor einem jugendlichen Leserkreis die Frage.

In König Johann, III. Aufzug, 1. Scene, wird zu der Excommunications-formel Pandulpho's eine Anmerkung gegeben, die erstens die Formel rechtfertigen und zweitens Shakespeare als orthodoxen Katholiken in Schutz nehmen soll. Beides scheint uns mißglückt. Die Hauptpointe der „Formel" liegt durchaus nicht im ersten Theil, sondern im zweiten:

„Und jede Hand soll man verdienstlich heißen,
Kanonisiren und gleich Heil'gen ehren" u. s. w.

Wenn diese Worte nicht zu rechtfertigen sind und einer Tirade aus irgend einem bissigen Romfeind so sprechend ähnlich scheinen, warum es nicht geradezu heraussagen?

In König Heinrich IV., Note 35, glauben wir der „englischen Auffassung des vierten Gebotes" durchaus Recht geben zu sollen. Was hier der Satz: „Das Reich Gottes besteht ja doch nicht in Worten, sondern in der That", bedeuten soll, sehen wir nicht ganz ein.

In der Einleitung zu „Was ihr wollt" wird über den Unterschied zwischen „fancy" und „love" geredet (vgl. auch Note 1), und die Grundidee des Stückes soll sein: „Auf dem Gebiete der Liebe entscheidet das Herz und nur das Herz. Äußere Vorzüge schlagen nicht durch, gewinnen nicht" u. s. w. Wir sind um so erstaunter, diese Untersuchung an dieser Stelle — d. h. in einem Schulbuch — zu finden, als das Stück selbst sogar die aufgestellte Theorie über den Haufen wirft (vgl. Olivia und Cesario).

Doch genug der Kritik und Ausstellungen, die wir nur einzig deßhalb gemacht haben, um zu zeigen, wie genau wir die Arbeit Dr. Hagers durchgelesen und aus dem Gesichtspunkte ihres näheren Zweckes, ein Jugend- und Familienbuch zu sein, betrachtet haben.

Unser ganz persönliches Schlußurtheil — und mehr kann man in einer solchen Frage, wie die vorliegende ist, wohl kaum verlangen — geht also dahin, daß wir durch die vorliegende Ausgabe den näheren Zweck des Unternehmens, eine gefahrlose Haus- und Schullectüre zu bieten, nicht erreicht glauben. Andererseits erkennen wir ebenso gerne an, daß allen Jenen, die das vorliegende Buch lesen können, durch die beigegebenen Einleitungen und Erklärungen ein wesentlicher Dienst bei ihrem Studium des englischen Dichters geleistet ist.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Le Socialisme devant la Société, par le *R. P. Félix* de la C[ie] de Jésus. 8°. XII u. 316 S. Paris 1878. Preis: *Fr.* 4.

Während der Fastenzeit dieses Jahres hat der berühmte Kanzelredner zum Gegenstand seiner Conferenzen, die er in der Kathedrale von Grenoble hielt, den Socialismus gewählt. Ein sehr zeitgemäßer Stoff! In seiner gewöhnlichen beredten Weise schildert P. Felix zunächst den Socialismus, der in seiner Grundidee nichts Anderes

besagt, als die Zerstörung des Eigenthums, der Familie und der Religion, zeigt seinen tiefsten Ursprung auf in dem dämonischen Hasse, der sich in den religionslosen Armen gegen die besitzende Klasse, wie gegen die Gesellschaft und gegen Gott selbst ausgebildet hat, und weist dann hin auf die Gefahren, mit welchen der Socialismus die ganze Gesellschaft bedroht. Darauf geht er dazu über, die Irrthümer aufzudecken, welche den socialistischen Lehren zu Grunde liegen; vorzüglich werden zwei hervorgehoben und eingehend widerlegt. Der Mensch ist von Natur aus gut und die Gesellschaft macht ihn schlecht — so lautet das erste socialistische Dogma; das zweite aber: Mit dem Leben auf der Erde ist Alles für den Menschen zu Ende, er muß also sich hier sein Paradies schaffen. Die letzte Conferenz endlich befaßt sich mit der Genealogie des Socialismus, der als Entwicklung der dreifachen bösen Lust eben keine ruhmreichen Ahnen aufzuweisen hat. Wir bezweifeln nicht, daß diese Conferenzen einen deutschen Übersetzer finden werden, der durch Berücksichtigung der deutschen Zustände den Nutzen, den das Werk zu stiften geeignet ist, noch erhöhen könnte.

Die Parteien im deutschen Reichstage und die Socialdemokratie. Ein Beitrag zur Lösung der brennenden Frage der Gegenwart. Von Karl Fürst zu Isenburg-Birstein. 8°. IV u. 284 S. Mainz 1877. Preis: M. 3.50.

Zu unserem großen Bedauern hat eine längere Krankheit desjenigen unserer Mitarbeiter, welchem vorstehendes Werk zur eingehenden Besprechung übergeben war, uns bisher verhindert, dasselbe zur Anzeige zu bringen. Wir müssen uns daher damit begnügen, es heute unseren Lesern zu empfehlen; denn auch heute ist es noch zeitgemäß und vielleicht zeitgemäßer, als es im vorigen Jahre war. Wenn wir auch nicht gerade alle Ansichten des Herrn Verfassers theilen und nicht allen seinen Urtheilen beistimmen, so sind doch diese Differenzen so untergeordneter Natur, daß unsere Empfehlung eine unbedingte sein kann. Wir glauben, daß die Gefahren, welche dem Staate von der Socialdemokratie drohen, beseitigt würden, wenn das hier entwickelte, wirklich conservative Programm zur Ausführung gelangte. Leider scheint dazu vorläufig noch wenig Hoffnung, und so können wir nur wünschen, daß durch vorliegendes und ähnliche Werke wenigstens der Boden vorbereitet werde, auf welchem die conservativen Ideen zum Ausbau gelangen können.

Miscellen.

Katholische und protestantische Anstalten in Ostindien. Beachtenswerth sind die Worte, welche der Gouverneur von Bombay, Sir Richard Temple, am 12. Februar d. J. bei Gelegenheit einer zum Besten einer protestantischen Schule veranstalteten Lotterie aussprach. In der Absicht, in seinen Zuhörern das Verlangen nach der Errichtung einer höheren Lehranstalt zu erwecken, äußerte er sich wie folgt:

„Mit der größten Freude habe ich vernommen, daß einige junge Männer das Immatriculations-Examen bestanden haben, ja daß sogar mehrere

junge Damen sich an der Universität haben immatriculiren lassen. Das sind gewiß Thatsachen von guter Vorbedeutung. Aber als eifrige Protestanten sollten wir nun auch darnach trachten, regelrechte Lehranstalten für den Gymnasial-Unterricht zu bekommen. Auffallend ist, daß hier wie in Calcutta die besten derartigen Anstalten für die Ausbildung unserer jungen Leute europäischer Abstammung unseren Mitbürgern römisch-katholischen Bekenntnisses angehören. Das ist äußerst ehrend für sie, müßte zugleich aber auch unseren Wetteifer anspornen. Beachten wir nur, welche gelehrte, hingebende und wahrhaft bewundernswerthe Männer die römisch-katholische Kirche für den Jugendunterricht hierher sendet, welche Summen sie aus allen Theilen Europa's beisteuert, zum Zwecke der Erziehung armer junger Europäer in Indien. Da müßten doch sicherlich auch wir Protestanten mit all unserem Unternehmungsgeist, Eifer, Reichthum, mit unseren Mitteln jeglicher Art, es zu einem eigenen Gymnasium bringen. Was die Mittelschulen angeht, die vor Allem den minder wohlhabenden Klassen zu Gute kommen sollen, müßte auf Hebung der praktischen und technischen Seite des Unterrichtes Bedacht genommen werden: soll ja der Unterricht die Kinder für solche Berufsarten vorbereiten, in denen sie zugleich mit Hand und Kopf ihr Brod zu verdienen haben. Und endlich dürfen wir auch nicht übersehen, wieviel in unserer Stadt noch zu thun bleibt für den Unterricht der Europäer. Sie erinnern sich gewiß noch, wie vor wenigen Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Verwahrlosung so vieler Kinder ‚armer Weißer' gelenkt wurde, die in Unwissenheit und Laster dahinleben. So schlimm, als sie damals mehrfach dargestellt wurde, wird die Sache wohl nicht gewesen sein. Immerhin darf nicht vergessen werden, daß in der Schwesterhauptstadt Calcutta, auf Grund amtlicher Erhebung, im Jahre 1875 sich bloß 2500 Kinder europäischer Abstammung ergaben, welche die Schulen besuchten, während, die Zahl der noch nicht schulfähigen Kinder auf 1500 berechnet, deren noch 1300 übrig blieben, welche das gehörige Alter hatten und doch keinerlei Schule besuchten. Lassen Sie mich jetzt eine ähnliche Berechnung für unsere Stadt Bombay anstellen. Ich nehme an, daß die Zahl der Kinder beiderlei Geschlechtes, europäischer Abstammung, sich hier auf ungefähr 7000 beläuft, von denen sicherlich höchstens 3000 irgend welche Schulen besuchen, indeß die übrigen 4000 jeglichen Unterrichtes entbehren, eine immerhin beträchtliche Anzahl, selbst wenn ein Bruchtheil auf solche Kinder trifft, welche für den Schulbesuch noch zu jung sind. Das ist ein Zustand, den wir uns tief zu Herzen nehmen sollten. Zu einigem Troste gereichen uns die vielen vortrefflichen Anstalten, welche in Bombay von Männern verschiedener christlicher Bekenntnisse geleitet werden. Ich erwähne nur die katholischen Anstalten von St. Xavier und St. Mary, hochkirchlicherseits die beiden Diözesanschulen und die Chorschule der Kathedrale, welche jetzt zu einer einzigen vereinigt werden sollen."

Die Offenbarung und das „Recht der persönlichen Überzeugung“.

Der Patriarch der Illuminaten, Weishaupt, soll ausgerufen haben: „O Menschen, was kann man euch nicht weiß machen!“ Mit Recht möchte man wohl in diesen Ruf einstimmen, wenn so Manche durch die keck hingeworfenen Behauptungen des Unglaubens sich imponiren lassen. Die Macht der Phrase ist groß, und die Zuversichtlichkeit der ruhigen Überzeugung, unter deren Maske sie oft auftritt, ist freilich geeignet, einen bestrickenden und täuschenden Einfluß auszuüben. Aber gerade deßwegen muß man dem Unglauben gegenüber eine feste und entschiedene, auf die ewig wahren Grundsätze gestützte Haltung einnehmen.

Die Wahrheit kann gefunden werden, wenn sie redlich und aufrichtig gesucht wird; gewisse Grundwahrheiten, so die von dem Dasein Gottes, können ohne Schuld nie in Abrede gestellt werden. Wenn daher John Stuart Mill als Resultat seiner philosophischen Untersuchungen zu dem Satze gelangt: „Die Haltung eines wissenschaftlichen Mannes kann nur Skepticismus sein, weder Glaube einerseits, noch Atheismus andererseits“, oder wenn v. Hellwald in seiner „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“ die Behauptung aufstellt, das Christenthum wirke nur innerhalb eines Rahmens bestimmter Völker fruchtbringend, für andere sei es untauglich, ja schädlich, oder wenn die Naturforschung als gesicherte Errungenschaften Sätze ausgibt, die mit den Grundlehren des Christenthums im Widerspruch stehen, so braucht man nicht eine gewisse scheue Ehrfurcht vor solchen „persönlichen Überzeugungen“ zu bekunden, als könnte die Wahrheit nicht gefunden werden, oder als stände es im Voraus im Belieben eines Jeden, sich sogenannte Überzeugungen zu bilden. Irren ist allerdings menschlich, aber eben so wahr ist es, daß gewisse Irrthümer nicht ohne Schuld entstehen

oder gehegt werden. Das haben wir neulich in diesen Blättern des Näheren besprochen in dem Artikel: „Der Unglaube und das Recht der persönlichen Überzeugung". Gottes Dasein und die Wahrheit der christlichen Offenbarung können von Jedem erkannt werden. Es gibt keine subjective Berechtigung, Gott und die christliche Offenbarung zu läugnen, ähnlich wie es keine subjective Berechtigung geben kann, die obersten Grundsätze des Rechts zu verneinen.

Gehen wir nun einen Schritt weiter. Wie steht es mit dem Rechte der persönlichen Überzeugung dieser Offenbarung gegenüber? Die christlichen Confessionen bekennen sich zu ihr und machen darauf Anspruch, ihren Inhalt den Menschen mitzutheilen. Die Natur dieses Anspruchs ist verschieden bei der katholischen Kirche und bei den akatholischen Confessionen. Jene behauptet, den Inhalt der Offenbarung voll und ganz mit unfehlbarer Gewißheit zu lehren, so daß abweichende Lehren um keinen Preis die Einheit und Reinheit des Glaubens gefährden dürfen. Die anderen Confessionen legen sich keine Unfehlbarkeit bei, sondern gestatten den subjectiven Lehrauffassungen den weitesten Spielraum. Sie verzichten grundsatzmäßig auf eine herzustellende Einheit des Glaubens, und erlauben selbst in den Fundamentalsätzen über Gottes Dreieinigkeit, Christi Gottheit, Erbsünde, Erlösung u. s. f. die weitgehendsten Differenzen. Die Aufstellung einer gemeinsamen Glaubensformel gilt entweder als ein Ding der Unmöglichkeit, oder wird eine solche vereinbart — obgleich Viele dieses geradezu für schädlich erklären —, so ist sie doch alsbald wieder ein Spielball der subjectiven Auffassungen und will auch von vorneherein das Recht künftiger Abänderungen nicht beeinträchtigen. Noch mehr, es wird als ein Vorzug der von der katholischen Kirche getrennten Confessionen gepriesen, daß sie die weitgehendsten Lehrdifferenzen in sich dulden und, den objectiven Inhalt der Offenbarung dem subjectiven Belieben überantwortend, gegen die einander entgegengesetzten Aufstellungen unempfindlich seien. So rühmt sich die anglicanische Hochkirche, von jeher auch in Punkten der Lehre eine „äußerste Verschiedenheit" als Prärogative anerkannt und ihren Dienern und Lehrern gestattet zu haben. Kein Wunder, „Freiheit der Lehre", „Freiheit der Überzeugung" war ja von Anbeginn das Feldgeschrei des Protestantismus. Nehmen wir deßwegen die Urkunde des Christenthums, die heilige Schrift des neuen Testamentes, zur Hand und sehen wir zu, ob der Stifter des Christenthums und dessen erste Verkünder und Verbreiter auch eine „Freiheit der Lehre", eine „Freiheit der Über-

zeugung" anerkannten, ob sie gleichfalls gegen auftretende Lehrdifferenzen, Spaltungen und deren Träger gleichgiltig waren und die Entwicklung des mitgetheilten „Kernes der Lehre" dem Belieben der Einzelnen überließen.

I.

Es ist schlechterdings unmöglich, zu übersehen, welches Gewicht der göttliche Heiland auf die Einheit unter den Seinen legt. Im inständigsten Gebete fleht er seinen himmlischen Vater an, diese himmlische Gabe der Einheit zu verleihen; die Einheit, wie sie in Gott selbst ist zwischen Vater und Sohn, ist das leuchtende Vorbild, dessen Ausprägung er in der Einheit seiner Gläubigen zu sehen sehnlichst verlangt. Und hierin soll die Welt das untrügliche Unterpfand seiner göttlichen Sendung erkennen. Gewiß, es ist ja etwas Großes und über die menschliche Natur und ihre Vermögen Hinausliegendes, die durch Nationalität, Erziehung, Bildung, Vorurtheile, Sitten und Gewohnheiten getrennten oder unter sich feindlichen Völker in der Einheit des gleichen Glaubens zu vereinigen, und diese Einheit unter Millionen Geistern die Jahrhunderte hindurch wirksam aufrecht zu erhalten.

Betrachten wir die verschiedenen Völker zu den Zeiten Christi: welch eine Verschiedenheit der Ansichten, der Bestrebungen! welch eine gegenseitige Eifersucht und nationale Ausschließlichkeit! welch unmeßbarer Abstand in Sitten und Gewohnheiten! welch unentwirrbares Gewimmel der religiösen und sittlichen Anschauungen! Und in dieses Chaos hinein soll ein neues schöpferisches Wort gerufen werden, damit eine Welt von Einheit und Ordnung daraus hervorgehe? Wahrlich, der Gedanke allein ist schon so kühn und großartig, daß ein bloßer Mensch nie an dessen Verwirklichung hätte glauben mögen. Aber der Heiland betet angesichts der tausendfältigen Zerfahrenheit und religiösen Zerklüftung und Zerspaltung der Welt, wie sie im geistlos erstarrten oder weltlich angehauchten Judenthum und in der Musterkarte aller denkbaren Verirrungen des Heidenthums vorlag, um eine Einheit, deren Ideal das göttliche Wesen selbst sein soll: „Ich bitte auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, so wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Und ich habe die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, ihnen gegeben, damit sie Eins seien,

so wie wir Eins sind. Ich in ihnen und du in mir, damit sie vollendet seien zu Einem, und damit die Welt erkenne, daß du mich gesandt und sie geliebt hast, so wie du mich geliebt.“[1] Wer fühlt es dieser Bitte des Heilandes, der er kurz vor seinem Leiden in dem feierlichen Gebete zum Vater einen so rührenden Ausdruck gibt, nicht an, daß sie gerade eine Herzensangelegenheit ihm ist, so theuer und werthvoll, wie keine zweite? Daher die eindringlichen Wiederholungen, die Hinweisungen auf die göttliche Einheit des Wesens und der Erkenntniß, die sich jetzt auf der Erde in Gottes würdiger Weise wiederspiegeln soll, die Hervorhebung des herrlichen Zweckes dieser Einheit; sie soll eine doppelte Gottesthat unwiderleglich klar beweisen: Christi Sendung und Ausgang vom Vater und Gottes unendliche Liebe zu den Gläubigen — für den Preis dieser Einheit hat Christus gelebt, gelehrt, will er jetzt in den bittersten Tod gehen; sie erfleht er so innig und dringlich als Lohn und Krone seines messianischen Werkes.

Wer möchte noch behaupten, daß Christus gleichgiltig war, ob Einheit oder Zerfahrenheit, Einheit oder äußerste Verschiedenheit der Lehre unter den Seinigen herrsche? Wenn aber Christus in dieser Weise um Einheit betete, ward etwa sein Gebet dadurch erhört, daß seiner Kirche die weitgehendsten Lehrspaltungen als unverlierbares Erbe zu Theil wurden? Wer möchte darin die Frucht seines Gebetes sehen? Wer bittet je seinen Vater um Brod und erhält einen Stein, um ein Ei und erhält einen Scorpion? Oder sind die endlos sich drängenden und nach der Zahl der eigenwilligen Lehren sich vervielfältigenden Streitmeinungen der buntscheckigen christlichen Confessionen die Erhörung des hohenpriesterlichen Gebetes Christi, der Reflex des göttlichen Ideals der Einheit, dessen Verwirklichung ihm eine so innige Herzensangelegenheit war? Nein, Christus wollte eine Einheit, und deßhalb besteht sie auch und wird bestehen in Ewigkeit — aber in seiner wahren Kirche; und so ist diese Einheit des Glaubens, die von der katholischen Kirche allein gefordert und wirksam erreicht und gegen alle subjectiven Meinungen und Gelüste aufrechterhalten wird, zugleich der leuchtendste Beweis, welche Kirche Christus als die seinige anerkennt. Es kann nur jene sein, welche die Erhörung des Gebetes Christi garantirt.

Wie sehr Christus gewillt war, diese Einheit und Reinheit der

---

[1] Joh. 17, 20—23.

Lehre gegen willkürliche Ausdeutungen zu schützen, erhellt ferner aus dem Ernste, mit dem er vor falschen Lehrern warnt. „Hütet euch vor den falschen Propheten . . . es werden nämlich falsche Christus und falsche Propheten aufstehen, ihr aber sehet euch vor; siehe, ich habe es euch vorausgesagt." [1] Wer so spricht, mahnt, warnt, ist gegen abweichende Lehren nicht gleichgiltig! Ferner trifft Christus ausdrücklich Sorge, daß auch nach seinem Hingange ein zuverlässiger Lehrer nicht fehle, der die Einheit der Lehre aufrecht erhalte. Dahin zielen die oft gegebenen Verheißungen der Sendung des heiligen Geistes. „Wenn aber Jener gekommen ist, der Geist der Wahrheit, wird er euch einweisen in die gesammte Wahrheit" — also der Geist der Wahrheit soll der Hüter und Erklärer der anvertrauten Lehre sein, der die Führung und den Unterricht bei den Aposteln an Stelle des zum Vater heimgegangenen Christus übernehmen und so Christi Werk fortsetzen und vollenden wird. „Jener wird mich verherrlichen, weil er von dem Meinigen nehmen und es euch verkündigen wird." [2] Wird etwa dieser „Geist der Wahrheit" gegen abweichende Lehrsätze seiner Schüler gleichgiltig sein, oder Christus, der um Einheit betete, dadurch „verherrlichen", daß er Tummelplätze widerstreitender Lehren eröffnet? Nein! um die Einheit zu verbürgen, die der Geist der Wahrheit naturnothwendig anstrebt, weist Christus deutlich hin auf den innersten gemeinschaftlichen Grund des Lebens und Wissens, der in den Tiefen der Gottheit gerade den Sohn und den Geist verbindet, „weil er von dem Meinigen nehmen und es euch verkündigen wird". Wie ernst er die Einheit will, zeigt das Unterpfand, das er für sie gibt, das Ideal, auf welches er hinweist, die bewirkende Ursache, welche er hierfür in Thätigkeit setzt. Es ist also zweifellos, daß Christus die Einheit in der Auffassung seiner Offenbarung, d. h. die Lehreinheit wollte und somit den von dieser Einheit sich Entfernenden keinerlei Recht zuerkannte, gegen sie ihre subjective „Überzeugung" zur Geltung zu bringen.

Und die Apostel, die ersten und besten Zeugen des Geistes und der Absichten Christi? Wenn eine Thatsache zugleich auffallend und höchst lehrreich ist, so ist es die, daß sie, obwohl sonst milde, barmherzig und nachsichtig mit den Schwächen und Sünden der Menschen, gegen Irrlehrer und solche, die Spaltungen hervorriefen, mit einer erschreckenden Schärfe und mit der ganzen Entrüstung des heiligen Eifers einschreiten.

---

[1] Matth. 7, 15; 24, 24. Marc. 13, 22 u. a. O. [2] Joh. 16, 13. 14.

So weit sind sie entfernt von dem Ideal der „Freiheit der Lehre", „Freiheit der Forschung und Überzeugung".

Männer, die abweichende Lehren und Spaltungen bringen, hat Paulus im Sinne, wenn er zu den Vorstehern der ephesischen Kirche spricht: „Ich weiß, es werden nach meinem Weggange reißende Wölfe zu euch kommen, welche die Heerde nicht schonen, und auch aus euch selber werden Männer aufstehen, welche Verkehrtes reden." Also Paulus erkennt in den Lehrdifferenzen so wenig einen Vorzug, oder, wie man heute auf protestantischer Seite will, eine nothwendige und fruchtbringende Entwicklung, daß er kurzweg solche „Prediger" als reißende Wölfe charakterisirt und die Mahnung beifügt: „Deßhalb seid wachsam, eingedenk bleibend, daß ich drei Jahre hindurch Nacht und Tag nicht aufgehört habe, unter Thränen Jedem von euch zu Herzen zu reden." [1] So hoch stand bei ihm Einheit und Reinheit der Lehre. Und den Römern empfiehlt er auf das Angelegentlichste: „Ich bitte euch, Brüder, daß ihr euch in Acht nehmet vor denen, welche Trennung und Ärgernisse anrichten wider die Lehre, welche ihr gelernt habt, und meidet sie." [2] Also die überkommene Lehre sollen sie standhaft festhalten und vor allen Neuerungen und den Anstiftern derselben sich hüten. Nicht milder lautet die Verhaltungsregel, welche er seinem Schüler Titus, dem auf Kreta zurückgelassenen Bischofe, ertheilte in Betreff solcher, die ihr Urtheil und ihre Meinung der kirchlichen Lehrauctorität, hier dem Apostel und seinem beglaubigten Stellvertreter, entgegensetzten: „Einen ketzerischen Menschen meide nach ein- oder zweimaliger Zurechtweisung, wissend, daß ein solcher verkehrt ist und Sünde begeht, da er durch sein eigenes Urtheil gerichtet ist." [3]

Eben so wenig will der Liebesjünger Johannes jene dulden, die über die Person Christi anders lehren, die entweder seine Gottheit oder seine Menschheit läugnen; er nennt solche Lehrer Antichristen, falsche Propheten, Verführer; sie sind gefährlich; daher warnt er: „Sehet euch vor, daß ihr nicht verderbet, was ihr gewirkt habt ... Wenn Jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht bringt, nehmet ihn nicht auf in das Haus und grüßet ihn nicht." [4] Gegen die gleichen Lehrer, welche über die Person Christi nach ihrer persönlichen Überzeugung und nicht nach der überlieferten Wahrheit lehrten, erhebt

[1] Vgl. Apostelgesch. 20, 30. [2] Röm. 16, 17. [3] Tit. 3, 10. 11.
[4] 1 Joh. 2, 18; 4, 1. 2 Joh. 7—11.

Judas der Apostel seine strafende Stimme: „Es haben sich einige Menschen hereingeschlichen, Gottlose, welche die Gnade unseres Gottes verkehren zu Zügellosigkeit, und den alleinigen Herrscher und unsern Herrn Jesum Christum verläugnen . . . ihr aber, Geliebteste, seid eingedenk der Worte, welche von den Aposteln unseres Herrn früher gesagt worden, da sie euch verkündigten, daß in den letzten Zeiten Spötter kommen werden, die in Gottlosigkeiten nach ihren Gelüsten wandeln." [1] Wie sticht das doch alles so entschieden ab von dogmatischer Toleranz oder Gleichgiltigkeit!

Weiterhin will der Apostel Paulus Abweichungen so wenig dulden, daß er jedem, und wäre es selbst ein Engel vom Himmel, sein feierliches Anathem zuruft, „der euch ein Evangelium verkündigt gegen das, welches wir euch verkündigt haben" [2]. Und mit welcher Energie bekämpft er die Bestrebungen einiger Judenchristen, die Beobachtung einiger jüdischen Ceremonien in's Christenthum hinüberzuführen! „Der euch verwirrt, wird das Strafurtheil tragen", das allein hat er als Entgegnung, wenn Jemand seine abweichende persönliche Meinung geltend machen will [3]. Die Irrlehrer sind ihm Leute, welche den Tempel Gottes entweihen, die also Gott zur Strafe verderben wird [4]; ja, welche als Diener und Helfershelfer des Teufels wirken. Denn er warnt die Corinthier, daß sie sich nicht durch die bethörenden Reden der Irrlehrer von der Einfalt, welche ist in Christus, entfremden lassen, „so wie die Schlange Eva verführt hat durch ihre Schlauheit". Diese Irrlehrer nennt er „falsche Apostel, betrügerische Arbeiter, die sich umgestalten zu Aposteln Christi — und kein Wunder, denn er selber, der Satan, gestaltet sich um zu einem Engel des Lichtes. Nichts Großes ist es also, wenn seine Diener sich umgestalten gleich als Diener der Gerechtigkeit; ihr Ende wird sein entsprechend ihren Werken" [5]. Daher bezeichnet er als Quelle der Spaltungen nicht etwa die „berechtigten persönlichen Anschauungen", sondern tiefer greifend das sündhafte Fleisch; sie gehören zu den „Werken des Fleisches" [6], und die Bewirker solcher nennt er „Hunde" [7].

In gleicher Weise ist er ein abgesagter Feind der „freien Auffassung der Dogmen". Aus der Lehre von der Auferstehung hatten Hymenäus und Philetus, ganz wie die modernen Protestanten-Vereinler, sich einen

[1] Jud. 4, 17. [2] Gal. 1, 8. [3] Gal. 5, 10. [4] 1 Cor. 3, 17.
[5] 2 Cor. 11, 3. 14. [6] Gal. 5, 20. [7] Phil. 3, 2.

„ethischen Kern" herausgeschält und die „roh-sinnliche" Annahme einer wirklichen körperlichen Neubelebung „abgestreift"; was meint aber der Apostel zu einer solchen „Vergeistigung" der Dogmen? Man höre: „Aber die heillosen leeren Reden vermeide, denn vielmächtig wirken sie zur Gottlosigkeit, und ihr Wort frißt wie Krebsschaden um sich — zu ihnen gehört Hymenäus und Philetus, welche von der Wahrheit abgekommen sind, behauptend, die Auferstehung sei schon geschehen, und sie haben den Glauben Einiger zerstört."[1] Der Apostel läßt es sich nicht im mindesten beikommen, dergleichen Lehrdifferenzen im Schooße der Kirche zu dulden, sondern schließt sie feierlich aus. „Einige haben, das gute Gewissen von sich stoßend, am Glauben Schiffbruch gelitten, unter denen Hymenäus und Alexander sind, die ich dem Satan übergeben habe (d. i. mit dem Anathem belegt, aus der Kirche ausgeschlossen habe), damit sie lernen mögen, nicht zu lästern."[2]

Und als wollte die göttliche Vorsehung diese so nothwendige Sorge um Einheit und Unverfälschtheit der Lehre uns recht handgreiflich zeigen, begegnen uns in den apostolischen Briefen so häufig die schärfsten Verurtheilungen all jener Bestrebungen, die Zwietracht, Spaltung, Verwirrung und Trübung im Glauben hervorriefen. „Wenn Jemand anders lehrt," ruft Paulus, „und nicht gesunden Worten, denen unseres Herrn Jesus Christus, und der Lehre beipflichtet, die der Frömmigkeit gemäß ist, so ist er aufgedunsen, obwohl er nichts versteht, sondern krank ist an Streitfragen und Wortgefechten, aus denen Neid, Zänkereien, Lästerungen, schlimme Verdächtigungen, Umtriebe sinnverderbter und der Wahrheit beraubter Menschen hervorgehen."[3] Diejenigen, die gegen die Verkündigung der Apostel ihre subjective Überzeugung hervorkehren wollen, charakterisirt er ohne Umschweife als Menschen, „die sich der Wahrheit widersetzen"[4], „die von der Wahrheit ihre Ohren abwenden, aber zu eitlen Fabeln hinkehren"[5]. Daher fordert er einfache Unterwerfung und gläubige Annahme der apostolischen Predigt und ist sich bewußt, „mächtig zu sein für Gott zum Niederwerfen von Befestigungen, indem wir Vernunftschlüsse und jegliche Erhöhung stürzen, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes, und gefangen nehmen jeden Verstand zum Gehorsame Christi und uns in Be-

[1] 2 Tim. 2, 16. [2] 1 Tim. 1, 19. 20. [3] 1 Tim. 6, 3.
[4] 2 Tim. 3, 8. [5] 2 Tim. 4, 4.

reitschaft halten, zu strafen allen Ungehorsam" [1]. Keine Spur davon, daß Lehrer oder Gemeinden mündig seien und daher nach Belieben für sich eine Auswahl aus der apostolischen Lehre veranstalten könnten. Im Gegentheil, er schärft wiederholt ein, das „Anvertraute", das „Übergebene" treu zu bewahren, „die heillosen Neuerungen und Gegensätze der fälschlich so genannten Wissenschaft zurückzuweisen" [2]. Und wie ernst es ihm gemeint ist, erhellt aus den Drohungen mit den göttlichen Strafgerichten, die er den Widerspenstigen und Neuerungssüchtigen entgegenhält [3].

Dieselbe Geistesrichtung und Anschauung über strenge Lehreinheit, dieselbe entschiedene Verdammung jeder Abweichung finden wir im Apostel Petrus ausgeprägt. Er erkennt solchen Lehrern kein Recht der „persönlichen Überzeugung" zu, sondern nennt sie geradeaus „falsche Lehrer, die Secten des Verderbens einführen, den Weg der Wahrheit lästern, für welche das Gericht schon längst in Bereitschaft ist, deren Verderben nicht schläft". Er charakterisirt sie als „wasserlose Quellen und Nebel, von Stürmen gejagt, denen das Grauen der Finsterniß aufbehalten ist" [4].

So ist denn die ganze apostolische Predigt nur ein Widerhall der Worte Christi: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet" [5], und in gewaltigen, unverkennbaren Zügen ist die Thatsache niedergelegt und bezeugt in den neutestamentlichen Schriften, daß die apostolische Kirche eine strenge Einheit der Lehre forderte und die abweichenden Lehrmeinungen auf's Entschiedenste abwies, die Sectirer und falschen Lehrer als die verderblichsten und schuldbarsten Menschen von sich ausstieß und dem Gerichte der göttlichen Gerechtigkeit anheimgab, von den Gläubigen aber Meidung der Sectirer in aller Strenge forderte. Hiemit ist auch die Antwort gegeben auf unsere obige Frage, ob der göttliche Stifter des Christenthums und dessen erste Verkünder „Freiheit der Lehre" oder „Freiheit der religiösen Überzeugung" anerkannten, oder gegen aufkeimende Lehrdifferenzen gleichgiltig waren. Das aus den Urkunden Beigebrachte spricht laut genug.

Es ist von Wichtigkeit, sich diese Thatsachen klar in's Bewußtsein zurückzuführen. Daher haben wir uns auch nicht gescheut, die Belege etwas zu häufen, obgleich sie durchaus nicht erschöpfend dargelegt

---

[1] 2 Cor. 10, 4. [2] 1 Tim. 6, 20. 2 Theff. 2, 14 u. a.
[3] Vgl. Hebr. 2, 3; 6, 4; 10, 29; 12, 25.
[4] 2 Petr. 2, 1 f. [5] Joh. 3, 18.

wurden. Und nun einige Folgerungen, zunächst für uns Katholiken selbst!

II.

Das Erste, was sich für einen Katholiken aus dieser urchristlichen Thatsache ergibt, ist die trostreiche Wahrnehmung, daß gerade die katholische Kirche und sie allein vollständig und ebenbürtig auch diesen Zug der apostolischen Zeit, diese Charakteristik der Urkirche, abspiegelt. Das ist freilich von vorneherein selbstverständlich, weil es eben ein und dieselbe Kirche ist, die von Christus gegründet, in ihren wesentlichen Einrichtungen und in ihrem Geiste unwandelbar als die gleiche fortbestehen muß. Allein es ist nicht überflüssig, auch von diesem Gesichtspunkte aus die katholische Kirche, wie sie heute eben mit ihrer Lehre, ihren Anforderungen, ihrer Disciplin, ihren Verboten von Büchern, ihren Censuren von Lehrmeinungen und ihren Excommunicationen unter uns steht und sich an uns wendet, in's Auge zu fassen. Thäte man das, eine Fluth von Vorurtheilen und, man kann kaum anders sagen, von läppischen Befürchtungen müßte von selbst schwinden. Man würde auch nicht die Forderung einer gewissen ängstlichen Rücksichtsnahme stellen, sondern sich eben bewußt sein, daß die Wahrheit einen unerbittlichen, unbeugsamen, ja wenn man will, einen nothwendig eigensinnigen Charakter hat und niemals gegen Unwahrheit, Entstellung und Lüge tolerant sein kann. Gerade hierin zeigt sich ja die katholische Kirche als dieselbe, die schon zu der Apostel Zeiten existirte.

Mit derselben Sicherheit und Entschiedenheit, mit demselben Bewußtsein der Auctorität, wie die Apostel den Falschlehrern ihrer Zeit gegenübertraten und sie überführten, beurtheilt, richtet und verwirft sie die Irrthümer des 19. Jahrhunderts. Wie die Apostel in ihrem Bewußtsein die volle und ganze Lehre Christi trugen und an dieser Norm ihres Glaubensbewußtseins unter der untrüglichen Leitung des Geistes der Wahrheit alle auftauchenden Lehrauffassungen der Judaisten, Hellenisten, oder die Vertreter der vielgestaltigen philosophischen Systeme und der „fälschlich so genannten Gnosis" prüften, sichteten, verdammten und bestraften, und wie sie wirksame Gewalt hatten, dergleichen Irrlehrer von der rechtgläubigen Gemeinde auszuscheiden und abzutrennen, diese aber in der Einheit und Reinheit der Lehre ohne Schwanken zu erhalten, so daß über den wahren Sinn und die Tragweite der Lehre und Einrichtungen Christi kein Zweifel entstehen konnte, der nicht alsbald mit siegreicher

Klarheit von dem apostolischen Lehramte gelöst worden wäre — so leibt und lebt mit demselben Bewußtsein, im Besitze der ganzen Lehre Christi zu sein, mit derselben lebendigen Glaubensnorm, die den tausendfach schillernden Irrlehren und den neu entspringenden Ansichten gegenüber sich der unfehlbar richtigen Entscheidung gewiß ist, mit derselben lebendig wirksamen Autorität, welche die Einheit aufrecht zu erhalten und die Spaltung von sich auszuscheiden und abzutrennen versteht, die katholische Kirche als die wahrhaft apostolische unter uns. Sie steht da als die lebendige Schöpfung der Allmacht Gottes, der aus dem Chaos des Heidenthums diesen Kosmos der Einheit und Ordnung hervorrief, als die in den Jahrhunderten fortdauernde Erfüllung jener Bitte des göttlichen Erlösers: „Ich bitte auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt."

Ist nicht diese Einheit des Glaubens das erhabenste Schauspiel gerade in unserer Zeit der Zerrissenheit und Zerfahrenheit und des „subjectiven Standpunktes"? Und welche Einheit?

Die akatholischen Secten können sich über die Auffassung der Fundamentalwahrheiten nicht einigen, nicht über Christi Gottheit, nicht über die Menschwerdung, Erbsünde; was dem Einen werth ist, ist dem Andern abgelebter Formelkram; wollen ja Manche selbst das apostolische Glaubensbekenntniß als dem Zeitbewußtsein nicht mehr entsprechend entfernt wissen. Oder behält man auch die Worte bei, wer weiß nicht, wie Viele mit dem ausgesprochensten Bewußtsein und Willen, sich in Gegensatz zu dem Glauben der Vorzeit zu setzen, einen ganz abweichenden Sinn in sie hineinlegen. Und all diesem babylonischen Sprachgewirr gegenüber ist keine Autorität da, die Klarheit und Einheit zu schaffen, die auflösenden Elemente zu sondern im Stande wäre.

Wie ganz anders die katholische Kirche! Da ist eine reiche, undurchdringliche Kette von klar und scharf definirten Dogmen, der die Millionen und Millionen Katholiken mit der übernatürlichen, daher größten Glaubensgewißheit anhangen, bereit, für dieses Bekenntniß der Wahrheit Gut und Blut zu opfern. Da ist ein unfehlbares Lehramt, das unter dem Beistande des heiligen Geistes ununterbrochen die Wahrheit lehrt, die Christus zur Beseligung der Menschheit auf die Erde brachte; da ist eine Autorität, die eben deßwegen diese Einheit äußerlich sichtbar verwirklicht, die, ein lebensvoller Organismus, alle zersetzenden und störenden Elemente von sich fern hält und so in er=

habener Einheit und Machtfülle als riesiges Weltreich die Geister beherrscht.

Daher freut sich der Katholik in diesem Bewußtsein der alle Zeiten und Zonen umspannenden Einheit. Er sieht in ihr die Frucht des hohenpriesterlichen Gebetes Christi. Aber eben deßwegen weiß er auch die Maßnahmen der legitimen Autorität zu schätzen zur wirksamen Aufrechthaltung dieser Einheit. Die Apostel warnten vor den schleichenden Irrlehren, nannten die Falschlehrer auch mit Namen, hielten die Gläubigen fern von ihnen — wird ein Katholik die kirchlichen Bücherverbote, die Censuren gefährlicher Lehren, die über Abtrünnige verhängten Kirchenstrafen, oder die über Lehre und Schriften auszuübende Controle der zuständigen Behörden mißachten, mit argwöhnischen Augen betrachten und als einen Eingriff in die subjective Freiheit, oder als „mit dem Geiste der Zeit unvereinbar“ verschreien dürfen? Wie ängstlich und furchtsam geberden sich Manche, wenn dergleichen kirchliche Amtsacte von Akatholiken begeifert oder von Namenskatholiken kritisirt werden! Man möchte wahrlich manchmal fragen, wo denn das katholische Bewußtsein hingekommen sei. Oder will man denn für die Katholiken das Recht, zu irren, aus lauter Achtung vor dem Subjectivismus in Anspruch nehmen, oder ihn des pflichtschuldigen Gehorsams für entbunden erachten? Dann müßte freilich eine beklagenswerthe Glaubensverdunkelung eingetreten sein. Oder soll vielleicht die subjective Glaubensverdunkelung eine solche Handlungsweise des Katholiken entschuldigen, hier also wenigstens ein Rest des Rechtes der „persönlichen Überzeugung“ dem objectiven Glauben gegenüber zur Geltung sich emporringen?

Sehen wir zu! Die Antwort liegt in folgendem Satze, der uns zugleich eine andere Folgerung erschließt: „Jene, die unter dem Lehramte der Kirche den Glauben angenommen haben, können nie und nimmer einen gerechten Grund haben, eben diesen Glauben zu ändern oder anzuzweifeln.“ So das vaticanische Concil (3. Kap.). Hiermit ist die Stellung des Katholiken seiner Kirche und seinem Glauben gegenüber scharf gezeichnet und der leitende Grundsatz gegeben für das Verhältniß zwischen Offenbarung und „persönlicher Überzeugung“. Es kann somit bei einem Katholiken nie eine Collision zwischen Offenbarung und „persönlicher Überzeugung“ eintreten; es kann für ihn nie ein „gerechter Grund“ vorhanden sein, seinen Glauben anzuzweifeln; kommt es aber doch dahin, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß eine sub-

jective Schuld vorherging. Der Katholik ist also seinem Glauben gegenüber in derselben Lage, die wir früher als für den Atheisten bestehend gesehen haben. Es kann Niemand ohne persönliche subjective Schuld das Dasein Gottes in Abrede stellen; ebenso kann kein Katholik ohne subjective Schuld an seinem Glauben irre werden. Der Beweisgang ist auf beiden Seiten ein analoger. Wir müssen ihn kurz für unsern Fall skizziren.

Es handelt sich um einen Katholiken, der also „unter dem Lehramte der Kirche den Glauben angenommen hat". Die Kirche ist objectiv, an und für sich die Säule und Grundveste der Wahrheit. Sie ist eben deßhalb als solche auch kenntlich, und muß es sein für alle Stände, Lagen und Verhältnisse. Sie muß mit solchen offenkundigen Kennzeichen ausgerüstet sein, daß sie als Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes von Allen, den Gelehrten und Ungelehrten, anerkannt werden kann. Sie hat die Beweise ihrer Glaubwürdigkeit in der Vergangenheit und in der Gegenwart, Beweise der mannigfachsten Art, die das durchdringendste Genie befriedigen und überzeugen, aber auch den kindlich einfachsten Verstand zur klaren Gewißheit und zum Bewußtsein der Wahrheit zu erheben im Stande sind. „Ja, die Kirche ist," sagt mit Recht das vaticanische Concil, „schon an und für sich, nämlich wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, vorzüglichen Heiligkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allem Guten, wegen ihrer katholischen Einheit und unüberwindlichen Fortdauer ein großartiger und beständiger Beweisgrund ihrer Glaubwürdigkeit und ein unwiderlegliches Zeugniß für ihre göttliche Sendung." Durch den Unterricht, der dem Katholiken zu Theil wird, tritt ihm diese Kirche als die Trägerin und beglaubigte Vermittlerin der göttlichen Offenbarung gegenüber, sie entfaltet, der individuellen Fassungsgabe angepaßt, für Jeden ihr Zeugniß, „sie gibt ihren eigenen Kindern die Gewißheit, daß der Glaube, den sie bekennen, auf einem unerschütterlichen Grund ruhe".

Aber zu diesem Unterricht und Zeugniß gesellt sich noch ein anderer Factor. Es ist die Gnade von oben. Während die Kirche äußerlich lehrt, erleuchtet und belehrt die Gnade innerlich, und erhebt zu dem Glaubensacte: „ich glaube Alles, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, weil Gott es geoffenbart hat". Dieser Act ist ein Werk der Gnade. Es ist ein übernatürlicher Act, ausgeführt mit den eigens dazu verliehenen übernatürlichen Fähigkeiten. Der Glaube ist ja eine eingegossene übernatürliche Tugend. Aber gerade deßwegen ist es ein Act, der die größt-

mögliche Gewißheit in die Seele bringt, eine Gewißheit, die jede menschliche natürliche Sicherheit und Gewißheit weit an Intensität überflügelt. Der Grund ist klar. Er liegt im bestimmenden Grunde der gläubigen Annahme, „weil Gott, die ewige Wahrheit, es geoffenbart hat"; er liegt in dem übernatürlichen Lichte, das Gott für diesen Act und zur Bewahrung und Einprägung dieser Glaubensstimmung der Seele einstrahlt. Ein zweifacher Grund, erhaben und mächtig genug, um die größte Sicherheit hervorzubringen. Gott, die ewige Wahrheit selbst, ist der unerschütterliche Grund; ich glaube diesem Worte; ich glaube, weil Gott es geoffenbart. Daß er es geoffenbart, dafür habe ich das Zeugniß der katholischen Kirche. Und diesen Glauben, dieses Licht und diese unerschütterliche Überzeugung pflanzt Gott selbst durch das übernatürliche Geschenk der Tugend des Glaubens in die Seele ein; dadurch befähigt und kräftigt er die Seele, seine Offenbarung mit voller Hingabe zu umfassen.

Das ist der Glaubensact des Katholiken. Es ist in den Elementen dieses Actes schon von selbst gegeben, daß objectiv nie ein Grund vorhanden sein kann, ihn zu retractiren. Aber auch nicht subjectiv. „Diejenigen, welche Gott bereits aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht versetzt hat, stärkt er mit seiner Gnade, damit sie in eben diesem Lichte verharren, Keinen verlassend, wofern Er nicht verlassen wird." In diesen Worten des vaticanischen Concils ist angedeutet, worauf schließlich jede Glaubensverdunkelung bei den Katholiken basirt. Die Gnade Gottes erheischt überhaupt die Mitwirkung des Menschen. Das gilt auch für die Gnade des Glaubens. Damit dieses Licht, nachdem es einmal im gläubigen Geiste aufgeleuchtet, nicht verdunkle und schließlich erlösche, muß es aus derselben Quelle, aus der es stammt, gespeist werden. Der Geist muß sich zu Gott, der Sonne der Geister, zum Spender dieses Lichtes, hinwenden, d. h. der Katholik muß seinen Glauben üben, die von der Kirche vorgeschriebenen Mittel des Gebetes, des Besuches des Gottesdienstes, des Empfangs der heiligen Sacramente in geeigneter Weise gebrauchen. Nur so kann die Gnade des Glaubens gesichert, die Freudigkeit, Festigkeit, Klarheit und Weihe der Glaubensüberzeugung gegen Gefahren aufrecht erhalten und gewahrt werden. Tritt Schwächung oder Verdunkelung des Glaubens ein, so ist eben eine Vernachlässigung der praktischen Glaubensübung vorausgegangen. Auch hier trifft analog das zu, was, wie wir sahen, der Apostel Paulus als Grund für das Erlöschen der wahren Kenntniß

Gottes betonte. Weil sie Gott nicht verehrten nach Pflicht und Schuldigkeit, deßhalb „wurden sie nichtig in ihren Gedanken und finster wurde ihr unverständig Herz"[1]. So muß auch der Glaube durch die entsprechenden Mittel gepflegt und gewissermaßen lebendig und wirksam erhalten werden. Er braucht, wie jedes Licht und jede Kraft, die ihm zukommende Verbindung mit der Licht- und Kraftquelle. Das besagen die Worte des Concils: „Gott stärkt mit seiner Gnade, damit sie in eben diesem Lichte verharren, Keinen verlassend, wofern Er nicht verlassen wird."

Es ist demnach außer allem Zweifel, daß nur schuldbare Vernachlässigung der gebotenen Religionsübung bei einem Katholiken Trübung des Glaubens und schließlich dessen Erlöschen herbeiführen kann. Zu dieser schuldbaren Vernachlässigung zählt auch das Versäumniß, sich die für die jeweilige Lage erforderliche Religionskenntniß zu verschaffen. Wir leben in einer Zeit, in der der Unglaube Alles aufbietet, um durch trügerischen Schein, durch Einwürfe und Schwierigkeiten, durch angebliche „Errungenschaften" der Wissenschaft die Grundlagen oder Vorbedingungen des Glaubens zu zerstören. Es ist nur zu bekannt, wie durch tausend und tausend Kanäle das Gift des Zweifels und der Übermuth einer absprechenden Kritik in alle Schichten des Volkes geleitet wird. Während nun der heranwachsende Jüngling seinen geistigen Gesichtskreis in den Fragen des Wissens und des Lebens erweitert und klärt, muß er auch in einer der erweiterten Bildung angemessenen Weise sich der vernünftigen Vorbedingungen seines Glaubens mehr und mehr bewußt werden. Dazu ist neben der thatsächlichen Übung des Glaubens und der Meidung aller glaubensfeindlichen Gesellschaften und Schriften eine positive, dem Bildungsgrade entsprechende Kenntnißnahme des Glaubens erforderlich. Die katholische Kirche bietet hiezu in Wort und Schrift ausreichende Möglichkeit.

Aus den bisher aufgestellten Grundsätzen ergibt sich auch das correcte Verfahren bei auftauchenden Zweifeln und Schwierigkeiten, die eine Vorbedingung des Glaubens oder einen Glaubenssatz in Frage zu stellen scheinen.

Durch die übernatürliche Gewißheit, die mittelst der Gnade der Glaube verleiht, ist der Katholik von vornherein so unerschütterlich fest, daß er weiß, es könne kein reeller, objectiver Grund gegen den Glauben

[1] Röm. 1, 21.

oder gegen Glaubenssätze ankommen. Daher muß er schon ohne Weiteres schließen, daß der Einwurf objectiv unbegründet sei. Sache der weiteren Forschung und Wissenschaft ist es, aufzuzeigen, wie er auch direct in sein Nichts aufgelöst werde. Aber von der Erbringung dieses Beweises ist die Festigkeit oder Fortdauer des Glaubensactes nicht abhängig, noch darf der Glaube deßwegen in Frage gestellt werden, weil eine scheinbar unlösliche Schwierigkeit sich erhebt. Das ergibt sich klar aus der Natur des Glaubensactes. Unter dem Beistand der Gnade hat ja der Katholik die Wahrheit als Wahrheit erkannt und umfaßt; weil aber unsere natürliche Einsicht und Kenntniß in den verschiedenen Zweigen menschlichen Wissens, in Philosophie, Geschichte, Naturforschung, eine beschränkte ist und oft aus den mannigfaltigsten Gründen entweder gar nicht bis zu den letzten und tiefsten Ursachen vordringen kann, oder, was bei der Naturforschung, der Geschichte so oft der Fall ist, nicht das gesammte Material und den inneren Zusammenhang zur Verfügung hat, so ist von selbst ersichtlich, daß gegen einzelne Lehrsätze des Glaubens Einwände sich erheben können, die vor der Hand direct nicht entkräftet werden können. Das ist nun nicht ein Mangel, den die Wahrheit als solche an sich hat, das ist nur ein Mangel unseres Wissens, eine Folge davon, daß die menschliche Wissenschaft in so vieler Beziehung eine unvollendete, lückenhafte ist. Daher kann dieser Umstand auch kein giltiger Grund sein, den Glauben selbst anzuzweifeln. Die Erfahrung der Jahrhunderte hat auch zur Genüge bewiesen, daß die fortschreitende wahre Wissenschaft die gerade mit dem größten Eclat in die Welt geschleuderten Einwände bald in ihr Nichts auflöste. Die Geschichte der menschlichen Wissenschaften ist nicht bloß eine Geschichte der Triumphe des Geistes, sie ist mehr noch eine Geschichte seiner zahllosen Irrfahrten: wie viele Systeme und wissenschaftliche Ansichten sind jetzt eingesargt und vergessen; wie viele Fehltritte und Mißgriffe sind vorausgegangen, ehe die Wissenschaften sich consolidirten; ihre Fortschritte und Entwicklungen — sind sie etwa nicht auch von der Gefahr der Verirrungen umlauert? Aber der menschlichen Fehlbarkeit und Beschränktheit steht der ewige Gott, die ewige Wahrheit gegenüber: ich glaube, weil Gott die ewige Wahrheit gesprochen. Vor der göttlichen Autorität, die mir die katholischen Glaubenssätze verbürgt, zergehen die Seifenblasen menschlicher Kurzsichtigkeit. Freilich für den Wissensstolz lauert hier die Versuchung. „Wie könnt ihr glauben, da ihr Ehre von einander annehmet, und die Ehre, welche von dem alleinigen

Gott ist, nicht suchet?" Diesen tiefsten Grund des Unglaubens bezeichnet der allwissende Herzenskenner [1]. Der Glaube gründet auf Demuth, er ist die factische Anerkennung der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens. Dagegen bäumt sich die stolze Vernunft; Selbstsucht und Stolz schütteln jedwedes Joch der Autorität ab. Darum bezeichnet der Apostel als Quelle der Spaltungen das sündhafte Fleisch. „Offenkundig sind die Werke des Fleisches ... Zerwürfnisse, Secten." [2] Aber was aus solcher Quelle entstammt, kann doch unmöglich das „Recht der persönlichen Überzeugung" beanspruchen.

Hiermit sind die Möglichkeiten erschöpft, aus denen die Auflehnung des Katholiken gegen Kirche und Glauben entspringt. Sie kann niemals subjectiv berechtigt sein. Sie geht in ihrer näheren oder entfernteren Ursache stets auf eine persönliche Sünde oder eine schuldbare Vernachlässigung zurück; sie ist daher stets subjectiv selbst schuldbar. Eine Auflehnung gegen den Glauben, die bona fide wäre, ist bei einem Katholiken undenkbar. Damit richten wir Niemanden, noch bestimmen wir den Grad seiner Schuld. Wir sagen bloß, was das vaticanische Concil ausspricht: „Jene, die unter dem Lehramte der Kirche den Glauben angenommen haben, können nie und nimmer einen gerechten Grund haben, eben diesen Glauben zu ändern oder anzuzweifeln." Und „wenn Jemand sagt, die Gläubigen befänden sich in der gleichen Lage mit jenen, welche noch nicht zum allein wahren Glauben gelangt sind, so daß die Katholiken einen gerechten Grund haben könnten, den Glauben, welchen sie unter dem Lehramte der Kirche bereits angenommen haben, so lange mit einstweiliger Zurückhaltung ihrer Zustimmung in Zweifel zu ziehen, bis sie den wissenschaftlichen Beweis der Glaubwürdigkeit und der Wahrheit ihres Glaubens würden zu Ende geführt haben, der sei im Banne" [3].

III.

Und jetzt zur Frage: Wie stehen die Mitglieder der akatholischen christlichen Confessionen der Offenbarung gegenüber, wie verhält sich bei ihnen Offenbarung und subjective Überzeugung?

Es ist Princip des Protestantismus — und nennen wir ihn, so nennen wir den gemeinsamen Grund aller akatholischen christlichen Re-

---

[1] Joh. 5, 44; vgl. 12, 43. [2] Gal. 5, 20.
[3] Vat. de fide, c. 3. Canones III. 6.

ligionsgesellschaften, die heute in Betracht kommen —, daß die heilige Schrift alleinige Quelle der durch göttliche Offenbarung mitgetheilten Wahrheiten ist, und daß dem Einzelnen die nöthige Summe der Wahrheiten auf dem Wege subjectiver Forschung in dem objectiv gegebenen Buche der Bibel vermittelt werde. Hierdurch ist offenbar der subjectiven Überzeugung ein weites Gebiet der Offenbarung gegenüber eingeräumt. Der Inhalt der Offenbarung ist in einem der Erklärung bedürftigen Buche festgebannt; die großen Hauptumrisse und Grundwahrheiten sind vielleicht unmißverständlich klar niedergelegt, so daß ein Verkennen wohl nicht leicht möglich ist; aber in allen übrigen Stücken ist Umfang und Verständniß an die subjective Kraft oder Lust der Forschung überliefert. So mag sich denn in der That „das Recht der persönlichen Überzeugung“ hier als Fundamentalprincip der Religion selbst geltend machen, und es ist dieses der Fall, so lange Jemand im guten Glauben (bona fide) einer akatholischen Confession anhängt. Es ist demnach unzweifelhaft, daß Akatholiken hier in einer andern Lage sich befinden, und daß bei ihnen das eintreten kann, was bei einem Katholiken nie zutrifft, daß sie der Offenbarung gegenüber (zwar kein objectives, aber) ein subjectives Recht der Überzeugung besitzen. Das hält so lange vor, als sie im guten Glauben und in der festen Überzeugung leben, daß ihre Confession die wahre Religion Christi ist, so wie sie Christus gewollt und gestiftet hat.

Es ist nun weiterhin keinem Zweifel unterworfen, und es ist wohlthuend für jeden Katholiken, zu denken, daß in der That viele, die sich außerhalb der katholischen Kirche befinden, vor Gott und ihrem Gewissen der guten Überzeugung leben, sie seien im Besitze der Wahrheit, in der von Christus gegründeten Kirche. Von Gewicht ist in dieser Beziehung, was Fr. Leopold Graf zu Stolberg an Sulzer schrieb, Worte, die auch sonst erwähnenswerth sind: „Sehr wahr und einleuchtend ist auch, was Sie vom eigentlichen Geiste des Protestantismus sagen, dessen Wirkung seinen Stiftern selbst entging, anizt aber, beim Lichte der Erfahrung, keinem denkenden Protestanten entgehen sollte. Indessen entgeht er manchen aufrichtig gesinnten, frommen Protestanten, deren es wahrlich auch unter den Gelehrten gibt, Männern, welche bei vielem Verstande und großen Kenntnissen mit Vorurtheilen befangen bleiben, dennoch aber der Lauterkeit ihrer Gesinnung wegen in die Kategorie solcher gehören, die Sie selbst als Brüder in Christo lieben. Unter den Ungelehrten (und, wie gesagt, auch unter einigen der Gelehrten) gibt es sehr viele,

welche vom Geiste des Protestantismus als solchem nicht angesteckt sind, nie unruhig wurden, weil sie in der heiligen Schrift volle Genüge finden und, von Herzen an Jesu Christo hangend, aus Liebe zu ihm thun und lassen, was sie aus Liebe zu ihm thun und lassen zu müssen glauben ..... Sie glauben, daß die Zahl solcher sehr gering sei. Und das thut mir wehe, weil ich glaube, daß ein solches Urtheil widrig wirken müsse ..... Ich rede aus Erfahrung. Sieben Jahre habe ich mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit gesucht, nachdem ich auf eine Weise, die Gott fügte, zum Suchen veranlaßt worden. Nach siebenjährigem Suchen ward ich wieder auf eine Weise, die Gott fügte, durch zusammentreffende Umstände zur Erkenntniß der Wahrheit geführt." [1]

Diesem Urtheile des erlauchten Convertiten stimmen wir gern bei. Es ist überhaupt eine Thatsache, daß die Katholiken den Ansichten aufrichtiger Protestanten mit Achtung und fast scrupulöser Rücksichtsnahme begegnen, daß sie den subjectiven Standpunkt derselben zu würdigen verstehen und ihnen gern ein subjectives Recht einräumen. Und hierin bethätigen sie die wahre Toleranz. Allein diese ist nie Gleichgiltigkeit gegen die objective Wahrheit, ist nie ein Schmälern oder Preisgeben derselben, ist nie eine Anerkennung, daß dem Irrthum von Rechtswegen dieselben Rechte gebühren, wie der Wahrheit, oder ein halbes Zugeständniß, als könnte die objective Wahrheit nicht als solche erkannt und bewiesen, oder der Irrthum nicht als solcher entdeckt werden. Der Katholik wird den Personen Rechte und Achtung zuerkennen, dem Irrthum nie und nimmer. Letzteres wäre eine Abläugnung der erkannten Wahrheit, oder ein Zugeständniß, daß die Wahrheit im großen Ganzen unerfindlich sei. Das kann nur der Skepticismus, für den alle Wahrheit problematisch ist: Quid est veritas? Auch der Protestant muß sich diese Frage stellen: Quid est veritas? Was ist Wahrheit? Von seiner subjectiven Aufrichtigkeit wird sein Urtheil, das Gott ihm dereinst sprechen wird, abhängen.

Obgleich wir also den guten Glauben recht gern bei vielen Protestanten voraussetzen, so kann doch auf der andern Seite nicht in Abrede gestellt werden, daß dem Protestanten gar Manches aufstoßen muß, was geeignet ist, ihm die Frage oder den Zweifel nahe zu legen, ob er denn in der Wahrheit sei.

Zunächst kann er sich der Wahrnehmung kaum entziehen, daß, wie

---

[1] Janssen, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, II. S. 436.

wir oben entwickelten, Christus und die Apostel eine Einheit der Lehre wirksam anstrebten und gegen keine Sünde so scharf und schneidig vorgehen, als gegen die subjective Auswahl, Auslegung oder Auffassung in Glaubenssachen. Man erinnere sich, was die Apostel Paulus, Petrus, Johannes, Judas gegen Irrlehrer und Sectenstifter schreiben. Die apostolische Kirche verdammt somit dasjenige, was ein naturnothwendiges Ergebniß des protestantischen Grundprincips ist. Ferner, kann die Zerfahrenheit der Secten die Erfüllung des Gebotes Jesu um Einheit sein? Weiterhin ist es ausgemacht, daß Gott will, alle Menschen sollen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen [1]; ebenso, daß Christus seine wahre Kirche kenntlich und auffindbar gemacht hat. Der Glaube ist ja ein Licht, die Verkündigung des Evangeliums ist dem hl. Paulus zufolge eine Erleuchtung [2]. Das Licht offenbart sich aber durch seine eigene Klarheit. So ist denn die katholische Kirche „einem unter den Völkern aufgerichteten Wahrzeichen vergleichbar, und ladet diejenigen, die noch nicht zum Glauben gelangt sind, zu sich ein" [3].

Alle diese Momente müssen in uns die Überzeugung wachrufen, daß in der That den Protestanten leicht Zweifel kommen können. Aber dabei dürfen wir die Macht der Vorurtheile nicht vergessen. Welches Zerrbild der katholischen Kirche, welche Entstellungen ihrer Lehren sind allein schon in den Katechismen enthalten, die zum Unterricht der protestantischen Kinder dienen? Und wie schwer ist es, Vorurtheile, die mit der ersten Erziehung sich dem Herzen eingesenkt haben, zu überwinden? Gerade diese erhalten gar leicht die Kraft und das Ansehen selbstverständlicher Grundsätze. Daher wird es begreiflich, daß das protestantische Volk leicht im guten Glauben sein kann; man sorgt ja dafür, daß es nur eine Carrikatur der katholischen Kirche sehe. Aber die Gelehrten? Die Macht anerzogener Ansichten, die traditionell als Erbgut eines Stammes sich festgesetzt haben und so gleichsam ein unantastbares Familienstück und eine unabweisbare geistige Mitgift geworden sind, ist auch hier in Anschlag zu bringen. Diese anerzogene Geistesrichtung gibt unbemerkt der ganzen Umgebung und aller Erfahrung und allen Studien ihre Färbung. Es mag wirklich bis zur geistigen Farbenblindheit kommen, die Alles schließlich nur in dem durch Erziehung eingeimpften Colorit erschaut.

[1] 1 Tim. 2, 4. [2] 2 Cor. 4, 6. [3] Vat. de fide, c. 3.

Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Thatsache, daß protestantische Gelehrte, selbst wenn sie sich über katholische Dinge und Lehren unterrichten wollen, nur zu häufig bloß zu protestantischen Büchern greifen. Bemerkenswerth ist, was der Kanzler Dr. J. Th. B. v. Linde mittheilt. Er schreibt u. A.: „Plank wurde auf die Bemerkung geführt, daß eine richtige Kenntniß der katholischen Glaubenslehren unter seinen Glaubensgenossen etwas Seltenes sei; und v. Beckedorff theilt die Erfahrung mit, daß nach der abschreckenden Schilderung, die den Protestanten von Jugend auf von den Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche gemacht werden, die Meinung, daß eine nähere Prüfung überflüssig, so tief gewurzelt sei, daß von hunderttausend Protestanten kaum einer gefunden werde, der sich wirklich die Mühe gegeben habe, das Lehrgebäude des katholischen Glaubens, gegen welches seine Protestation doch eigentlich gerichtet ist, in seinem Zusammenhange und in seiner wahren Bedeutung, also aus katholischen Quellen, kennen zu lernen, und es die Frage sei, ob unter hundert protestantischen Schriftstellern, die gegen die katholische Kirche geschrieben haben, auch nur ein einziger sich befinde, der jemals einen katholischen Katechismus durchgesehen habe."[1] Ein Beispiel der Art bieten die „Studien und Kritiken" 1878, 1. Heft. In dem Artikel „Kritische Studien zur Symbolik" wird für die katholische Lehre nicht auf katholische Schriftsteller zurückgegangen, sondern die Darstellung von Delitzsch und Öhler, also von Protestanten, zu Grunde gelegt (S. 97). Auch wenn auf katholische Quellen zurückgegangen wird, ist die einmal vorgefaßte Meinung so mächtig, daß man die Lehrbestimmungen von der Praxis trennt, jene als freilich umsichtige und im Allgemeinen gerechten Anstoß vermeidende bezeichnet, dagegen der katholischen Praxis und dem wirklichen Glauben des katholischen Volkes die alten Anklagen aufbürdet. Belege mögen folgende Sätze aus dem Artikel ‚Bilderverehrung' in der neuen Auflage der „Realencyklopädie für protestantische Theologie" (Leipzig 1878) geben: „Die Heiligenverehrung scheidet sie (die katholische Kirche) streng von der Heiligenanbetung, und in der Wirklichkeit richtet sich die katholische Andacht ganzer Völker weit mehr auf die Heiligen, als auf Christum ..." Nach Anführung der tridentinischen Bestimmung wird zur Erklärung angefügt: „Es erhellt daraus, daß die katholische Kirche, den anstößigen Namen Bilderanbetung vermeidend, so ziemlich die Sache selbst eingeführt

[1] Berichtigung confessioneller Mißverständnisse, 1. Heft, VI.; vgl. XVIII.

hat. Dasselbe ergibt sich, wenn wir auf die Wirklichkeit unser Augenmerk richten. Für das Volk besteht der künstliche Unterschied, den die Kirche macht und zum Theil selbst aufhebt, ganz und gar nicht. Die Kirche weiß das sehr wohl; das gehört aber zu den Dingen, die sie aus zärtlicher Liebe duldet, ohne sie zu billigen.“ So schreibt Dr. Herzog, ordentlicher Professor der Theologie in Erlangen. Also so tief ist das Vorurtheil eingerostet, daß man lieber die ganze katholische Kirche in ihren Häuptern der Heuchelei beschuldigt, als an der vorgefaßten Meinung zweifelt. Da drängt sich freilich die Frage auf, ob denn in der That eine solche Unterstellung subjectiv möglich ist ohne Verletzung jener Pflichten ernster und genauer Forschung, zu der ein Schriftsteller und Lehrer der Wahrheit und seinem Publikum gegenüber gehalten ist. Gewiß, man hält es für eine Ehrenpflicht, bei der Darstellung des altheidnischen griechischen und römischen Lebens, bei einer Abhandlung über indische Mythologie u. s. f. nicht bloß auf die Quellen selbst zurückzugehen und diese allseitig zu durchforschen, sondern auch die ängstlichste Sorge zu tragen, damit man nicht etwa fremde Anschauungen oder andere Ansichten jenen alten Völkern zutheile — sollte sich denn nicht der Gedanke nahelegen, daß dasselbe Gesetz der Billigkeit auch uns Katholiken gegenüber gelte?

Ein anderer Umstand, der Nachdenken hervorrufen soll und wird, sind die hehren Gestalten und edlen Charaktere der Convertiten, die von der Reformation an bis auf unsere Tage die Spaltung verlassen und sich der Mutterkirche zugewendet haben. Die innere Geschichte derselben weist nach, daß in der That „Gott will, daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen“, daß die Gnade in mannigfaltigster, den individuellen Charakteren angepaßter Weise anpocht und, falls sie nicht zurückgewiesen, übertönt oder unterdrückt wird, zur Erkenntniß der vollen Wahrheit geleitet. Oder pocht etwa die Gnade nur bei jenen an, die schließlich wirklich zur Einheit der Kirche zurückkehren? Oder werden Zweifel nicht auch niedergekämpft aus Gründen, die mit dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit nichts zu schaffen haben? Hier liegt das einzelne Gewissen nur vor Gott offen dar; daher darf man sich über den Einzelnen kein Urtheil erlauben. Sicher ist bloß im Allgemeinen, daß Viele den an sie ergehenden Ruf der Gnade verschmähen. Die Parabel des Evangeliums von den zur Hochzeit Eingeladenen bewahrheitet sich auch hier. Die Entschuldigungen sind die gleichen. Treffend sagt Graf Stolberg in einem Briefe: „Gott führt nicht den

Einen auf Wahrheit, den Andern auf Irrthum; der Weg des Irrthums ist als solcher nicht sein Weg, wiewohl er sich von dem, welcher in seiner Erkenntniß treu, immer bereit, erkannter Wahrheit zu huldigen und sie zu suchen ernstvoll bemüht ist, auch auf diesem Wege finden läßt, das heißt, ihm entgegenkommt. Ernste Prüfung, verbunden mit tiefer Demuth und mit gläubigem Gebete, verfehlt gewiß nicht den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; er ist nicht Wege, er ist Weg; er ist nicht Meinungen, er ist eine Wahrheit; er ist nicht Ja und Nein, er ist Ja und Amen. Daher auch wir nicht jahen und neinen dürfen nach unserem Gutdünken, nicht aussuchen und uns, Jeder nach seinem Geschmack, eine Olla potrida zurecht ragoutiren, sondern wir müssen sein Osterlamm essen, wie er's gibt, und es darf nichts davon ungegessen bleiben."[1] Es mag sein, daß wir uns täuschen, aber uns kommt es immer vor, als ob die beständigen und zahllosen Angriffe auf die katholische Kirche, wie sie auch von protestantischen Sonntagskanzeln herunter als nahezu ordinärer Predigtstoff oder wenigstens als Würze verwandt werden, Beweise eines unruhigen Gewissens und Zeichen seien, daß man sich im eigenen Lager nicht sicher fühlt, nicht im Besitze der Wahrheit. Ein geistreicher protestantischer Gelehrter gibt als Grund hiervon die Furcht vor der katholischen Kirche an, ein ganz verwandtes Gefühl[2].

Wir schließen diese Erörterungen, indem wir nochmals einen Satz aus Stolberg ausheben: „Ich bitte und beschwöre dich aus allen Kräften herzlichster Liebe, dich nicht bei Zweifeln zu beruhigen. Gott hat das Recht, Gehorsam des Glaubens zu fordern, da er jedem, der mit Gebet, mit Tugend und mit ernstem Forschen darnach ringt, Wahrheit zu finden verheißt und sie gewiß finden läßt."[3] Zwei belangreiche Be-

[1] Janssen, a. a. O. S. 16.

[2] Ullmann schreibt: „Jener kleinliche Haß unserer Theologen gegen den Katholicismus und die römische Hierarchie ist unter den protestantischen Predigern noch immer ziemlich modisch. Viele dieser Herren machen es sich zum Geschäft ihres Lebens, den riesigen Leichnam der römischen Kirche von allen Seiten zu betasten und von Zeit zu Zeit einmal auszurufen: ‚Ach, wie greulich er verwest!' Aber obgleich sie täglich über den Fortschritt dieser Verwesung Bericht erstatten, so können sie doch immer noch nicht die Furcht los werden, der Riese werde noch einmal wieder lebendig werden und durch sein Niesen die Liliputer in alle Lüfte schleudern. Deßhalb versichern sie noch täglich ihren Amtsbrüdern, der Alte sei wirklich todt." (Vgl. Dr. B. v. Linde, Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine, S. VII.)

[3] Janssen, a. a. O. S. 142.

merkungen: sich nicht bei Zweifeln beruhigen, für Protestanten — die Wahrheit kann und soll auch von den Getrennten erkannt werden, für uns Katholiken, stets ungescheut die Fahne der Wahrheit hochzuhalten. In hoc signo vinces.

J. Knabenbauer S. J.

Die Schattenseiten der kirchenpolitischen Zustände Nordamerika's für die katholische Kirche.

Rom und Washington, die katholische Kirche und die Vereinigten Staaten, bilden unstreitig einen seltsamen Contrast. Dort die älteste und ehrwürdigste aller christlichen Gemeinschaften, mit ihrer ununterbrochenen Primatenreihe hinreichend in die Tage der römischen Cäsaren, der griechischen Kunst, der jüdischen Synagoge und des altägyptischen Tempeldienstes — hier der neueste und jüngste der christlichen Staaten, von der Vergangenheit fast losgetrennt, mit Ungestüm der Gegenwart sich bemächtigend und vielverheißend in die Zukunft ausschauend, da ein Jahrhundert des Bestandes ihm genügte, um an materieller Macht und Bildung zehn Jahrhunderte der europäischen Gesellschaft einzuholen und zu überflügeln. Dort eine monarchisch-hierarchische Verfassung, welche den Anfängen aller europäischen Verfassungen und Rechtsinstitutionen vorausgeht, den Sturz der größten Weltreiche überlebt hat, das große Princip der Autorität und des göttlichen Rechtes siegreich durch die Stürme zweier Jahrtausende hindurchtrug — hier eine demokratisch-republikanische Verfassung, welche das Princip der Freiheit auf ihr Banner schrieb und auf das Wandelbarste hienieden, den Willen eines Volkes, gebaut scheint. Dort ein ungeheures Streben und Ringen nach dem Ewigen, das heiligend und segnend die Wissenschaft und Kunst, das Rechts- und Volksleben der Nationen durchdringt und himmelan rafft — hier eine unersättliche Begierde nach den Gütern der Erde, nach Macht und Besitz, irdischem Wohlsein und ungebundener Freiheit, das die Einzelnen trennend auseinander zieht und bei allem Glanz der staatlichen Gesammtheit in Einzelinteressen verkümmern läßt.

Sind diese Contraste unaussöhnbare Gegensätze, deren Conflict

nur durch vollständige Trennung der beiden Antipoden vorgebeugt werden kann?

Der Liberalismus bejaht dieß. Der Protestantismus hat den Gegensatz noch zu verschärfen gesucht und erwartet das Heil Amerika's davon, daß nicht der Staat von der Kirche, sondern der Katholicismus Amerika's von seinem Lebensquell, „dem ausländischen Souverän, dem hierarchischen Rom, der monarchischen Kirche", losgerissen werde. Amerikanische Patrioten hinwieder haben die Verfassung ihres Landes in so strahlendem Lichte erschaut, daß sie nicht anstanden, den Contrast zwischen Rom und Washington als vollständig ausgeglichen zu betrachten. „Die amerikanische Verfassung," schrieb im Jahre 1863 der hochverdiente Brownson, „erkennt nur die katholische Religion an; sie widerspricht aller Häresie, und keiner Secte ist es noch gelungen, ihre Eigenthümlichkeiten in die Grundsätze und Gesetze des Staates einzudrängen. Dagegen schmiegt sich diese Verfassung jeder katholischen und universellen Religionswahrheit an und läßt Alles, was nicht diesen Charakter hat, bei Seite liegen, um es leben oder sterben zu lassen, je nach dem Grade von Lebensfähigkeit, der ihm gerade innewohnt. Das Gewissen des Staates ist katholisch, nicht sectirerisch; deßhalb konnte man ohne Gefahr den falschen Religionen wie der wahren die größte Freiheit gewähren; denn der Staat, kraft seiner katholischen Organisation, kann den Anhängern des Irrthums nie verstatten, das Gewissen der wahren Gläubigen zu unterdrücken. Mit einer unabhängigen Kirche und einem Staate, der mit ihren Principien im Einklang steht, besitzt der Katholicismus in dieser doppelten Freiheit allen Schutz, dessen er bedarf, alle Sicherheit, die er beansprucht, alle Hilfe, die er von der äußeren politischen Gesellschaft erwarten kann."

Keine dieser drei Antworten entspricht dem katholischen Standpunkt. Wie der Staat überhaupt keinen unversöhnlichen Gegensatz zur Kirche bildet, so steht auch die katholische Kirchenverfassung speciell dem amerikanischen Staate und seiner Verfassung nicht als schroffer Widerpart gegenüber. Freilich stehen ihre Grundsätze mit denjenigen des amerikanischen Staatsrechts nicht in jener principiellen Harmonie, welche Brownson darin zu finden glaubte, indem er eine aus dem Schooße eines protestantischen Volkes hervorgegangene Verfassung katholisch zu sein zwang und die nothwendigen Forderungen der wahren Kirche Christi an die Menschheit willkürlich begrenzte. Aber Brownson hat insofern vollkommen Recht, daß die katholische Kirche sich praktisch, that-

sächlich, mit jener Constitution verträgt, daß das amerikanische Recht der wahren kirchlichen Freiheit mächtige Stützpunkte bietet, daß die katholische Kirche hinwieder, die Schöpferin und Beschützerin wahrer Freiheit und freiheitlicher Institutionen im Mittelalter, sich mit den demokratischen Staatsformen Amerika's genügend versöhnt, um nicht als Feindin, sondern als segensvoller Schutzengel derselben betrachtet zu werden.

Wenn die nordamerikanische Union der katholischen Kirche zu großem Danke verpflichtet ist, so ist diese Dankesschuld theilweise dadurch abgetragen, daß der Staat ihr in hohem Grade die Bethätigung ihrer Lebenskräfte verstattete. Hierin liegt die Lichtseite der amerikanischen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, wenn wir sie vom kirchlichen Gesichtspunkte aus betrachten. Die Kirche ist frei in ihrem Bestande, in ihrer Organisation, in ihrer Lebensthätigkeit nach Innen und Außen. Der Papst kann ungehindert neue Bisthümer errichten und Bischöfe ernennen. Die Bischöfe können neue Kirchspiele gründen, die religiösen Orden Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten und Klöster stiften, die Gläubigen sich zu Bruderschaften und religiösen Vereinen schaaren, der Pfarrer seine Pfarrei regieren, die kirchliche Autorität durch alle Instanzen hinab die Gesetze der Kirche in Anwendung bringen, ohne daß ein Civil- oder Gerichtsbeamter des Staates sich dareinmischen kann; der Verkehr aller kirchlichen Behörden unter sich und mit Rom ist frei; kein Placet ist für Hirtenbriefe und Proclamationen erforderlich; keine Staatsbehörde mischt sich in die Erziehung, Anstellung und Amtsführung des Klerus; die Kirche kann ihren Ehegesetzen volle Geltung verschaffen; von Gelübden und Ordenstracht nimmt der Staat keine Notiz; der katholische Priester ist der Militärpflicht enthoben, der Fähigkeit staatlicher Beamtung entrückt, aber in voller Freiheit, seine religiösen Ansichten auf der Kanzel, wie in Wort und Schrift, auf Versammlungen und im Privatverkehr zu äußern; katholische Pfarreien, Ordensgenossenschaften und Anstalten können eben so gut Corporationsrechte erhalten, wie die protestantischen. Die Pfarrei genießt dann den gesetzlichen Schutz ihrer corporativen Rechte und der Immunität von der staatlichen Besteuerung; sie kann innerhalb der von der Gesetzgebung festgesetzten Grenzen Eigenthum erwerben und dasselbe gemäß dem eigenen Kirchenrecht verwalten.

Diese Freiheit, grundsätzlich durch die Bundesverfassung gewährleistet, hat praktisch durch Gesetzgebung und Brauch der Einzelstaaten im Laufe des verflossenen Jahrhunderts nicht nur nicht abgenommen, sondern,

wenige Ausnahmen abgerechnet, stetig zugenommen. Die einzige Verfassung von New-Hampshire trägt heute noch den Stempel protestantischer Intoleranz, was freilich nicht verhindern konnte, daß die katholische Bevölkerung in dem einst ganz protestantischen Neu-England beinahe eine Million, d. h. $^1/_4$ der Gesammtbevölkerung, erreichte. In allen übrigen Staaten können die Katholiken zu jeglichem Amt gelangen, steht die katholische Kirche gleich frei und vollberechtigt allen übrigen Glaubensgenossenschaften gegenüber.

Doch in dieser Gleichstellung ist auch schon die Schattenseite berührt, welche die Freundschaft von Staat und Kirche in Amerika trübt und welche es unmöglich macht, die jetzigen kirchenpolitischen Zustände daselbst als auch nur annähernd ideal zu betrachten. Wir haben die Lichtseite mit voller Wahrheitsliebe hervorgehoben, wir müssen auch die Schatten eben so offen bekennen.

1. Vor Allem ist die kirchliche Freiheit durch Amendement 1. der Bundesverfassung formell auf eine principielle Grundlage gestellt, welche der Natur des Christenthums widerstreitet und, consequent durchgeführt, zur vollständigen Elimination der geoffenbarten Religion aus dem bürgerlichen und staatlichen Leben führen müßte. Die Religion wird nämlich in dieser Gesetzesbestimmung gleich dem Recht der mündlichen und schriftlichen Meinungsäußerung und dem Versammlungs- und Petitionsrecht als eine rein individuelle Angelegenheit dem Belieben der Einzelnen überlassen, und es wird Jedermann freigestellt, von jeder Form des Christenthums zu einer andern und von dieser zum Judenthum, Islam oder Heidenthum überzutreten, — eine Verfügung, durch welche der Staat sich außer den Boden des Christenthums stellt und praktisch dessen berechtigte Anerkennung durch die bürgerliche Gesellschaft läugnet. Denn dem christlichen Staate kann es nicht gleichgiltig sein, ob seine Bürger Heiden oder Christen sind; er muß die göttlich geoffenbarte Religion bevorzugen und beschätzen.

2. Vermöge dieser vollständigen Abstraction der bürgerlichen Gesellschaft von aller und jeder Religion wird nun die von Christus gestiftete Kirche praktisch auf eine Linie gestellt mit den willkürlichsten menschlichen Religionssystemen und Träumereien, mit dem Islam und dem Polytheismus, soweit sich diese nicht gerade durch grobe Ausschreitungen unmöglich machen. Sie hat nicht mehr Rechte und keine größere Anerkennung, als die jüdische Synagoge oder die jüngste Secte, die sich zur Abwechslung eine neue Religion aus mißverstandenen Bibelstellen her-

ausgelesen. Der Staat ist hierdurch dem Einfluß des kirchlichen Lehramtes völlig entzogen — thatsächlich religionslos.

3. Man sage nicht, die Wahrheit sei so groß und mächtig, daß sie nur der Freiheit bedürfe, um gegen den Irrthum unfehlbar zum Siege zu gelangen. Eine unausbleibliche Folge der sogen. „Religionsfreiheit" in Amerika war, daß sich die protestantischen Secten immer mehr zersplitterten und pulverisirten, daß der Unglaube in ungeheuren Verhältnissen überhand nahm, daß die religiöse Gleichgiltigkeit in noch weiteren Kreisen um sich griff. Damit erlosch nothwendig das Bewußtsein, daß der Einzelne wie der Staat die Pflicht hat, sich der von Gott geoffenbarten Religion zu unterwerfen und daß diese Religion nur eine ist und sein kann. Weithin zerstreut in diesem Dunstkreis von Unglauben und Sectirerei haben Tausende von gläubigen Protestanten und Tausende von Katholiken nicht nur den Glauben, sondern auch das Bedürfniß nach dem Glauben und die richtige Idee der göttlichen Offenbarung völlig verloren. Nach den fleißigen statistischen Untersuchungen des irischen Dominicaners Stephan Byrne müßten die Katholiken in den Vereinigten Staaten, ohne jenen massenhaften Abfall, heute dreimal zahlreicher sein, als sie es wirklich sind [1].

4. Während die Freimaurerei und der Unglaube durch die berühmten vier Freiheiten den unumschränktesten Spielraum erhielten, wurde die den Katholiken in der Bundesverfassung zugestandene Freiheit gar vielfach durch die Gesetzgebung der Einzelstaaten verkümmert und rang sich nur langsam zu jenem Grade von Vollständigkeit empor, dessen die Katholiken Amerika's heute sich erfreuen. Mehrere Staaten schlossen sie bis in die 30er und 40er Jahre hinein von allen öffentlichen Ämtern

---

[1] „Es haben in den Vereinigten Staaten vom Anfange dieses Jahrhunderts an zahlreiche Bekehrungen zum Katholicismus stattgefunden. Eine schöne Anzahl von diesen Convertiten waren Männer von hervorragender Begabung und bekleideten die höchsten Ämter in Kirche und Staat. Nichtsdestoweniger ist es eine durchaus unläugbare Thatsache, daß eine beträchtliche Anzahl von Auswanderern und ihren Kindern durch das ganze Land hin den Glauben verloren haben, theils wegen Mangels an Geistlichen und Kirchen, theils wegen Eingehung heterodoxer Familienbeziehungen oder sonstiger socialer Verbindungen. Die katholische Bevölkerung beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr 6—7 Millionen; hätten aber alle katholischen Einwanderer der letzten zwei Jahrhunderte nur einigermaßen entsprechende Gelegenheit gehabt, ihren religiösen Glauben zu prakticiren, so müßte ihre Zahl unzweifelhaft das Dreifache betragen." Irish Emigration. What it has been and what it is. New-York 1873, p. 56.

aus, New-Hampshire behandelt sie heute noch als Heloten und Feinde, die Tribut zahlen dürfen, aber einer Beamtung unfähig sind. Erst in den letzten drei Jahrzehnten wurde die katholische Gemeindebildung und Pfarrverwaltung auf einen der katholischen Kirche entsprechenden Fuß gestellt, bis dahin war sie in den meisten Staaten steten Plackereien und Störungen ausgesetzt. Eine unduldsame protestantische Propaganda bedrängte das katholische Apostolat auf Schritt und Tritt und steigerte sich in der Knownothings-Bewegung zur offenen Verfolgung.

5. Der Widerspruch des Freiwilligkeitssystems, wie es sich im Schooße des Protestantismus entwickelt hatte, mit der Organisation der katholischen Kirche liegt auf der Hand. Der Staat, der weder als Centralstaat noch als Einzelstaat von der Kirche als solcher Notiz nahm, machte die Ertheilung corporativer Rechte davon abhängig, daß sich die Kirche bei ihm als „Gemeinde" durch eine gemischte Commission, durch jährlich neuzuwählende, der Gemeinde verantwortliche Laien vertreten ließ, welche sich natürlich ob solchen Mandats zur Mitregierung in der Kirche Gottes berufen zu sein glauben mußten. Bei den Puritanern, Presbyterianern und Baptisten war das eine selbstverständliche Sache; die Hochkirche, von ihrem König und Papst losgerissen, hatte keine Schwierigkeit, sich von weltlichen Königlein mitregieren zu lassen. Der katholischen Kirche aber ist eine solche demokratische Laienverwaltung durchaus fremd: denn Christus hat sie nicht auf einen sogen. Corpus catholicum, oder einen Oberkirchenrath, oder einen Administrationsrath, oder wie dergleichen halbprotestantische, gallicanische und josephinistische Behörden sonst noch heißen, gebaut, sondern auf Petrus und die Apostel, auf eine von der Laiengewalt ganz unabhängige Hierarchie. Wohl hat sich die Kirche deßhalb im Zustande äußerer Bedrückung und gelinder Verfolgung da und dort die drückende Hilfeleistung solcher anormaler Kirchenautoritäten gefallen lassen müssen; aber sie hat immer darunter gelitten. Ihr innerstes Wesen erheischt, daß sie ihre Güter selbst verwaltet und ihre Angelegenheiten selbst besorgt, ohne einen Laienrath oder einen Verwaltungspräsidenten, oder eine amphibialisch zwischen Kirche und Staat schwimmende Laienbehörde um Erlaubniß fragen zu müssen.

Obwohl den Trustees durch das sogen. Freiwilligkeitssystem weniger Gewalt eingeräumt war, als manche josephinistische Laienbehörden in Europa noch heute in kirchlichen Dingen besitzen, so wurde durch ihre jährliche Neuwahl, ihre Betheiligung an der Verwaltung u. s. w. doch

nicht nur das Laienelement, sondern auch der Demokratismus in das kirchliche Forum hineingetragen. Es wurde den Laien sehr leicht gemacht, den Einfluß des Pfarrers zurückzudrängen oder in Vereinigung mit diesem der bischöflichen Gewalt entgegenzutreten und die Pfarrei thatsächlich, aus dem hierarchischen Verband herausgerissen, auf die Independenten-Stellung der Congregationalisten-Gemeinde zu bringen. So lange die Trustees eifrige und gehorsame Söhne ihrer Kirche waren, so lange die Priester allen persönlichen Ehrgeiz dem kirchlichen Gehorsam zum Opfer brachten, war das allerdings nicht zu befürchten.

Im Vertrauen auf die Tugend des Klerus und der Trustees einerseits, wie auch um sich möglichst den allgemeinen Landesverhältnissen anzupassen, wagte es Bischof Carroll, das Freiwilligkeitssystem, wie es sich in den protestantischen Gemeinden ausgebildet hatte, ohne Modification auch für die katholische Kirche zu adoptiren. Doch er schon mußte es bitter erfahren, daß auch amerikanische Trustees und Katholiken Menschen sind, und daß es für den Laien einen gefährlichen Reiz hat, sich in die Regierung der Kirche zu mischen. Die Verwicklungen, in welche er selbst gerieth, häuften sich unter den Bischöfen Cheverus von Boston und Egan von Philadelphia; sie nahmen in dem Maße zu, als die Zahl der Bisthümer und die Union selbst sich erweiterte, während der katholische Klerus nicht zahlreich genug war, um unter so schwierigen Verhältnissen der ungeheuren Aufgabe des Apostolats und den dringenden Forderungen der Kirchenverwaltung überall in gleichem Maße zu genügen.

Von der Gründung der amerikanischen Kirche herab bis auf unsere Tage hat die Geschichte fast sämmtlicher Bisthümer von „rebellischen Trustees“, „Trustee-Scandalen“ und verhängnißvollen Wirkungen des „Trusteeism“ zu erzählen. Die Entwicklung des katholischen Lebens auf mehreren der bedeutsamsten Missionspunkte ist durch die Folgen des Trustee-Systems um ganze Jahrzehnte verzögert oder durch ständige Schwierigkeiten aufgehalten worden. Als der Dominicaner John Connelly, zweiter Bischof von New-York, 1815 von Rom nach New-York kam (der erste ernannte Bischof dieser Stadt war, ohne Amerika zu erreichen, in Neapel gestorben) und die ersten Verfügungen traf, um die provisorischen Verhältnisse der Mission in festere, geordnete Zustände umzuschaffen, stellte es sich gleich heraus, daß die Laien sich bereits die Anschauungen des freien protestantischen Kirchenrechts angeeignet hatten. Sie betrachteten Anstellung wie Besoldung der Pfarrgeistlichen als eine

von ihren Majoritätsbeschlüssen abhängige Sache, fixirten die Gehälter, erhoben oder verminderten dieselben je nach ihrer Zufriedenheit mit Predigt und Prediger, und verlangten von dem Bischof den und den Geistlichen für so und so viel Dollars. Um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen, ließ der Bischof die Rechtsfrage vorläufig unberührt, ging auf die Wünsche der Trustees als Wünsche ein und hoffte, durch seinen persönlichen Einfluß die gemachten Concessionen in's Gleichgewicht zu bringen. Aber schon 1818 stand er in Folge derselben einem ehrgeizigen und störrischen Pfarrer gegenüber, der sich seiner Leitung nicht fügte, sich mit den Trustees zu offener Opposition verband, die über ihn ergangene Absetzung nicht anerkannte und schließlich Recurs nach Rom ergriff. Welche Lage für einen Bischof mitten in einer erst werdenden Mission, unter einer überwältigenden Masse von Protestanten, mit nur vier Priestern für 13,000 weit zerstreute Gläubige! Der Fall stand aber nicht vereinzelt.

Schon Bischof Carroll hatte ähnliche Mißstände in Boston, New-York, Philadelphia getroffen. In New-Orleans wie in Detroit und Buffalo tauchten später ganz dieselben Schwierigkeiten auf und verursachten diesen Diöcesen Jahre und Jahrzehnte der Verwirrung. Zum eigentlich classischen Boden derselben wurden die beiden Städte New-York und Philadelphia. Bischof Dubois, der Nachfolger Connelly's in ersterer Stadt, schlug zwar gleich nach seiner Inthronisation einen energischeren Ton gegen die Trustees an; allein das Übel war nun einmal eingerostet und er hatte während seiner ganzen Amtsdauer (1826—42) dawider zu kämpfen. Selbst das Besetzungsrecht seiner eigenen Kathedrale wurde ihm streitig gemacht, indem die Laienverwaltungsräthe sich weigerten, für den von ihm angestellten, der Gemeinde mißliebigen Geistlichen ein Gehalt zu votiren, und er sah sich zu dem Ultimatum gedrängt: „Meine Herren! Votiren Sie den Gehalt oder votiren Sie ihn nicht, wie Sie wollen; ich brauche nicht viel; ich kann drunten im Keller wohnen oder oben im Dachstüblein; aber ob ich vom Keller herauf oder vom Dachstüblein herunter komme, werde ich nichtsdestoweniger Ihr Bischof sein!" Als der greise Bischof bereits vom Schlage getroffen war und Bischof Hughes als Coadjutor die Leitung der Geschäfte übernommen hatte (1837), setzten die Trustees ihren Guerillakrieg gegen die kirchliche Autorität unermüdlich weiter, warfen einen vom Bischof angestellten Lehrer aus der Sonntagsschule heraus, stellten eigenmächtig einen andern an und ergaben sich erst, als Bischof Hughes in einem Hirtenbrief gegen sie an

die Gemeinde appellirte, diese selbst zur Anerkennung der kirchlichen Autorität zurückrief und die „Übel und Gefahren des Lay-Trusteeism“ durch eine Reihe von Conferenzpredigten zum allgemeinen Bewußtsein brachte.

Noch viel acuter trat das Übel in Philadelphia auf. Bevor die Stadt zum Bischofssitze erhoben war, hatte sie schon (1797—1802) ein fünfjähriges Schisma erlebt, welches die Trustees der deutschen Dreifaltigkeitskirche im Bunde mit zwei widerspenstigen Geistlichen erregt hatten. 1810, nachdem der Franciscaner Mich. Egan Bischof geworden und die Vergrößerung der Stadtgemeinde eine entsprechende Vergrößerung der Kathedrale nöthig machte, brach der Streit auf's Neue an des Bischofs eigener Kathedrale St. Mary's aus. Die Trustees beanspruchten entscheidende Stimme bei Anstellung des Pfarrers; der Bischof leistete den von seinem Amte gebotenen Widerstand, starb aber, ohne die nun ausbrechenden Wirren beilegen zu können, welche, nach der Volksmeinung, nicht geringen Antheil an seinem vorzeitigen Tode hatten. Sein Nachfolger, Dr. Conwell, der als Greis von 73 Jahren von Armagh (Irland) herüberkam, um mit der Leitung der schwierigen Diöcese auch die traurige Erbschaft dieses Streites zu übernehmen, sah sich gleich bei seiner Ankunft genöthigt, den beredten Pfarrer seiner Kathedralkirche, Hogan, wegen incorrecter Aufführung zu suspendiren. Da schloß sich die alte Partei der Laien-Trustees dem Suspendirten an, sammelte alle Mißvergnügten um ihr Banner, vertrieb den Bischof und dessen Klerus gewaltsam aus der Kathedrale und setzte Hogan zu ihrem Pfarrer ein (Sommer 1821). Die Mehrzahl der Kirchstuhlbesitzer (pewholders) waren treue Katholiken, die zu ihrem Bischof hielten, und bekämpften das eigenmächtige Vorgehen der Laien-Trustees. Der Kirchenverwaltungsrath (board of trustees), auf welchen die Kathedrale incorporirt war, bestand gesetzlich aus den drei daran angestellten Geistlichen und acht von der Gemeinde ernannten Laien. Die Ernennung der Erstern war vom Gesetze nicht näher bestimmt, also der kirchenrechtlichen Autorität des Bischofs überlassen. Diese Ernennung beanspruchten die schismatischen Trustees als ein ihnen zustehendes Recht und zwangen den Bischof, die Kathedrale zu räumen und sich in die alte St. Josephs-Kapelle zurückzuziehen.

Bei der Neuwahl der Trustees am Ostertag 1822 gedachten die Kirchstuhlbesitzer dem Scandal durch ihre Majorität ein Ende zu machen. Aber die Schismatiker hatten einen Haufen akatholischen Pöbels

mit zur Wahl gebracht, entweihten die heilige Stätte, wo die Wahl stattfand, durch eine blutige Balgerei und behaupteten sich mit karger Majorität im Besitze der Kirche. Von Rom aus verurtheilt, unterwarf sich Hogan scheinbar, erneuerte aber, von den Trustees aufgestachelt, noch im selben Jahr seine Rebellion und würde dieselbe fortgesetzt haben, wenn ihn nicht seine Leidenschaft zur vollen Apostasie gedrängt hätte. Er zog weg, heirathete und heirathete abermals, ward Zollbeamter in Boston, eifriger Förderer der Knownothing-Bewegung und starb 1851 reuelos an einem Schlagfluß. Die Trustees suchten und fanden indeß einen Unglücklichen, der an Hogans Stelle die Unordnung in Philadelphia fortsetzte; doch unterwarf dieser sich 1825 und that Buße.

Um den Frieden nun zu sichern, ließ sich der des Kampfes müde, fast 80jährige Bischof mit den Trustees auf ein Compromiß ein. In den Artikeln desselben erkannten die Trustees den Bischof als Inhaber der Kathedrale an, sicherten seinen Gehalt und überließen es ihm, die andern zwei Geistlichen der Kathedrale zu ernennen, behielten sich aber vor, bei diesen Ernennungen eine ihnen mißliebige Persönlichkeit durch ein zur Hälfte aus ihrer Mitte, zur Hälfte aus drei Geistlichen bestehendes Schiedsgericht zu entfernen. Der Bischof unterzeichnete diese Artikel am 9. Oct. 1826, hob das über die Kathedrale verhängte Interdict auf und stellte zwei Geistliche an, gegen welche die Trustees keine Einwendung machten. Aber nebenher verfaßten und unterzeichneten die Letztern (nach Versicherung des Bischofs — ohne sein Vorwissen) eine Reihe anderer Artikel, in welchen das Compromiß als ein bloßes Friedensprovisorium bezeichnet und ihm jede künftige Geltung als Präcedenzfall abgesprochen wurde. Die Trustees legten darin feierliche Verwahrung für ihr „inhärentes Präsentationsrecht“ ein und verstiegen sich sogar zu der Erklärung, künftig keinen Bischof mehr anerkennen zu wollen, „es sei denn, daß seine Ernennung mit der Approbation (!) und auf die Empfehlung des katholischen Diöcesanklerus getroffen worden sei“.

Die vereinbarten Artikel, von denen eine Abschrift nach Rom gelangte, wurden durch die Propaganda in feierlicher Sitzung vom 30. April 1827 verworfen und der Bischof von dem damaligen Präfecten der Propaganda, Mauro Capellari (später Gregor XVI.), aufgefordert, den Entscheid sowohl auf der Kanzel als in den Zeitungen zu veröffentlichen. Der greise Prälat unterzog sich diesem Befehle mit bewundernswerther Demuth. Aber auf die Trustees, welche sich über Papst und Bischof erhaben glaubten, machte weder die Unterschrift Leo' XII., noch das Beispiel

Bischof Conwells einen Eindruck; sie setzten hartnäckig das Schisma fort. Von den beiden Geistlichen, welche in Folge des Compromisses die Pfarre St. Mary's verwalteten, zog sich der eine noch 1826 durch Insubordination die Strafe der Suspension zu; beide mußten 1827 wegen schlechten Betragens abberufen werden. Während der Bischof selbst nach Rom berufen wurde, appellirten sie gegen ihre Abberufung „um Schutz gegen den Eingriff einer fremden Macht" an die amerikanische Centralregierung. Das auswärtige Amt in Washington trat hierauf durch den Gesandten in Paris mit dem päpstlichen Nuntius daselbst in Unterhandlung, überzeugte sich aber bald, daß der Klagepunkt über das Rechtsgebiet des Staates hinausliege und überließ die Frage als eine kirchliche den kirchlichen Behörden. Hierauf gaben die beiden Geistlichen nach und verließen Philadelphia; aber nicht so die Trustees.

Bischof Kenrick, welcher 1830 zum Administator der Diöcese eingesetzt worden war, sah kein anderes Mittel, als sich selbst zum Pfarrer von St. Mary's zu ernennen und die Trustees dadurch zu überrumpeln, daß er auf ihre Proteste hin geradewegs auf die ihm streitig gemachte Kanzel ging und von da herab das Treiben der Trustees in so beredter Weise zusammenschlug, daß die Mehrheit der Gemeinde entschieden zu ihm übertrat und die Trustees zum Rückzug blasen mußten. Als sie im Mai 1831 nochmals ihr selbsterfundenes Kirchenrecht geltend zu machen versuchten, interdicirte Bischof Kenrick Kirche und Kirchhof. Da endlich brach das Eis, die Trustees krochen zum Kreuz, und der ärgerliche Kirchenstreit, der zwanzig Jahre lang die Katholiken entzweit, die Protestanten erfreut, die Organisation der Diöcese gehemmt, die Entwicklung des kirchlichen Lebens aufgehalten hatte, nahm endlich ein Ende.

Bischof Kenrick konnte nun seine Visitationsreise antreten und fand gleich in Pittsburg dieselben Händel. Die Trustees sagten hier, wie in Philadelphia: wir haben die Kirche gebaut und können sie also besetzen, wie wir wollen! Der Bischof mußte auch hier wieder Dinge predigen, die sich für jeden Katholiken von selbst verstehen. „Die Kirche gehört euch," sagte er ihnen von der Kanzel der streitigen Patrickskirche herab, „ihr könnt damit anfangen, was ihr wollt. Ich beanspruche kein Recht, mich in eure Verfügungen irgendwie zu mischen. Macht eine Fabrik daraus, wenn ihr wollt; ich habe nichts dawider einzuwenden. Aber etwas sage ich euch, und zwar das: wenn es eine katholische Kirche sein soll, so müßt ihr euch den Gesetzesforderungen unterwerfen, welche ich euch vorgelegt habe. Und nun thut, was ihr wollt." Dieser ruhig-energischen Sprache der

kirchlichen Autorität gegenüber erwies die „Volkssouveränetät" allerdings auch hier ihre innere Ohnmacht. Allein anderswo nahmen sich die souveränen Trustees die Lehre nicht zu Herzen; ehe die Volkssouveränetät überall die eigene Erfahrung machte, verstrichen Jahrzehnte; anstatt sich ungehindert dem Missionswerk widmen zu können, mußten Priester, Bischöfe und Concilien beständig gegen jenen närrischen Demokratismus ankämpfen und noch heute ist derselbe keineswegs überall beseitigt. Noch im Herbst 1877 mußte der Bischof von Buffalo die deutsche Marienkirche in Lockport (Staat New-York), nachdem alle freundlichen Mittel erschöpft waren, interdiciren, um den Widerstand einer aufrührerischen Laienpartei gegen die kirchliche Autorität zu brechen.

Erst nach vielen Jahrzehnten solcher Wirren kamen die Regierungen einzelner Staaten zu dem Bewußtsein, daß die katholische Kirche denn doch eine etwas andere Organisation habe, als eine Baptisten- oder Quäkergemeinde, und daß man dieselbe Seitens des Staates in Rechnung ziehen müsse. Dieß geschah zuerst 1859 in Californien, wo es die Gesetzgebung nicht nur allen Denominationen freistellte, die Trustees nach ihren eigenen kirchenrechtlichen Grundsätzen zu ernennen, sondern auch die katholischen und anglicanischen Bischöfe bevollmächtigte, sich in ihrer Eigenschaft als Bischöfe (als sole-corporation, Einzelcorporation) incorporiren zu lassen und so sich und ihre Nachfolger in ständigem Besitz aller unbeweglichen Güter ihrer Diöcese zu erhalten. Hiermit sind die Pfarrer zugleich in ihren Gemeinden von der Mitregierung der Laien-Trustees befreit. Die Staaten Texas und Wisconsin fordern zwar für jede Gemeinde die Wahl von Trustees, überlassen es aber der Kirche vollständig, den Wahl- und Ernennungs-Modus zu bestimmen. Illinois verstattet es dem Bischof ausdrücklich, directe Schenkungen an Pfarreien zu machen.

Die Gesetzbestimmungen, welche 1863 nach langer Discussion in New-York angenommen wurden, behielten zwar die Grundlagen des Freiwilligkeitssystems bei, daß nämlich 1) jede einzelne Pfarrei vor dem Staate durch eine Corporation vertreten werden und daß 2) diese Corporation Laien unter ihren Mitgliedern zählen müsse; sie beschränkten auch das Erwerbsrecht jeder einzelnen Kirche auf ein Kapital, das 3000 Dollars Jahresrenten abwirft; — aber sie geben gleichzeitig dem Bischof in Bezug auf das Kirchenvermögen eine andere, im Wesentlichen richtige Stellung. Der Kirchenverwaltungsrath, welcher jede Pfarrei als Corporation mit all ihren Corporationsrechten vor dem Staate vertritt, besteht nämlich nach dem Gesetze von New-York nicht mehr aus einer

demokratischen Gemeinde-Repräsentanz, sondern aus einem durchaus kirchlichen Collegium, dessen Ernennung und Machtbefugniß lediglich in den Händen der Kirche ruht. Erstes Mitglied und Vorsitzender dieses Collegiums ist der Diöcesanbischof, zweites Mitglied der von ihm ernannte Generalvicar, drittes Mitglied der unter der Diöcesanbehörde stehende, von ihr ernannte und von ihr absetzbare Pfarrer; das vierte und fünfte Mitglied sind Laien, welche von dem Bischof gemeinschaftlich mit dem Generalvicar und dem Pfarrer ernannt werden. Die Urkunde, wodurch eine katholische Pfarrei errichtet wird, lautet demgemäß: „Wir Unterzeichnete, A. B., römisch-katholischer Erzbischof (oder Bischof) der Diöcese ....., C. D., Generalvicar derselben Diöcese, E. F., Pfarrer der Kirche .... dieser Diöcese, und ...., Laien, Angehörige der genannten Kirche, ordnungsmäßig gewählt und bestallt, bescheinigen hierdurch, daß der Name oder Titel .... der ist, durch welchen sie und ihre Nachfolger als Corporation bekannt und unterschieden werden sollen, kraft der Verordnung der Legislatur &c."

„Auf diese Weise," bemerkt de Chabrol in einem hierauf bezüglichen Aufsatz, „ist der Bischof thatsächlich überall Meister, ohne daß indeß die Verantwortung auf ihn allein fällt. Die Schulden einer Pfarrei können nicht auf eine andere fallen und ein Fehler in einem bischöflichen Testament kann die Pfarrgüter nicht in Gefahr bringen. Die Laien üben eine Art Controle aus: wollte die Diöcesanverwaltung die Pfarrgüter zu einer ihnen fremden Bestimmung verwenden, so wären die Laien genöthigt, vor Gericht wegen Veruntreuung zu klagen. Was die von dem Gesetz von 1863 erheischten Formalitäten betrifft, so ist nichts einfacher: der vom Bischof ernannte Kirchenverwaltungsrath unterzeichnet eine Erklärung, welche constatirt, daß er sich nach § so und so des Gesetzes constituirt hat; man theilt darin den Namen mit, welchen die Pfarrei erhalten hat, und das Inventar ihres Besitzes; die Erklärung wird in zwei Exemplaren unterfertigt, eines davon im Secretariat der Grafschaft, das andere im Bureau des Staatssecretärs hinterlegt. Damit ist die Pfarrei begründet."

Diese Gesetzesbestimmungen für den Staat New-York sind die Frucht der schwierigen, unerquicklichen Kämpfe, welche Erzbischof Hughes mit unerschütterlicher Energie und Standhaftigkeit von 1837 bis zu seinem Tode 1864 für die Interessen und Rechte der Kirche durchfocht [1].

---

[1] Vgl. Revised Statutes of New-York, p. 606, 19, 507. Jannet, p. 346. De Chabrol bei Huttler, Kathol. Studien, II. Bd. 3. Heft, S. 100—104.

Denn wiewohl er schon in den ersten Jahren seiner Amtsverwaltung den Widerstand des Laienregiments gebrochen und eine unabhängige, disciplinirte Pfarrverwaltung angebahnt hatte[1], so erforderte doch die Heilung der Schäden, welche das Trustee-System angerichtet, eine rastlose Anstrengung, der einmal im Volke wurzelnde Demokratismus einen beharrlichen Widerstand, und als 1850 die Partei der sogenannten Knownothings in New-York zur Herrschaft gelangte, erregten sie gegen den Erzbischof eine Agitation, welche seine Anstrengungen für immer zu vernichten schien. Die Wirkung derselben war eine 1853 votirte Gesetzgebung, welche das Trustee-System in seinem vollen Umfange zurückrief und alle Schenkungen und Vermächtnisse an die Diöcese ungiltig erklärte. „Wir sind besiegt," mußte der Erzbischof selbst in einer Denkschrift zugestehen; aber er gab deßhalb den Muth nicht auf. „Das amerikanische Volk hat in seiner Natur den Trieb nach Gewissensfreiheit, es wird wieder dazu kommen. Da man uns durch ein ungerechtes Gesetz bedrängt sieht, zweifle ich nicht, daß es uns demnächst seine Sympathien zuwenden werde. Was liegt an den Beschwerden der gegenwärtigen Zeit? Wir haben noch viel härtere überstanden." Nach zehn Jahren machte die Legislatur von New-York selbst den Katholiken den Vorschlag, jenes Gesetz abzuändern und der Organisation der katholischen Kirche gerecht zu werden.

Während in den großen Staaten des Westens eine ähnliche freisinnige Gesetzgebung Platz griff, haben die Neu-England-Staaten die Überlieferung des Congregationalismus noch nicht überwunden und die Bischöfe sind deßhalb noch darauf hingewiesen, das kirchliche Eigenthum durch ihre persönliche Haftbarkeit und durch Testamente zu sichern. Dasselbe ist in den jüngeren Staaten Michigan, Kansas und Mississippi der Fall, deren Gesetze aus der Blüthenperiode der Knownothings herrühren. In Virginien können die religiösen Genossenschaften nur dadurch Corporationsrechte erlangen, daß sie sich vom Staate selbst Trustees ernennen und durch dieselben beaufsichtigen lassen. In Pennsylvanien werden den religiösen Genossenschaften keine allgemeinen, sondern nur specielle minutiös verclausulirte Corporationscharten ertheilt. So konnte denn auch das

---

[1] Er that dieß, indem er sich zum einzigen verantwortlichen Eigenthümer alles Kirchenvermögens erklärte, dasselbe mit allen Schulden und Verbindlichkeiten auf sich nahm und testamentarisch zugleich auf seinen Nachfolger übertrug. Durch ein Testament (in drei Exemplaren) überließ er sie seinem Generalvicar, und dieser mußte sie dem nächsten Erzbischof durch Schenkung übertragen.

zweite Plenarconcil von Baltimore in Betreff des kirchlichen Eigenthumsrechtes keine absoluten, unbedingten Normen aufstellen, sondern begnügte sich, in denjenigen Staaten, welche der Kirche volle Freiheit gewähren, auf volle Geltendmachung der kirchlichen Rechte zu dringen, in denjenigen Staaten, in welchen jene Freiheit durch die Staatsgesetze beschränkt ist, die Bischöfe zu möglichster Sicherung des Kirchenguts nach den betreffenden Staatsgesetzen zu mahnen [1].

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Das Verhältniß der Philosophie zur Pädagogik.

Siebenzehnter Brief. Der Gegenstand und das Ziel der christlichen Pädagogik.

Ihrem Ausdruck der Zufriedenheit darüber, daß wir mit unserer unerquicklichen Polemik zu Ende sind, kann ich nur beistimmen. Lassen Sie uns nun auf dem dunklen Hintergrunde der menschlichen Geistesverirrungen in wenig Zügen das lichtvolle Bild der christlichen Pädagogik entwerfen, nicht um allbekannte Dinge uns erst klar zu machen, sondern um zu sehen, wie jedes unbefangene Auge auf den ersten Blick erkennen muß, auf welcher Seite sich die Wahrheit findet.

Nach den Bemerkungen in den ersten Briefen glaube ich hier des Nachweises überhoben zu sein, daß die christliche Anschauung ihren Einfluß auf die Schule äußern müsse; denn ist die Geistesrichtung des Lehrers das Form- und Wesengebende der Erziehung, warum soll dieß nur in antichristlichem Sinne der Fall sein? Niemand verübelt es dem Staate, wenn derselbe, unbeschadet der Gewissensfreiheit seiner Unter-

---

[1] Cum autem illa legum et tribunalium Ecclesiasticorum agnitio in statibus quibusdam nondum existat, nostrum est, ita res componere, ut in locis, ubi per leges civiles melius provisum haud fuerit, impedimenta, quae libertati Ecclesiae et bonorum securitati e legibus civilibus oriantur vel moveantur, prorsus vel in quantum fieri potest, minuantur. Concilii Pleuerii Baltim. II. Acta et decreta, n. 200 (vgl. n. 182—204). Collectio Lacensis, III. p. 454 sq. Vering, Archiv für Kirchenrecht, XXII. S. 182.

thanen, darauf sieht, daß jeder von ihm angestellte Lehrer, und hätte er auch nur Schreib- oder Zeichenunterricht zu ertheilen, durchaus patriotisch gesinnt sei; denn Gelegenheit, seine Gesinnung den Kindern selbst wider Willen mitzutheilen, findet sich überall. Warum soll nun die katholische Kirche nicht fordern dürfen, daß der Lehrer ihrer Kinder von echt kirchlichem Geiste durchdrungen sei? Es ist ihre Pflicht, dieses zu verlangen, weil jeder religiös indifferente Lehrer nothwendig schädlich auf die Kinder wirken muß. Umgekehrt aber ist es auch die Sache jedes gläubigen Lehrers, sich die Principien klar zu machen, auf denen die christliche Pädagogik beruht.

Gott ist nach christlicher Auffassung der eigentliche und höchste Bildner des Menschen und jeder Andere nur in seinem Auftrage und durch die von ihm verliehene Machtvollkommenheit. Auf Gottes Willen hat darum der Erzieher zu schauen und nach seinem Plane sich zu richten. Am Anfange des göttlichen Erziehungsplanes aber steht geschrieben: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnisse."

Kann wohl die todte starre Materie ein wahres Ebenbild Gottes sein? Zweifelsohne nicht; denn Gott ist ein Geist, und sein ganzes Wesen wie seine ganze Vollkommenheit besteht in der Erkenntniß seiner selbst. Das haben schon die Heiden gewußt, wie uns Aristoteles sagt: „In der Gottheit ist Leben; denn die Thätigkeit des Erkennens ist Leben, und das Erkennen ist Thätigkeit. Reine und unbeschränkte Thätigkeit ist ihr bestes und ewiges Leben. So sagen wir also, daß Gott ist ein lebendiges, ewiges, bestes Wesen. Leben kommt ihm zu und stete, ewige Dauer; denn das ist das Wesen der Gottheit." Dasselbe hat uns mit unendlich größerer Gewißheit die Offenbarung bestätigt: Unermeßlich ist die „Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntniß Gottes". „Keiner erkennt, was Gottes ist, als nur der Geist Gottes." Indem aber Gott sich erkennt, sieht er, daß Keiner an Größe der Vollkommenheit sich mit ihm messen kann, und darum muß er sich selbst über Alles schätzen und lieben, nicht durch ein fremdes Gesetz gezwungen, sondern vermöge der Weisheit und Heiligkeit seiner eigenen Natur. So steht es ja auch nicht bei mir, den Kölner Dom für höher zu halten als den Montblanc, oder für niedriger als ein gewöhnliches Wohnhaus, sondern so hoch er ist, so hoch muß ich ihn schätzen um der Wahrheit willen. Auch kann ich meine Hochachtung einem Ehrenmanne nicht entziehen, um sie an einen beliebigen Verbrecher wegzuwerfen, sondern dem Maß-

stabe der Gerechtigkeit entsprechend muß ich Jeden beurtheilen nach seinem wirklichen Werth. Gott ist die Wahrheit und Gerechtigkeit selbst, und darum ist er nicht nur seine eigene Erkenntniß, sondern zugleich seine eigene höchste Liebe.

Das ist also das Vorbild. Wie muß das Nachbild beschaffen sein, wenn es anders gelungen ist? Daß es aber gelungen ist, hat Gott selbst uns in der heiligen Schrift verkündigen lassen: „Ich habe gefunden, daß Gott den Menschen recht gemacht." Das Vorbild ist seiner Natur nach Erkenntniß seiner selbst; mithin muß in der Natur des Nachbildes die Kraft und grundwesentliche Bestimmung der Erkenntniß des Schöpfers begründet sein. Gott ist seine eigene Liebe; deßhalb muß der Mensch ein übersinnliches Begehrungsvermögen haben, endlich und letztlich zu dem ausschließlichen Zwecke, das höchste Gut über Alles zu lieben. Darum „bildete der Herr den Menschen aus Erdenstaub und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens, und so ward der Mensch zum lebenden Wesen". Den Lebensodem, d. h. die unsterbliche Seele, hauchte er ihm ein zu dem eben bezeichneten Zwecke, den Leib aber gab er ihm, weil der Mensch bestimmt war, die sichtbare Welt zu bewohnen und durch deren Betrachtung zum unsichtbaren Herrn derselben aufzusteigen und so mit sich selbst die vernunftlose Creatur ihrem letzten Ziele entgegenzuführen. Die materielle Schöpfung ist zum Dienste des menschlichen Leibes, der menschliche Leib zum Dienste der Seele und die Seele zum Dienste Gottes. Jedes ist zu einem erhabenen Zwecke da, und demgemäß will Jedes betrachtet und behandelt sein. Die Seele kann auf dieser Erde nicht erkennen ohne den Leib, und der Leib kann nicht bestehen ohne die mannigfachen Bedingungen der äußeren Natur. Gott aber ist das Höchste von Allem, und nichts ist da außer zu seinem Dienste. Aus dieser Wahrheit zieht die christliche Pädagogik den Schluß: Da die Mittel unter allen Umständen nur Mittel bleiben, so ist die Seele an letzter und höchster Stelle nicht Selbstzweck, noch weniger ist der Leib Selbstzweck, und am wenigsten sind es die Güter der Außenwelt.

Einer der größten Pädagogen aller Jahrhunderte, der Ihnen wohl bekannt ist, setzte aus diesem Grunde das ganze Wesen der Erziehung darein, die Menschen gleichmüthig zu machen gegen alle erschaffenen Dinge, so daß sie einzig wünschen und wählen, was sie mehr zum Ziel ihrer Schöpfung hinführt. Die consequente Anwendung dieser einfachen Wahrheit in der Erziehung würde schon unendlich viel Begriffsverwirrung und moralisches Verderbniß verhüten. Freilich machen nicht wenig Leute

bei Anhörung derartiger Sätze ein Gesicht, als muthete man ihnen zu, sie sollten die Kinder anweisen, Hab und Gut zu verkaufen und sich als Anachoreten in der Wüste zu bergen, und doch ist dabei an und für sich noch gar nichts Übernatürliches im Spiel; es handelt sich erst um Folgerungen aus dem Gegenstande der Erziehung, d. h. aus der specifischen Natur des Menschen, die auch den Heiden nicht völlig unbekannt waren. Es ist doch die mindeste Anforderung, die man an einen Künstler stellen kann, daß er das zu bearbeitende Material kennt. Oder darf denn ein Holzblock, ein Marmorstück und eine Granitmasse auf die gleiche Weise behandelt werden? Viel wichtiger ist es aber offenbar, daß der Erzieher die Natur seines Zöglings kennt, weil seine Kunst eine viel erhabenere ist. Schauen wir deßhalb den Gegenstand noch etwas genauer an, da wir nur das Nächstliegende berührt haben.

Die ganze Naturanlage des Menschen drängt auf die Erkenntniß und Liebe Gottes hin. Nehmen wir den Verstand des Menschen. Einerseits ist derselbe außerordentlich beschränkt, auch nach Jahrtausenden großer Anstrengung ist er noch nicht in das Wesen eines Sonnenstäubchens eingedrungen, und die Frage, was denn eigentlich die letzten Bestandtheile der Körper seien, ist noch heute ein Zankapfel für die Gelehrten. Andererseits aber erkennen wir bald, daß weder das Atom noch das kunstvollste Gebilde, noch auch die ganze weite Schöpfung ein an und für sich wahrhaft würdiger Gegenstand unseres Erkenntnißvermögens sein kann. Unser Ursachentrieb, wenn ich so sagen soll, stößt auf Bedingtes und immer wieder Bedingtes und ruht nicht, bis er zur absolut ersten Ursache gelangt, die keine Voraussetzung mehr hat, zum Wesen aus sich, zu Gott. Dem Umfange der Erkenntnißkraft entspricht ganz genau das Gebiet des Begehrungsvermögens, und darum ist für dieses keine Ruhe möglich, außer im Unbedingten, Unbegrenzten, Allgenügenden. Daraus ergibt sich, welch eine gewaltsame Verkehrung der menschlichen Natur es ist, sie von ihrem Wege ablenken zu wollen, daß sie im Reich der Geschöpfe ihre unendliche Sehnsucht befriedigen möge. Exact in dem Maße ist der Mensch an Einsicht und Verlangen verbildet, als er deren bewußte Thätigkeit nicht geraden Wegs auf das einzig mögliche Ziel hinlenkt.

Allein wie beschränkt wäre die Kenntniß Gottes, welche der Mensch, seinen natürlichen Kräften überlassen, zu erreichen vermöchte. Auch die reinste und höchste Idee Gottes würde er nur dadurch bilden können, daß er alle Unvollkommenheiten wegdenkt, die der Creatur als solcher

anhaften müssen, und daß er in seiner Vorstellung die geschaffenen Vollkommenheiten nach Möglichkeit steigert. Ähnlich dem aus Klangerscheinungen abgeleiteten Gedanken des Blinden über das Licht würde der Gottesgedanke im Menschen nur ein dem übrigen Ideenkreise analoger und darum sehr unvollkommener sein.

Was geschah? In seiner uneigennützigen Liebe gewährte der Allerhöchste dem Menschen eine Gnade, die dieser in seiner Armseligkeit nie zu ahnen, geschweige denn zu verlangen im Stande war. Wir haben vorhin gehört, daß, was Gottes ist, d. h. sein wahres Wesen, nur vom Geiste Gottes erkannt wird. Diesen seinen eigenen Geist nun schenkte er dem Menschen, den er zum Tempel desselben machte, so daß in Folge dessen Adam und all seine Nachkommen Handlungen verrichten konnten von unendlich höherem Werthe, als alles natürlich Gute, Handlungen, durch welche sie sich wie in Kraft eines göttlichen Vertrages die wesenhafte Anschauung Gottes wirklich zu verdienen im Stande sind. War also der Mensch schon durch seine Natur und Bestimmung edel und erhaben, so wurde er jetzt gleichsam vergöttlicht und über sich selbst emporgehoben. Unser vom ewigen Lichte durchstrahltes Herz war nun erst in ähnlicher Weise eine wahre Freude für Gott, wie die sichtbare Schöpfung nur durch die Sonnenstrahlen ein Gegenstand des Genusses für unser Auge wird.

Dieser heilige Geist wohnt noch immer in dem Herzen jedes christlichen Kindes. Wollte der Erzieher ihn ignoriren, würde er da nicht gleich einem Künstler handeln, der sich daran machte, eine fürstliche Wohnung auszustatten, ohne sich um die Anwesenheit und den Willen des dort gegenwärtigen Fürsten im Geringsten zu kümmern? Einem Tempel des heiligen Geistes muß der christliche Lehrer anders gegenüberstehen, als der Materialist seinem Stoff- oder Kräfte-Conglomerat. Hier ist die Basis jener Achtung vor der Würde des Kindes, von der Bischof Dupanloup sagt: „Die Erziehung, wie ich sie mir denke, ist nichts Anderes, als der entschiedenste Beweis der Achtung, welcher der menschlichen Natur gebührt. Ja, immer, wo man es versäumt, den Menschen so zu bilden, wie Gott will, daß man ihn bilde und vollende, verräth oder verletzt man die Achtung, welche man dem Kinde und seiner ursprünglichen Größe schuldig ist. Die Erzieher der Jugend sollten also nie vergessen, daß das Kind der Inhaber aller Gaben Gottes ist, und daß es, so jung es scheinen mag, schon mit der ganzen Gnade, mit der ganzen Würde, welche Gott der menschlichen Natur zuertheilt hat, bekleidet ist."

Welch eine Hingabe, welch eine Ausdauer, welch eine Geduld wird diese Erwägung dem christlichen Erzieher zur Pflicht machen!

So war also der Mensch anfänglich ganz gut in natürlicher und übernatürlicher Beziehung. Gott hatte ihn zu einer so hohen Ähnlichkeit mit dem Vorbilde erhoben, als es nur immer geschehen konnte. Zu bilden blieb nichts mehr, sondern das schon vollkommen Gebildete sollte durch einen freien Willensact des Menschen würdig gemacht werden, in verklärtem Zustande sich ewiger Dauer zu erfreuen. Die Erbsünde trat dazwischen und machte gleichsam den ganzen ersten Erziehungsplan Gottes zu Schanden. Mit dem Verlust der heiligmachenden Gnade konnte nicht zugleich der Charakter der übernatürlichen Bestimmung abgestreift werden, und eben aus diesem Grunde ruhte das Auge Gottes auf den Nachkommen Adams mit demselben Mißbehagen, wie das Auge eines Fürsten auf den Sprößlingen eines von ihm hochgeadelten Unterthanen, der durch eigene Schuld sich und die Seinen in Schmach und Verderben stürzte. War die Erhebung zur übernatürlichen Ordnung ein reiner Gnadenact gewesen, so muß die Wiedereinsetzung in diese Ordnung, zumal mit Bezug auf ihre Art und Weise, als ein Übermaß der Liebe bezeichnet werden. Die Erlösung durch Jesus Christus schenkte uns die verlorene Kindschaft Gottes wieder. Was sie uns aber nicht zurückerstattete, war die Freiheit von den aufrührerischen Leidenschaften, von dem Reiz zur Sünde, von dem Kampf zwischen Vernunft und niederer Begierde. In dem getauften Kinde ist mit der heiligmachenden Gnade der Keim und Trieb zum Guten vorhanden — aber zwischen dem himmlischen Samen wuchert üppiges Unkraut. Der Erzieher steht nach wie vor einem höchst achtungswürdigen, aber keinem unverdorbenen Gegenstande gegenüber. Gerade beim Kinde, das sich noch nicht zu beherrschen gelernt hat, brechen die bösen Neigungen ganz offen hervor: Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Anmaßung, Heftigkeit, Eigensinn, Jähzorn, Vergnügungssucht, mit Einem Wort der selbsüchtigste Egoismus. Das Kindesalter, berichtet wiederum Bischof Dupanloup als Resultat langjähriger Erfahrung, ist „das Alter aller Illusionen“. Aber, würde Fenelon hinzufügen, es ist auch „das einzige Alter, in welchem der Mensch noch Alles über sich vermag, um sich zu bessern“. Die Erziehung ist darum in der jetzigen Ordnung der Dinge ganz wesentlich ein Werk der Besserung. All die entstellenden Züge, welche die Sünde in das Ebenbild Gottes hineingebracht, müssen ausgetilgt werden; es gilt einen ausdauernden Kampf gegen die aufstrebenden Leidenschaften des Kindes.

Leidenschaften an sich sind noch nichts Schlimmes, sie sind nichts Anderes, als jene Energie des Begehrungsvermögens, die dem Menschen nothwendig ist, wenn etwas Großes aus ihm werden soll. Unter der Herrschaft der Vernunft ist diese Energie eine der wünschenswerthesten Eigenschaften des Menschen, in der Auflehnung wider die Vernunft wird sie seine gefährlichste Feindin. Da nun das Kind noch zu unentwickelt ist, das Rechte und Verkehrte in den Neigungen zu unterscheiden, so soll der Erzieher vermöge der von Gott verliehenen Autorität durch seine Vernunft den ungezähmten Trieben den nöthigen Zügel anlegen, damit die von außen auferlegte Beherrschung allmählich zur Tugend der Selbstbeherrschung werde.

Das heißt also, das Kind zu einem kraftlosen Frömmler erziehen? Mit nichten! Denn der Christ weiß, daß er wohl ohne sein Zuthun erlöst worden ist, daß er aber nicht ohne sein Zuthun der Früchte der Erlösung theilhaftig werden kann. Wir haben nicht mehr, wie unser Stammvater, die Bestimmung, eine Zeit lang im Paradiese zu leben, um dann in die Freuden des Himmels einzugehen, sondern Jeder muß an seiner Stelle unter harten Mühen und Anstrengungen seinem Ziel entgegenstreben. Es ist eine Thorheit, das Christenthum und die Religion unpraktisch zu nennen, weil sie auf etwas Überirdisches hinweisen. Damit werden die Zwecke dieses Lebens in keiner Weise außer Curs gesetzt, sondern in den sonst chaotischen Wirrwarr des menschlichen Treibens tritt hierdurch erst Sinn und Ordnung. Wollte Gott, daß die Menschen in ihrem Zusammensein auf Erden ihr Ziel erreichen sollten, so wollte er auch alle zweckentsprechenden Entwickelungen der socialen Menschennatur. Vom niedersten Unterthan bis zum ersten Herrscher, vom ungebildetsten Arbeiter bis zum größten Gelehrten, vom gewöhnlichen Christen bis zum höchsten Kirchenfürsten sind alle Stände von Gott gewollt, die für die Erreichung des letzten Zieles nothwendig oder nützlich sind.

Einen Menschen ohne Beruf gibt es nicht, und somit ist jeder Mensch verpflichtet, sich die zu seinem Beruf erforderliche Tüchtigkeit nach Kräften zu erwerben. Das ist keine bloße Regel der Weltklugheit, sondern ein Gebot Gottes. Da wir hier jedoch nur die Elementarschule im Auge haben, die auf keinen besondern Stand vorzubereiten, sondern das allen Ständen Gemeinsame zu ermitteln hat, so vergegenwärtigen wir uns kurz die Folgerungen, welche die Elementar-Pädagogik aus dieser secundären Bestimmung des Menschen ziehen muß. Die Ele-

mentarschule hat das für jeden Stand Nothwendige zu berücksichtigen; für jeden Stand aber ist der ganze Mensch nothwendig mit Leib und Seele, mit allen Erkenntniß- und Begehrungsvermögen. Daher acceptirt auch das Christenthum den Spruch: „Ein gesunder Geist im gesunden Körper!“ Nichts ist am Kinde unwichtig, nichts der Pflege unbedürftig, denn alle Anlagen desselben sind von Gott durchaus zweckentsprechend angeordnet. Daher allseitige Ausbildung des ganzen Menschen!

Im Begriff des Standes liegt ferner Selbständigkeit, und erst, wo diese eintritt, reden wir von dem erstern. Pflicht des Erziehers ist es mithin, das Kind emporzuheben aus seiner Unmündigkeit und es nach und nach zu befähigen, daß es auch in den ärgsten Stürmen des Lebens als ein ehrenwerther Charakter fest auf eigenen Füßen zu stehen vermag. Also Bildung des Charakters!

Insofern der Stand Beruf ist, setzt er einen Ruf irgendwohin voraus. Dieser Ruf ist, wie wir sahen, der Ruf Gottes zur ewigen Seligkeit; auch nicht in einer Beziehung und auch nicht in einem Augenblicke ist der Mensch auf Erden, wo dieser Ruf nicht für ihn giltig wäre. Daraus ergibt sich der Schluß, daß der Erzieher unter keiner Bedingung die Bildung zum zeitlichen Beruf als Endziel, sondern nur als Mittel zu einem höhern Ziel betrachten darf. Im Grunde ist das die einzige wesentliche Verschiedenheit zwischen heidnischer und christlicher Pädagogik, daß die eine den nächsten Zweck absolut, die andere mit Rücksicht auf Gottes Willen anstrebt.

„Zu mir sendet Gott das Kind,
Das nicht weiß, was thun, was lassen.
O wie dankbar ist ein Kind!
Pflege ich die zarte Pflanze,
Schütz' ich sie vor Sturm und Wind,
Wird's ein Schmuck im Himmelsglanze.“

Wir sind zu Ende. Ich habe Ihnen in mehr historischer Ordnung die Genesis unserer jetzigen Natur in's Gedächtniß zurückgerufen nach den Lehren, welche uns die Offenbarung über dieselbe gibt. Schöpfung, Erhebung zur übernatürlichen Ordnung, Sündenfall, Erlösung sind die vier wichtigen Factoren, die wir in Betracht ziehen mußten. Die Philosophie allein kann uns in dieser Frage nur wenig positive Belehrungen bieten. Sie kann fast nur konstatiren, daß im Lichte der Glaubenswahrheiten die so dunkle Menschennatur die vernünftigste, ja einzig mögliche Erklärung findet. Daher auch die heillose Verwirrung und die beklagenswerthen Früchte, welche die ungläubige Erziehung nothwendig

im Gefolge haben muß. Mit Recht sagt der rationalistische Diesterweg: Die Lehre von der Erbsünde ist es, „an der sich die Wege (der Pädagogik) scheiden". Der Naturalismus kennt nur irdische Menschen, gut oder schlecht, je nach der optimistischen oder pessimistischen Ansicht; dem Christenthum aber ist Gegenstand der Erziehung das allerdings entstellte, aber doch wahre Ebenbild Gottes.

Achtzehnter Brief. Das Ideal der christlichen Erziehung.

Zweierlei ist außer dem Künstler zur Vollendung jeglichen Kunstwerkes erfordert: das Material, welches bearbeitet, und die Idee, welche zum Ausdruck gebracht werden soll. Das Material der christlichen Erziehungskunst haben wir uns bereits etwas näher angeschaut, es ist das Kind mit Leib und Seele, mit all seinen natürlichen und übernatürlichen Eigenschaften. Somit erübrigt noch die Frage nach dem Ideale, nach dem Vorbilde, dessen klare und lebensfrische Erfassung den Künstler erst in die nächste Möglichkeit versetzt, den gegebenen Stoff nach den Regeln der Kunst zu bearbeiten. Ich kann wohl einem Maler sagen: Da ist Leinwand, und da ist Farbe und Pinsel, nun mach ein Gemälde; so lange keine geistige Conception existirt, ist alles künstlerische Schaffen unmöglich.

Das Ideal jeder menschenwürdigen Erziehung ist ausgedrückt in den schon angeführten Worten: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde." Nichts Geringeres also, als die Wesenheit Gottes, ist das Original, dessen Copie geliefert werden soll. So lange nun Gott den Menschen unmittelbar bildete, genügte dieses „Lasset uns" durchaus, da er die ganze Fülle seiner Vollkommenheit unendlich klar erfaßt.

Anders jedoch gestaltet sich die Sache, wenn der Mensch dem Menschen zum Erzieher gesetzt und ihm die Ausführung des göttlichen Werkes anvertraut wird. Auf dem langen Wege des Aufsteigens von den Geschöpfen zu Gott und der Rückkehr von Gott zu den Geschöpfen werden die schönsten Züge des Ideals im Geiste des Künstlers verblassen, ja vielleicht ganz erlöschen. An der Philosophie der Heiden, auch zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, sehen wir, wie alles natürliche Wissen des Menschen vom Ewigen leidiges Stückwerk bleibt. Selbst bei einem Plato und Aristoteles können wir keine einzige Abhandlung über die Natur Gottes und sein Verhalten zur Welt lesen, ohne vom Staunen über ihre tiefe Weisheit gar oft und unliebsam aufgerüttelt

zu werden durch die groben Irrthümer, welche sie vorbringen. Kein Wunder, daß die heidnische Pädagogik so ganz im Argen lag und nicht selten wahre Ungeheuerlichkeiten, vor denen die menschliche Natur erschaudert, in das Gesetzbuch der Erziehung aufnahm. So ist auch das Beste, was die Heidenwelt in der Philosophie und Pädagogik geleistet, ein Schrei der Creatur nach Erlösung aus der Finsterniß des Geistes, ein Beweis, daß ohne die unmittelbare Dazwischenkunft Gottes auf diesen Gebieten Alles nur eitel Stümperei sein kann.

Der Allerhöchste erbarmte sich seiner Geschöpfe und in die dunkle Nacht hinein ließ er das Licht der Offenbarung strahlen, zunächst im alten Testamente. Vom Berge Sinai aus verkündete er es durch seinen Diener: „Ihr sollet mir sein ein heiliges Volk", und auf's Genaueste schrieb er ihnen vor, was sie zu thun und zu lassen hätten, damit seine Huld und sein Segen auf ihnen ruhen könnten. Wenn auch nicht das Allervollkommenste, so ist das Gesetz des alten Bundes doch in Himmelsferne erhaben über Alles, was das Heidenthum zur moralischen Vervollkommnung des Menschen geleistet. Auf dieser Grundlage konnte die Erziehung unseres Geschlechtes weitergeführt werden in derselben Weise, wie auch der Künstler ein Bild verfertigen kann, wenn man ihn mit den Regeln der Kunst bekannt macht und ihm den darzustellenden Gegenstand auf's Klarste mit Worten beschreibt. Mehr freilich war mit dem Gesetze nicht gegeben, es enthielt nur Vorschriften, die dem sinnlichen Menschen hart scheinen mußten, und wenig geeignet waren, ihn zur Beobachtung anzuregen. Daher auch die Erscheinung, daß die Erziehung des Menschengeschlechtes im alten Bunde trotz der großartigen Veranstaltungen Gottes nur wenig voranrückte, und die äußerste Strenge kaum im Stande war, eine kleine Schaar von der gänzlichen Mißachtung der Gebote abzuhalten. Es ist eben wenig, wenn nur der Verstand des Menschen befriedigt wird, sein Herz aber kalt bleibt, und kalt läßt der todte Buchstabe das Herz, zumal wenn dieses von allen Seiten zum geraden Gegentheil beständig auf das Heftigste gereizt wird.

Ganz ungenügend würde sich wohl schon damals das bloße Gesetz bewiesen haben, wenn nicht die Liebe, in der Hoffnung wenigstens, hinzugetreten wäre. Das Wort, durch welches im Anfang Alles geschaffen ist, wollte noch einmal aus reiner Güte der Grund unseres neuen und höheren Lebens werden. Mit der tröstlichen Verheißung des kommenden Messias schieden die Menschen aus dem Paradiese, um in einem Leben voll Leid und Qual für ihre Sünden zu büßen und die Über-

lieferung von ihrer großen Schuld und der noch größern Erbarmung Gottes auf die Nachkommen zu überbringen. Es folgt die Reihe jener ehrwürdigen Gestalten der Urzeit, die in einem langen, langen Leben die Menschheit unaufhörlich erinnern sollten an das Paradies, die Sünde, die Strafe und den Erlöser. Wie sehr dann auch im Laufe der Zeiten die Offenbarungen Gottes in immer tiefere Vergessenheit geriethen, oder sich in mythisches und sagenhaftes Dunkel hüllten, die Hoffnung und das Verlangen nach einem zukünftigen Messias schwand nie aus den Herzen der Menschen. Christus ist die Sonne, um die endlich und letztlich die ganze alte und neue Geschichte wie um ihren Mittelpunkt kreist.

Mit dem Erscheinen des Heilandes trat die Kenntniß des Ideals der Erziehung, trat also die Erziehung selbst in eine neue Periode. Auch vorher waren die unendlichen Eigenschaften Gottes uns geoffenbart, aber weil sie unendlich waren, darum ging es unserem Geiste wie dem Auge, wenn es von einem hohen Berge aus eine weite Gegend überschaut. Da sieht es Städte, Dörfer, Flüsse, Wiesen, Wälder, aber klar und deutlich sieht es nichts, weil für solche Ausdehnungen seine Fassungskraft nicht hinreicht. So war das Auge unseres Geistes noch weniger fähig, die Heiligkeit Gottes in ihrer ganzen Klarheit zu begreifen. Wie man darum die zerstreuten Lichtstrahlen in einer Krystalllinse sammelt und auf diese Weise vorher ungeahnte Schönheiten dem Auge offenbart, so vereinigte Gott die ganze Fülle seiner Heiligkeit mit einer Natur, die ihrem Wesen nach um nichts größer ist, als die jedes andern Menschen.

In Christus haben sich alle Züge unseres ewigen Vorbildes wie in einem Punkte concentrirt und sind dadurch in die Sehweite eines Jeden gerückt, der seinen Blick nicht freiwillig abwendet. Stand auch vorher die Thatsache fest, daß Gott unendlich vollkommen ist, und wir seine Vollkommenheit nachahmen sollen, so übt es doch eine ganz andere Überzeugungs- und Anziehungskraft aus, wenn wir jetzt einen wahren Menschen vor seine erbittertsten Feinde hintreten und an dieselben die Aufforderung richten sehen, ihn einer Sünde zu überführen, falls sie es vermögen, und wenn dann dieser Menschensohn uns ermahnt, dem Beispiele zu folgen, welches er uns gegeben hat. Mit Recht sagt darum Nikolas in „Philosophischen Studien“ vom göttlichen Heilande: „Die Thaten seines Lebens sind gleichsam der Boden unserer öffentlichen Sitten und die Form, nach welcher alle Tugenden sich bilden. Sie sind so klar und fest, daß wir gerade nach ihnen alle moralischen Handlungen, die

uns betreffen, beurtheilen und abschätzen." Was unterscheidet den Christen von den übrigen Menschen? Daß er ein „anderer Christus" ist oder wenigstens zu sein sich bemüht. Und was unterscheidet die christliche Erziehung von der nichtchristlichen? Daß jene die Gleichförmigkeit mit einem Ideal anstrebt, welches diese verwirft. So lehrt uns schon der Name, und ein Erzieher, der einen andern Zweck verfolgt, kann sich das Attribut christlich nur mit einer Lüge beilegen. Der Volkslehrer aber muß christlich sein; denn dazu werden ihm die Kinder von den Eltern anvertraut, daß er sie zu ihrem wahren und einzigen Ziele heranbilde, und für die Lösung dieser Aufgabe, soweit dieselbe in seinen Kräften liegt, hat er mit seiner eigenen Seele Seligkeit einzustehen. Weil also Bildung zur Ähnlichkeit mit Christus das Grundgesetz der wahren Pädagogik ist, so bleibt zu untersuchen, warum und inwiefern der Gottmensch das Ideal der Erziehung sein kann.

Wenn wir von einem Künstler sagen hören, er sei ein Schüler dieses oder jenes berühmten Meisters, so kann diese Aussage einen doppelten Sinn haben. Entweder will das heißen, er habe z. B. die Gemälde desselben zum besondern Gegenstande seiner Studien und Nachahmung gemacht, oder aber er habe seine technische Fertigkeit, sein subjectives Verhalten den Kunstwerken gegenüber von diesem oder jenem Meister erlernt. In beiden Beziehungen muß Christus das Vorbild jedes wahren Pädagogen sein.

Auf das objective Ideal der Jugenderziehung kann man ganz besonders das Wort anwenden: „Für die Jugend ist nur das Beste gut genug." Nun kann man wohl darüber streiten, wer auf dieser Welt der größte Feldherr, der beste Maler, der tiefsinnigste Philosoph gewesen. Lautet aber die Frage schlechthin: Wer war der vollkommenste Mensch? so müssen Alle vor einer Persönlichkeit ebenso in den Hintergrund treten, wie die Sterne der Nacht vor dem Gestirn des Tages erbleichen. Der hl. Johannes sagt: „Wer da sagt, er sei ohne Sünde, ist ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in ihm." Jede irdische Sonne hat ihre Flecken, und nur Licht nehmen wir an keiner wahr. Selbst die Heiligen Gottes sind dieser Regel unterworfen, mit einziger Ausnahme, soviel wir wenigstens sicher wissen, der allerseligsten Jungfrau Maria, die darum auch nächst ihrem göttlichen Sohne das höchste Vorbild jedes Christen ist. Sie ist ein makelloser Stern, aber wenn wir ihrem Glanze folgen, so führt uns der Weg unfehlbar zu Christus, dem letzten Urquell ihres Lichtes. Nur eine geschaffene Natur ist wesenhaft sündenlos, weil ihr

Träger eine göttliche Person ist. Christus hat nicht nur keine Unvollkommenheiten, sondern er kann auch keine haben. Ein solches Vorbild aber ist das denkbar Beste, und darum ist Christus und muß Christus sein das Ideal der wahren Jugenderziehung.

Also ein unpraktisches, weil unerreichbares Ideal? Unerreichbar, ja! unpraktisch, nein! Wenn Jemand, der seine Beredsamkeit ausbilden will, die größten Redner der Welt studirt, wird er im Allgemeinen hoffen, denselben gleichzukommen? Schwerlich. Somit könnten für den Durchschnitt der Bildungsbedürftigen die eigentlichen Meisterwerke gar keine Verwendung finden, sondern für den Einzelnen müßte man irgend eine verwandte Mittelmäßigkeit heraussuchen und ihm sagen: „Sieh', so weit ungefähr kannst auch du es bei ordentlicher Anstrengung bringen; also frisch an's Werk! So lange du unter dem Ziel bleibst, sei überzeugt, daß du noch nicht erreicht hast, was du kannst. Bist du aber dort angelangt, so laß alle Hoffnung fahren, es weiter zu bringen. Will der Spatz dem Adler nachfliegen, so wird seine Kraft erlahmen und er wird machtlos zur Erde stürzen.“ Ich weiß nicht, ob schon Jemand eine derartige Erziehungsmethode befolgt hat, jedenfalls aber würde ein solcher allen wahren Pädagogen mit Recht zum Gespötte dienen. Also die Größe eines Ideals macht dasselbe noch keineswegs unpraktisch. Praktisch ist dasselbe vielmehr, wenn es eine so anschauliche Wirklichkeit besitzt, daß auf die Frage: Was habe ich zur Nachahmung meines Vorbildes in dem vorliegenden Falle zu thun? niemals die Antwort fehlen kann.

Christus ist ein wahrer Mensch, und nichts Menschliches außer der Sünde ist ihm in seinem Leben fern geblieben. Sein Porträt ist uns in den Evangelien in einfachen, allgemein verständlichen Zügen gezeichnet. Wir sehen ihn handeln, hören ihn reden, erfahren selbst die innersten Gefühle seines Herzens. Doch um nicht bei einer dürren Allgemeinheit stehen zu bleiben, lassen Sie uns einen Augenblick zusehen, wie dieß Ideal für die Volksschule verwerthet werden kann und muß. Am nächsten liegt es natürlich, hier an den Unterricht im Katechismus und in der biblischen Geschichte zu denken, und ganz gewiß ist ein Hauptzweck des Religionsunterrichtes erreicht, wenn das Kind eine hohe Idee vom göttlichen Heiland in seine Erkenntniß und eine große Liebe zu ihm in sein Herz dauernd aufgenommen hat. Bekanntlich gab schon ein heidnischer Weiser den Rath, in all seinem Thun sich so zu benehmen, als ob man in Gegenwart eines sehr ehrwürdigen Mannes stände. Um so viel

wirksamer aber muß das Bild Christi im Geist und Herzen des Menschen zur Förderung im Rechthandeln sein, als uns der Glaube lehrt, daß der Gegenstand dieses Bildes mit dem Auge seiner göttlichen Allwissenheit uns in jedem Augenblicke unseres Daseins bis in das Innerste unserer Seele klar durchschaut. Es ist nicht die mindeste Frage, daß auch das geistreichste und wohlbegründetste Moralisiren nicht den hundertsten Theil der Überzeugungskraft und Wirksamkeit besitzt wie das lebensvolle Bild des Gottmenschen. Hier, wenn je, heißt es: „Beispiele ziehen", und daß dieß doch nicht so wenig beachtet würde! Wie sich auch außer dem Religionsunterrichte zahlreiche Gelegenheiten finden, durch kurze naturgemäße Bemerkungen das göttliche Bild im Geiste des Kindes zu vervollständigen und immer wieder aufzufrischen, brauchen wir nicht näher zu untersuchen, da es ziemlich selbstverständlich ist.

Weit mehr indeß als der bloß unterrichtende hat der erziehliche Theil der Elementar-Pädagogik sein Ideal nie aus dem Auge zu verlieren. Die ganze Erziehungskunst im engeren Sinne beruht eigentlich auf dem Satze: „Durch wiederholte Acte kommt man zur Gewohnheit" (repetitis actibus contrahitur habitus). Soll also die Erziehung das Kind dazu bringen, das Bild Christi möglichst in sich auszuprägen, und das ist strenge Pflicht, so muß sie es anleiten, all sein Thun und Lassen nach dem Beispiel Christi aus Liebe Christi einzurichten. Es war von jeher das eifrige Bestreben der Schulmänner, die Erziehung den Kindern möglichst leicht und angenehm zu machen. Alles Herbe wird man derselben wegen der Verdorbenheit der menschlichen Natur nicht abstreifen können, es kommt also nur darauf an, den richtigen Beweggrund ausfindig zu machen, der zur muthigen, ja freudigen Ertragung des Widerwärtigen Kraft und Ausdauer verleiht. Eine mächtigere Triebfeder als die Liebe zum göttlichen Heiland läßt sich nicht ausfindig machen. Die Gestalt des Jesuskindes ist das Begeisterndste, was zum kindlichen Herzen Zutritt hat. Warum also nicht dieses Motiv wieder und immer wieder hervorheben? denn das ist bei der Flatterhaftigkeit des kindlichen Alters unerläßliche Bedingung. Für ein nicht gänzlich verdorbenes Kind, das hinreichende Kenntniß seiner Religion besitzt, dürfte wohl keine Ermahnung von so durchschlagender Wirkung sein, als eine Erinnerung an das Jesuskind, seine Allwissenheit, seine Liebe zu den Menschen und seinen Haß gegen die Sünde. Diese Erinnerung kann so gewaltig wirken, daß die Augen freilich Thränen vergießen vor dem Widerstreben der Natur, der Wille aber unbeugsam festhält an der klar erkannten Pflicht. Ja,

nicht selten wird man auf dieses Motiv hin eine Art Heroismus in der Selbstüberwindung der Kinder wahrnehmen können. Es sind das keine Einbildungen oder aprioristische Conjecturen, sondern Erfahrungen.

Auffallend kann diese Erscheinung im Grunde gar nicht sein; denn nirgendwo ist Heiligkeit und Liebenswürdigkeit in so harmonischer Weise vereint, als gerade beim Gottmenschen. Wie darum Tausende bei seinen Lebzeiten von der Anmuth seines Wesens derart gefesselt wurden, daß sie Tage lang selbst auf Essen und Trinken vergaßen, um ihm nachzufolgen, so muß auch heute noch selbst der Mund eines Rousseau gestehen: „Wäre Jesus auch nicht der Weiseste, so wäre er jedenfalls der Liebenswürdigste gewesen.“ Nimmt man dazu noch, was auch ein Kind leicht verstehen kann, daß Christus aus uneigennützigster Liebe zu uns so unaussprechlich viel gelitten und geduldet hat, so kann nur ein unwissender oder gemeiner Sinn für ein solches Vorbild unempfänglich sein.

Damit kommen wir zu dem Punkte, wo wir auch kurz das Verhältniß des Lehrers zu dem Ideal der Erziehung berühren müssen. Vieler Worte bedarf es bei der Klarheit der Sache nicht. Jeder Beruf, also auch der des Lehrers, kommt von Gott, und durch die Vermittlung der Kirche hat der christliche Erzieher Theil an jener Sendung: „Gehet hin und lehret alle Völker.“ Wer im Auftrage Christi lehrt, hat auch im Geiste Christi zu lehren, d. h. mit der reinen Meinung, mit der Hingebung, mit der Liebe, mit der Geduld, mit der Ausdauer, mit all den Tugenden, die der göttliche Heiland in seinem Lehramte beständig offenbart. Wahrlich, viel Überdruß und Widerwille, viel Laune und Unbeständigkeit, kurz all jene leider zu häufigen Übelstände, die so hindernd auf die Erziehung wirken, würden vollständig schwinden bei dem Gedanken: Ich habe Christi Stelle an den Kindern zu vertreten, von ihm bin ich gesandt, ihm bin ich verantwortlich, von ihm habe ich auch meinen wahren Lohn zu erwarten. Diese Wahrheit steht so fest, wie jede andere Lehre der katholischen Kirche, und wer darum so vorangeht, als ob dieselbe nicht existirte, der hat sich selbst alle Folgen zuzuschreiben.

Die geistlose Zeit nennt dergleichen freilich unpraktische Frömmelei. Der Apostel aber sagt: „Wer unsern Herrn Jesus Christus nicht liebt, der sei verflucht“; und Christus sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen.“ Wer also die Kleinen nicht zu ihm führt, der liebt ihn nicht und ist vom Fluch getroffen, und dieser Fluch lastet ja so sichtbar auf dem ganzen unchristlichen Schulwesen, daß nur freiwillige Blindheit ihn übersehen kann. Mögen Andere Kant, Herbart und Beneke zu ihrem

Vorbild nehmen, unser Ideal ist Christus, dessen geschworene Feinde jene sind, weil sie es durch ihre Lehre sein müssen.

Ich schließe mit den trefflichen Worten des Domcapitulars Ohler, die er in seinem gewiß nicht unpraktischen Lehrbuch der Elementar-Pädagogik niedergelegt hat: „Im Interesse der Erziehung und des Unterrichtes können wir nicht genug jedem Erzieher das tiefere Studium des Lebens Jesu empfehlen. Je öfter und allseitiger man in dasselbe eindringt, desto mehr wird man ihm die praktischen Seiten abgewinnen. In ihm liegt die herrlichste und großartigste Pädagogik verborgen, wie man sie nie in Worte zu fassen vermag."

Christian Pesch S. J.

Eine Episode aus der schottischen Kirchengeschichte.

---

3. Das erste Verhör.

Während P. Ogilvie die erste Nacht im Stadtgefängnisse von Glasgow zubrachte, waren die Häscher Spottiswoods geschäftig, die Mitschuldigen des Jesuiten zu verhaften und eine genaue Haussuchung der Herberge vorzunehmen, in welcher der Missionär Einkehr genommen hatte. Das Ergebniß der letzteren haben wir bereits berichtet und auch bei der Verhaftung und dem Verhöre ging Alles dem puritanischen Erzbischof nach Wunsch. Die Leute, welche zugleich mit dem „Verräther" der heiligen Messe beigewohnt hatten, sahen sich überführt und gestanden das „Verbrechen" ein.

Jetzt wurde der Befehl gegeben, auch den Jesuiten vorzuführen. Von den Leuten Spottiswoods umringt, wankte also P. Ogilvie die High Street hinauf nach dem Palaste des Erzbischofs, wo die Gerichtsverhandlungen stattfanden. Um den Erzbischof hatten sich der Graf von Argyle, die Lords Kislyth, Fleming, Boyd, der Provost James Hamilton, viele Räthe der Stadt und eine Wolke von Predigern versammelt, die alle mit Spannung dem Verhöre dieses „Erzsendboten des Antichrists" entgegensahen. Der officielle Bericht, wie er in den Acten vorliegt, ist sehr knapp gefaßt. Außer den Angaben über Name und Herkunft, über seine Studien im Auslande und über die Zeit seiner

Rückkehr aus Schottland, die wir schon neulich anführten, enthält er nur noch folgende Zeilen: „Und er bekannte, daß der vor ihm auf dem Tische liegende Reisesack der seinige sei. Und daß er einer der gewöhnlichen Jesuiten sei. Und auf die Frage, ob des Papstes Jurisdiction in geistlichen Angelegenheiten sich über die Länder des Königs erstrecke, behauptete er unerschütterlich diese Gewalt und erklärte sich bereit, dafür zu sterben.“ [1]

Spottiswood selber faßt die Verhandlung in seiner Geschichte [2] so zusammen: „Gefragt, wann er nach Schottland gekommen, welches sein Geschäft sei und in welchen Häusern er verweilt habe, antwortete er auf die erste Frage, er sei im Juni gekommen“ — P. Ogilvie verstand hier offenbar seine zweite Ankunft, nach der Reise an den Hof —; „auf die zweite: seine Sendung betreffe die Rettung der Seelen; auf die dritte aber wollte er durchaus keine Antwort geben, indem er erklärte, er würde keine Silbe zum Nachtheile Anderer vorbringen, und er konnte weder durch Versprechen noch durch Drohung dazu gebracht werden, Personen zu nennen, mit denen er in Verkehr gestanden hatte.“ Etwas ausführlicher ist die Darstellung von Cobbett. Nach seiner Sammlung der Staatsprocesse [3] bekannte der Jesuit: „daß er auf Befehl seiner Oberen nach Schottland zurückgekehrt sei und daselbst zu verbleiben habe, bis er zurückgerufen oder sonst ein Hinderniß eintreten würde. Da man ihm den Eid abverlangte, daß er auf alle Fragen lautere Wahrheit antworten werde, entgegnete er, er sei bereit, den Eid zu leisten, aber mit einigem Vorbehalt: wenn man ihn nämlich nach irgend etwas fragen würde, was Gut und Blut berührte oder in Gefahr brächte, so würde er nicht antworten, und ebenso wenig, wenn Fragen zum Nachtheile von Anderen gestellt würden. Und als man ihm bemerkte, mit diesem Vorbehalte wäre sein Eid so gut wie kein Eid, indem jede Frage, die man stellen könnte, etwas der Art berühren müsse, so verstand er sich endlich zu einem einfachen Eide, den er auf seinen Knieen leistete, und als er sich erhob, fügte er bei: ‚Ich werde weder Lügen, noch Äquivocationen vorbringen, sondern was ich sage, soll die Wahrheit sein, und wenn man mir Fragen stellt, die ich nicht beantworten zu können glaube, so werde ich entweder schweigen oder gerade

---

[1] Depositions of Jesuits and Papists. Month, v. 13. p. 175.

[2] Scotichr. I, p. 417.

[3] Complete collection of State Trials, v. II. p. 883. n. 101.

heraus erklären, ich wolle nicht antworten.' ... Auf die Frage, in welchen Häusern er Aufnahme gefunden, verweigerte er die Antwort; und ob er irgendwo Messe gelesen, erwiederte er, ‚er wolle weder sich selbst noch Anderen zum Schaden reden', und da er versprochen hatte, er wolle nicht lügen, war seine gewöhnliche Antwort auf solche Fragen: ‚Ich will es Euch nicht sagen.'"

Das sind die officiellen Berichte über dieses erste und alle folgenden Verhöre in Glasgow. Sie sind so knapp als möglich, und der Gedanke, daß Spottiswood keine Siege zu verzeichnen hatte, drängt sich unwillkürlich auf. Gleichwohl verdanken wir ihnen die Bestätigung von drei Thatsachen, auf die es eigentlich hauptsächlich ankommt: 1. keine Versprechungen und keine Drohungen können ihn dazu bringen, an seinen Gastfreunden zum Verräther zu werden; 2. von freien Stücken gesteht er ein, daß er Jesuit sei und im Auftrage seiner Oberen am Seelenheile seiner Landsleute arbeite; und 3. endlich, daß er die Jurisdiction des Papstes in geistlichen Dingen über die Staatsangehörigen des englischen Königs auch mit seinem Blute zu vertheidigen bereit sei. Dieses Zeugniß aus dem Munde seiner Feinde könnte uns genügen; allein einen Begriff, wie es bei diesen Verhandlungen herging, wo eine Schaar fanatischer Prediger „mit lautem Geschrei und Zähneknirschen" auf den Gefangenen losfuhr, können wir nur aus den eigenhändigen Aufzeichnungen bekommen, die uns P. Ogilvie, Angesichts seines Todes, niederschrieb.

„Des anderen Tages" — so beginnt der Märtyrer die Erzählung dieses ersten öffentlichen Verhöres — „wurde ich aus meinem Gefängnisse nach dem erzbischöflichen Palaste geführt, wo eine zahlreiche Versammlung von Predigern und Baronen sich eingefunden und wohin man zwei Glieder des königlichen Parlamentes beschieden hatte. So stellte man mich denn vor die Schranken, leidend, wie ich es in Folge der Mißhandlung des verflossenen Tages noch war, und mit einem ungewöhnlichen Zittern meiner Glieder geplagt.

„Sie redeten ein Langes und Breites über Äquivocationen beim Schwören und über Mental-Reservation und hörten, was ich über diesen Gegenstand zu sagen hätte; daraus entspann sich ein Disput, der von beiden Seiten, so scharf man es nur konnte, geführt wurde, bis ihnen endlich die Scham den Mund verschloß, indem sie sich in meiner Gegenwart zu Behauptungen hinreißen ließen, die sie nicht vertheidigen konnten. Man muß sie so packen; es ist dieß das einzige Mittel, die Berserkerwuth der Prediger niederzuhalten."

In einer Vorbemerkung zu seinem Berichte redet P. Ogilvie bereits von diesen anfangs fast täglich sich wiederholenden Disputationen, in denen die puritanischen Prediger sich im Redekampfe mit dem gefangenen Jesuiten die Sporen verdienen wollten. „Wenn ich Gelegenheit finde," sagt er, „so werde ich die Disputationen beschreiben. Sie waren ganz gewiß das Gegentheil vom Angenehmen für mich, werden aber, wie ich nicht zweifle, den Leser ergötzen. Geschrei mußte mit Geschrei besiegt werden. Und nicht mit dem Geschrei eines Einzelnen hatte ich es zu thun, sondern mit dem Gebrülle und dem Zähneknirschen einer ganzen Schaar. Ich mußte die Wuth der Verleumder mit jenem Eifer, den die Begeisterung für eine gute Sache gibt, mit aller Entschiedenheit so niederwerfen, daß sogar sie selber sich des begonnenen Angriffes schämten, wenn sie ihre eigene Schlechtigkeit vor Aller Augen entblößt, sich vorgehalten und mit ihren lügnerischen Verdächtigungen zusammengestellt sahen. Wenn sie ihren ersten Syllogismus aufgestellt hatten, konnten sie gewöhnlich den von mir geläugneten Theil mit keinem zweiten Syllogismus erhärten; dann pflegte ich ihnen zu sagen, sie könnten ja ihre Sätze nicht beweisen, und blieb bei meiner Forderung, sie sollten den Beweis beibringen, wenn sie es könnten, oder zugestehen, daß sie eine schlechte und verlogene Sache vertheidigten, denn: ‚wer stillschweigt, scheint beizupflichten'. Was ich behaupten würde, schloß ich, sei ich immer bereit zu beweisen, sogar schriftlich, so daß es von ihrer Universität geprüft werden könnte. Sie pflegten sich damit zu entschuldigen, daß ich zu oft unterscheide und durch meine Unterscheidungen sie nicht vorankommen lasse u. s. w."

Leider war es P. Ogilvie nicht möglich, seinen Vorsatz bezüglich der eingehenden Darstellung dieser Disputationen auszuführen, und wir müssen uns mit den kurzen Anmerkungen begnügen, die er uns in der Erzählung seiner Verhöre gibt. Nach der einleitenden Disputation über die Erlaubtheit der Äquivocationen, die wohl prüfen sollte, in wiefern man den Antworten des Gefangenen trauen dürfe, begann das eigentliche Verhör.

„Dann frug man mich, ob ich ein Edelmann sei. Ich sagte: ‚Ja, und auch meine Ahnen waren Edelleute.' Sie frugen, ob ich in den Ländern des Königs Messe gelesen hätte. ‚Wenn das ein Verbrechen ist,' antwortete ich, ‚so muß es durch Zeugen und nicht durch meine eidliche Aussage bewiesen werden.' — ‚Wir haben es durch das Zeugniß derjenigen, die Euch sahen, bereits bewiesen,' sagten sie. — ‚Wenn die

Zeugen euch hierfür genügen, so ist ja Alles in Ordnung. Ihr Zeugniß soll weder durch mein Läugnen in Frage gestellt, noch durch mein Bekenntniß erhärtet werden, bis das mir gut scheint.‘

„‚So seid Ihr also ein Priester?‘ fragten sie. — ‚Wenn ihr unwiderleglich bewiesen habt, daß ich Messe las, so werden ja dieselben Zeugen euch auch dargethan haben, daß ich ein Priester sei.‘

„‚Was ist Euer Name?‘ fragten sie. — ‚Wozu diese vielen Fragen? Wenn ich euch verdächtig scheine, so nennt mein Verbrechen und beweist es durch Zeugen. Ihr habt euch um mich nicht so wohl verdient gemacht, daß ich euch irgendwelche freiwillige Informationen geben mag. Was ich kraft Rechtens sagen muß, werde ich sagen und mehr keine Silbe.‘

„Man frug: ‚Erkennt Ihr den König an?‘ Ich antwortete: ‚Jakob ist de facto König von Schottland.‘

„‚Schwöret!‘ riefen sie. — ‚Was soll ich schwören?‘ — ‚Wir wollen Euern Eid,‘ sagten sie, ‚damit kraft des Befehles und der Autorität des Königs die hier Sitzenden erfahren mögen, ob Ihr irgend etwas gegen den Staat im Schilde führet. Reiniget Euch durch einen Eid oder man wird Euch für schuldig halten.‘

„‚Ohne Ursache schwören ist Sünde,‘ antwortete ich. ‚Es ist gegen das Gebot dessen, der sagt: ‚Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen‘, und das würde ich thun, wenn ich ohne Grund Gott zum Zeugen meiner Unschuld anrufen würde, während ich doch weiß, daß dieser Eid gemäß des Gesetzes mir auch nicht so viel hilft. Das Gesetz anerkennt keinen Eid in Criminalfällen und das mit sehr gutem Grunde, weil Selbstliebe oftmals Leute um des lieben Lebens willen zum Verderben ihrer Seelen zu einem Meineide verleitet. Um dieser Ursache willen untersucht man Criminalfälle einzig durch Zeugen, damit die Richter nicht betrogen und damit eine durch das Blut Christi erkaufte Seele nicht durch erzwungene Eide verloren gehe. Da ich also nicht verpflichtet bin, Gottes Gebot durch eitles Schwören zu verletzen, bin ich auch nicht verpflichtet, mich durch einen Eid von den gegen mich erhobenen Anklagen zu reinigen. Beweist Eure Anklagen durch Zeugen, und wenn Ihr das nicht könnt: was bringt Ihr denn einen unschuldigen Menschen in diese qualvolle Lage?‘

„‚Ihr weigert Euch also, den im Namen des Königs geforderten Eid zu leisten?‘ sagen sie. — ‚Was soll ich denn schwören?‘ fragte ich. — ‚Daß Ihr ohne Äquivocation und geistigen Vorbehalt auf alle unsere

Fragen Antwort geben wollt,‘ antworteten sie. — ‚Wiewohl durch kein Gesetz gebunden,‘ erwiederte ich, ‚will ich doch schwören, daß ich, sofern es mir erlaubt scheint, Rede und Antwort stehen will; wenn es mir aber unerlaubt scheinen sollte, so werde ich auf die Frage einfach erwiedern: ich wünsche darüber nichts zu sagen.‘ — ‚Was wünscht Ihr denn nicht zu sagen?‘ — ‚Alles, was in irgend einer Weise mir selber oder meinem Nächsten Schaden bringen könnte.‘ — ‚Und weßhalb,‘ forschten sie weiter, ‚wollt Ihr in solchen Fragen nicht Rede und Antwort stehen?‘ — ‚Weil ich hierzu nicht verpflichtet bin und keine Sünde begehen will. In dem einen Falle bin ich nicht verpflichtet, eine Sünde zu begehen, und ich würde sündigen, wenn ich einem unschuldigen Mitmenschen Schaden zufügte. In dem andern Falle aber ist die Grundlage von jedem Recht das Naturrecht, welches nicht auf das Verderben, sondern auf die Rettung des Menschen abzielt. Gegen dieses Recht und hiermit gegen jedes Recht würde ich aber handeln, wenn ich absichtlich mich dem Tode überlieferte oder mir sonstwie Schaden zufügte. Deßhalb mag ich weder durch Antwort noch durch Eid irgend etwas einräumen, was mir oder einem andern Unschuldigen zum Nachtheile oder zum Vorwurfe gereichen könnte.‘

„Nach langem Hin- und Herreden leistete ich endlich den Eid, um die langweilige Verhandlung zu einem Ende zu bringen, gefährliche und böswillige Fragen abzuschneiden, und da man mir den Eid nur für solche Fragen abverlangte, deren Beantwortung mir erlaubt schien. Befragt nannte ich ihnen dann meinen Namen, meine Familie, meine Heimath, meine Verwandten, meinen Grad, wo ich studirt hatte, und meinen religiösen Orden.

„Dann wurde ich gefragt, ob ich in des Königs Ländern Messe gelesen? ‚Ein solches Geständniß würde in Anbetracht der Edicte des Königs und der Gesetze des Parlamentes mir und meinem Nächsten nachtheilig sein; auch gehört das gar nicht vor des Königs Gerichtshof, und somit bin ich zu keiner Antwort verpflichtet, da ich ja durch kein Gesetz verpflichtet bin, mich selber oder andere Unschuldige zu verderben. Wenn sie Richter seien,‘ sagte ich, ‚so sei es ihre Pflicht, Verbrechen und nicht Opfern (maleficia, non sacrificia) nachzuspüren.‘ Und ich fügte hinzu, Diebstähle, Hochverrath, Morde, Giftmischerei gehörten vor des Königs Gerichtshof, nicht aber die Sacramente der Kirche.

„Sie behaupteten: ‚Der König ist kein Laie.‘ — ‚Er ist kein Priester,‘ antwortete ich, ‚und hat nicht einmal die Tonsur erhalten.‘

„Man frug mich, zu welchem Zwecke ich nach Schottland gekommen sei? ‚Um die Ketzerei zu bekämpfen.‘ Wer mir denn Jurisdiction gegeben habe, forschte man weiter, da weder der König noch einer der Bischöfe mir solche verliehen hätte.“

Hier war das Verhör oder vielmehr die Disputation bei einer Frage angelangt, wo gewiß das Getöse und Zähneknirschen der Puritaner, von dem uns P. Ogilvie oben erzählte, mit neuer Wuth losbrach. Das ruhige und furchtlose Zeugniß, das der vom Wundfieber geschüttelte, vor Kälte und Erschöpfung fast erliegende Mann für den Primat des hl. Petrus und seiner Nachfolger in Mitte dieser tobenden Schaar hier zum ersten Male ablegte und das er trotz aller Angriffe unbesiegt aufrecht hielt, bis er es mit seinem Tode besiegelte, mußte den fanatischen Presbyterianern, denen nichts so in der Seele zuwider war, wie das „römische Babel“ und der „Mann der Sünde“, das Herz im Leibe umdrehen. Woher er Jurisdiction habe, hatte man P. Ogilvie gefragt, und er antwortete ohne Zaudern.

„Ich lächelte,“ fährt er in seiner Erzählung fort, „und sagte, ihre Bischöfe seien ja alle Laien, wie der König, und hätten ebenso wenig Jurisdiction, als jener. Die Schafe Christi seien Petrus anvertraut, und wer so immer dieselben in irgend einem Lande der Welt hüten wolle, müsse die Erlaubniß dazu vom apostolischen Stuhle erbitten. Auf ihm dauere, gemäß der Verheißungen Christi, durch den unfehlbaren Beistand des heiligen Geistes in einer ununterbrochenen Reihenfolge von Männern bis an's Ende der Welt die Autorität und Gewalt fort, welche zuerst dem Fürsten der Apostel verliehen worden und welche Simon, den Sohn des Johannes, in jenen harten Felsen der Kirche verwandelte, so daß er mit Recht Cephas und Petrus genannt werde. Von diesem apostolischen Stuhle, fuhr ich fort, habe ich meine Jurisdiction und diese Jurisdiction kann ich auf gewöhnlichem Wege hinauf durch die Reihe der Päpste zurückführen bis auf Christus selbst.“

Auf dieses heldenmüthige Zeugniß hatten die Puritaner nur einen Schrei der Wuth und die Androhung des Todes.

„‚Die Behauptung,‘ sagten sie, ‚daß der Papst geistliche Jurisdiction in des Königs Staaten habe, ist Hochverrath!‘ — ‚Diese Behauptung ist ein Glaubensartikel‘, antwortete ich. — ‚Wagt Ihr das mit Eurer Unterschrift zu bekräftigen?‘ fragen sie. — ‚Selbst mit meinem Blute will ich es unterschreiben, wenn es nöthig ist,‘ und sofort unterschrieb ich mit meinem Namen.“

Spottiswood konnte mit dem offenen Geständnisse seines Gefangenen zufrieden sein: ein Priester, ein Jesuit, der nach Schottland gekommen war, „um Seiner Majestät Unterthanen zu verführen", der laut und ungescheut jede geistliche Jurisdiction des Königs läugnete, mußte in den Augen Jakob' I. ein Hochverräther sein und sein Leben verwirkt haben. Allein der Erzbischof wollte den Jesuiten in noch viel schwerer wiegende Geständnisse verstricken; er spielte daher das Verhör auf das heikele Feld der kirchenpolitischen Fragen, die gerade damals oder wenigstens kurze Zeit vorher, veranlaßt durch den Streit über den neuen Eid der Treue (oath of allegiance), mit der größten Erbitterung bekämpft und vertheidigt wurden.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage! Nach der unseligen Pulververschwörung hatte, wie schon oben erzählt, Jakob I. allen der katholischen Religion Verdächtigen einen neuen Eid der Treue vorgeschrieben, dessen Wortlaut wir hier wiedergeben wollen, weil derselbe uns zum Verständniß der nun folgenden Verhandlungen von Nutzen scheint.

„Ich bekenne aufrichtig in meinem Gewissen vor Gott und den Menschen, daß der König Jakob legitimer Herrscher dieses Reiches ist, daß der Papst weder durch sich selbst noch durch die Autorität der Kirche die Macht hat, den König abzusetzen, über sein Reich zu verfügen, die Unterthanen des Treueeides und des Gehorsams zu entbinden, irgend Jemand die Erlaubniß zu geben, gegen ihn die Waffen zu ergreifen, seiner Person Gewalt anzuthun oder Aufruhr im Staate zu erregen. Ich schwöre auch, daß ich, ungeachtet jeder gegen den König gerichteten Excommunication, ungeachtet jeder seinen Unterthanen gewährten Entbindung vom Gehorsame, meine wahrhaftige Treue Seiner Majestät bewahren werde, und daß ich mit ganzer Macht den König gegen Verschwörungen vertheidigen werde, welche gegen seine Person oder Krone mit Rücksicht auf jenen Urtheilsspruch gerichtet sein sollten. Ich schwöre, daß ich von Herzen die gottlose, häretische und verdammungswürdige Lehre und Meinung, als ob durch den Papst excommunicirte und abgesetzte Fürsten auch von ihren Unterthanen oder durch wen sonst immer abgesetzt oder getödtet werden dürften, verabscheue, verfluche und derselben entsage. Ich glaube, daß der Papst keine Macht hat, mich von diesem Eide zu entbinden, und verzichte auf jede hierauf bezügliche Dispensation. Ich schwöre alle diese Dinge im natürlichen Sinn der Worte ohne Zweideutigkeit und Gewissensvorbehalt."

Das war der berüchtigte oath of allegiance. Natürlich erhob sich

für die Katholiken sofort die Frage, ob sie einen solchen Eid einfachhin in Bausch und Bogen leisten dürften. Der von Clemens VIII. für England eingesetzte Erzpriester Georg Blackwell glaubte dieses. Allein die Frage kam nach Rom und Paul V. entschied, daß die Gläubigen eher den Martertod leiden sollten, als den Eid schwören; er richtete schon unter dem 22. September 1606 ein Breve an den Erzpriester, in dem unter Anderem die Worte stehen: „Ihr könnt Euch nicht, ohne ein in die Augen springendes und schweres Unrecht an der Ehre Gottes, durch diesen Eid binden . . . Aus den Worten selber muß es Euch ja evident sein, daß ein solcher Eid ohne Verletzung des katholischen Glaubens und des Seelenheiles nicht geleistet werden darf, da er manche Punkte enthält, die dem katholischen Glauben und dem Seelenheile schnurstracks zuwiderlaufen." Das Urtheil des Papstes hätte Blackwell genügen müssen, namentlich da Paul V. dasselbe durch ein neues Breve unter dem 23. August des folgenden Jahres bestätigte und seine Verkündigung in England befahl [1]. Gleichwohl glaubte der greise Erzpriester, sich dem Urtheile des Papstes, „der nur als Privatgelehrter und nicht als Haupt der Kirche gesprochen habe", nicht unterwerfen zu müssen und leistete den Eid. Cardinal Bellarmin, der nun in den bereits entbrannten Federkrieg eingriff, tadelte ihn in Folge dessen ob seiner Schwäche. Da trat für die Erlaubtheit des Eides kein Geringerer als König Jakob selber in die Schranken.

Jakob I. hatte unter anderen Schwächen seiner Eitelkeit auch die, daß er sich für unbestritten den tiefsten Theologen seiner Zeit hielt, und die anglicanischen Hofbischöfe trugen Sorge, diese Seite ihres allergnädigsten Fürsten pflichtschuldigst zu beräuchern. Er überraschte nun die gelehrte Welt und die Höfe mit seinem: „Triplici nodo triplex

[1] Die Gründe, welche den heiligen Vater zu diesem Breve bestimmen mochten, gibt Dr. Hergenröther in seinem trefflichen Handbuche der allgemeinen Kirchengeschichte (II. S. 349) also an: „Der Treueeid war ein verhüllter Suprematseid und außerdem für den katholischen Glauben beschimpfend; man wollte andeuten, jenes Attentat (die Pulververschwörung) sei aus der Kirchenlehre oder aus der speciellen Aufforderung des Papstes hervorgegangen, und forderte dabei, eine von den angesehensten Theologen vertretene Meinung, die Kirche könne in besonderen Fällen Souveräne für abgesetzt erklären, mit Eingriff in die kirchliche Lehrgewalt als ketzerisch zu verdammen, was keinem einzelnen Katholiken zustand . . . Paul V. konnte auch nicht die Behauptung zugeben, es seien die Handlungen der mittelalterlichen Päpste gottlos und ungerecht gewesen, noch theologische Meinungen als ketzerisch bezeichnen lassen, die in den kirchlichen Schulen allgemein gelehrt waren."

cuneus, oder eine Apologie des Treueeides gegen zwei Breven Papst Paul' V. und einen Brief des Cardinals Bellarmin an den Erzpriester". Die Katholiken versetzten dem dreifachen Keile des Königs wuchtige Schläge, und namentlich waren es die Jesuiten Bellarmin, Suarez und Personius, die das Buch des gekrönten Theologen tüchtig zerzausten. Die Könige von Frankreich und Dänemark riethen Jakob, sich schleunig aus dem wissenschaftlichen Turniere zurückzuziehen. Allein statt dessen braute der König mit Hilfe seiner Hoftheologen eine neue Streitschrift, voll der Zornschalen der Apokalypse, und sandte sie mit einer „mahnenden Vorrede" an alle Fürsten und Regierungen der Christenheit. „Seine lieben Brüder, Vettern, Verbündete, Genossen und Freunde" sollten erfahren, wie schlagend „der Bekenner, Vorkämpfer und Vertheidiger des wahren christlichen, katholischen und apostolischen Glaubens, wie derselbe von der alten und ursprünglichen Kirche bekannt und durch das Blut so mancher heiligen Bischöfe (Cranmer und Consorten) und anderer mit der Glorie des Marterthums gekrönter Gläubiger besiegelt wurde", den Beweis führe, daß der Papst, so lange er in den Reichen anderer Fürsten weltliche Macht beanspruche, der leibhaftige Antichrist sei. In der That, dieses war die Quintessenz des von Albernheiten strotzenden Buches, das der französische Gesandte mit Recht „das wahnwitzigste" nannte, „welches jemals über diesen Gegenstand geschrieben worden sei". Rudolph II. und der König von Spanien verweigerten die Annahme, und Jakob mußte sich für seine Schlappe damit trösten, daß seine anglicanischen Bischöfe wenigstens, denen er je ein englisches und lateinisches Exemplar zustellte, ihm einige Weihrauchkörner streuten. So nahm z. B. Matthews, der Erzbischof von York, das Buch des Königs auf seinen Knieen entgegen, küßte es, versprach, es wie seinen Augapfel zu bewahren und wieder und wieder zu lesen [1].

Man begreift nach all dem, wie empfindsam der König im Punkte des Treueeides und der damit verbundenen kirchenpolitischen Fragen sein mußte, namentlich seinen Hauptgegnern, den Jesuiten, gegenüber. Schon hatten in England mehrere Priester, die den Eid nicht leisten wollten, ihren Gehorsam und ihre Treue zum heiligen Stuhle mit dem Martertode bewährt, denn in diesen Fragen kannte der eitle und sonst vielfach Bluturtheilen abholde Monarch keine Gnade. Und gerade auf dieses heikle Gebiet führte nun das Verhör den P. Ogilvie. Man vernehme,

[1] Dalrymple's Memorials, p. 13 E.

mit welcher Umsicht der Gefangene antwortete und wie er es verstand, durch einen kräftigen Offensivstoß den Kampf auf feindlichen und den Puritanern durchaus nicht günstigen Boden hinüberzuspielen.

„Sie fragten“ — fährt P. Ogvilie in seiner Erzählung fort —: „‚Kann der Papst den König absetzen?‘ Ich antwortete: „Er kann keinen rechtmäßigen König und gehorsamen Sohn der Kirche als solchen absetzen.‘ — ‚Aber wenn er ein Häretiker wäre?‘ forschen sie weiter. — ‚Diese Meinung wird von vielen Gottesgelehrten vertheidigt, daß nämlich der Papst einen häretischen König absetzen könne.‘ — ‚Und was ist Eure Meinung?‘ drängen sie. — ‚Wenn sie als Glaubenssatz erklärt ist, will ich für sie sterben‘, erwiederte ich, ‚und wenn ich einmal der Richter des Königs und des Papstes bin, so will ich auch erklären, was der Erstere für Befugnisse hat und was der Letztere verdient. Was aber gegenwärtig meine Meinung über diesen Punkt ist, brauche ich nicht zu gestehen, so lange ich nicht von dem Richter in religiösen Streitfragen, d. h. vom Papste oder einem, der von ihm Autorität hat, juridisch hierüber befragt werde.‘“

Hiermit hatte der Missionär einen sicheren Standpunkt eingenommen: er erklärte ein- für allemal das Gericht des Königs in Fragen, die einzig von der Lehrgewalt der Kirche zu entscheiden sind, für incompetent und war so sicher, daß er sich auf diesem schwierigen Felde keine Blöße geben würde. Freilich seine Läugnung der Competenz des Königs machte ihn in den Augen des auf seine Machtfülle eifersüchtigen Jakob I. ebenso zum Hochverräther; aber vor dem Martertode schreckte ja P. Ogilvie nicht zurück, er ersehnte ihn; nur dafür mußte er bangen, daß man ihm etwa nicht aus seinen Antworten eine Klage bilde, die auf ihn und auf die Gesellschaft, deren Glied er war, einen Schatten hätte werfen können. Die Puritaner versuchten einen neuen Angriff und wählten hierzu das beliebte Thema vom Tyrannenmorde und von der Pulververschwörung. Hören wir die Vertheidigung des Missionärs:

„In der Beantwortung ihrer Fragen über die Pulververschwörung sagte ich, ich verabscheue Königsmörder und billige ihre That nicht. Sie antworteten: ‚Die Jesuiten und Papisten tragen doch solche Lehren vor.‘

„‚Wer die Wahrheit dieser Beschuldigung ergründen will,‘ antwortete ich, ‚möge gefälligst die Acten des Konstanzer Concils nachlesen; da wird man finden, daß Häretiker solche Lehren vortragen, während die Katholiken alle ähnlichen Meinungen verdammen. Wickleff lehrt ja, daß die Unterthanen ihre Herrscher, falls sie schlecht sind,

ermorden dürfen, und daß die Letzteren, wenn sie sündigen, ihrer Rechte wie auch im gleichen Falle die Priester ihrer Priesterwürde verlustig gingen — lauter Sätze, welche das Concil verdammte. Die Pulververschwörung war nur die That einer Handvoll Edelleute; aber das kann man nicht von Eurem 17. September sagen, als Ihr an der Spitze einer zahlreichen Schaar Bewaffneter den König sammt seinen Räthen im Parlamentsgebäude erschlagen wolltet. Und wahrlich, Ihr würdet Eure That vollbracht haben, hätten nicht die Wachen mit Hilfe einer Schaar von Handwerkern den König Euren Händen entrissen. Am heutigen Tage noch leben über 2000 Bürger von Edinburgh, welche damals zu den Waffen griffen; sie Alle könnten Zeugen sein, daß drei Prediger sie aufhetzten, sich wacker zu schlagen unter dem Feldgeschrei: „Gott und die ‚Kirk'“, während die andere Partei sich unter dem Rufe: „Gott und der König“ sammelte. Für diese Empörung hätte Edinburgh verdient, daß man es einäschere, und in der That wurde es auch um eine bedeutende Summe gebüßt. Und wenn Euch das Alles noch nicht genügt, wohlan — Robert Bruce, Euer Achilles und erster Prediger, der noch am Leben ist und gar nicht weit von hier weilt, schrieb damals an den Vater des Marquis von Hamilton, er möge kommen und den unwürdigen König, der die Papisten begünstige, der Krone berauben; er und die Seinigen würden ihm hiezu hilfreiche Hand bieten. Allein der Marquis übergab den Brief dem Könige und einige von Euern Predigern wanderten in die Verbannung. — Das war nicht eine Verschwörung von einer Handvoll Edelleute, sondern eine Verschwörung von Predigern und ein unverhüllter, auf offener Straße in Scene gesetzter Aufruhr. Gegen die Jesuiten aber könnt Ihr nichts vorbringen, als lügenhafte Verdächtigungen, die in Böswilligkeit ihre Quelle haben. Die Thatsachen, die ich anführte, kann der König selbst als Augenzeuge bekräftigen und mit ihm tausend Andere!'“

Das waren Keulenschläge auf das Haupt der heuchlerischen Puritaner! Die von P. Ogilvie ihnen vorgehaltenen Ereignisse beziehen sich auf den berüchtigten Edinburgher Auflauf des Jahres 1596, den wir bereits erwähnten. In der That hätte der wilde Fanatismus der schottischen Prediger schon damals beinahe sich mit dem Blute des Königs besudelt, dessen Sohn dereinst ihrer Wuth wirklich zum Opfer fallen sollte. Sie verläugneten übrigens hierin den Geist des schottischen Reformators nicht. John Knox spricht sich in seiner Vertheidigung des an dem Cardinal Primas Beaton so schnöde begangenen Meuchelmordes

offen für den „Tyrannenmord“ aus[1], und Milton beruft sich ein Jahrhundert später ausdrücklich auf dessen Autorität, um die an Karl I. auf dem Schaffote vollstreckte Bluttthat zu rechtfertigen. Den Fanatismus der Prediger zur Zeit der Edinburgher Empörung möge man aus folgender Stelle einer damals von David Black, einem Minister von St. Andrews, gehaltenen Predigt sehen. „Was Seine Majestät betrifft, so wußte Niemand besser als er um die geplante Rückkehr der papistischen Grafen, und darin ist er offenbarer Verrätherei schuldig. Aber was können wir denn überhaupt hoffen? Ist nicht Satan das Haupt des Hofes und des königlichen Rathes? Sind nicht alle Könige Teufels Kinder? Spukt denn Satan nicht am Hofe, in den Leitern des Hofes, im Haupte des Hofes? Sind denn die Lords of Session nicht Schufte und Schwindler? Ist der Adel nicht ein Vielfraß u. s. w.?“[2] Wir begreifen, daß die Prädicanten keine Lust hatten, den von P. Ogilvie ihnen vorgerückten Fall zu vertheidigen. Statt dessen griffen sie wieder auf die Pulververschwörung zurück und wollten ihn mit P. Garnet in die Enge treiben, der eines glorreichen Todes gestorben war, weil er das unter dem Siegel der Beichte bekannte Attentat nicht verrathen hatte.

„Sie fragten mich weitläufig über den Fall des P. Garnet. Ich antwortete: ‚Er war unschuldig und durfte auch um den Preis der ganzen Welt nicht die Namen eines derjenigen verrathen, der ihm eine heilige Beicht abgelegt hatte.‘ Der Erzbischof entgegnete: ‚Wenn Jemand mir eine That wider das Leben des Königs bekennen sollte, so würde ich ihn verrathen, auch wenn er es mir in der Beichte anvertraut hätte.‘ — ‚Es wird deßhalb auch Jedermann gut thun, Euch nicht zu beichten.‘ Nun warfen sie mir vor, der Papst habe ihn für seine Handlungsweise heilig gesprochen, und ich fragte sie: ‚Woher wißt ihr das?‘ — ‚Er ist ja zu Rom unter euren Martyrern gemalt,‘ antworteten sie. — ‚Das ist ein schwacher Beweis, der sich auf die Autorität von Dichtern oder Malern stützt! Gleichwohl behaupte auch ich, daß er ein Blutzeuge ist, wenn er für das Beichtgeheimniß starb, und wenn der Papst ihn für einen Martyrer erklärt hat, so will ich gerne für die Wahrheit seines Martyriums mein Leben einsetzen.‘

„Der Erzbischof erwiederte: ‚Laßt es jetzt endlich genug sein mit

[1] Knox, History, p. 86.
[2] Tytler's History of Scotland, IX. p. 202.

diesen Euren Hypothesen! Was ist Eure eigene Meinung?' — ,Wenn die Thatsachen, welche er von seinem Gefängniß aus schrieb, welche die Gesandten zweier Könige und eine große Zahl anderer Edelleute schriftlich bezeugten, sich in der That so verhalten, wie ich dieselben auf meiner Reise durch England las, so starb er eines glücklichen und heiligen Todes und war an der Pulververschwörung unschuldig.' Jetzt brachten sie die officiellen Proceßacten vor. ,Da diese Acten das Werk von Feinden sind,' antwortete ich, ,müssen wir ihnen nicht leicht einen zu großen Glauben beimessen, und ich sehe keinen Grund, weßhalb ich meinen Quellen, die glaubwürdig sind, mißtrauen sollte. Doch wie diese Sache sich auch immer verhalten mag — ich frage: wer hat mich denn zum Richter über solche Dinge gestellt? und so werde ich keine hierauf bezügliche Antwort mehr geben, denn ich kam in dieses Land nicht, um Garnet, sondern um Christus zu predigen. Ich will mich um meine eigene Angelegenheit kümmern, wie er sich um die seinige kümmerte. Jeder sorgt für sich selbst, der liebe Gott für uns Alle.'"

Das Verhör mit seinen eingestreuten Disputationen über die verschiedensten Fragen aus der Moral und der Dogmatik mußte nun schon stundenlang gedauert haben und hätte gewiß auch den stärksten Mann, der sich allein der Wuth und dem Geschrei so zahlreicher Feinde preisgegeben sah, ermüden müssen; P. Ogilvie aber, der sich schon in Folge der erlittenen Mißhandlung kaum aufrecht halten konnte, hatte nicht mehr die Kraft, der stürmischen Verhandlung weiter zu folgen. Aber selbst zusammenbrechend verließ ihn seine besonnene und milde Stimmung nicht, die er bisan dem rohen Toben der Puritaner mit so großem Erfolge entgegengestellt hatte.

„Es waren nun 26 Stunden verflossen, seit ich einen Bissen verkostet hatte. Zudem litt ich an Fieber, und obschon die stürmische Disputation mir warm genug machte, faßte mich doch ein Anfall von Schüttelfrost, so daß ich an allen Gliedern bebte. Man führte mich daher in den Hintergrund an das Kaminfeuer. Da fiel ein Hochländer, ja nahezu ein Bürger meiner Vaterstadt über mich her und nannte mich einen elenden und meineidigen Lügner, der fälschlich sich einen ehrlichen Namen beilege und so sein schlechtes Handwerk bemänteln wolle. Aber er wolle es bald dahin bringen, daß der edle Name der Ogilvie nicht länger durch diesen infamen Schandflecken eines Jesuiten besudelt werde, ,und,' fügte er bei, ,wäre es nicht aus Ehrfurcht vor so vielen Edelleuten, die hier im Kreise stehen, und vor dem bischöf=

lichen Palaste — ich wollte Euch stracks hier in das brennende Feuer werfen.'

„,Nie in meinem Leben,' antwortete der ehrwürdige Diener Gottes lächelnd auf diesen rohen Angriff, ,hätte das mir erwünschter sein können, wenn es Euch wirklich Ernst ist, mich in das Feuer zu werfen, denn ich friere augenblicklich sehr.' Aber ich machte ihn auf den Umstand aufmerksam, daß ich möglicherweise Asche und Kohlen in die Halle werfen möchte, und daß er dann gezwungen wäre, das Haus zu kehren, dessen Verunreinigung ihm zur Last fallen würde.

„Mit solchen und ähnlichen Scherzen erwiederte ich des Mannes Schmähung, so daß selbst die umstehenden Feinde, die mich doch gar zu gerne in ihrer Gewalt gehabt und mit ihren Dolchen wie ein Sieb durchbohrt hätten, über den Burschen lachen mußten, und er selber versprach mir in der Folge freundschaftlichst jegliche Hilfe, sobald sich die Wahrheit meiner Angabe bestätigte."

Man sah, daß mit dem Verhöre des vor Kälte und Fieberfrost zitternden Mannes heute nicht weiter gegangen werden dürfe, und suchte nach einem passenden Schlusse, der im Stande wäre, die offenbaren Niederlagen der Prediger in etwa zu vertuschen. Die Behauptung des Hochländers, daß sich der Jesuit meineidig einen falschen Namen beilegte, bot hierzu die beste Gelegenheit. Sofort griff der Lord Provost von Glasgow die Klage auf und behauptete, unterstützt von mehreren Anwesenden, entweder durch eine Ähnlichkeit der Züge irre geführt oder vielleicht auch böswillig, der Gefangene sei ein Fälscher.

„Der Lord Provost der Stadt behauptete vor der ganzen Versammlung, ich sei kein Ogilvie, sondern ein Stuart, ich sei sein Mitbürger und hätte einen Bruder, der ein Prediger wäre und nicht fern von der Stadt wohne, und meine Mutter sei noch am Leben und weile in der Stadt. Sofort erhoben sich einige andere seiner anwesenden Mitbürger und unterstützten seine Behauptung; sie versuchten sogar, mir zum Beweise einige Jugenddiebstähle und Einbrüche in Obstgärten in Erinnerung zu bringen. Ich läugnete, sie aber bestanden auf ihrer Aussage und Jedermann betrachtete mich als einen eidbrüchigen Menschen."

So endigte das erste Verhör mit einem scheinbaren Triumphe des Erzbischofs und seiner Sippe. Freilich dauerte der Siegesjubel nicht lange. P. Ogilvie bestand darauf, seiner vorgeblichen Mutter gegenübergestellt zu werden, und damit kam rasch die Anschuldigung auf Meineid

zum Falle. „Des folgenden Tages," schließt der Missionär diesen Theil seines Berichtes, „erschien die vorgebliche Mutter vor den Schranken, erkannte mich aber nicht für ihren Sohn, ‚weil', wie sie sagte, ‚ich keine verwachsenen Finger hätte, und auch kein Tolpatsch sei, sondern sehr gescheidt'. Jetzt hatte sich das Blättchen gewendet und war das Lachen auf meiner Seite."

Der Missionär wurde endlich in das Stadtgefängniß zurückgeführt und daselbst, sobald sein Zustand sich ein wenig gebessert hatte, in eines jener barbarischen Kerkerlöcher der damaligen Zeit gestoßen, welches ein schottischer Schriftsteller also beschreibt: „Es war eines jener altmodischen Gefängnisse, wie sie bis auf die letzten Jahre herab Schottland zur Schmach gereichten... Eine runde Eisenstange von der Dicke eines Armes oberhalb des Ellenbogens lief in der Höhe von etwa 6 Zoll quer durch das Verließ und war mit ihren Enden fest in die Mauer eingelassen. Fußschellen, die mittelst einer 4 Fuß langen Kette verbunden waren, umschlossen die Knöchel des Gefangenen, und die Kette lief in einem weiten Ringe an der beschriebenen Querstange. So konnte der Unglückliche längs derselben von einer Mauer zur andern hin- und herrutschen, aber sich nach keiner Richtung hin weiter von ihr entfernen, als es eben die Länge seiner Kette erlaubte. Ein Strohbündel lag nahe an der Eisenstange, so daß der Gefesselte, immer an die Stange geschmiedet, sich darauf niederlegen mochte."

Mit dieser Beschreibung stimmt der Bericht unseres Martyrers so ziemlich überein. „Ich wurde in mein Gefängniß zurückgeführt," erzählt er, „und zwei Tage später in ein Kerkerloch geworfen. Bald darauf schloß man mich mit zwei Ringen so fest an ein wohl zwei Centner schweres Eisen, das wie eine Stange aussah, daß ich nur sitzen und auf meinem Rücken liegen und dann und wann eine kleine Weile stehen, sonst aber keine Bewegung machen konnte."

So lag also der edelmüthige Bekenner Tag und Nacht in seinem Kerker und harrte des Bescheides, der von London kommen mußte. Inzwischen brach der Winter herein, der in Schottland immer strenge zu sein pflegt, aber gerade damals so grimmig hauste, daß der Winter von 1614 auf 1615 von allen Chronisten als der strengste seit Menschengedenken beschrieben wird. Selbst drunten in dem bei weitem milderen England „gefriert die Themse beinahe ganz zu", „herrscht bitterer Frost und viel Schnee", „fällt mehr Schnee, als man seit 36 Jahren gesehen hat", wie wir in damals geschriebenen Privat-

briefen[1] sehen; droben in Schottland aber war es „so furchtbar kalt, daß es im darauf folgenden Frühjahre keine Singvögel mehr gab, und fiel der Schnee so tief und blieb so lange liegen, daß", nach dem Berichte Sir Robert Gordons, „in den nördlichen Gegenden der größte Theil der Heerden zu Grunde ging" [2].

Welche Qual muß dieser Winter unserem Blutzeugen in seinem kalten Kerker auf seinem Strohbunde bereitet haben, wo er nicht einmal durch Bewegung sich etwas Wärme verschaffen konnte! Diese Folter war wohl weit peinlicher, als die „spanischen Stiefel", die ihm der Erzbischof bereitete. Aber sie und alles Andere und tausendmal mehr hätte P. Ogilvie getragen aus Liebe zu seinem göttlichen Herrn und Meister, dem er mit Freuden diesen Beweis seiner Treue weihte.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Über Visionen und Prophezeiungen.

(Schluß.)

Zu den Umständen, welche ein Kennzeichen der Wahrheit und Göttlichkeit von Visionen und Prophezeiungen sein können, gehören auch die persönlichen Eigenschaften derer, welche Gott zu deren Trägern erwählt; vor Allem der moralische Werth der Person, d. h. ihre Tugend und Heiligkeit. Dieses Moment darf nie übersehen werden. Es ist zwar richtig und wir haben es auch schon im Vorgehenden bemerkt, daß namentlich die Prophezeiung eine Geistesgabe ist und deßhalb ihr Ziel zunächst nicht im Wohl des Trägers, sondern im Nutzen und Frommen des Nächsten hat; deßhalb ist es auch nicht unumgänglich nothwendig, daß der Vermittler der Offenbarung heilig und gottgefällig sei, wie ja die heilige Schrift selbst uns das Gegentheil lehrt. Indessen ist die Heiligkeit im vorliegenden Falle ein so schwerwiegender Umstand, daß, wenn nicht durch andere Thatsachen die Wahrheit und Göttlichkeit der Vision oder

---

[1] Domestic James I. v. LXXX.

[2] Domestic Annals of Scotland, v. I.

Prophezeiung festgestellt wird, wir schon deßhalb zweifelhaft sein dürfen und müssen, falls dem Werkzeuge der Charakter der Heiligkeit abgeht. Gewöhnlich bedient sich Gott bloß der Heiligen, um den Menschen seine Mittheilungen zu vermitteln. Das liegt auch so ganz in der Bedeutung dieser Gnadengaben, unwiderlegbare Beweise der Heiligkeit der Kirche und Mittel zum Heile der Menschen zu sein. Dieser Zweck wird aber erst dann vollkommen erreicht, wenn sich die Heiligkeit auch im Träger dieser Gaben wiederspiegelt, wie ja der Heiland selbst sagt: „Wer glaubt, dem werden Wunder folgen.“ [1]

Ja, wir können noch weiter gehen und sagen, daß selbst eine mehr als gewöhnliche Heiligkeit erforderlich ist, um uns in dieser Beziehung Vertrauen einzuflößen; ein gewöhnliches unbescholtenes Christenleben bietet uns keine hinreichende Gewähr. Allerdings leidet dieser Satz insofern eine Einschränkung, als die sinnliche und imaginäre Vision nicht selten sich auch auf den untern Stufen der Vollkommenheit findet. Es können ja diese Begünstigungen in der Hand Gottes gerade das Mittel sein, um eine Seele zur höheren Vollkommenheit zu befähigen. Das Übersehen dieser Thatsache hat der hl. Theresia unsägliches Herzeleid gebracht. Personen, denen sie sich anvertraute, erklärten ihr einfach, die Begünstigungen, deren sie sich gewürdigt glaubte, seien nicht vereinbar mit dem Grade der Vollkommenheit, auf dem sie sich damals befand, könnten deßhalb nur teuflische Irrungen sein. Besser Unterrichtete befreiten sie endlich aus ihrer Angst und Pein [2]. Die intellectuellen Visionen dagegen und alles, was mit ihnen zusammenhängt, sind bloß Beigaben der höheren Vollkommenheit. Die Heiligkeit muß also für gewöhnlich da sein und selbst dem Äußern nach die volle Bürgschaft bieten. Sobald wir vernünftiger Weise annehmen können, die Kenntniß, welche der Begnadigte zur Schau trägt, sei bloß auf natürlichem Wege erworben und der Offenbarung liege irgend eine Absicht auf zeitlichen Gewinn und Ehre zu Grunde, so ist es mit dem Zureichen der Bürgschaft aus [3]; wir sind nicht gehalten und thun auch nicht klug, zu glauben. Das war z. B. ein nicht zu übersehendes Zeichen der Übernatürlichkeit bei den Erscheinungen in Lourdes, daß Bernadette und ihre Eltern nie einen Heller für sich annehmen wollten von ihren Besuchern.

---

[1] Marc. 16, 17.
[2] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 23 und 28.
[3] Bened. XIV. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 47. n. 3. 4.

Bezüglich der Heiligkeit aber ist nach der Lehre der Geisteslehrer besonders erforderlich Demuth, die sich auch darin zeigen muß, daß man nach solchen Begünstigungen kein Verlangen trage; nach solchen Dingen sich sehnen, ist stets geheimer Stolz, geistige Lüsternheit, Vorwitz und Vermessenheit; je mehr man darnach verlangt, um so mehr entfernt man sich von der Demuth. Ferner wird gefordert eine große Einfalt, Gelehrigkeit, Folgsamkeit und Unterwürfigkeit nicht bloß gegen die Kirche, sondern auch gegen die Seelenführer; endlich eine stark ausgesprochene Neigung zu Strengheiten und Verdemüthigungen. „Auf diesem Wege nämlich ist die Religion verbreitet und die Welt überwunden worden, und denselben Zweck haben ja auch die wahren Visionen und Prophezeiungen, somit können sie sich auch nur an diesen Wahrzeichen ausweisen.“ [1] — Aus dem Gesagten folgt, daß Vorhersagungen von Propheten, deren Leben gar nicht bekannt ist und nichts Ausnehmendes an Tugenden bietet, uns natürlicherweise nicht viel Vertrauen einflößen dürfen.

Ein anderer sehr wichtiger Umstand bei Beurtheilung von Visionen und Prophezeiungen ist die Naturanlage des Begnadigten. Je klarer und solider der Verstand, je gerader und aufrichtiger der Charakter, je gleichmäßiger das Temperament, je normaler der Zustand des körperlichen Organismus ist, um so mehr verdient der Träger des Übernatürlichen unser Vertrauen; dagegen wird dasselbe durch jedes Überschreiten nach einer Seite hin geschwächt. So sind Hang zur Melancholie, Übermaß an Phantasie, Heftigkeit und Überschwänglichkeit der Gefühle und Gemüthsbewegungen, Unsicherheit des Urtheils, Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit der Handlungsweise, Zerrüttung der Gesundheit, krankhafte Aufgeregtheit, Verschlossenheit, Neuheit im geistlichen Leben, Sucht nach Ungewöhnlichem und Außerordentlichem, Ungeduld, Schwatzhaftigkeit, Eigensinn und Lügenhaftigkeit gewiß keine empfehlenden Eigenschaften für die Zuverlässigkeit der Offenbarungen und Gesichte. Mit allem Grunde hat man da zu befürchten, daß Alles entweder Spiel der Phantasie oder Trug des bösen Feindes ist. Besondere Vorsicht wird gerathen sein bei hysterischen Personen, weil sich bei ihnen obgemeldete unvortheilhafte Eigenschaften fast alle zusammenfinden.

---

[1] Gravina, Lapis lydices bei Bened. XIV. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 52. n. 8.

Auch Geschlecht und Alter verdienen hier Beachtung. Bezüglich der Frauen ist ein Doppeltes zu bemerken. Erstens haben die Visionen und Prophezeiungen der Frauen die Auszeichnung, daß dieselben bei dem Proceß der Selig- oder Heiligsprechung ganz besonders scharf und streng geprüft werden müssen[1]. Der Grund liegt auf der Hand, weil nämlich ihr Geschlecht gemeinhin an Phantasie und Gefühl stärker ist, als an Urtheilskraft, und sie daher leicht zu sehen meinen, was sie lebhaft sich vorstellen und wünschen. Der hl. Augustin selbst erzählt Folgendes von seiner hl. Mutter Monika. Die Heilige trug sich mit dem lebhaften Wunsche, ihren Sohn durch eine Heirath dem Laster zu entreißen, und in diesem Denken und Sehnen sah sie Phantasiebilder, die eben diesem Gedanken entsprangen, und erzählte dieselben ihrem Sohne, „obwohl," wie er selbst hinzufügt, „nicht mit jener Zuversicht, die sie beseelte, wenn Gott sie erleuchtete."[2] Deßhalb, sagt Delrio, verdienen, von allem Andern abgesehen, die Offenbarungen der Männer mehr Vertrauen[3]. — Indessen wollen wir hiermit den Frauen die Berechtigung in diesem Punkte nicht absprechen. Gott sieht eben nicht auf die Person und braucht bei seinen Gaben auf keine Disposition zu warten, weil Alles seine Gabe ist. Im Gegentheil, was wir zweitens bemerken wollen, ist, daß der Beruf der Frauen in dieser Beziehung viel ausgesprochener ist, als der der Männer. Auf einen begnadigten Mann wird man leicht drei Frauen zählen können, bei denen diese übernatürlichen Gaben außer Zweifel stehen. Das ist auch die Ansicht der hl. Theresia, und sie bemerkt: „Dasselbe habe ich vom hl. Petrus von Alcantara; er sagte mir, er habe erfahren, daß die Frauen in dieser Hinsicht mehr Fortschritte machen, als die Männer, und er führte sehr gewichtige Gründe an, es sei aber hier nicht am Platze, sie aufzuzählen, weil sie alle dem andern Geschlechte zur Ehre gereichten."[4]

Wir wollen versuchen, einige aufzufinden. Der hl. Thomas sagt, das beschauliche Gebet sei ein Mittel zur Frömmigkeit (devotio, Andacht, Hingabe und Bereitwilligkeit zum Dienste Gottes); sogleich aber macht er sich selbst folgenden Einwurf: wenn dem so wäre, so müßten die Männer frömmer sein, weil sie mehr Verstand und Kenntnisse haben; dem sei aber nicht so, mehr Frömmigkeit finde sich bei den Einfältigen

---

[1] Ibid. l. 3. c. 53. n. 11.

[2] S. Aug. Confess. l. 6. c. 13.

[3] Delrio, Disp. magic. l. 4. c. 1. q. 9. sect. 3.

[4] Selbstbiographie der hl. Theresia, letztes Kapitel.

und bei dem Frauengeschlecht. Er löst aber den Einwurf in folgender Weise: Kenntnisse und Wissenschaften würden oft statt Förderungsmittel vielmehr Hindernisse der Frömmigkeit, indem sie Anlaß zur Selbstüberschätzung bieten; bei den Einfältigen und Frauen hingegen ertödte oft die Frömmigkeit den Stolz; wäre der Mensch im Stande, sein Wissen und jede andere Vollkommenheit Gott völlig zu unterwerfen, so würde dieses alles die Frömmigkeit befördern [1]. — Ein anderer Grund, der mit dem vorigen zusammenhängt, ist, daß, wenn Gott Frauen zu einem höheren Beruf erwählt, er mehr auf solch' außergewöhnliche Mittel angewiesen ist, da er der Natur nach in ihnen nicht die Eigenschaften findet, die sie in den Stand setzen, diesen Beruf zu erfüllen. Sehr treffend entwickelt diesen Gedanken Marie Lataste im Auftrage des Heilandes in einem Briefe an ihren Seelenführer. Dieser hatte sich beklagt, daß der Heiland ihn keiner eingehenderen Antwort würdige auf wichtige Fragen, welche er durch die Begnadigte ihm hatte vortragen lassen, während doch die Ansprachen an sie so zahlreich und einläßlich seien. Er ließ ihm sagen: Jeder habe seinen besonderen Beruf und zu dem leite Gott Jeden auf einem besonderen Wege . . wer weniger empfange, habe auch leichtere Verantwortung. Marie Lataste habe er erwählt, um durch ihre Schriften viel Gutes in der Welt zu wirken . . . wie würde sie nun, ein so ungebildetes Mädchen, dieses Ziel haben erreichen können, wenn er sich nicht auf besondere Weise ihrer angenommen hätte? . . . Bei ihm aber sei dieses nicht nöthig, ihm habe er natürlichen Scharfsinn, Kenntnisse und Obere gegeben, an die solle er sich halten [2]. — Zur Beschauung ist ferner Zurückgezogenheit, Sammlung und häufiges Gebet als negative Vorbereitung nothwendig. Dem Weibe wird dieses nicht schwer. Während der Mann unternehmend, ausfahrend und voll Geschäftigkeit ist, besitzt das Weib lebhafte Phantasie und nachhaltiges Gefühl, was dem beschaulichen Leben nur förderlich sein kann; je weniger selbstthätig sie ist, um so berührsamer zeigt sie sich durch äußeren Antrieb. — Hiermit könnte auch die Herzensreinheit zusammenhängen, die ein sehr beachtenswerther Punkt für die Mittheilung der göttlichen Gaben ist. — Man könnte auch wohl sagen, daß Gott durch diese ungleiche Austheilung der beschaulichen Gaben dem andern Geschlechte gleichsam einen Ersatz geben will dafür, daß es von dem erhabenen Beruf ausgeschlossen

---

[1] Summ. S. Th. 2. 2. qu. 82. a. 3 ad 3.

[2] Vie et oeuvres de Marie Lataste, hom. 1. lettre 23.

ist, Werkzeug der officiellen Offenbarung durch das kirchliche Lehramt zu sein; um so mehr nämlich theilt ihm Gott die Rolle der Privatoffenbarung zu. — Endlich erreicht Gott hiermit ein Hauptaugenmerk seiner Weltregierung, nämlich den Stolz der Welt zu demüthigen, indem er sie sehr oft an Werkzeuge weiset, die ihrem Übermuth zuwider sind. „Das Verächtliche der Welt erwählt Gott, um das Mächtige zu Schanden zu machen.“ [1] — Soviel über den Beruf der Frauen [2].

Was ist nun von dem Kinde zu halten? Vor Allem ist kein Grund erfindbar, weßhalb nicht auch Kinder Vermittler von Offenbarungen und Träger übernatürlicher Gaben sein könnten. Die heilige Schrift selbst erzählt uns ja dergleichen von Samuel [3] und von Daniel [4]. „Der heilige Geist,“ sagt der hl. Gregor der Große, „erfüllt den kleinen Harfenschläger und macht ihn zum Psalmisten, er erfüllt den Hirten, der Maulbeerfeigen pflückt, und macht ihn zum Propheten.“ [5] Sollen doch auch nach der Anschauung einiger Schriftausleger die unmündigen Kinder auf den Armen der Mütter dem Heilande das Hosanna zugerufen haben. Aus der neueren Geschichte könnte vielleicht auch die Jungfrau von Orléans zu unserem Zwecke namhaft gemacht werden [6]. Gott braucht eben, wie wir schon bemerkt, für seine übernatürlichen Wirkungen keine vermittelnde Vorbereitung von Seiten des Empfängers.

Im Falle nun Kinder Vermittler der Offenbarung sind, ändert sich einigermaßen die Beurtheilung der Kennzeichen. Vor Allem kann bei Kindern nicht jener hohe Maßstab der Tugend angelegt werden. Frömmigkeit, Reinheit, Einfalt, Gelehrigkeit, wie sie in diesem Alter bei mustergiltigen Kindern vorkommen, nebst gesunden geistigen und leiblichen Anlagen ist Alles, was von Seiten des Trägers zur genügenden Sicherheit verlangt werden kann. Den wichtigern Theil oder den Inhalt der Offenbarung zu beglaubigen, obliegt dem, dessen Werkzeug das Kind ist. Nach dem Charakter des Offenbarenden muß Alles beurtheilt werden, was der jugendliche Seher verkündet. Hier kommt also vor Allem in Anwendung, was wir oben von dem Gegenstande und von dem Inhalt der Offenbarung schon gesagt haben. Nutzlosigkeit, offenbare

---

[1] 1 Cor. 1, 28.

[2] Scaramelli, 2. Bd., erster Abschnitt, 19. Kap. Görres, Mystik, 1. Bd., drittes Buch, I. 2.

[3] 1 Kön. 3, 20. [4] Dan. 1, 3. 4.

[5] Hom. 30. in Ev. n. 8.

[6] Bened. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 45. n. 9.

oder muthmaßliche Absicht, bloß der Neugierde, dem Nationalstolz oder einer andern ungeordneten oder bloß natürlichen Leidenschaft zu schmeicheln, Sonderbarkeit in der Ausführung der Erscheinung oder Offenbarung sind genügend, um gegründetes Mißtrauen in die Wahrhaftigkeit und Übernatürlichkeit der Vorgänge zu veranlassen. Die Heiligung der Seelen ist das große und gesammte Ziel der Vorsehung, und was nicht wirksam zu diesem Zwecke beiträgt, ist nicht Werk einer außerordentlichen Einwirkung Gottes. Indessen ist auch nicht zu übersehen, daß der böse Feind stets bereit ist, wahre Wirkungen Gottes durch seine Dazwischenkunft zu stören und sie vermittelst teuflischen Spuks ihres göttlichen Charakters zu entkleiden und in Mißcredit zu bringen. Es wird dann Aufgabe der Klugheit sein, Beides auseinander zu halten.

Die kräftige und liebliche Art göttlicher Wirksamkeit bringt es aber gewöhnlich mit sich, daß, im Falle ein Kind Vermittler der Offenbarung ist, deren Wahrhaftigkeit durch das höhere und unwiderlegbare Zeugniß der Wunder außer Zweifel gesetzt wird. So sehen wir es wenigstens in vielen Fällen. Ein besonderes Merkmal der Erscheinungen unserer Tage scheint es zu sein, daß deren Gegenstand die allerseligste Jungfrau ist und daß sie zu Vermittlern ihrer Aufträge gewöhnlich Kinder wählt. Man erinnere sich nur an La Salette, Lourdes, Marpingen, an Mettenbuch und Dietrichswalde: überall sehen wir die Mutter Gottes, die Kindern erscheint und ihnen Aufträge gibt. Warum wohl dieses? Daß Maria es ist, die in erster Linie intervenirt, darf uns nicht wundern. Sie ist die wahre Mutter des Herrn und die Mutter der Kirche dem Geiste nach; die Mutter ist aber die erste und natürliche Schützerin des Kindes und somit auch unserer heiligen Kirche. So hat denn Maria, die alte und bewährte Hilfe der Christen, alle Feinde siegreich niedergerungen oder bekehrt. Wer sieht nun aber nicht, daß die Hölle gegenwärtig gegen das Christenthum allenthalben einen wahren Vernichtungskampf begonnen hat und daß wir der Hilfe und des Trostes mehr als je benöthigt sind? Es ist also gewiß an der Zeit, daß Maria ihr Tröster- und Schützeramt auf eine besondere Weise bethätigt. — Unsere Zeit hat ferner bei ihr, um so zu reden, das Verdienst der feierlichen Dogmatisation ihrer unbefleckten Empfängniß stehen, denn unser Jahrhundert hat dieses kostbare Juwel in ihre Krone geflochten. Wirklich auffallend ist, wie sehr sich seit diesem Vorgange im Jahre 1854 die Erscheinungen der Mutter Gottes in den katholischen Ländern gemehrt und einen wie großartigen Charakter sie angenommen haben.

Aber warum ist es gerade die Kinderwelt, die sie erwählt, um der Welt ihre Aufträge zu vermitteln? Es ist unläugbar, daß das Zeugniß der Kindheit, wenn es mit den obigen Merkmalen ausgerüstet ist, wie kein anderes den Charakter der Übernatürlichkeit, ja selbst eine natürliche Unwiderlegbarkeit behauptet. Denn wo erwartet man weniger eine solche Sendung einerseits und andererseits unreine, betrügerische Absicht? Es darf ferner nicht verwundern, wenn Maria gerade jenem Theile der Heerde Christi ihre besondere Aufmerksamkeit und Huld zuwendet, welcher an und für sich der schwächste und hilfloseste und andererseits wie kein anderer seit Jahrzehnten der Gegenstand der boshaftesten und teuflischsten Verfolgung ist. Wohin zielt denn anders der Plan der kirchenfeindlichen Mächte, als das Kind, den Erben der Zukunft, der Kirche zu entfremden und gottlos zu machen? Kein Wunder, wenn die Mutter Gottes gerade in der Kinderwelt ihre Seher und Propheten sucht! Es kann auch unserer stolzen und Gottes ledig gewordenen Zeit nur heilsam sein, an die unmündige Kindheit gewiesen zu werden, um die Wege des Herrn zu vernehmen, und sich in die Hand eines Weibes gegeben zu sehen, um gedemüthigt oder gebessert zu werden. „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir Lob bereitet.“ [1]

Gehen wir jetzt über zum dritten Unterscheidungszeichen der wahren und falschen Erscheinungen und Offenbarungen, nämlich ihren Wirkungen und Folgen. Auch hier gilt vor Allem das Wort des Herrn: „An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen.“ [2] Weil Gott nie etwas Unnützes thut, so muß er bei solch außerordentlichem Dazwischentreten, wie es die Erscheinungen und Offenbarungen sind, nicht bloß etwas gemeinhin Gutes, sondern etwas Außerordentliches beabsichtigen und auch in der That bewirken. Der hl. Jakobus sagt von dem Wirken Gottes: „Die Weisheit von Oben ist keusch, voll des Friedens, bescheiden, willfährig, den Guten zugethan, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, sie urtheilt nicht und ist ohne Verstellung.“ [3] Fast dieselben Worte gebraucht das Buch der Weisheit und setzt hinzu: ... „voll von allen Tugenden ist sie, ein Strahl des ewigen Lichtes, ein reiner Spiegel der göttlichen Majestät und ein Bild seiner Güte ... Alles vermag sie, Alles erneuert sie, durch die Völker ergießt sie sich in heilige Seelen, macht Freunde Gottes und Propheten [4]. Das ist das Charakterbild Gottes und seiner Wirkungen in den Herzen der Menschen.

---

[1] Ps. 8, 3. [2] Matth. 7, 20. [3] Jak. 3, 17. [4] Weish. 7, 25 ff.

Wo daher eine wahre übernatürliche Mittheilung stattfindet, da mag wohl die Natur unter Umständen zuerst bei der Berührung und dem plötzlichen Zusammentreffen mit dem Übernatürlichen in Furcht erzittern [1], allein sogleich wird sich eine heilige Ruhe, Sicherheit und Klarheit im Geiste einstellen. Die hl. Theresia versichert uns wiederholt, daran erkenne man die teuflischen Trugreden und Erscheinungen, wenn die Seele unklar, unruhig und verwirrt bleibe [2], keine wahre Andacht, im Gegentheil Mißtrauen, Finsterniß, Rathlosigkeit, Ekel, Unaufgelegtheit am Guten und am Gebete empfinde. Dasselbe lehren auch der hl. Ignatius [3], der hl. Thomas nach dem Vorgange des hl. Antonius: „Folgt auf die Furcht Freude, dann wissen wir, daß die Hilfe vom Herrn kommt, die Sicherheit der Seele ist ja ein Anzeichen der göttlichen Majestät; dauert aber die Furcht fort, so ist es der Feind, den man sieht.“ [4] Gott ist ein Gott des Friedens, sein und seiner heiligen Engel Loosungswort ist stets: „Fürchtet euch nicht, der Friede sei mit euch.“ [5] Deßhalb ist Klarheit, Ruhe, Friede, Freude, Vertrauen stets ein Erkennungszeichen der Gottheit. Von göttlichen Ansprachen können wir auch anführen, daß sie mit unwiderstehlicher Kraft in die Seele dringen und wirken, was sie besagen [6].

Nebstdem bringen wahre Erscheinungen positiv Gutes und zwar namhaft Gutes in demjenigen zu Stande, dem sie zu Theil werden; in ihrem Gefolge haben sie namentlich einen großen Antrieb zur Übung guter Werke, zum Gebete, zur Abtödtung, vor Allem eine tiefe Demuth. „Das ist das beste Kennzeichen der falschen und guten geistlichen Münze . . . wenn Demuth vorausgeht, begleitet und folgt,“ [7] sagt Gerson, und die hl. Katharina von Siena: „Die Wahrheit macht die Seele stets demüthig, die Lüge stolz.“ [8] Diese Demuth besteht aber vorzüglich in dem tiefen und durchbohrenden Gefühl der Unwürdigkeit, mit solchen Gnaden bevorzugt zu werden; in großer Offenheit und Lenksamkeit gegen die Seelenführer; in einem entschiedenen Widerwillen, von den widerfahrenen Gunst-

---

[1] Gen. 15, 12; 28, 17. Luc. 1, 29; 2, 9. 12.
[2] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 28.
[3] Exercit. S. Ign. reg. ad discurs. spir. hebd. 1. reg. 2.
[4] Summ. S. Thom. III. q. 30. a. 3 ad 3.
[5] Matth. 10, 12. Luc. 2, 14; 24, 36. Joh. 20, 19.
[6] Selbstbiographie der hl. Theresia, Kap. 25.
[7] Gerson, De dist. veror. visionum a falsis, sign. 4.
[8] Dialoge der hl. Katharina, Kap. 71.

bezeugungen zu sprechen; in einer außerordentlichen Milde und Sanftmuth gegen andere fehlende Mitmenschen. Sehr oft bringen diese wahren Begnadigungen für den Empfänger eine recht bittere Mitgift von Verdemüthigungen und Widersprüchen von Seiten Anderer. Sehr klar und schön sprach der göttliche Heiland zur seligen Margaretha Alacoque, nebst den aufgezählten Wirkungen würden diese Begünstigungen ein fünffaches Verlangen in ihr erwecken: 1. den Heiland über Alles zu lieben; 2. nach seinem Beispiel vollkommen zu gehorchen; 3. stets aus Liebe zu ihm leiden zu wollen; und zwar 4. zu leiden, ohne daß Andere es gewahr würden; 5. zu communiciren und stets vor dem heiligen Sacramente zu sein [1]. Das sind gewiß zuverlässige Zeichen des guten Geistes. Daraus können wir schließen, daß Erscheinungen und Ansprachen uns mehr als zweifelhaft sein müssen, welche uns nichts namhaft Gutes bringen, uns nur kalt, zerstreut, weltlich gesinnt, unaufgelegt zur Tugend, zum Gebet, zur Sammlung machen, welche Vorwitz, Stolz und Vermessenheit erzeugen, an der Erfüllung der Standespflichten hindern oder dazu untauglich machen, welche eine ausgelassene und thierische Freude erzeugen, welche überhaupt die Seele leer und lau lassen. Ein Zeichen des guten Geistes ist es ebenfalls, wenn aus Veranlassung dieser Erscheinungen das christliche Volk namhaften Nutzen zur Befestigung im Glauben, zur Anhänglichkeit an die Kirche zieht, wenn viele Bekehrungen gewirkt und eine große Sittenverbesserung vollzogen wird [2].

Wir können das Gesagte an einem lebendigen Beispiele zusammenfassen, das von allen Gottesgelehrten als mustergiltig anerkannt wird, nämlich an den Erscheinungen der hl. Theresia. Der Cardinal Bona stellt die Kennzeichen der echten Erscheinungen und Offenbarungen an ihr folgendermaßen zusammen: „Erstens fürchtete sie stets in den außerordentlichen Vorkommnissen den Betrug des bösen Feindes; nie verlangte sie nach dergleichen und bat Gott stets, sie auf einfachen Wegen zu führen; zweitens zog sie stets über ihre Erscheinungen gelehrte Männer zu Rathe und zwar auf Befehl desjenigen, der ihr erschien; drittens gehorchte sie ihren Seelenführern auf's Pünktlichste und nahm durch die Offenbarungen stets zu an Liebe und Demuth; viertens war sie besonders zugethan denen, die ihr nicht trauten und ihr Verfolgung und Verdruß bereiteten; fünftens waren in ihrem Herzen stets große Ruhe, Heiterkeit und ein

[1] Vie et oeuvres de la B. M. Alacoque, t. 1. p. 146.
[2] Bened. De serv. Dei beatif. l. 3. c. 51. n. 3.

glühendes Verlangen nach Vollkommenheit; sechstens wurde sie in den Erscheinungen stets an ihre Unvollkommenheiten ermahnt; siebentens erhielt sie die Versicherung, daß ihre gerechten Bitten stets von Gott erhört würden, und so geschah es auch; achtens nahmen alle, die mit ihr umgingen, möglichst zu an Liebe zu Gott; neuntens erhielt sie ihre Erscheinungen gewöhnlich nach langem und eifrigem Gebet oder nach der heiligen Communion, und sie entzündeten in ihrem Herzen ein großes Verlangen nach Kreuz und Leiden; zehntens übte sie harte Buße und Strengheit, freute sich in Verfolgungen und Verleumdungen; elftens liebte sie die Zurückgezogenheit und floh den Umgang mit den Menschen; zwölftens war sie in Glück und Unglück stets gleich ruhig und heiter; endlich kam in ihren Erscheinungen nichts vor, was gelehrte Männer nicht vollkommen in Übereinstimmung fanden mit den Vorschriften des Glaubens und der Religion, oder was irgend tadelnswerth gewesen wäre." [1]

Dieses wären also die Kennzeichen der wahren und falschen Erscheinungen und Offenbarungen, wie sie die Erfahrung der Gottesgelehrten zusammengestellt; bei Allen aber ist, abgesehen von einer persönlichen übernatürlichen Erleuchtung, viel Umsicht, Klugheit, Demuth und Gebet nothwendig, um das Richtige zu treffen. So wie es einerseits ganz verfehlt ist, nichts von derartigen übernatürlichen Vorkommnissen wissen zu wollen und von vornherein Alles als Einbildung und Sinnestäuschung abzuweisen, so ist es andererseits nicht minder gefährlich, sich sogleich herbeizulassen und dergleichen ohne Weiteres für übernatürlich zu halten und zu erklären.

Es ist eben auf Alles zu achten und Alles zu erwägen, wenn man nicht irre gehen will; bald muß das Eine, bald das Andere auf die Spur des Wahren leiten. Wir haben ja oben bei den Beispielen falscher Visionen gesehen, wie weit der böse Feind die äußere Kunstfertigkeit in Schein-Wundern treiben und wie leicht man sich täuschen kann, wenn man bloß auf das Eine sieht. Oft können nur alle Kennzeichen zusammen uns sicher rathen und erst nach langer Zeit. Kluges Beobachten, Erwägen, Berathen mit erfahrenen Männern, weises Zurückhalten, bis man in den Stand gesetzt ist, ein zuverlässiges Urtheil sich zu bilden, ist stets anzurathen, wenn man nicht Gefahr laufen will, getäuscht zu werden, wie es so Vielen zu eigenem und des Nächsten Schaden widerfahren ist. Für die Wahrheit der Prophezeiung gibt es

[1] Ibid. l. 3. c. 52. n. 4.

eigentlich bloß einen Beweis, nämlich die Erfüllung derselben, es sei denn, daß für die Echtheit Wunder eintreten, und auch für diesen Fall bietet bloß eine Untersuchung und ein endkräftiges Urtheil von maßgebender Stelle eine vollgiltige Sicherheit.

3. Dieses führt uns nun zum dritten Punkte unserer Erörterung, nämlich zum Standpunkt, den wir einzuhalten haben gegenüber den echten Erscheinungen und Offenbarungen. Es entsteht nämlich die Frage, ob wir, falls es feststeht, Gott habe sich mitgetheilt und seinen Willen kundgemacht, zur gläubigen Zustimmung und Annahme verpflichtet sind.

Wir müssen hier vor Allem zweierlei Personen unterscheiden, auf welche diese Verpflichtung fallen kann: erstens diejenigen, denen die Offenbarung unmittelbar zu Theil wird, und zweitens andere, denen sie durch jene auf irgend eine Weise vermittelt wird.

Was die ersten betrifft, so ist es sicher, daß für den Empfänger die Verpflichtung eintreten kann, den Inhalt der prophetischen Offenbarung und die Echtheit der Erscheinung so sicher zu glauben, wie irgend einen andern Glaubensartikel. Dieser Fall tritt wirklich dann ein, wenn ihnen nicht bloß Wahrscheinlichkeit, sondern die sichere und unerschütterliche Überzeugung geboten ist, daß es eine göttliche Offenbarung und Erscheinung sei, oder mit andern Worten, wenn die Kenntniß nicht bloß prophetischer Instinct, sondern eine wirkliche Offenbarung ist, die sich stets durch diese Sicherheit und Überzeugung kennzeichnet, wie wir es schon bemerkt haben. In diesem Falle ist der Empfänger zum Glaubensact und zum Gehorsam verpflichtet, weil es offenbar Gott ist, der spricht und befiehlt. Das Widerstreben wäre eine offenbare Unbild für Gott. Aber wie gesagt, es muß feste Überzeugung da sein, daß Gott redet, bloße Muthmaßung und Wahrscheinlichkeit genügt nicht zur Verpflichtung gläubiger Annahme. Es ist dieses die Lehre der besten Theologen[1] und läßt sich auch aus kirchlichen Aussprüchen ableiten. So sagt das Concil von Trient: Niemand könne mit Sicherheit des Glaubens, dem nichts Falsches unterliegen kann, überzeugt sein vom Zustande der Gnade und der Beharrlichkeit, es sei denn in Folge einer Offenbarung. Das Concil setzt also voraus, daß eine Privatoffenbarung solche Sicherheit bieten kann[2].

---

[1] Lugo, De virt. fidei, disp. 1. sect. 11. n. 229. (Edit. Paris. ann. 1668.) Bened. XIV. l. c. l. 3. c. ult. n. 73. Suarez, De fide cath. disp. 3. sect. 10. apert. 1 et 2.

[2] Sess. 6. c. 12.

Wie steht es aber mit dieser Verpflichtung für Andere, denen die Kenntniß der Offenbarung mitgetheilt wird? Sind auch sie verpflichtet zu gläubiger Annahme? Auch da müssen wir unterscheiden. Wird die Offenbarung an Jemand gerichtet, damit er sie einem Dritten vermittle, so ist dieser auch verpflichtet, sie anzunehmen, als käme sie unmittelbar von Gott an ihn, sobald er die zureichende Sicherheit von der Wahrheit und Göttlichkeit des Auftrages gewonnen hat. Für ihn ist sie ja eigentlich gegeben und an ihn ist sie eigentlich gerichtet; daß die Mittheilung durch eine zweite Hand an ihn gelangt, ist ja an und für sich ganz gleichgiltig. Gottes Sache ist es, das zu bestimmen [1].

Die Übrigen aber, an welche die Offenbarung nicht persönlich gerichtet ist und welche nur gelegentlich Kenntniß von ihr erhalten, sind nicht verpflichtet, an sie zu glauben, es sei denn, daß auch hier Wunder oder höhere Einflüsse die besagte Überzeugung bewirken. Ist dieses aber nicht der Fall, so liegt Niemand die Pflicht ob, die Offenbarung zu glauben, weil die Gewißheit sich ja dann nicht auf göttliches, sondern auf rein menschliches Zeugniß stützt und deßhalb endgiltig nicht in der Unfehlbarkeit wurzelt. Das Ansehen des Zeugnisses ist nicht höher anzuschlagen, als das der Person selbst, die berichtet; nicht mehr und nicht weniger [2]. Es ist nämlich stets festzuhalten, daß die Verleihung prophetischer und anderer mystischer Gaben dem Empfänger nicht die Unfehlbarkeit oder einen besondern Beistand verleiht, der ihn vor Irrthum bewahrt. Dieses ist nur beim kirchlichen Lehramt der Fall, hier aber nicht, und wir können nie wissen, ob nicht einer der Fälle, durch welche Irrungen bei der Beschauung unterlaufen, eingetreten ist [3]. Thatsächlich finden sich ja in den Aufzeichnungen verschiedener Heiliger genug Widersprüche und selbst Unrichtigkeiten, so daß der berühmte Bollandist P. Papenbroch von einzelnen mystischen Vorgängen, die im Leben der Diener Gottes berichtet werden, behauptet, er wolle lieber Alles dulden, als dergleichen für göttliche Mittheilungen ausgeben. Selbst die kirchlich gutgeheißenen Offenbarungen einer hl. Hildegard, Katharina von Siena und Anderer haben vielfachen Widerspruch gefunden. Niemand ist somit, im Allgemeinen gesprochen, gehalten, dergleichen Erscheinungen und Offenbarungen für wahr zu halten. Es ist auch gar nicht verboten, seine Zweifel und seine

[1] Lugo l. c. n. 228.

[2] Bened. XIV. l. c. n. 14.

[3] Deßhalb sagt Suarez (l. c. apert. 2): rara obligatio, sed non impossibilis. Cf. Lugo, l. c. n. 230.

entgegengesetzte Meinung auszusprechen; nur muß man sich hüten, diese Art göttlicher Mittheilungen im Allgemeinen an und für sich zu verachten, oder in ungegründeter leidenschaftlicher Weise Widerspruch geltend zu machen [1].

Aber wie ist es zu halten bezüglich der Erscheinungen und Offenbarungen, die, wie man sagt, von der Kirche gutgeheißen und bestätigt sind? Wir müssen hier vor Allem eine dreifache Art kirchlicher Bestätigung von mystischen Erscheinungen unterscheiden. Die erste, feierlichste Bestätigung von Wundern und Prophezeiungen findet statt bei der Selig- oder Heiligsprechung der Diener Gottes. Diese Bestätigung stellt die stattgehabten Wunder nicht bloß als wahrscheinlich hin, sondern als unzweifelhafte Thatsachen, durch deren Zeugniß die Heiligkeit des Dieners Gottes erhärtet und außer Zweifel gesetzt ist. Sie fordert, wenn nicht unter dem Verdict gerade der Ketzerei, doch wenigstens eines ärgerlichen und strafbaren Gebahrens, von Allen Annahme und Anerkennung, weil diese Entscheidung ein Ausfluß der päpstlichen Unfehlbarkeit ist [2].

Wo aber die Bestätigung nicht vom Oberhaupte der Kirche, sondern von untergeordneten Autoritäten erlassen wird, da kömmt auch die Verpflichtung gläubiger Annahme in Wegfall. Es wäre das die zweite Art kirchlicher Bestätigung. Zu derselben gehören die Informations-Acten und Erklärungen der Bischöfe über Wunder und andere mystische Erscheinungen. Das Concil von Trient nämlich verbietet, Kunde von neuen Wundern umzubieten, bevor der Bischof dieselben untersucht und bestätigt habe, zu welchem Behufe er Theologen und andere gelehrte Männer berathen soll [3]. Diese Entscheidungen und Erklärungen binden aber an und für sich noch Niemand.

Eine dritte Art von Bestätigung durch kirchliche Behörden erhalten oft Schriften von Heiligen, in denen Erscheinungen und Offenbarungen erzählt werden. Wie ist nun diese Bestätigung zu verstehen, und welche Verpflichtung legt sie auf? Mit dieser Gutheißung beabsichtigt die Kirche nichts, als zunächst zu erklären, daß in diesen Offenbarungen nichts enthalten sei gegen den Glauben und die guten Sitten, und dann die Erlaubniß zu geben, sie zu lesen. Es ist durchaus nicht die Absicht der

---

[1] Das ist allgemeine Ansicht der Gottesgelehrten. Benedict XIV. führt dafür an Bonus, Cajetan, Vasquez, Salmantic., Hurtado &c. L. 3. c. ult. n. 15.

[2] Bened. XIV. opere cit. l. 1. c. 45. n. 28.

[3] Sess. 25. decret. de invocat. SS.

Kirche, alle und jede Sätze, die in diesen Offenbarungen enthalten sind, in Schutz zu nehmen und denselben einen andern objectiven Werth beizulegen, als den der Wahrscheinlichkeit. Sie beabsichtigt bloß, zu erklären, daß der Inhalt dieser Bücher nicht glaubenswidrig, sittenschädigend oder unwahrscheinlich sei und daß er deßhalb mit Nutzen gelesen und fromm hingenommen werden könne, nicht auf das Motiv des Glaubens hin, sondern der natürlichen Klugheit. Die Gewährleistung dieser Gutheißung ist also nach Benedict XIV. keine göttliche, sondern bloß eine menschliche [1], weil es nämlich billig und klug ist, auf das Urtheil einer zuständigen Behörde zu gehen. Ganz in diesem Sinne sagt auch Gerson, diese Bestätigung sei nichts als eine Erlaubniß, dergleichen Bücher zur Belehrung und zum Nutzen der Gläubigen zu veröffentlichen nach einer sorgfältigen Prüfung ... [2]. In diesem Sinne wurden die Schriften, Offenbarungen mancher Heiligen gutgeheißen. Hören wir nun beispielsweise den Wortlaut eines solchen Erkenntnisses, wie das des Cardinals Turrecremata über die Offenbarungen der hl. Brigitta: „Alle und jede (Bücher der Heiligen) habe ich nach Kräften mit möglichem Fleiß untersucht und nichts darin gefunden, das, in frommem und mildem Sinne verstanden, der heiligen Schrift oder den Aussprüchen der heiligen Väter entgegen wäre; im Gegentheil halte ich jede einzelne für übereinstimmend mit denselben und glaube, daß man sie, wie gesagt, fromm und mild ausgelegt, gutheißen und in der Kirche Gottes lesen darf, wie die andern Bücher der Lehrer, die Lebensgeschichten der Heiligen und die Legenden gelesen werden dürfen." [3] Noch unlängst beantwortete der Hoftheolog Pius' IX. eine Bitte um seine Ansicht über einige fragliche Prophezeiungen: „Sie thun gut, keine Gutheißung zu erbitten. Die Kirche leistet keine Bürgschaft für Prophezeiungen, außer für diejenigen, welche in der heiligen Schrift enthalten sind. Alle andern bewähren sich durch ihre Erfüllung." [4] Deßhalb befahl auch Urban VIII., daß jeder Schriftsteller, der über Wunder, Offenbarungen, Erscheinungen, Prophezeiungen schreibe, von vornherein erkläre, er übernehme alle Verantwortlichkeit, und in keinem Falle dürfe man sich auf die Autorität des apostolischen Stuhles berufen, bevor derselbe sich über die fraglichen Ereignisse selbst

[1] Opere cit. l. 3. c. ult. n. 15.
[2] Bei Bened. opere cit. l. 2. c. 32. n. 11.
[3] Bened. op. cit. l. 3. c. ult. n. 15.
[4] Curicque, Voix prophétiques, t. 1. p. XXXIII.

erklärt[1]. Daß in der That die auf besagte Weise gutgeheißenen Offenbarungen und Gesichte der Heiligen kein anderes Ansehen als das der Wahrscheinlichkeit in der Kirche besitzen, geht auch daraus hervor, daß bei obwaltenden Streitfragen nie dergleichen Aussprüche von Offenbarungen und Erscheinungen geltend gemacht werden und als Momente bei der Entscheidung in Anwendung kommen. Es ist nicht einmal im Geiste der Kirche, daß lehramtliche Personen auf der Kanzel dergleichen als Beweis der christlichen Lehre anbringen; bloß in Privatermahnungen darf eine weise und bescheidene Verwendung stattfinden. Das fordert ja die Würde einer Religion, deren Glaubwürdigkeit sich nicht auf Privatmittheilungen, sondern auf die große göttliche Offenbarung durch die Propheten und Apostel stützt, die den heiligen Glauben über Alles setzt und nicht will, daß diese höchste Huldigung, die im Glaubensacte liegt, leichtsinniger Weise einer andern als der göttlichen Majestät und Wahrheit zugewendet werde.

Daraus ergibt sich also von selbst, wie wir es gegenüber diesen gutgeheißenen Schriften bezüglich der Wunder und Prophezeiungen zu halten haben. Streng genommen haben wir keine andere Verpflichtung gegen sie, als gegen alle andern, die nicht bestätigt sind. Wir können sie als wahrscheinlich und glaubwürdig annehmen, es ist uns aber auch nicht benommen, bezüglich ihrer anderer Meinung zu sein und dieselbe sogar bescheiden zu äußern. Den Cardinal Turrecremata hinderte obiges Erkenntniß über die Offenbarungen der hl. Brigitta nicht im Mindesten, eine Abhandlung zu schreiben gegen die unbefleckte Empfängniß, für welche sich doch die hl. Brigitta in ihren Offenbarungen ausgesprochen hatte. Das ist somit auch Allen erlaubt. Daraus folgt aber nicht, daß diejenigen einen Irrthum begehen, welche dergleichen willfährig und kindlich annehmen; auch diese haben hierzu ihr gutes Recht. „In diesem Widerspruch,“ sagt Gerson sehr gut, „liegt gar keine Widersinnigkeit, denn dergleichen Dinge werden ja nicht als ausgemacht sicher und wahr, sondern bloß als möglich und wahrscheinlich hingestellt. Bloß in diesem Sinne werden sie von der Kirche gutgeheißen und empfohlen. Die Wahrscheinlichkeit also allein steht fest, die Wahrheit und Falschheit nicht. Daher kommt es, daß es nicht gefehlt ist, auch das Gegentheil zu behaupten, weil auch dieses aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich sein kann. In solchen Dingen thut man besser, bescheiden zu zweifeln,

[1] Bened. XIV. l. 2. c. 11. n. 8.

als grundlos abzusprechen. Dieses gilt von den Legenden, Erscheinungen, vorgeblichen (nicht untersuchten und bestätigten) Wundern, welche die Kirche zu lesen erlaubt, nicht als wenn deren Annahme zum Heile nothwendig wäre, sondern weil sie dienen, das Herz zum Guten zu ermuntern."[1] Diesen Worten des gelehrten Theologen läßt sich nichts hinzufügen, um unser Verfahren bei dergleichen Vorkommnissen zu regeln.

Das ist also die Stellung, welche uns die Kirche Erscheinungen, Prophezeiungen und anderen mystischen Vorgängen gegenüber vorzeichnet. Niemand wird darin etwas Übertriebenes, Beengendes, Geist und Herz Knechtendes entdecken können. Wir sehen auch hier wieder, was wir eben vom Gerede über Wundersucht und Aberglauben in unserer Kirche zu halten haben. Die Kirche thut, was sie thun muß: sie hält die Mitte zwischen beiden Extremen; sie anerkennt die Thatsache und göttliche Berechtigung der übernatürlichen Mittheilungen und hält die Anforderungen der natürlichen Klugheit aufrecht. Und damit trifft sie, wie immer, die Wahrheit. Würden ihre Weisungen und Vorschriften überall befolgt, ein Betrug von Bedeutung wäre kaum denkbar. Man braucht ihre Ansichten und Anordnungen nur unparteiisch zu prüfen, um darin das Verfahren einer erleuchteten und höchst weisen Meisterin zu erkennen. Also auf die Kirche selbst kann gerechter Weise kein Vorwurf fallen. Daß sie für die Möglichkeit und Thatsächlichkeit mystischer Vorgänge einsteht und nicht läugnet, wie die Materialisten, Naturalisten und Rationalisten, dafür ist sie eben die Kirche Gottes und die Zeugin und Trägerin der übernatürlichen Ordnung hienieden. Sie kann nicht anders.

Was den Klerus und den Episcopat betrifft, wird man wenigstens in neuester Zeit ihm den Vorwurf der Leichtgläubigkeit nicht leicht machen können. Durchgehends beobachtet er eine solch' weise Zurückhaltung, daß er zeitweilig weder die Zufriedenheit der gläubigen noch der ungläubigen Welt gewinnt. Man denke nur an Lourdes und Marpingen. Und es wird nicht schwer zu entscheiden sein, wo die nöthige Ruhe, Mäßigung und Majestät zu finden war, bei der Staatsgewalt, die mit Polizisten, Soldaten, Trommelwirbel, Sturmschritt losging, oder beim Klerus, der ruhig im Getriebe dastand und sagte: „Wir können es abwarten. Ist die Sache von Gott, so wird sie Bestand

[1] Bei Bened. op. cit. l. 2. c. 32. n. 11.

haben.“ Das Volk allerdings, das wollen wir nicht läugnen, mag bisweilen durch Voreiligkeit manchen Betrug unbewußter Weise unterstützt haben. Namentlich in unseren Zeitläuften ist die Sucht nach Prophezeiungen nicht gering. Es liegt eben in der menschlichen Natur, gerne einen Blick in das Geheimniß der Zukunft zu thun; viel tragen auch dazu bei die Ungunst und der Druck der Zeit, welche die Hartgeprüften zur Frage an den Himmel drängen, ob denn des Leidens nicht bald ein Ende sein werde; endlich wird diese Sucht unterhalten und auch wachgerufen durch das voreilige und unbesonnene Umbieten von allerlei Winkelprophezeiungen, deren Verbreitung sehr oft nur kaufmännische Speculation auf die Wundersucht des Volkes ist. Mag es sein was immer, vom Guten ist diese Wunder- und Prophezeiungssucht sicher nicht. Sie zerstreut und erregt die Gemüther bloß, zieht sie ab von einer männlichen und christlichen Resignation und vom festen Vertrauen auf Gott, entfremdet sie einem zeitgemäßen und kräftigen Handeln, Eingreifen und Benutzen der Mittel und Gelegenheiten, die Gott uns zur Besserung unserer Lage zu Gebote stellt, schlägt dagegen nach unnützer, kindischer Aufregung beim Mißglücken die Gemüther nieder und gibt den Feinden der Kirche stets willkommene Gelegenheit, die Religion selbst lächerlich und verächtlich zu machen und sogleich auf ihre Rechnung zu schreiben, was die Unbedachtsamkeit und Voreiligkeit ihrer Kinder verbrochen. Unehrlich genug schließen die Verächter und Spötter der Kirche sogleich von der verunglückten Prophezeiung auf die Unhaltbarkeit der authentischen göttlichen Offenbarung. Es ist überhaupt nicht klug, sich besonders mit Prophezeiungen zu befassen. Schriftsteller thäten deßhalb besser, ihre Zeit und ihr Talent einer gemeinnützigeren Sache zu weihen, und die Verbreiter und Herausgeber sollten sich erinnern, wie strenge die Vorschriften der Kirche bezüglich der Veröffentlichung übernatürlicher Thatsachen und Wunder sind. Prophezeiungen sind ja Wunder im geistigen Gebiete. Unser verewigter, glorreicher Pius IX. dachte ganz anders: „Ich halte nicht viel auf Prophezeiungen; die neueren namentlich verdienen nicht die Ehre, daß man sie lese“ [1], und: „Es geht eine große Menge Prophezeiungen um; die beste Prophezeiung ist, sich in Gottes Willen ergeben und so viel als möglich Gutes thun.“ [2] Trotz dieser Neigung und Empfänglichkeit für Prophezeiungen ist dem

---

[1] Allocution vom 9. April 1872.
[2] Allocution vom 5. Juli 1872.

christlichen Volke doch noch mehr Tact und Fähigkeit zuzuschreiben, das Richtige zu treffen, als einer glaubenslosen, aufgeklärten Menge Gebildeter und Gelehrter, die eben Alles für Aberglauben ausgeben, was über ihre Collegienhefte, über die Curszettel, über die Vergnügungsanzeigen und über die Gesetzparagraphen hinausgeht, die in unserer Religion Alles, die Heiligenverehrung, die Anbetung des heiligsten Altarssacraments, die Lehre von der Transsubstantiation und vom übernatürlichen Ziele als traurige Verirrung des Aberwitzes belachen. Darüber brauchen wir uns eben so wenig zu wundern, als wir uns daran zu kehren haben.

Es kann aber hier auch noch die ganz andere Frage aufgeworfen werden, ob denn wirklich Leichtgläubigkeit und Aberglauben das entschiedene Vorrecht der Katholiken seien, oder ob sich dergleichen auch in außerkirchlichen Kreisen finde? Und da dürfen wir kühn die Behauptung aufstellen: Je ungläubiger, um so abergläubischer. Der Mensch mag machen, was er will, dem Übermenschlichen und Übernatürlichen entzieht er sich nicht, er muß sich damit beschäftigen, sei es aus Vorwitz, oder Furcht, oder aus Schlechtigkeit und Gottlosigkeit. Der Glaube allein und die Kirche geben uns den richtigen und festen Standpunkt; was nicht auf diesem Boden steht, verfällt der Inconsequenz, der Lächerlichkeit, oder dem Verbrechen. Das sehen wir so recht handgreiflich in unserem Jahrhundert an der gottentfremdeten Welt. Einerseits läugnet sie frech das Jenseits, die Ewigkeit, alles Übersinnliche, Engel, Teufel und Hölle; sie spricht der Kirche keck das Recht ab, solche Lehren aufrecht zu halten und zu verbreiten, sie verhöhnt diese Lehren als den tollsten Trödel und als eine schreiende Unbild gegen die Aufklärung des Jahrhunderts, und andererseits sehen wir sie im regsten und eifrigsten Verkehr mit einer gewissen Geisterwelt; einen förmlichen Cultus der Geister, ein ganzes Religionssystem hat sie erfunden mit Tempeln, Priestern, sogenannten Medien, Aposteln, festen Finanzen; mit einer Literatur, die in Amerika allein 22 Blätter unterhält und jährlich über 100,000 Bücher in die Welt schleudert, mit geordneten Festtagen, an denen die Zugänge dieser Tempel von einer zahllosen Menge Neophyten und Gläubigen umdrängt sind. Nicht selten sind hohe Staatsbeamte die diensttuenden Vermittler dieser Geheimnisse; die frivolsten Höfe bergen in ihrem Innern eine solche häusliche Kirche, und gekrönte Häupter schämen sich nicht, gleich dem unglücklichen Saul bei der Hexe von Endor, dort Aufklärung über die Geheimnisse der Zukunft zu suchen.

Er macht große Fortschritte, dieser Cultus, und erhebt noch größere Ansprüche: er nennt sich die „Religion der Zukunft".

Aber was sind das nun für Geister, die da befragt und geehrt werden? Sind es gute, sind es böse? Geister sind es gewiß, nach dem offenen Bekenntnisse der Secte. Wir können es uns leicht denken nach Allem, was wir über die Unterscheidungszeichen der wahren und falschen Visionen gesagt haben. Diesem Verkehre mit der andern Welt geht das erste Kennzeichen der Wahrheit und Göttlichkeit ab, nämlich die Sittlichkeit. Gott verbietet und verflucht einfach dieses Unterfangen als ein verbrecherisches und gottesräuberisches. „Wenn du in das Land gelangt bist, das der Herr dir geben wird, hüte dich, die Greuel nachzumachen jener Völker . . . keiner in deiner Mitte sei, der Wahrsager befrage . . . und von den Todten die Wahrheit erforsche . . . Alles dieses verabscheut der Herr, und wegen dieser Verbrechen wird er sie bei deinem Einzug ausrotten." [1] „Mein Volk hat ein Stück Holz befragt und sein Stab hat ihm geantwortet: Der Geist der Buhlerei hat sie bethört und sie buhlten treulos ihrem Gott." [2] Nach Lev. 20, 7. 27 stand auf dieses Verbrechen, gleich wie auf den Götzendienst, die Todesstrafe. So fing aber diese neue Religion an mit den Manipulationen des Magnetismus und Somnambulismus, dann kamen die tanzenden, schreibenden Tische, und jetzt haben wir die beschwörenden, heilenden Medien des Spiritismus, die neueste Mode des Heidenthums, ein einfacher Dämonendienst und eine lebendige Satanskirche. Sie ist die tiefste Schmach unseres Jahrhunderts, sie besudelt es nicht bloß mit Verbrechen, sondern auch mit dem Vorwurf der Unfähigkeit, logisch zu denken und zu räsonniren. Man wage es noch angesichts dieser Thatsachen über das abergläubische, dumme und verrottete Mittelalter zu schreien! Gewiß, Zauberei, Wundermacherei und Hexenspuk waren ihm nicht unbekannt, aber man schrieb sie einer wirklichen, vernünftig annehmbaren Ursache, der Wirkung böser Geister zu; heutzutage sind es Wörter ohne Sinn und Verstand, wie: „Sympathie", „Magnetismus", „nervöses, spectrales Fluidum", „Medien" 2c., die Alles zu Stande bringen, und alle Welt begnügt sich mit dieser Erklärung; ehemals trieb man dergleichen Unwesen nur im Geheimen, jetzt verkünden große öffentliche Aufschriften diese Hexenküchen; damals überließ man dieses entehrende Gewerbe dem Auswurfe der Menschheit, jetzt befassen sich damit die höchsten Klassen der Gesellschaft;

[1] Deut. 18, 11. [2] Osee 4, 12.

die Blüthe der Cultur und Humanität will nichts vom Teufel wissen und verehrt ihn in tausend Formen.

Bisweilen nimmt der Unglaube aber auch wieder, wenn es sich eben macht, Logik an und bekehrt sich offen zum Bekenntnisse des Teufels. Der Teufel existirt, ja er wird sogar rehabilitirt. Er ist dann nicht mehr das gefallene, garstige, grauenhafte und verabscheuungswürdige Wesen, wie das finstere Mittelalter ihn darstellte; nein, er verliert Hörner, Schwanz, Pferdefuß, Fledermausflügel und wird eingeführt als ein ganz manierlicher, artiger Gesellschafter; er wird sogar als liebenswürdig gemalt und geschildert. Ja was ihm gar alle Herzen gewinnt, das ist gerade seine politische Vergangenheit. Sein gottloses Attentat auf Gott ist nur eine kräftige und lebenerweckende Opposition gegen die alte Regierung, deßhalb heißt er „der unglückliche Reactionär und Revolutionär“, „der heldenmüthige Insurgent“, „der ebenbürtige Rivale Gottes“, also selber auch Gott. So erleben wir das erbauliche Schauspiel, daß, während der Unglaube voll Eifer, Haß und Lästerung gegen Gott wüthet, der Teufel zärtlich bemitleidet, erhoben, gelobt, besungen wird in tausend Romanen und Dramen, selbst wegen seiner Schönheit und Ritterlichkeit, ja daß er wirklich auf den Thron gesetzt wird als „Fürst dieser Welt“ [1]. Das hindert aber den edlen Fürsten nicht, seine Gläubigen und Anhänger durch Betrüger, die er inspirirt, zu hintergehen und lächerlich zu machen. Wer hat denn nicht gehört von den erstaunlichen Erfolgen eines Mesmer mit seinen Ruthen, Spiegeln und magnetischen Talismanen? von Cagliostro mit seinem ägyptischen Dreifuß und mit seinen magischen Laternen? vom Propheten Cazotte, auf den die Freimaurer jetzt noch schwören? von der Mamsell Lenormant, der Pythia aller europäischen Höfe, mit ihren Schleppträgern Mirabeau, Danton, Robespierre und Barrère? von den Herren Slade in Brüssel und Monk in England und von dem amerikanischen Hauptmedium Hume? Es ist stets schallender Jubel im Lager des Unglaubens über jeden Betrug, durch welchen der Satan einem Priester oder einer katholischen Seele mitspielt; was läßt sich aber von diesen Herren sagen, die von den Vorläufern und Aposteln ihrer eigenen Religion so betrogen werden? Ist das nicht viel ergötzlicher zu sehen, wenn ein Teufel den

[1] Die Daten dieser Teufelsapotheose finden sich bei Gaume, Die Lehre vom heiligen Geiste, Regensburg 1864. Erster Band, S. 400 ff. Besonders sympathisch eingenommen ist vom Unglück des Teufels der Christushasser Renan.

andern betrügt? Die Sache wäre gewiß spaßhaft genug, wenn sie nicht auch ihre ernste, traurige und niederschlagende Seite hätte. Neben dem Betrügerverzeichniß in den Annalen dieses Satansreiches steht leider auch die Statistik mit ihren Daten und verzeichnet in schlagenden Zahlen mit dem Aufkommen und Umsichgreifen dieser Satansreligion eine erschreckende Zunahme nicht bloß des Unglaubens und der Unsittlichkeit, sondern auch der physischen Zerrüttung der Menschheit durch Wahnsinn und Selbstmord [1]. Wie das alte Heidenthum zählt auch der neue Satansdienst die Menschenopfer nach Hekatomben. Dieser Fürst der Erde ist eben „der Menschenmörder von Anbeginn".

Es wäre also bewiesen, was wir wollten: der Unglaube ist der Aberglaube. Es wird jetzt in den gebildeten Ländern mehr Aberglauben getrieben in einem Jahre, als im Mittelalter während eines halben Jahrhunderts. Gerson hätte eben so gut von unserer Zeit schreiben können: „Es ist unglaublich, wie Viele der Vorwitz, die Zukunft und Geheimes zu schauen, Wunder zu wirken oder zu sehen, getäuscht und selbst von der wahren Religion abgebracht hat. Daher der Aberglaube im Volk, dieser Schandfleck der Religion; wie die Juden nach Wundern verlangten, so glaubt man jetzt uncanonisirten und unverbürgten Schriften mehr als den Heiligen und dem Evangelium." [2]

Zum Schlusse mögen hier noch zwei Bemerkungen stehen, deren Befolgung gewiß Niemand bereuen wird. Erstens: Man hüte sich wohl, irgend einen Vorgang, der anscheinend über das Gewöhnliche hinausgeht und etwas Wunderartiges an sich trägt, gleich als etwas wirklich Übernatürliches hinzustellen. Wie wir gesehen, kann ja das eine ganz andere Ursache haben. Kluge und erleuchtete Männer warten oft Jahre lang zu mit ihrem Urtheil. Wir haben überhaupt nicht das Recht, unser Urtheil gleich zu veröffentlichen, nicht einmal den Bischöfen kommt es zu, Wundererscheinungen nichtcanonisirter Diener Gottes zu bestätigen und zu veröffentlichen [3]. Zweitens: Man halte ebenso nicht gleich jedes Voraussagen für eine göttliche Prophezeiung. Erfahrung, Scharfsinn, Sach- und Menschenkenntniß treffen hier Manches. So sind die Voraussagungen der Freimaurer im Allgemeinen besser in Erfüllung gegangen, als der größte Theil unserer herumgegebenen Prophezeiungen.

---

[1] Gaume, a. a. O. I. S. 444 ff.

[2] Gerson, Tract. de distinct. veror. vision. a falsis.

[3] Bened. XIV. op. cit. l. 2. c. 1. n. 8.

Warum? Diese Voraussagungen waren nichts als das Ausplaudern der Pläne, die sie im Geheimen hegten und später verwirklichten [1]. Man schenke keiner Prophezeiung Glauben, von der man nicht weiß, woher sie kommt, und die man an den aufgestellten Wahrzeichen nicht genügend prüfen kann. Sie darf uns nicht mehr sein, als ein ungewisses Gerücht, mag sie auch noch so sehr Eingang gefunden haben und allgemein als verbürgt dastehen. Wir wollen damit nicht sagen, daß alle, die sich nicht so genau prüfen lassen, nicht wirkliche Prophezeiungen sein können, aber für uns sind sie es nicht. Sie bieten uns keine Bürgschaft für den wahren Charakter einer Prophezeiung, und somit ist es nicht klug, ihnen zu glauben.

M. Meschler S. J.

---

[1] So bezeichnete Victor Hugo im Jahre 1860 genau die Etappenstraße zum Königreich Italien: Marsala, Palermo, Messina, Neapel, Rom, Venedig und dann ganz Italien. Prophéties, 4[e] fascicule, Bruxelles 1872.

Recensionen.

Sammlung historischer Bildnisse. III. Serie. Freiburg, Herder, 1874 bis 1877. Preis: *M.* 15.

Die meisten Bändchen der beiden ersten Serien dieser trefflichen Sammlung haben wir früher einzeln besprochen; über diejenigen der dritten Serie wollen wir heute kurz referiren.

I. **Papst Alexander III.** Von H. Kerner. XII u. 147 S. Preis: *M.* 1.20.

Gleich das erste Bändchen dieser Serie enthält ein recht wohlthuendes, mit Geschmack und historischem Tacte geschriebenes Lebensbild; es scheint uns so recht den Ton getroffen zu haben, in welchem diese historischen Bildnisse verfaßt sein sollten. Weder zu kurz, noch zu weitschweifig, bietet es einen genügenden und interessanten Überblick über das Treiben der Zeit und das Leben des großen Papstes. Alexander III., einer der größeren unter den merkwürdigen und thatenreichen Päpsten des Mittelalters, erscheint vor uns in seiner ganzen majestätischen Ruhe, in seinem eisenfesten Charakter, mit dem er sich ungebeugt und unerschüttert dem größten der hohenstaufischen Kaiser zur Rettung der Kirche vom Sklavenjoche entgegenstellt. Die Analogie mit der Jetztzeit tritt zuweilen, wie der Verfasser richtig bemerkt, recht frappant hervor. Große Titanenmenschen scheinen oft die Kirche zu zerdrücken, zu zermalmen, Alles gelingt ihnen, Alles scheint sich vor ihrem gewaltigen Willen zu beugen, bis plötzlich eine unsichtbare Hand in ihr Gewebe hineinfährt und sie nach Canossa oder nach Venedig führt. Aufgefallen ist uns, daß der Verfasser von der „politischen Suprematie des Papstthums, der Verwirklichung der kühnen Theorien Gregor' VII." spricht; wenn etwa die sogenannte Weltmonarchie des Papstes gemeint sein soll, so weiß man doch heute, daß das ein bloßes modernes Hirngespinnst ist. Ebenso hätten einige Seitenhiebe gegen „die kirchlichen Eiferer" ohne Schaden wegbleiben dürfen, um so mehr, als der Verfasser keineswegs nachweist, daß durch dieselben irgend ein Schaden entstanden sei, und er im Gegentheil oft Gelegenheit gehabt hätte, zu zeigen, daß Alexander III. gerade durch sie seine kirchlichen Siege in Deutschland, Italien und England errungen hat. In den Zeiten der Männer von Blut und Eisen sind die kirchlichen Eiferer am Platze, denn da geht dem klügelnden Weisen der Athem zu bald aus.

II. **Der hl. Otto, Bischof von Bamberg und Apostel der Pommern.** Von J. A. Zimmermann. VII u. 216 S. Preis: *M.* 1.80.

Je weniger bekannt das Leben des großen Apostels der Pommern ist, desto anziehender und spannender dürfte die Lesung der vorliegenden Biographie sein. Otto's Aufenthalt am Hofe Kaiser Heinrich' IV., seine Stellung zum Investiturstreit, seine Stiftung zahlreicher Klöster sind voll von Interesse; den Glanzpunkt aber bildet natürlich sein Apostolat unter den Pommern. Er ist jedenfalls einer der merkwürdigsten und von Gott am meisten begnadigten Missionäre. Nur zweimal war er in Pommern, 1124 und 1127, jedesmal kein volles Jahr, und in dieser kurzen Frist gelang es ihm, ein dem Heidenthum mit Verbissenheit ergebenes Volk dem größeren Theile nach zu bekehren. Die Thatsache steht fest und leidet keinen Zweifel; dieses ist ein so rascher und großartiger Erfolg, wie man ihn selbst bei einem hl. Xaverius nicht findet. Leider aber haben seine alten Biographen, die natürlich als Quellen dienen, den natürlichen Zusammenhang der Ereignisse, den menschlichen Factor, zu stark vernachlässigt; dadurch erhält das Leben einen zu stark ausgeprägten legendenartigen Charakter, der uns in Beziehung auf den Verlauf einzelner Thatsachen gar oft vor ungelöste Fragen und Räthsel hinstellt, für welche der Verstand keine befriedigende Antwort erhält. Der Verfasser aber bemüht sich, in klarer und lichtvoller Darstellung uns mit dem hl. Otto von Stadt zu Stadt durch das ganze Pommernland zu führen; wir sind ihm mit Vergnügen und Genuß gefolgt. Wenn er jedoch S. 95 die damaligen Pommern einfach Wilde nennt, so möchten wir dagegen bemerken, daß er S. 156 ja selbst erzählt, wie die Stände in Usedom ihr bisheriges Festhalten am Heidenthum damit rechtfertigen, weil die Bildung der früheren Missionäre zu gering gewesen sei; das ist keine Entschuldigung, wie sie in den Mund von Wilden paßt. Der S. 77 genannte Gegenpapst Gregor VII. soll der VIII. heißen. In dem dankenswerthen Literaturverzeichniß der Einleitung fehlen einige neuere Biographen, wie Busch (Jena 1824), Teske (Stargard 1842); auch ist der dort erwähnte Canisius nicht Jesuit, sondern ein Neffe des Jesuiten Petrus Canisius.

III. **Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien.** Von Joseph Bader. XVI u. 168 S. Preis: *M.* 1.20.

Da Martin Gerbert in der Zeit lebte, in welcher die seichteste Aufklärung in Deutschland auf allen Gebieten sich Bahn brach, so mußte er als fruchtbarer Schriftsteller, als Abt und Reichsfürst reichlichen Stoff zu einem gehaltvollen Lebensbilde bieten. Der Verfasser hat nun allerdings eine Menge Notizen, welche auf diese dreifache Stellung Bezug haben, zusammengetragen, aber es fehlt das lebendige Colorit; um dieses zu erhalten, wäre es angebracht gewesen, mitunter etwas weiter auszugreifen und die bloß angedeuteten Zustände eingehender zu schildern. Es ist z. B. S. 54, wo von dem Treiben der Amtleute die Rede ist, die Darstellung gar zu kurz und trocken und das Treiben selbst durch keine greifbare Thatsache gestützt. Ebenso hätten

viele Ausdrücke (Vorsträuen, Scholterbänke u. s. w.) einer Erklärung bedurft. Gerbert war sicher ein frommer Mann, ein liebevoller Abt und, was für die damalige Zeit nicht genug betont werden kann, der Kirche und ihrem Oberhaupte warm zugethan; dabei legen seine zahlreichen Schriften Zeugniß ab von seinem umfassenden und vielseitigen Wissen in Theologie, Geschichte und Kunst. Gleichwohl war auch er ein Kind seiner Zeit, und diesem Umstande, mehr noch als der eigenen Geistesrichtung, ist es zuzuschreiben, daß in seinen Schriften herbere Ausdrücke, als es in der damaligen Lage nützlich und ersprießlich war, gegen die Scholastik vorkommen. Wir hätten ebenfalls bei seinem Biographen manche Ausdrücke, wie „Scholasterei", „scholastischen Schulstaub" 2c., vermieden gewünscht; auch will es uns nicht einleuchten, weßhalb S. 58 das Wetterläuten ein Aberglauben genannt wird; es war eine Mahnung zum Gebet, was doch nicht abergläubisch ist. Andere mehr oder weniger schiefe Auffassungen übergehen wir.

IV. **Maximilian, Erzherzog von Österreich-Este, Hoch- und Deutschmeister.** Bearbeitet von S. Klein. VIII u. 167 S. Preis: *M.* 1.20.

Unter den hervorragenderen Persönlichkeiten unserer Tage ist es sehr selten, einen Mann von Charakter zu finden; die aufgeklärte, liberalisirende und Alles wissende Erziehungsweise des Jahrhunderts hat den Besten aus ihnen etwas Kränkelndes angehängt. Nur unter jenen, in deren Erziehung die Religion die Grundlage und den Hauptgegenstand bildete, mag man auch jetzt noch Männer antreffen, welche den ehrenwerthesten und markigsten Charakteren vergangener Tage an die Seite gestellt werden dürfen. Der bekannte Hoch- und Deutschmeister Maximilian von Este (1782—1863) nimmt hier einen hohen Rang ein. Aus der vorliegenden Schrift, die nach dem größeren Werke des P. Stöger bearbeitet ist, lernen wir den Erzherzog als einen durch und durch ehrenwerthen Mann von antiker Geradheit kennen, dem von Jugend an das Christenthum als Richtschnur und Norm dient, dessen tiefe Frömmigkeit im Herzen wurzelt ohne alle Ziererei und Überspannung; wir finden in ihm einen echten und warmfühlenden Patrioten, dem das Wohl und Wehe Österreichs tief zu Gemüthe geht, der an den Schicksalen seiner erhabenen Familie den innigsten Antheil nimmt. Als Hochmeister des deutschen Ordens hat er um die Wiederbelebung und Ausbildung desselben sich große Verdienste, im Militärwesen durch die Erfindung der sogen. Maximilianischen Thürme großen Ruhm erworben. Vor Allem aber steht er unerreicht da durch die unerschöpfliche Freigebigkeit, mit welcher er Millionen für Nothleidende, für kirchliche und gute Zwecke aller Art in wahrhaft fürstlicher Großartigkeit verwendete. Wenn der Erzherzog in diesem Lebensbilde sowohl wie im Hauptwerke als Mensch, als Christ, als Militär und Ordensmitglied volle Beachtung gefunden hat, so hätte der Leser doch gerne noch etwas mehr über ihn vernommen in seiner Stellung zur Politik und in seiner Beziehung zum österreichischen Hofe.

V. **Der Cardinal de Cheverus,** Erzbischof von Bordeaux, zuvor erster Bischof von Boston und Bischof von Montauban. Aus dem Fran-

zösischen von F. X. Karker, Domcapitular. VI u. 216 S. Preis: *M.* 1.80.

„Gewiß Niemand wird dieß Buch lesen und wieder lesen, ohne die tiefste Bewunderung und Verehrung und, was noch mehr, ohne Segen für sich selbst.“ Diese Worte des deutschen Bearbeiters enthalten nicht im Mindesten ein übertriebenes Lob. Der nicht genannte Verfasser des Werkes ist der Sulpicianer Abbé Hamon, einer der glücklichsten Biographen der Neuzeit, dessen Erzählung wie ein sanfter Strom dahinfließt, voll Reiz, Spannung und Interesse, und dabei reich an innerem Gehalt. Ein französischer Recensent meinte, es seien wenige einzelne Lebensbeschreibungen so gut gelungen, wie die vorliegende, und wenige böten mehr Interesse dar. In der That erkannte die französische Akademie dem Verfasser für diese Biographie einen Preis von 3000 Frcs. zu. Abbé Hamon, welcher als Oberer des Seminars von Bordeaux mehrere Jahre mit dem Erzbischof gelebt und ihn auf's Genaueste gekannt hatte, war somit sehr geeignet, das Leben dieses wahrhaft merkwürdigen Mannes zu schildern. Wir lernen aus demselben Bischof Cheverus (geb. 1768, † 1836) als einen mit allen apostolischen Tugenden gezierten Priester kennen, unter denen besonders seine Liebe, Güte und Aufopferung im Dienste des Nächsten, ohne Unterschied der Bekenntnisse, hervorragen. Das Lebensbild ist aber auch voll von charakteristischen Zügen der Anhänglichkeit und innigsten Ergebenheit von Seite der Katholiken, Protestanten und selbst der Ungläubigen gegen den hochverehrten Mann. Die Bearbeitung ist gut gelungen, die Frische und Lebendigkeit der französischen Darstellung findet sich in dem echt deutschen Stile wieder. Herr Karker hat aber einige Züge ausfallen lassen, die uns sehr interessant geschienen hätten, z. B. die Stellung des Erzbischofs von Bordeaux zu den Ordonnanzen von 1828. Es wäre auch dankenswerth gewesen, wenn das allzu dürftige Inhaltsverzeichniß der reichen Angabe des französischen Originals sich mehr genähert hätte.

VI. VII. **Joseph v. Görres.** Aus Anlaß seiner hundertjährigen Geburtsfeier in seinem Leben und Wirken dem deutschen Volke geschildert von Joseph Galland. V u. 704 S. Preis: *M.* 6.

Diese Jubelschrift hat dem Andenken des großen Mannes, dem sie geweiht, ein Denkmal setzen wollen; nach dem Urtheile des katholischen Deutschland, das den ersten Entwurf in der „Germania“, die weitere Ausarbeitung in dem vorliegenden Werke selbst gelesen, ist das Denkmal ein würdiges geworden. Der Verfasser hat seinem Buche in Gedanken, Sprache und Ausdruck etwas von dem Geiste seines Helden einzuhauchen gewußt; die häufige Lesung der Werke Görres' hat ihm sichtlich Vieles von ihrer Kraft, ihrer Poesie und Begeisterung in die Feder gegossen, selbst jenes geheimnißvolle gothische Halbdunkel findet man hier stellenweise wieder, welches wohl allzu reichlich in den Schriften von Görres angebracht ist, aber bei mäßigerer Verwendung ihr geringstes Verdienst nicht wäre, weil es den Geist aufstachelt und anregt und das Ahnungsvermögen weit über die irdische Alltäglichkeit

in höhere Regionen erhebt. Es war keine leichte Aufgabe, das Leben eines Mannes, wie Görres, zu bearbeiten und dasselbe in seinen so vielfachen wie verschlungenen Beziehungen zu bewältigen. Denn es genügte hier nicht, die Thaten und Erlebnisse chronologisch zu ordnen und in mehr oder minder gelungener Erzählung zu geben; der Verfasser hatte es mit einem Manne zu thun, „dessen Leben ein Gedicht", an dem das Geistige und Ideale bei Weitem die Hauptsache, die äußeren Vorkommnisse nur die Nebensache bilden. Darum mußte er hinabsteigen in die tiefen Schachte dieses reichen Geistes, seine Bildung und Entwicklung erspähen, die bewegenden Ideen der verschiedenen Zeiten studiren und verstehen, in denen Görres gelebt, geschrieben, gewirkt; er mußte ihn als Publicisten, als Politiker, als Professor, als Schriftsteller und Romantiker, in seinen vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen bis zu seiner gänzlichen Umwandlung zum Kämpen im Dienste der Kirche und zum Verfechter der katholischen Interessen in Deutschland auf den verschiedensten Bahnen begleiten, studiren, verstehen. Jeder Billige wird dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er der Aufgabe in redlichem Eifer mit Begeisterung sich gewidmet und dieselbe mit vielem Glücke gelöst habe. Ein psychologisches Räthsel indessen ist uns unerklärt geblieben, die Hoffnungen von Görres nämlich auf die französische Revolution. Wir reden nicht von den ersten Zeiten, sondern von den Hoffnungen und Sympathien, wie dieser tiefblickende Geist und dabei grundehrliche Charakter noch im Jahre 1797 in seinem „Rothen Blatt" und im „Rübezahl" sie kundgegeben, nachdem er doch die Rohheit, die Verwilderung, die Orgien und Greuel, die Abschaffung der Religion, den Dienst der Vernunftgöttinnen nebst dem ganzen Gefolge von Elend, welches die Revolution bereits erzeugt, gesehen hatte. Einen kleinen Fehler bemerken wir S. 69, wo ein Brief vom 6. Brumaire datirt wird, der offenbar das Datum 6. Frimaire tragen muß, wie auch S. 67 das Jahr VIII, nicht VII, und 21. (nicht 20.) November 1799 stehen sollte. Endlich können wir die Zuversicht des Verfassers nicht so unbedingt theilen, wenn er S. 7 sagt: „Görres soll und muß ein Volksmann werden." So groß seine Verdienste um Deutschland sind, so mächtig und zauberhaft er unstreitig in der Epoche der Freiheitskriege und wiederum zur Zeit von Clemens August auf den deutschen Mann und den Katholiken wirkte, so darf man nicht vergessen, daß spätere Ereignisse die Hoffnungen von 1815 gewaltig getrübt haben, daß folglich die damaligen Resultate für das Volk nicht den Werth besitzen, den sie naturgemäß haben sollten, daß die Erfolge im Kölner Handel wiederum durch späteren weit größeren Druck zu Grunde gegangen sind; die natürliche Folge ist, daß die Wirkung der Verdienste von Görres, wenigstens nach der Auffassungskraft des Volkes, sich nicht bis auf die Gegenwart erstrecken, daß folglich sein Andenken nicht so geeignet ist, im Gedächtniß des Volkes zu haften, wie der Name O'Connell bei den Irländern. Die Schriften von Görres aber, von dem gemeinen Manne zur Zeit ihres Erscheinens verstanden, oder vielmehr nur ahnend erfaßt, sind viel zu hoch gehalten, um volksthümlich werden zu können, und damit haben sie auch die Zauberkraft verloren, die sie in Mitte aufregender Zeitereignisse besaßen.

VIII. **Angelus Silesius (Johannes Scheffler).** Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen aus dem 17. Jahrhundert. Von Wilhelm Lindemann. 170 S. Preis: *M.* 1.50.

Mit Recht meint der Verfasser, daß in einer Sammlung historischer Bildnisse Angelus Silesius nicht fehlen dürfe; er darf es um so weniger, als die vorliegende Sammlung ja zugleich auch den Zweck verfolgt, denjenigen historischen Persönlichkeiten wieder Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche eine parteiische Geschichtschreibung in den Hintergrund gedrängt oder in einem falschen Lichte dargestellt hat. Beides ist mehr oder weniger bei dem schlesischen Convertiten, Dichter und Polemiker Johannes Scheffler der Fall, und so gestaltet sich die vorliegende Biographie gewissermaßen von selbst zu einer Apologie desselben. Nach einer kurzen Skizze des Bildungsganges Schefflers zeichnet Lindemann zunächst den Convertiten und setzt den verschiedenen protestantischen Kritikern der Conversion Schefflers dessen eigene „gründliche Ursachen und Motive, warum er von dem Lutherthum abgetreten und sich zur katholischen Religion bekannt habe", gegenüber. Eingehender wird dann, wie sich von dem Verfasser der Literaturgeschichte erwarten ließ, der Lieder- und Spruchdichter geschildert. Namentlich als solcher war Angelus Silesius fast ganz in Vergessenheit gerathen; „erst Friedrich Schlegel verkündete wieder Schefflers Lob mit der an ihm gewohnten Begeisterung", wie Brentano auf dessen älteren Zeitgenossen Spee wieder aufmerksam machen mußte. Als Liederdichter erreicht Silesius seinen Vorgänger Spee allerdings nicht, dagegen steht er unerreicht da als Spruchdichter durch seinen „cherubinischen Wandersmann" mit seinen mehr als 1600 tiefsinnigen Sprüchen über die höchsten Geheimnisse unserer heiligen Religion. Zwar fehlt es unter diesen Versen nicht ganz an solchen, die mehr als wunderlich klingen, und wir glauben mit dem Verfasser, daß Scheffler, „wenn er in Prosa geschrieben hätte, sich vorsichtiger, klarer und unzweideutiger ausgedrückt haben würde, da er sonst schwerlich der Censur entgangen wäre", aber wir wollen auch mit Lindemann „den Dichtern, die ja ohne Phantasie nichts sind, etwas mehr zugestehen", um so mehr, da selbst jene Sprüche, die dem Pantheismus zu huldigen scheinen, doch immer noch eine richtige Erklärung zulassen. In den letzten Abschnitten wird Johannes Scheffler als Polemiker behandelt. Die Thätigkeit, die er als solcher entwickelte, ist jedenfalls seine bedeutendste; sie mag es aber wohl auch gewesen sein, welche seine dichterische Größe den Protestanten verbarg. In zwei starken Foliobänden unter dem Titel „**Ecclesiologia**" sammelte er in seinem Todesjahre 1676 noch selbst die zahlreichen Flugschriften, die er von 1664 an zur Vertheidigung der katholischen Kirche und zur Bekämpfung der Irrlehren herausgegeben hatte. „Die **Ecclesiologia** stellte für ihre Zeit und noch lange nachher ein vollständiges Magazin der Polemik gegen den Protestantismus dar."

IX. **Maximilian I. der Große, Kurfürst von Bayern.** Von Otto v. Schaching. XII u. 300 S. Preis: *M.* 2.

Diese kleine, aber interessante Schrift sollte von den heutigen Staatsmännern, die sich mit dem Christenthum nicht gänzlich verfeinden, aber in

winziger und principienloser Alltagsklugheit Staaten regieren und in allgemeiner Zerfahrenheit sich durchwinden wollen, eifrigst gelesen und erwogen werden. Sie werden in Maximilian einen ausgezeichneten Staatsmann und Politiker, einen vortrefflichen Finanzmann, ein großes administratives Talent, einen hellen Kopf und starken Charakter, vor Allem aber einen felsenfesten Katholiken entdecken, der die wunderbare Entschlossenheit und Sicherheit seines Auftretens in den schwierigsten Verhältnissen dem Umstande verdankt, daß die katholischen Grundsätze und Interessen ihm überall als Wegweiser und Leitstern dienen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die beiden Fürsten, denen die Katholiken Deutschlands ihre Rettung verdankten, Kaiser Ferdinand II. und Max I., ihre Regierung — man weiß, in welch heillos zerrütteter Lage — mit Wallfahrten begannen und sich und ihr Land der Mutter Gottes weihten. Welch ein tiefer politischer Blick liegt nicht darin, daß der ligistische Convent 1613, von Maximilian bestimmt, den Beschluß faßte, keinem protestantischen Stand den Zutritt in die Liga zu gestatten, denn es bestätige die Erfahrung, „daß Gott seine Hand abgezogen habe, sobald man sich wider besser Wissen und Gewissen mit solchen Leuten eingelassen, und daß dabei weder Glück noch Segen sei"! Wir könnten eine Menge Erwägungen an das sehr reichhaltige, gediegene und gut geschriebene Büchlein anknüpfen, müssen uns aber auf wenige Linien beschränken, die wir der Abschaffung der Landstände widmen. Allerdings wird dieselbe mit Recht beklagt, aber die Schuld daran trägt nicht der fürstliche Absolutismus allein, die größere liegt auf Seite der Landstände selbst, wie die Vorgänge unter Maximilian beweisen, und wie schon Hurter in seinem „Ferdinand II." für die steierischen und österreichischen Landstände es weitläufig dargelegt hat. Die knabenhafte Widerhaarigkeit, die sie in frevelndem Übermuth den nothwendigsten Zielen und den unumgänglichsten Bedürfnissen einer größeren militärischen und finanziellen Anstrengung fast regelmäßig entgegensetzten, machten ihr Verschwinden nothwendig. Die größeren Anforderungen waren aber hauptsächlich hervorgerufen durch die feindselige Stellung der protestantischen Reichsglieder gegen die katholischen und gegen das Reich; somit ist auch in dieser Beziehung der Protestantismus der eigentliche Vater des Absolutismus. — Noch müssen wir Kurfürst Max gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen, den man auf Grund einer Äußerung S. 48 gegen ihn erheben könnte, als habe er in Nachahmung der Fürsten seiner Zeit dem Grundsatze cujus regio, ejus religio gehuldigt. Er hat freilich den Protestanten die Ansiedlung in Bayern verwehrt, aber man ist deßwegen noch nicht genöthigt, jenen Grundsatz zur Erklärung dieser Handlungsweise anzurufen. Nach dem erwähnten Satze ist der Fürst berechtigt, von seinen Unterthanen zu fordern, daß sie die Religion annehmen, die er zu wählen beliebt; das war sicher nicht der juristische Standpunkt des Kurfürsten Max, sondern er erkannte, daß die katholische Religion, weil sie die allein wahre, in sich selbst das ausschließliche Recht der Existenz trage und dasselbe nicht erst von seiner Willkür empfange; er wußte, daß er als Landesfürst nicht nur die Befugniß, sondern die Pflicht habe, diese Religion in ihrem Rechte zu schützen.

X. **August Welby Northmore Pugin**, der Neubegründer der christlichen Kunst in England. Von Dr. A. Reichensperger. 96 S. Preis: 90 *Pf.*

Es geziemte sich, daß Dr. A. Reichensperger das Leben des Wiederherstellers der gothischen Baukunst schrieb; kein Anderer hätte es mit gleicher Sachkenntniß und gleicher Wärme zu thun vermocht. Die Geschichte Pugins (1812—1852) ist die Geschichte der Gothik im 19. Jahrhundert, denn er ist der Gründer jener Schule, welche zuerst in England, dann auch auf dem Continent diese Kunst wieder zu Ehren brachte. Pugin wies in seinen „Contrasts" mit Meisterhand den Irrthum nach, den man seit 300 Jahren begangen, indem man die alten Traditionen der Baukunst verlassen und dafür eine fremde, den sogen. classischen Stil, eingeführt hatte, der mit dem Klima und den Sitten unserer Länder im Widerspruche war. Klöster und Kirchen und Privatbauten erhoben sich nun zahlreich unter der Leitung des unermüdlichen Mannes nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen im alten Tudorstil. Der Rundbogen stand aber bald als erbitterter Kämpfer gegen seinen Nebenbuhler, den Spitzbogen, auf, und es bedurfte der ganzen Entschlossenheit, Sicherheit und Ausdauer Pugins, um siegreich durchzudringen. Für ihn selbst brachten diese Kämpfe noch größeren Gewinn, denn durch die Natur seiner Studien gedrängt, mußte er sich in die Geschichte der katholischen Kirche vertiefen, die Gnade kam seinem aufrichtigen Geiste entgegen, und er wurde 1834 katholisch. Die Gothik hatte ihn zur wahren Religion geführt und er sah zwischen beiden Analogien, die der Neophyt in seinem Feuereifer für die Kunst vielleicht allzusehr identificirte, so daß er leicht alles Ungothische auch unkatholisch fand. Solche und ähnliche Eigenheiten fanden natürlich Widersacher und verbitterten ihm seine Tage, die endlich einen traurigen Ausgang in schrecklicher Krankheit nahmen. Aber staunen muß man über die schaffende Kraft dieses Mannes und über die Werke, die er in kurzer Lebensdauer in Schrift und Bau hervorbrachte. Der Verfasser dieser leider sehr kurzen Lebensskizze benutzt die Gelegenheit, einige dankenswerthe Erörterungen über Kunst und Architektur einzuflechten; der letzte Abschnitt enthält insbesondere sehr interessante Fingerzeige, es werden hier Schul- und Militärzwang unter den Hauptursachen genannt, weßhalb Deutschland auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes im Vergleiche zu England in der Inferiorität stehe.

R. Bauer S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Geschichte der Kirche Jesu Christi für Studirende, zunächst für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. theol. Clemens Lüdtke, Religionslehrer und Oberlehrer am Gymnasium zu Konitz. Mit Ap-

probation der hochwürdigsten Bischöfe von Culm und Ermland. Erste Abtheilung: Das christliche Alterthum. 8°. XI u. 144 S. Preis: *M.* 1.20. — Zweite Abtheilung: Das christliche Mittelalter. V u. 148 S. Preis: *M.* 1.20. Danzig, H. F. Boenig, 1878.

Nicht sachlich Neues soll hier geboten werden, sondern bloß ein kurzgefaßter und doch reichhaltiger Leitfaden zur Erleichterung des mündlichen Lehrvortrages, sowie zur Auffrischung des Gelernten. Diesem doppelten Zwecke ist denn auch entsprochen worden. Klare Übersichtlichkeit und warme kirchliche Gesinnung gereichen dem Buche zur Empfehlung. Erstere wird auch durch die am Rande beigedruckten Jahreszahlen gefördert. Die am Schluße der einzelnen Perioden gegebenen Überblicke über kirchliches Leben, kirchliche Kunst und Verfassung, über das Verhältniß der Kirche zum Staate werden sicherlich Vielen willkommen sein.

Fürstabt Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg, der zweite Restaurator des Katholicismus im Hochstifte Fulda (1623—1632). Nach meist unedirten Quellen herausgegeben von Dr. Komp, Regens des bischöflichen Klerikal-Seminars zu Fulda. 8°. 134 S. Fulda, A. Maier, 1878. Preis: *M.* 2.

Dem bereits durch zwei verwandte Arbeiten (zur jüngsten vgl. diese Zeitschrift 1878, XIV. S. 133) rühmlichst bekannten Verfasser ist das deutsche Volk zu Dank verpflichtet dafür, daß er das Andenken eines seiner verdientesten Söhne aus dem Staube der Archive hervorgezogen und der allgemeinen Würdigung zugänglich gemacht hat. Möge der Verfasser diesem ebenso wohlthuenden als belehrenden Schriftchen noch andere mehr folgen lassen und möge dasselbe andere Forscher zu ähnlichen Studien anregen: gibt es doch der Männer in der Reformationszeit noch so manche, denen das katholische Deutschland die Ehrenschuld der Dankbarkeit für die treue Wahrung seiner heiligsten Interessen immer noch nicht abgetragen hat.

Die hl. Zita, Dienstmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. 12°. 144 S. Mainz, Kirchheim, 1878. Preis: 75 *Pf.*

Die Legende der hl. Zita gehört nicht nur zu den schönsten des reichen katholischen Legendenschatzes, sondern auch zu den allernützlichsten und gerade heutzutage zu den „allerzeitgemäßesten". Ein leuchtendes Vorbild der dienenden Klasse, war diese heilige Jungfrau 48 Jahre lang eine fromme, thätige Magd und erwarb sich unter den gewöhnlichsten Verhältnissen, Prüfungen und Versuchungen ihres Standes jene ausgezeichnete Stufe der Heiligkeit und Vollkommenheit. Möchten sich recht Viele an dem Bilde ihrer Demuth und Treue, ihrer Reinheit und Frömmigkeit, das uns Gräfin Hahn-Hahn mit gewohnter Fertigkeit entwirft, spiegeln!

Tugenden und Lehren des hl. Vincenz von Paul. Von Maynard, Canonicus von Poitiers. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von einem Priester der Congregation der Mission. Mit Erlaubniß der Obern. 8°. 608 S. Regensburg, Pustet, 1878. Preis: *M.* 3.

Vor wenigen Monaten konnten wir das kurze Leben des hl. Vincenz von Paul aus der Feder Maynards unseren Lesern empfehlen, und heute liegt uns als

willkommene Ergänzung desselben von dem gleichen Verfasser ein schönes Buch über die erhabenen Tugenden und Lehren dieses großen Dieners Gottes in deutscher Übersetzung vor. „Erst aus den Tugenden und Lehren," sagt der Verfasser mit Recht, „lernt man den Heiligen wahrhaft kennen, und daraus erst wird es erklärlich, wie sein Wirken von Gott so reich gesegnet war." Wer aber den vorliegenden Band liest, wird nicht nur mit dem Geiste vertraut, der den Heiligen bei seinen großen socialen Unternehmungen beseelte, sondern auch in eindringlicher Weise durch Beispiel und Belehrung zur Nachfolge angeregt. Da treten alle göttlichen und sittlichen Tugenden in ihrer himmlischen Schönheit vor unsere Augen, und zugleich wird uns der Weg gezeigt, auf dem wir diese überirdischen Kleinodien erwerben können. Ordensleute, namentlich aber auch alle, welche in der Welt nach christlicher Vollkommenheit streben, werden das schöne Buch mit dem größten Nutzen lesen und wieder lesen. Die schönsten Züge aus dem Leben des Heiligen, Kernsprüche aus seinem gewöhnlichen Umgange, längere zahlreiche Belehrungen aus seinen Briefen und mitunter förmliche Unterrichte, so z. B. über „die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes", über die „Betrachtung", über den „Gehorsam", und die Alles durchdringende Salbung des heiligen Geistes machen das Ganze zu einem gediegenen Erbauungsbuche, dem wir von Herzen die weiteste Verbreitung wünschen. Die Übersetzung ist im Allgemeinen passend, doch dürfte bei einer neuen Ausgabe manche recht schleppende Satzconstruction verbessert werden.

Gebetsschule der hl. Theresia. Nach dem Italienischen von Dr. Ewald Bierbaum. Zweite, vermehrte Auflage. 12°. VI u. 416 S. Regensburg, Pustet, 1878. Preis: *M.* 2.

Der fromme und gelehrte Pfarrer Frassinetti, welcher im Januar 1868 zu Genua im Rufe der Heiligkeit starb, hat aus den Schriften der hl. Theresia ein ganz vortreffliches Büchlein über das Gebet und namentlich über das betrachtende Gebet zusammengestellt, welches in deutscher Bearbeitung, und zwar bereits in einer zweiten und vermehrten Auflage, erscheint. Eine Schrift, die fast ausschließlich aus den Worten der hl. Theresia, dieser großen Lehrerin des Gebetes und des inneren Lebens, zusammengestellt ist, bedarf keiner weiteren Empfehlung; wir können höchstens beifügen, daß der Verfasser es verstand, die Lehren der Heiligen gut zu gruppiren, zu erläutern und gegebenen Falles durch die Aussprüche anderer Geisteslehrer zu erhärten. Nachdem der erste Theil des Büchleins über das Gebet und die Betrachtung im Allgemeinen handelte, führt uns der zweite Theil, gleichsam in praktischer Anwendung, die Betrachtungen der hl. Theresia über das „Vater unser" vor; der Inhalt dieser 21 Kapitel gehört wohl zu dem Schönsten, was über das Gebet des Herrn in den Schriften der Heiligen vorhanden ist. Der dritte Theil endlich enthält 17 „Rufe der Seele zu Gott", welche die hl. Theresia unmittelbar nach dem Empfange der heiligen Communion niederschrieb.

Der Schulmeister von Sadowa. Von Jos. Lukas. 8°. VIII u. 502 S. Mainz, Kirchheim, 1878. Preis: *M.* 4.

Wenn wir dieses Werk des alten Kämpen gegen den modernen Schulzwang unter den empfehlenswerthen Schriften anführen, so dürfen wir das doch nur unter einer gewissen Einschränkung. Empfehlenswerth halten wir sie nämlich nur für jene Leser, die eine gehörige Dosis selbständiger Kritik besitzen. Dr. Lukas charakterisirt recht treffend seine Schreibweise durch das gewählte Motto:

„Ein Wort, das Jeder führt im Munde,
Erstirbt mir auf den Lippen.“

In der That, er scheint nicht sagen zu können, was Andere auch schon gesagt haben, und selbst wenn er ganz alltägliche Wahrheiten vorträgt, muß er sie auf seine eigene Weise vortragen, setzt sich dadurch aber der Gefahr aus, sie auf eine nicht ganz richtige Weise vorzutragen. Der Leser fühlt sich daher nirgendwo sicher, vermuthet überall Übertreibungen, auch wo keine sind, und selbst wenn er — wie dieß bei uns der Fall ist — im Großen und Ganzen mit der These des Verfassers einverstanden ist, geräth er doch beim Lesen in ein fortwährendes Disputiren gegen dessen Beweise. So anregend und geistreich die Broschüre auch ist, nach unserer Ansicht würde sie die Freunde und die Gegner des Schulzwangs von dessen Schädlichkeit viel besser überzeugt haben, wenn sie sich aller mehr oder weniger zweifelhaften Behauptungen und übertreibenden Ausführungen enthalten hätte.

Von der Nordsee bis zu den Alpen. Reisebilder und Naturstudien von Carl Berthold. 8⁰. 331 S. Mainz, Kirchheim, 1878. Preis: *M.* 4.

Carl Berthold, einer unserer besten Miniaturmaler von Naturstimmungsbildern, bietet seinen Freunden unter obigem Titel eine ganze Sammlung von alten und neuen Skizzen aus seiner Reisemappe. Über die Art Carl Bertholds brauchen wir des Weiteren nicht erst zu berichten, da sie den zahlreichen Lesern der „Alten und Neuen Welt“ längst bekannt und in einer Besprechung der katholischen illustrirten Zeitschriften auch in diesen Blättern ausführlicher charakterisirt wurde. Sobald die feinen, von aufmerksamer Beobachtung und gemüth- wie geistvoller Auffassung zeugenden Einzelbilder an einem einheitlichen Faden sich aufreihen, bieten sie durch die Wahrheit ihrer Zeichnung und den Reichthum der Sprache nicht minder als durch die poetische Fassung einen angenehm belehrenden Genuß. Deßhalb sind auch in der vorliegenden Sammlung jene Stücke die besten, in denen die eigentliche Erzählung vorwiegt und die Naturschilderung geschickt als anscheinender Schmuck eingefügt ist. Bei der durchaus guten Richtung des Verfassers und den wirklichen Vorzügen seiner Art können wir die vorliegenden Reisebilder den Freunden der Natur empfehlen, wenn wir auch im Einzelnen Manches an dem Buche auszusetzen hätten.

Varuna und Mitra. Ein Beitrag zur Exegese des Veda. Von Dr. phil. Alfred Hillebrandt. 8⁰. VIII u. 159 S. Breslau, G. P. Aderholz, 1877. Preis: *M.* 4.

Vorliegende Schrift entwickelt auf rein linguistischer Grundlage in umfassender Weise Begriff und Attribute des altvedischen Gottes Varuna. Ihn, den allumfassenden Himmel und darum auch den Herrn von Tag und Nacht, von Sonne und Regengewölk, sehen wir zugleich gefeiert als den allwissenden Schöpfer und Regenten der Welt. Diejenigen unserer Leser, welche die Spuren der aus der Uroffenbarung überkommenen Gotteserkenntniß bei den Heiden zu verfolgen lieben, werden auch hier des Ansprechenden Mehreres finden. Da die Schrift einen apologetischen Zweck nicht verfolgt, so vermissen wir es auch nicht, wenn eine Bezugnahme auf die Uroffenbarung nirgendwo versucht wurde, hätten indessen einzelne, eine solche Beziehung anscheinend ausschließende Ausdrücke lieber vermieden gesehen. Oder was nöthigt uns, in der Auffassung Varuna's als Weltschöpfers (S. 70 f.), als des Allwissenden (S. 79)

weiter nichts als eine Weiterentwicklung des Begriffes „allumfassender Luftraum" zu erblicken? Doch wohl nicht die Texte selbst.

La Civiltà cattolica. Firenze 1878. Quaderno 675. Religione e Socialismo in Germania rispetto alle elezioni del Reichstag. — I dieci Re antediluviani della Caldea. — Della conoscenza sensitiva. LV. — Affezione accieca ragione. (Novelle.)

Quaderno 676. Gli ostacoli alla pace d' Europa. — Della eternità di Dio. — Affezione accieca ragione. (Fortsetzung.) — Dell' origine dell' uomo secondo la scienza e la rivelazione. XIII. — Naturhistorisches.

Quaderno 677. Missione provvidenziale di Papa Pio IX. — La storia del Diluvio narrata dalle tavolette cuneiforme. — Della conoscenza sensitiva. LVI. — Affezione accieca ragione. (Fortsetzung.)

Quaderno 678. I demolitori dell' ordine sociale. — Carleggio di un venerabile prigioniero del regno d' Italia. — Dell' origine dell' uomo secondo la scienza e la rivelazione. XIV. — Affezione accieca ragione. (Fortsetzung.)

Quaderno 679. Del preteso patronato regio nelle province meridionali d' Italia. — La narrazione caldea del diluvio paragonata colla biblica. — La soppressione dell' istituto Fiorentino diretto dai RR. PP. Scolopii. — Affezione accieca ragione. (Fortsetzung.)

Bibliographische Mittheilungen und politische Nachrichten in jedem Heft.

Études religieuses etc. Lyon 1878. Août. Les deux derniers chapitres de Daniel. (Suite. P. Delattre.) — Le maréchal de Bellefonds et le Père Le Valois. (P. Sommervogel.) — Les riches et les richesses. (P. Desjacques.) — L'hypothèse du développement progressif dans le Christ. (P. Pra.) — Les trois tombeaux Ambrosiens. (P. Verdière.) — Darwinisme. (P. Haté.) — Opportunité de l'encyclique de N. S. Père le Pape Léon XIII. (P. de Scoraille.) — Bibliographie.

Septembre. Études d'histoire religieuse. (P. Brucker.) — Extase et Néoroses. (P. de Bonniot.) — Darwinisme. (Suite. P. Haté.) — Les trois tombeaux Ambrosiens. (P. Verdière.) — Les S. Pères et les origines du droit de propriété. (P. Desjacques.) — Les procédés littéraires dans la peinture. (P. Gaillard.) — Bulletin scientifique: la météorologie à l'exposition universelle de 1878. (P. Pépin.) — Bibliographie.

The Month and Catholic Review. London 1878. August. New Stonyhurst. — Instinct and Mind. II. (Rev. Sutton.) — The Magyars. (Rev. Mac Leod.) — From Bruges to Winchester. The migration of a Religious Community in 1794. — Pictures of Rural Life and Scenery in Greece. — Anemone. (Novelle.) — The Native Tribes of North America and the Catholic Missions. III. The main obstacles to the establishment of Christianity among the North American Indians. (Rev. A. Thébaud.) — Reviews and Notices.

September. The Tractarian and Ritualist Views of the Episcopate. — South Central Africa. (Rev. Knight.) — Some Thoughts about Thinking. II. (Rev. J. Rickaby.) — The Magyars. (Fortsetzung. Rev. Mac Leod.) — Excursions in Greece. — Anemone. (Fortsetzung.) — Reviews and Notices.

October. Dangers to the Church in France and England. — The Magyars. (Fortsetzung. Rev. Mac Leod.) — A loyal Catholic Cavalier [William Blundel]. (Rev. Gibson.) — Our librarians. (Rev. Knight.) — Ste. Anne

d'Auray. (George Goldy.) — Henry Garnett. — Anemone. (Fortsetzung.) — A Study in Ethics. (H. W. Lucas.) — Note to the article on the Tractarian and Ritualistic Views of the Episcopate. — Reviews and Notices.

Studien op Godsdienstig etc. Hertogenbosch 1878. II. De soorteenheid der Menschenrassen, beschouwd in het zieleleven. (P. Becker.) — Eene Parodie. (Der Gottesbegriff nach der Entwicklungstheorie.) — Het Testament des Kardinaals van Frankenberg. (P. Allard.) — De Dominikaan P. Bruns en Frederic Willem I.

III. De periodieke pers, eenige cijfers. (P. W. Wilde.) — Kleuren en Kleurenblindheit. (P. V. Becker.) — Bevolking der Aarde. — Verdediging van het „Ave gratia plena".

Die Katholischen Missionen. Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter. Freiburg 1878. September. Die Anstalt der Schwestern vom guten Hirten zu Port-Saïd. — Die Mission von Peking und Pe-tsche-li. VI. Die Zeit der Verfolgung unter den Kaisern Yung-Tsching und Kien-long (1722—1795). — Nachrichten aus China (Hungersnoth) und Centralafrika. — Beilage für die Jugend. Eine Wallfahrt nach Jerusalem. V. Am Ölberg. VI. Im Ecce-Homo-Kloster. — 11 Illustrationen.

October. P. Eugen Boré, Generaloberer der Lazaristen-Congregation. — Die katholische Kirche Tunisiens in alter und neuer Zeit. 4. Die byzantinische Herrschaft; die Invasion der Araber. — Die Mission von Peking und Pe-tsche-li. VII. Erlöschen der alten, Gründung der neuen Mission von Peking (1795—1856). — Die deutsche Mission zum hl. Joseph in Paris. — Nachrichten von den Philippinen, aus Annam, China, der Türkei und Central-Afrika. — 10 Illustrationen.

Miscellen.

Zur Lösung der socialen Frage werden gegenwärtig von allen Seiten Beiträge geliefert; wir unsererseits glauben, unsern Lesern einen nicht unwillkommenen zu bieten, wenn wir an einem praktischen Beispiele zeigen, was vor Allem nothwendig ist, wenn die traurige Feindseligkeit, welche gegenwärtig eine so große Menge Arbeiter gegen die Arbeitgeber aufregt, ein Ende nehmen soll. Der folgende Bericht über die große industrielle Anlage der Herren de Lafarge wurde am 13. September dieses Jahres auf dem Congreß der katholischen Vereine in Chartres vorgetragen; da derselbe einen der Eigenthümer selbst zum Verfasser hat, können wir in ihm die sichersten und zuverlässigsten Aufschlüsse erwarten.

„Meine Herren! Bevor ich meine Monographie über die Kalkbrennerei de Lafarge beginne, muß ich Sie in aller Kürze mit Natur und Bedingungen dieses Unternehmens bekannt machen, auf daß Sie in den Stand gesetzt werden, sich ein Urtheil darüber zu bilden, welche Schwierigkeiten in analogen Verhältnissen zu überwinden, welche Resultate zu erzielen sind. Die Prüfung der hier zur Anwendung gekommenen und der anderwärts noch in Anwendung zu bringenden Mittel wird, so hoffe ich, um so mehr Ihr Interesse fesseln, als eine ganze Menge Fabriken mit ganz ähnlichen Schwierigkeiten zu ringen haben.

Unsere Kalkbrennerei befaßt sich mit Herstellung von hydraulischen Kalken und Cementen. Sie bedeckt einen Flächenraum von etwa sechs Hectaren. Ihre Lage am Ufer der Rhône und zugleich an einer Hauptverkehrsstraße des Landes macht sie aller Welt zugänglich, wie denn auch ihre Gebäulichkeiten Jedermann offen stehen. Es sind an derselben 5—600 Arbeiter beschäftigt; davon sind etwa 200 unverheirathet und werden in einem Kosthause unterhalten; 150 sind verheirathet und wohnen in den der Fabrik zugehörigen Häusern; die übrigen kommen aus den umliegenden Ortschaften oder finden eine Unterkunft in den benachbarten Herbergen. Diese Arbeiterbevölkerung unterliegt einem häufigen Wechsel; Arbeiter, die des Weges ziehen, werden gedungen, und manche ziehen nach wenigen Tagen wieder weiter und räumen Anderen den Platz.

Die Arbeit ist äußerst beschwerlicher Art: das Gestein muß ausgebrochen, die Kalköfen gespeist, der Kalk abgelöscht und gesiebt werden u. s. w. Dabei entwickelt sich ein dichter Staub und, namentlich im Sommer, eine

beträchtliche Hitze. Also: eine durchaus beschwerliche Arbeit, steter Zufluß fremder, jederzeit schlechter und öfters feindseliger Elemente, Jedermann offen stehende Gebäulichkeiten; sehen Sie, meine Herren, das sind die Bedingungen, in welchen sich unser Unternehmen befindet, das ist die Sachlage, angesichts welcher wir an die Lösung derjenigen Frage herangetreten sind, welche gegenwärtig alle um den endlichen Abschluß des socialen Friedens in unserer modernen Gesellschaft besorgten Geister beschäftigt, an die Lösung der Frage nach der Stellung des Arbeiters zu dem in der Person des Arbeitgebers vertretenen Kapital. Niemand kann sich verhehlen, daß alle internationalen und nationalen Fragen der Jetztzeit in die Arbeiterfrage einmünden. Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion, Zollverträge, Freihandel, Eisenbahntarife, Steigen der Preise für Nahrungsmittel und Kleidung, Löhnungsfrage, Isolirtheit des Arbeiters und wie die Probleme alle heißen, deren volle oder doch theilweise Lösung die Regierungen anstreben, sie alle finden oft einen schmerzlichen Wiederhall im Herzen des Arbeiters, sie veranlassen Elend, Mißstimmung, Arbeitseinstellung, und bieten so den gewandten Schürern der Revolution eine Handhabe, um den Arbeiter irre zu leiten, zum Bösen fortzureißen und zum willigen Werkzeuge ihrer Pläne zu machen.

Ich will Ihnen nicht das vollständige Bild einer Lage entwerfen, welche wir Alle so tief empfinden und welche von Tag zu Tag sich drohender gestaltet. Was wir in unserer industriellen Anlage angestrebt, wornach wir mit allem Fleiße gesucht haben, das war die wirksame Abwehr jener falschen Ideen, welche in die Arbeitstätten hereinbrechen, und welche, weil sie antireligiös sind, deßhalb auch ihre Träger gegen die Autorität aufreizen und mit Eifersucht, Neid und Haß erfüllen. Sie lassen den Arbeiter im Arbeitgeber nur mehr den Ausbeuter seines Schweißes sehen, in der Arbeit nicht mehr ein Mittel zum Unterhalte seiner Familie, zur Gründung einer unabhängigen Existenz, sondern nur eine Nothwendigkeit, der man sich zähneknirschend unterzieht. Mit haßerfülltem Herzen nimmt er seine Wochenlöhnung entgegen.

Leider ist das keine Übertreibung, meine Herren; das von mir flüchtig entworfene Bild skizzirt nur allzu getreu die wirkliche Lage in der Mehrzahl unserer französischen Fabriken und Manufacturen. Konnten wir katholische Arbeitgeber beim Anblick so vieler Übel gefühllos bleiben? Durften wir theilnahmslos und gleichgiltig dem moralischen Ruin so vieler unserer Brüder, der Arbeiter, zusehen? Nein, meine Herren, wir glaubten hier mit Gottes Gnade etwas thun zu können; wir sind, ungeachtet der zahlreichen Schwierigkeiten, welche uns die Verhältnisse gerade unserer Fabrik bereiteten, an's Werk gegangen, und Folgendes ist das Resultat unserer Bemühungen gewesen:

Das Kosthaus. Der nächste Gegenstand unserer Sorge war der, wenn ich so sagen darf, fluctuirende Theil unserer Arbeiterbevölkerung, jene Leute, welche allabendlich in den Wirthshäusern, woher sie auch ihre Nahrung bezogen, eine Unterkunft suchten. Das war der am meisten verwahrloste Theil unserer Heerde, der verbittertste und darum auch unserem Einfluß fern-

stehendste. Wir stellten also ein Kosthaus her, welches etwa 250 Arbeitern Wohnung und Kost zu bieten im Stande ist. Dieser Theil unseres Etablissement ist folgendermaßen eingerichtet:

Das Verwaltungspersonal besteht aus einem Director, aus Aufwärtern für die Speise- und Schlafsäle und aus den in der Küche beschäftigten Personen. Jeden Montag, niemals jedoch — aus leicht begreiflichen Gründen — am Samstag, empfängt der einzelne Arbeiter als Abschlagszahlung auf seine Monatslöhnung eine bestimmte Anzahl Blechmarken, 7—10 die Woche, deren jede den Werth eines Franc repräsentirt. Am Schalter des Directors wechselt er dieselben nach Belieben gegen andere Kupfermarken aus, welche je nach ihrer verschiedenen Gestalt ein Kilogramm Brod, 1/2 Liter Wein, eine Portion Fleisch, Gemüse, Kaffee, Dessert, Chokolade, Tabak u. s. w. repräsentiren. Die Speisekarte wird, ähnlich wie in den größeren Pariser Speisehäusern, am schwarzen Brett angeschrieben, und um die Essenszeit verlangt der Arbeiter die ihm zusagenden Gerichte, indem er die entsprechende Marke dem Küchenmeister einhändigt. Der Küchenmeister sammelt alle Marken in einer Sparbüchse, diese werden alsdann im Comptoir gezählt und müssen dem Gesammtwerth der am Montag ausgetheilten Blechmarken gleichkommen.

Hat der Arbeiter sein Mahl entgegengenommen, so verfügt er sich damit an seinen bestimmten Platz im Speisesaale. Diese Säle werden im Winter geheizt; während der schönen Jahreszeit, namentlich des Abends, essen die Leute im Freien am Ufer der Rhône, wo Tische und Bänke zum Ausruhen von des Tages Mühe und Schweiß einladen. Die Aufwärter stellen und decken die Tische und sorgen für die Reinlichkeit im Speisesaale. Keinem Arbeiter wird mehr als 1/2 Liter Wein per Mahlzeit verabreicht, Brod und Speisen mag er dagegen soviel verzehren, als seine Baarschaft ihm gestattet. Nach den am schwarzen Brett verzeichneten Preisen setzt er sich seine Speiseliste zusammen. Einige verstehen sich hierauf ganz meisterhaft, Andere weniger, auch ist der Appetit bei Verschiedenen verschieden; doch kommt die Durchschnittsausgabe, wenn man im Sommer drei, im Winter zwei Mahlzeiten und das Nachtlager mit einrechnet, auf Frcs. 1.30 bis 1.40 den Tag zu stehen.

Krankheitsfälle ausgenommen, essen Alle am Freitag Fastenspeisen und haben sich Alle dieser Regel ohne Murren gefügt. Unsere Beziehungen zu den Seehäfen von Cette und Marseille setzen uns, wenn die Preise billig sind, in den Stand, frische Fische zu beschaffen; auch suchen wir möglichst Abwechslung in den Gerichten zu erzielen und kaufen für das Kosthaus überhaupt nur Vorräthe erster Qualität ein. Die für 1878 festgesetzten Preise der Portionen sind folgende:

eine Portion Fleisch, 150 Gramm	20	Cent.
eine Portion Gemüse	10	„
eine Fleischsuppe, 60 Centiliter	10	„
Dessert-Obst	15	„
Käse	10	„
eine Tasse Chocolade	5	„
eine Tasse schwarzen Kaffee mit Zucker	5	„

ein Kilogramm Brod . . . . 35 Cent.
$1/2$ Liter Wein . . . . 20 „

Daß bei so niedrigen Preisen die Anstalt selbst eben nur ihr knappes Auskommen hat, versteht sich von selbst.

Wir haben für die verschiedenen Altersklassen getrennte Schlafsäle, da uns die Erfahrung über die Mißstände belehrt hat, welche das Zusammenwohnen von Leuten allzu verschiedenen Alters mit sich bringt. Ein jeder Schlafsaal ist zur Nachtzeit erleuchtet, ein Wärter schläft in einer Zelle, von wo aus er Alles in dem seiner Obhut anvertrauten Schlafsaale überwachen kann. Die Betten werden jeden Morgen von den Aufwärtern gemacht und der Schlafsaal sorgfältig ausgekehrt. Das Bett besteht aus Strohsack, Matratze, Kopfkissen, Bettzeug und Decke. Zu Füßen desselben befindet sich eine verschließbare Truhe, welche die Habseligkeiten des Arbeiters aufnimmt und zugleich als Schemel dient. Ein jedes Bett trägt an der Vorderseite den Namen des Inhabers, auch hängt da ein Sack für die gebrauchte Wäsche. Der Eintritt in die Schlafsäle ist während des Tages untersagt und das Kosthaus zur Zeit des Gottesdienstes geschlossen.

Dem Arbeiter ist, wie Sie sehen, in der Anstalt eine große Freiheit gelassen: Alles darf er, nur nichts Böses thun. Wir zwingen ihn nicht zum Guten, aber wir hindern, soviel möglich, das Böse, und dieses Ziel — wir haben es gottlob erreicht. Niemals findet man die weißgetünchten Wände durch Zeichnungen oder Worte besudelt, wie sie so häufig die Wände öffentlicher Locale entstellen; kein Gezänke stört den Frieden der Anstalt; ein Mädchen dürfte allein in die Mitte dieser Männer treten, sie würde respectirt, wie eine Schwester. Die Arbeiter des Kosthauses rechnen es sich zur Freude, am heiligen Frohnleichnamsfeste in der Mitte ihres Hofes einen Altar für die Procession, welche die Fabrik veranstaltet, herrichten zu dürfen; Blumen und Zweige werden aus dem nahen Walde herbeigeholt, dem lieben Gott aber mögen die schwieligen Hände, welche dabei beschäftigt sind, recht wohl gefallen, und mancher Arbeiter, der vor kaum einem Monat von Paris her des Weges gekommen und sich hat dingen lassen, mag sich selbst bei solcher Arbeit kaum wiedererkennen.

Diese Leute sind in der That von allen vier Winden zusammengeweht. Nicht wenige haben früher einer besseren Klasse angehört; wir finden da ehemalige Notare, in Vergessenheit gerathene Schauspieler und Poeten, kurz Leute im Zustande äußerster Verlassenheit und tiefsten Elendes. Wir haben eine Anzahl Kleidungsstücke vorräthig, welche wir dem Neueintretenden leihen, bis sein Anzug und seine Wäsche gereinigt sind und er in denselben, ohne sich schämen zu müssen, unter seinen Kameraden erscheinen kann. Noch einen Zug zur Kennzeichnung dieser neuangeworbenen Leute lassen Sie mich beifügen. Anfänglich sind sie verbittert gegen Kameraden und Arbeitgeber. Nach einiger Zeit, wenn der Einfluß der Umgebung und der reinlicheren Kleidung sich fühlbar zu machen beginnt, gewinnen sie ihre Kameraden lieb; dem Arbeitgeber aber machen sie erst später ein freundliches Gesicht, wenn sie einmal einige Ersparnisse in der Sparkasse niedergelegt haben.

Das ist, meine Herren, in allgemeinen Zügen das Bild des Kosthauses, welches wir eingerichtet haben, um die unstete Arbeiterbevölkerung heranzuziehen, festzuhalten und zu sittigen. Gleich nach dessen Eröffnung strömten uns zahlreiche Arbeiter zu; des Guten, meinten sie, sei zu viel gethan, und das Unternehmen werde sich auf die Dauer nicht halten. Gott sei Dank, jetzt sind es 15 Jahre, daß es sich gehalten und Segen gestiftet hat!

Kleidermagazine. Vorräthe für den Haushalt. Bäckerei. Schlächterei. In der Fabrik besteht eine Bäckerei, welche das Kilogramm Brod um 5 Cent. billiger als die umliegenden Bäckereien liefert, und unter gleichen Bedingungen eine Schlächterei; ferner Magazine, wo man zu den laufenden Preisen Lebensmittel und Kleidungsstücke aller Art haben kann. Zweimal die Woche sind diese Magazine offen und die Familienmutter kommt mit ihrem Haushaltungsbuche, die nöthigen Einkäufe zu machen. In diesem Buche sind Name, Gewicht, Preis der einzelnen Kaufartikel verzeichnet, so daß, wenn Seite und Monat zu Ende sind, jeder Arbeiter das Empfangene überschauen kann. Auf eine Anweisung des Werkführers erhält der Arbeiter die gewünschten Kleidungsstücke, für eben solche Anweisungen oder Marken erhält er Brod, Fleisch, Tabak u. s. w. So findet er die Rechnung seiner Ausgaben am Monatsschluß fix und fertig; er kann dieselben controliren und sich an Sparsamkeit gewöhnen. Das sind die Vortheile dieses Verfahrens: einmal größere Wohlfeilheit des Unterhaltes, dann Controlirung der Ausgaben und Anleitung zu Ersparnissen. Dieß führt uns darauf, von der Sparkasse zu sprechen.

Dieselbe besteht seit 12 Jahren, sie gewährt $4^1/_2$ Procent, nimmt in einmaliger Einzahlung von 1 Frc. an und gewährt die Rückzahlung an dem nächsten Sonntage nach dem Tage, an welchem das Verlangen ausgesprochen wurde. Sobald die eingezahlten Beträge 1500 Frcs. erreichen, werden sie ausgezahlt, wobei wir uns jedoch der nützlichen Anlegung des Geldes zu versichern suchen. Augenblicklich belaufen sich die in der Sparkasse niedergelegten Gelder auf 65,000 Frcs., der Sparkassenbücher sind 90 an der Zahl. Seit ihrem Bestande hat die Kasse 145,000 Frcs. entgegengenommen und 80,000 Frcs. ausgezahlt. Diese Einrichtung gedeiht auf's Beste.

Unterstützungskasse. Es besteht für die Fabrik eine Unterstützungskasse. Sie erwächst aus dem Abzug von $1^1/_2$ Proc. der Löhnung und aus einer Zusteuer seitens der Fabrik, welche einem Fünftel dieses Betrages gleichkommt. Diese Kasse sichert dem kranken Arbeiter eine tägliche Entschädigung von 1 Frc., 75, 50 Cent., je nach dem Charakter seiner Krankheit, ferner den unentgeltlichen Besuch des Arztes und die Arzneien, und zwar nicht für den Arbeiter allein, sondern auch für dessen Frau und Kinder; ausgenommen sind nur die Unkosten für das Wochenbett, welche dem Arbeiter selbst zur Last fallen. Verwaltet wird die Kasse durch einen Rath von zehn Arbeitern oder Werkführern, aus welchem alle drei Monate wenigstens drei Mitglieder ausscheiden, so daß derselbe binnen neun Monaten vollständig erneuert wird. Der Fabrikgeistliche gehört demselben gleichfalls an, den Vorsitz hat der Fabrikherr. Das Kapital ist bei einer Bank angelegt; es beträgt augen=

blicklich 14,500 Frcs. Was sich an dieser Einrichtung besonders empfiehlt, ist, daß die Arbeiter selbst die Gelder verwalten und daß das Kapital nicht beim Fabrikherrn, sondern bei einem Bankier niedergelegt ist. Noch erinnere ich mich einer Sitzung des Verwaltungsrathes, in welcher ich den Vorsitz führte. Ich hatte hervorgehoben, wie es mir angemessen erscheine, daß, wie dieß bei anderen Unterstützungskassen gleichfalls Brauch sei, die täglichen Zuschüsse in dem Maße verkürzt werden sollten, als die Krankheit sich in die Länge ziehe, sonst würden langwierige Krankheiten den Ruin der Kasse herbeiführen. Die Erwiederung, welche mir zu Theil ward, zeugt so recht von jenem gesunden Menschenverstande, der dem Arbeiter eigenthümlich ist, so lange er nicht unter dem Banne der Leidenschaft steht. ‚Man sieht wohl, mein Herr,' sagte man mir, ‚daß Sie niemals Arbeiter und niemals arm gewesen sind, sonst wüßten Sie, daß Hilfe um so mehr Noth thut, je länger die Krankheit sich hinzieht. Anstatt daß die Zuschüsse verringert, müßten dieselben, wenn möglich, vergrößert werden.' Mein Vorschlag fiel durch.

Das Spital. Auch ein Spital besitzt die Fabrik, in welchem die Kranken durch Schwestern von der heiligen Dreifaltigkeit gepflegt werden. Für den Fall einer schweren Verletzung, wie deren leider Gottes immer noch genug vorkommen, ist für chirurgische Operationen ein gesondertes Zimmer bestimmt. All dasjenige Verbandgeräthe ist vorräthig, welches für das Einrichten gebrochener Glieder nach den neuesten Fortschritten der Wissenschaft erforderlich ist. Das Spital — die Arbeiter nennen es das Asyl St. Jean — besitzt eine Apotheke und Betten in ausreichender Zahl; eine kleine Kapelle, in welcher nöthigenfalls die heilige Messe gelesen werden kann, stößt unmittelbar an dasselbe. In diesen kleinen Sälen des Asyls St. Jean, da hat schon oft Gottes Gnade die Herzen unserer armen Arbeiter gerührt. Mancher Kranke oder Verunglückte, der gottentfrembet in das Asyl eingezogen war, verließ dasselbe ganz umgewandelt, zahm wie ein Lamm. Die Milde und Geduld der Schwestern, die Besuche des Fabrikherrn, freundliche Worte stimmen die verstockten Herzen um und erschließen der Seele bisher ungeahnte Gesichtskreise. Alle nehmen ohne Widerrede die Tröstungen der Religion entgegen, wenn einmal Gefahr drängt.

Kapelle. Fabrikgeistlicher. Schulen. Bisher haben wir flüchtig Umschau gehalten über dasjenige, was in unserer Fabrik zur Förderung des materiellen Wohles der Arbeiter geschehen ist. Aber alle diese Anstrengungen, alle diese Opfer wären ja zwecklos und fruchtlos ohne die Rückkehr zur praktischen Übung der Religion! Und wie das religiöse Leben entwickeln und erhalten ohne Kirche und Priester? Darum ließen wir eigens für die Fabrik eine Kirche erbauen und stellten an derselben einen Geistlichen an. Die Kirche steht im Mittelpunkte des ganzen Gebäude-Complexes, das Portal öffnet sich nach der Straße, vom Thurme blickt die Statue der unbefleckten Jungfrau schützend auf die Fabrik herab; von jedem Punkte derselben mag der Arbeiter seinen Blick zu Maria, der Helferin der Christen, der Trösterin der Betrübten, erheben. Und hier gestatten Sie mir, meine Herren, eine Erwägung einzufügen. In unserer Fabrik setzt die Beschaffen-

heit der Arbeit selbst den Arbeiter steter Gefahr schweren Unglücks aus. Jährlich werden 150,000 Cubikmeter Gestein aus einer Bruchfläche von 110 m Höhe ausgebrochen, die Öfen werden gefüllt und entleert, gewaltige Maschinen sind bei diesen Arbeiten in Thätigkeit: das sind ebensoviele fortdauernde Ursachen schwerer Unglücksfälle. Nun wohl! Seit 35 Jahren ist diese Arbeit im Gange und in dieser ganzen Zeit haben wir nicht mehr als drei tödtliche Verletzungen zu beklagen gehabt. Wir und unsere Arbeiter, wir erblicken in diesem ganz augenfälligen Schutze ein beständiges Wunder Mariens, und jährlich am 8. December, dem Jahrestage der Aufstellung ihrer Statue, wird der Kirchthurm glänzend beleuchtet, um den Arbeitern Diejenige in's Gedächtniß zurückzurufen, die da aufgestellt ist als die Hüterin der Fabrik.

Die Einsegnung der Ehen, die Taufen und die Begräbnisse ausgenommen, werden alle kirchlichen Functionen in unserer Kirche verrichtet. Sonntags werden in derselben zwei heilige Messen gelesen, um 5 Uhr Morgens eine für diejenigen Arbeiter, welche den Vormittag bei den Öfen oder für außerordentliche Reparaturen arbeiten müssen; die andere um 10 Uhr für die Übrigen. Feierlich wird auch die Maiandacht begangen und während derselben liest abwechselnd ein Werkführer aus einem frommen Buche vor. Am Frohnleichnamsfeste erheben sich im Bereiche der Fabrik drei Altäre, der eine vor dem Asyl St. Jean, der zweite in der Mitte der Wohnhäuser und der dritte im Hofe des Kosthauses. Sie werden von den Arbeitern und auf deren Kosten hergerichtet, und reger Wetteifer tritt hierbei zu Tage. Nun stellen Sie sich aber ja nicht vor, meine Herren, daß Gold und Silber den Schmuck dieser Altäre ausmachen. Feldblumen, Buchsbaumkränze, Baumzweige, Alles eben jenem Berge entnommen, in welchen sich unser Steinbruch hineinsenkt, bilden den ganzen Schmuck. Und wie erfinderisch sind die Leute dabei! So leiteten sie z. B. aus der Wasserleitung der Fabrik einen Wasserstrahl ab, den sie als mächtigen Springbrunnen in ein improvisirtes Bassin niederfallen ließen. Ist dann der große Tag herangebrochen, dann tritt nach Schluß des Hochamtes die arme und bescheidene Procession aus der Kirche, der Fabrikherr, die Hauptangestellten und die Werkführer tragen abwechselnd den Baldachin, unter welchem der eucharistische Gott die die Fabrik durchschneidende Straße durchzieht, um seinen Segen zuerst über Krankenhaus und Schule, dann über die Arbeiterwohnungen, endlich über das Kosthaus zu ergießen und schließlich, von den Triumphklängen des Te Deum begleitet, in die Kirche zurückzukehren. Dieses Jahr betheiligten sich an der Procession etwa 350 Männer, 200 Frauen und die 30 Knaben und 40 Mädchen unserer Schule.

In diese von den Schwestern der heiligen Dreifaltigkeit geleitete Schule finden nur die Kinder der bei der Fabrik ansässigen Arbeiter Aufnahme. Einen bedeutenden Zuwachs würde die Aufnahme von Kindern unserer in den Nachbardörfern wohnhaften Arbeiter ergeben; es wird wohl auch dazu kommen, und dann werden wir Schulbrüdern die Knabenschule übergeben.

Dieses Jahr soll in der Kirche eine Orgel aufgestellt werden, nicht bloß um den Glanz des Gottesdienstes zu erhöhen, sondern vor Allem, um unsere

Arbeiter zum Kirchengesange heranzubilden und sie so noch mehr an das Gotteshaus zu fesseln. Dabei vergessen Sie aber ja nicht, meine Herren, von welchem Stoff diese Leute sind, die wir auf der Landstraße auflesen; die Mehrzahl weiß das Kreuzzeichen nicht zu machen. Folgender Zug hat sich vor vier Jahren zugetragen. Es war um die Zeit des Jubiläums. Wir hatten einen Missionsprediger kommen lassen. Die Sonntags vorher angekündigte Mission wurde am Mittwoch Abend eröffnet und sollte den folgenden Sonntag Morgen schließen. Die Predigten wurden Abends nach der Arbeit gehalten; wer wollte, kam: am ersten Abend eine Handvoll Leute, die folgenden Tage war die Kirche gesteckt voll — denn die Predigten waren kurz und gut. Vor der Eröffnungspredigt also wollte der Missionär seine Zuhörerschaft das Vater unser und den englischen Gruß beten lassen, er kam aber übel weg, denn die Mehrzahl wußte nicht einmal das Kreuzzeichen zu machen. Und doch hörte man ihn gerne und hatte Freude am Gesange kirchlicher Lieder. Als indessen bis Samstag Abend, dem Vorabende des Missionsschlusses, sich noch Niemand zur Beichte gemeldet hatte, da wollte denn doch dem Missionär die Geduld reißen. ‚Machen Sie sich keine Sorgen, mein Vater,‘ sagte ich zu ihm, ‚ich habe zur Aushilfe auf heute Abend den Herrn Pfarrer gebeten.‘ Und richtig, den Abend spät konnte man zahlreiche Schatten vorbeihuschen und in die Kirche eintreten sehen, und bis zum folgenden Morgen waren einige 130 Männer, und darunter wahrhaftig tüchtige Hechte, in's Netz gegangen und traten nun an den Tisch des Herrn. Der gute Missionär konnte beim Anblick dieser so aufrichtigen Bekehrungen seine Thränen nicht zurückhalten und mußte sogar auf die kurze Ansprache verzichten, mit welcher er so gerne die wiedergefundenen Schäflein am Tische des Herrn begrüßt hätte. Abends nach der Vesper hielten wir die zur Gewinnung des Jubiläumsablasses vorgeschriebene Procession. Die Arbeiter alle, ihre Frauen, viele Leute aus der Umgegend nahmen an derselben Theil; es waren im Ganzen mindestens 1200 Personen. Diese letzteren Einzelheiten erwähne ich, um Sie, meine Herren, auf das Ziel aufmerksam zu machen, welches wir hierbei verfolgten: die Überwindung der Menschenfurcht. Alle diese braven Leute, die da auf der Straße in Procession einherzogen, die Frauen den Rosenkranz in der Hand, die Männer Kirchenlieder singend, sie thaten etwas, das, wenn ich so sagen darf, sie in den Augen ihrer Kameraden und der Zuschauer compromittirte. Freilich war es leider nur eine Minderzahl gewesen, welche das Jubiläum gehalten hatte, aber Alle doch betheiligten sich jetzt an einem Acte öffentlichen Bekenntnisses ihrer Religion.

Zur religiösen Hebung der Arbeiter ist also in Kürze Folgendes geschehen: eine Kirche wurde erbaut und ein Geistlicher an derselben angestellt; Schulen und Spital den Schwestern der heiligen Dreifaltigkeit übergeben; eine Jungfrauen-Congregation gegründet. Die Gründung eines Vereins christlicher Mütter und eines katholischen Arbeitercasino's wird mit aller erforderlichen Vorsicht und unter Leitung des Fabrikgeistlichen in Angriff genommen, und zwar soll letzteres, um mehr Leben in die Sache zu bringen und die jungen Leute zu fesseln, mit einem Gesangverein und einer Blechmusikbande bedacht werden.

Nun hätte ich Alles aufgezählt, was für das materielle und geistige Wohl unserer Arbeiter geschehen ist; aber was ist das wenig im Vergleich zu den staunenswerthen Leistungen des Mannes, den man nicht mit Unrecht den Apostel der Fabrik genannt hat![1] Ja, meine Herren, wenn zuweilen das Gefühl, wie unendlich Vieles uns noch zu leisten bleibt, uns niederdrückt, wenn der Horizont sich umdüstert und Stürme wüthen überall in der Runde, wenn uns der Muth versagen möchte, dann wenden wir unsern Blick nach diesem hellscheinenden Leuchtthurm und finden da Beruhigung und Ermuthigung. Er zeigt uns den Weg, den wir einzuschlagen, den Beruf, den wir zu erfüllen haben. Die bewunderungswürdige Organisation von Val-des-Bois, die haben wir uns zum Muster genommen, und was sind dagegen unsere schwachen Versuche, unsere so unzureichenden Resultate? Für den Armen eben nur ein Wassertropfen: doch belehrt uns unsere heilige Religion, daß unser göttlicher Herr und Meister auch die bescheidensten Bemühungen nicht unbelohnt läßt. Wir aber, die wir niemals den objectiven Werth einer menschlichen Handlung in all ihren zukünftigen Consequenzen zu ermessen vermögen, wir haben eben darum zwar jederzeit Grund genug zur Demuth, aber niemals zur Entmuthigung. Wir müssen entschlossen unser Ziel verfolgen, indem wir in der uns von der Vorsehung angewiesenen Stellung so viel Gutes wie möglich wirken, der Eine mehr, der Andere weniger, Alle, so weit die Mittel reichen; dann mag derjenige, der an allem Guten seine Freude hat, das Senfkörnlein segnen und zum gewaltigen Baume entfalten!

Noch erwarten Sie von mir, meine Herren, einen Überblick über die mit Hilfe aller aufgeführten Mittel erzielten Resultate. Es sind folgende. Die materielle Aufbesserung anlangend, beträgt die Löhnung der gewöhnlichen Arbeiter per Tag 3.75 bis 4 Frcs., die Auslagen für Wohnung und Unterhalt monatlich 40 Frcs.; rechnen wir noch 10 Frcs. für anderweitige Auslagen, so kann der Arbeiter monatlich ungefähr 50 Frcs. in die Sparkasse zurücklegen. Im Krankheits- oder Verletzungsfalle wird er im Fabrikspital verpflegt oder empfängt daheim eine Entschädigung aus der Unterstützungskasse. Die Miethe für die im Bereich der Fabrik wohnhaften Familien beläuft sich auf 6—9 Frcs. monatlich; Kleidung, Brod, Wein, Fleisch und andere Nahrungsmittel stehen zu billigen Preisen zu Gebote, die Lage ist somit eine äußerst günstige und ermöglicht Ersparnisse, zumal dann, wenn bereits ein oder zwei Kinder selbst auf Verdienst ausgehen können.

Ein Beispiel. Ein junger Mann trat vollständig mittellos in's Kosthaus ein, so zwar, daß er genöthigt war, sich in der oben bezeichneten Weise einen Anzug zu leihen. Derselbe junge Mann hat nachher in einem Alter von 32 Jahren die Fabrik verlassen, seine Ersparnisse beliefen sich auf 23,600 Frcs. Er ehelichte ein Mädchen, das ihm ungefähr ebensoviel zubrachte, kaufte sich ein Gütchen und führt daselbst ein glückliches Leben.

---

[1] Herr L. Harmel, Besitzer der Fabrik Val-des-Bois, im Departement der Marne; wir kommen ein andermal auf diese Musterfabrik zu sprechen.

Könnten wir es also dahin bringen, daß alle unsere Arbeiterfamilien sich zu einem christlichen Leben verstehen würden, so würde sich zweifelsohne die kleine Colonie de Lafarge in den blühendsten materiellen Umständen befinden. Also darauf kommt, nicht nur für das jenseitige, sondern auch für das irdische Wohlergehen, Alles an, daß wir christliche Arbeiter heranbilden. Welche Fortschritte sind in dieser Hinsicht erzielt worden?

Folgende: Alle im Bereiche der Fabrik wohnenden Familien kommen ihren religiösen Pflichten nach; alle Angestellten und Werkführer deßgleichen. Im ersten Jahre, da die Kirche bestand, war der Fabrikherr so ziemlich der Einzige, der seine Ostern hielt; dieses Jahr begleiteten ihn etwa 150 Männer und 100 Frauen an den Tisch des Herrn. Ein besonderer Segen ruht auf dem Beispiel der Ordensschwestern, auch die Jungfrauen-Congregation wird fördernd einwirken; die Predigten des Geistlichen, die Feierlichkeiten in der Kirche tragen das Ihrige zur Aussöhnung dieser verwahrlosten Menschenklasse mit der Kirche bei.

Unser System der Aufbesserung hat die Freiheit zur Grundlage; wir zwingen Niemanden, nur die Möglichkeit, das Gute zu thun, bieten wir. Wir machen kein Geheimniß aus der Freude, welche uns die Aussöhnung mit Gott verursacht; doch behandeln wir auf ganz gleiche Weise, mit der gleichen Gerechtigkeit und Liebe diejenigen, die ihre religiösen Pflichten erfüllen, wie diejenigen, die sie nicht erfüllen. Aufrichtige und nicht bloß Scheinbekehrungen wollen wir, und nichts liegt unserer Absicht ferner, als Heuchler zu bilden. Das wissen die Arbeiter auch. Uns aber interessirt nichts so sehr, als das stufenweise Erwachen des religiösen Sinnes im Herzen des Arbeiters zu verfolgen; zuerst wird er auf die Religion überhaupt aufmerksam, dann gerührt, dann erschüttert, endlich gibt er sich gefangen. Freilich, eine solche Umwandlung erfordert Zeit. Der Hauch der Gnade weht allerdings, wo und wann er will; aber man muß sich gedulden, will man in solchen Verhältnissen einiges Gute zuwege bringen, man muß duldsam und liebevoll sein.

Ich habe das Wort ‚Liebe' ausgesprochen. Nur ein paar Worte noch, meine Herren, über das *einzige, alleinige* Mittel, auf die Arbeiter einen wahrhaft nachhaltigen Einfluß auszuüben. Um bestimmend und sittigend auf diese in tausenderlei Vorurtheilen befangene Menschenklasse einzuwirken, um diese Naturen an Mäßigkeit, Keuschheit, Liebe, Dankbarkeit zu gewöhnen, sie zu Gott hinzuführen, dazu genügt wahrlich nicht, daß man ihnen die Möglichkeit bietet, wohlfeil zu leben. Nicht Geldspenden, nicht Schulen, Krankenpflege, Unterstützungskassen, ja nicht einmal das Angebot religiöser Hilfsmittel allein reicht hier aus. Das Alles mag viel sein, aber mehr noch wird gefordert, sollen Arbeitgeber und Arbeiter versöhnt und die Arbeiterfrage ihrer endlichen Lösung entgegengeführt werden. Ja, alle die aufgezählten Mittel werden sich gegen uns wenden, der Arbeiter wird immer zu sich selbst sprechen: ‚Bei diesen wohlfeilen Preisen für Kleidung und Nahrung hat der Fabrikherr doch noch seinen Gewinn nach anderen Seiten. Er macht es so, um uns an seine Fabrik zu fesseln, und thäte er es nicht, wer

sonst gäbe sich zu so beschwerlicher Arbeit her? Sein Interesse ist es, das ihn leitet, und bei alledem ist er ja reich, das Alles kostet ihm nicht viel und damit thut er nicht mehr, als seine Pflicht.‘ Und beinahe hat er Recht, der Arbeiter! Oder glauben Sie, meine Herren, daß, hätten wir weiter nichts als die aufgezählten Einrichtungen, der sociale Friede daselbst herrschen und Gott geliebt würde? Nein, nein! Die Herzen sind um Geld nicht käuflich, sie stehen höher im Preis. Eine Seele erobert, erkauft nur Eines — Selbsthingabe. Nachdem wir also dem Arbeiter alle die aufgezählten Vortheile gewährt haben, haben wir ihm noch nichts geboten, wenn wir nicht auch uns selbst ihm geben. Je größer der Abstand zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, je ärmer, verwahrloster, zerlumpter, ja lasterhafter der Arbeiter, desto mächtiger, nachhaltiger wirkt die Liebe des Arbeitgebers auf ihn ein. Nur durch Selbsthingabe kann der christliche Arbeitgeber Einfluß gewinnen und die Seelen seiner Arbeiter retten.

Sind wir in der Fabrik de Lafarge so glücklich gewesen, in dieser Richtung einen wenigstens partiellen Erfolg zu erringen? Ein paar Züge statt der Antwort. Ein Arbeiter, ein Familienvater, geräth mit einem Fuße in ein Triebwerk; eben gelingt es, die Maschine zum Stehen zu bringen, aber welch grauenhafte Verwundung, welch unaussprechliche Schmerzen! Zwei in aller Eile herbeigeholte Ärzte erklären eine schmerzliche Operation für unerläßlich, der Arbeiter aber will davon nichts hören, er widersteht dem Drängen von Frau und Kindern; endlich besinnt er sich und spricht: ‚Wohlan, unter einer Bedingung! Meine Familie soll sich entfernen, der Fabrikherr soll bleiben, er soll mir die Hand halten und dann mögen die Ärzte ihre Arbeit thun.‘ So geschah es; Hand in Hand und Aug' in Aug', so verharrten Arbeiter und Fabrikherr die ganze Dauer der äußerst schmerzlichen Operation hindurch, und keine Thräne brach sich aus des Ersteren Auge Bahn. — Ein Anderer, der seit mehreren Jahren den Dienst des Schlächters in der Fabrik versah, ein guter Kerl und braver Hausvater, aber leider der Religion entfremdet, war von einer Brustkrankheit ergriffen worden und hatte nur mehr wenige Stunden zu leben; aber weder sein Weib, noch seine Angehörigen, noch endlich der Geistliche selbst wußten, was anfangen, um ihn zur Beichte zu bewegen. Und doch war keine Zeit zu verlieren. Was thut der Fabrikherr? Bei seinem täglichen Besuche sagt er zu dem Manne: ‚Hör' 'mal, guter Freund, willst du mir nicht einen Gefallen thun?‘ — ‚Ich will Alles thun, was Sie von mir verlangen,‘ erwiedert der Kranke, indem er sich mühsam im Bette aufrichtet. — ‚Nun gut, du sollst beichten,‘ fährt der Herr fort. — ‚Weil's Ihnen denn lieb ist, sogleich‘ — und der gute Mann hat sich seinem Fabrikherrn zulieb zu Gott bekehrt und ist Tags darauf eines gottseligen Todes gestorben. — Noch ein anderer in der Fabrik wohnhafter, blutarmer Familienvater verliert ein kleines Kind durch den Tod. Der Fabrikherr besucht ihn, gibt sich Mühe, die trauernde Familie zu trösten, läßt selbst den kleinen Sarg anfertigen, schmückt ihn mit Blumen und bestreitet die ganze Auslage. Zwei Jahre später trifft ihn selbst das Unglück, gleichfalls ein Kind im zarten Alter zu verlieren. Vom Schmerz gebrochen

zieht er sich zurück und gibt Befehl, Niemanden vorzulassen. Es kommt ein Mann, der um jeden Preis den Herrn sprechen will; man weist ihn ab, er weicht nicht von der Thüre. Nach mehreren Stunden tritt der Fabrikherr heraus und fragt den Arbeiter, was er wolle. ‚Sie besuchen,‘ lautet die Antwort; ‚Sie sind in Trauer und ich komme, Ihnen zu vergelten, was Sie an mir gethan.‘ Der Fabrikherr erinnerte sich der längst vergessenen eigenen guten That; er vermochte seinen Thränen nicht zu wehren und preßte dankerfüllt des Mannes Hand in der seinigen. — Ein Anderer, es war ein Heizer, kam vor einem Jahre nach zwanzig in der Fabrik verlebten Jahren an's Sterben, und auf dem Todbette wollte er zwei Bilder vor seinen Augen an den Bettvorhang geheftet haben, das Bild des Gekreuzigten und die Photographie des nunmehr kürzlich ebenfalls verstorbenen Bruders desjenigen, der augenblicklich die Ehre hat, mit Ihnen zu sprechen.

Ich schließe. Urtheilen Sie selber, meine Herren, ob solche Resultate einzig durch materielle Unterstützungen erzielt werden können; Sie werden mir sicher Recht geben, wenn ich das auf das Bestimmteste verneine.

Der diluviale Mensch.

Im Verlaufe unserer bisherigen, auf Grund der urzeitlichen Funde gepflogenen Untersuchung nach dem relativen Alter des Menschengeschlechts (vgl. XIV. S. 286) haben wir zunächst (ebendas. S. 481 ff.) die Existenz eines vom quaternären chronologisch zu scheidenden tertiären Menschen als vorläufig unbewiesen abgelehnt und fanden uns hierdurch zu einer gedrängten Darlegung der eiszeitlichen oder diluvialen Verhältnisse veranlaßt (XV. S. 71 ff., 173 ff., 265 ff.); wir hätten nun noch, um die begonnene Untersuchung zum Abschluß zu bringen, die Existenz des Menschen zur Diluvialzeit[1] zu beweisen. Indessen, wozu noch eigens eine Thatsache beweisen, welche bereits eine so vielfache Bestätigung gefunden hat, daß sie zu einer bleibenden Errungenschaft der urgeschichtlichen Forschung geworden ist? Zudem würde ein solcher Beweis, weil er eine Menge gleichartiger Thatsachen summarisch zusammenfassen müßte, leicht trocken und einförmig ausfallen. Wir ziehen es darum vor, aus der großen Menge hierher gehöriger Thatsachen eine Gruppe herauszugreifen und in einem engeren Rahmen unseren Lesern ein Bild urzeitlichen Lebens zu bieten. Hier bleiben natürlich jene Gegenden von vornherein ausgeschlossen, deren urgeschichtliche Reste übereinstimmend einer jüngeren Epoche zuerkannt werden, so die skandinavischen Länder und vielleicht Osteuropa, Italien; dann aber auch solche Länder, welche trotz des vielen Anerkennenswerthen, was bereits geschehen, doch noch lange nicht hinreichend erforscht sind, als: Deutschland, Österreich. Für die Schweiz mögen wir uns nicht entscheiden, einmal weil die nachweislich ältesten Stationen (Veyrier und Villeneuve an den beiden entgegen-

[1] Das Wort „Diluvium“ fassen wir in diesem wie in unserem letzten Aufsatze in rein geologischem Sinne, ohne Bezugnahme auf das biblische Diluvium.

gesetzten Enden des Genfersees, Thayngen im Canton Schaffhausen) zu weit auseinander liegen, um ein streng einheitliches Bild zu geben, und sodann, weil wir hier nothwendig in der Streitfrage über die Echtheit der Thaynger Funde Partei nehmen müßten. So bleibt uns denn, mit weiterer Beiseitelassung von England, wo gleichfalls das Viele sich noch nicht zur vollen Einheit zusammenschließt, die Wahl zwischen Frankreich und Belgien, und wir entscheiden uns für letzteres Land, wo die wichtigsten Funde auf einen engen Raum zusammengedrängt sind und die Erforschung eine sehr gewissenhafte und namentlich von chronologischer Voreingenommenheit durchgehends freie gewesen ist.

Überhaupt sind es gerade die kleineren europäischen Staaten, welche auf dem Boden der Urgeschichte die Großmächte sind, vor Allem Dänemark, die Schweiz und Belgien, denen allerdings Frankreich ebenbürtig zur Seite tritt. Belgien namentlich hat sich um die urgeschichtliche Archäologie nicht geringe Verdienste erworben. Hier war es, daß zum ersten Male 1833 Schmerling in seinem Werke über die Fossilien des Lütticher Landes das vormalige Zusammenleben des Menschen mit größeren ausgestorbenen Säugethieren nachwies, ein Nachweis, der, zuerst mehrfach angezweifelt, jetzt allgemeiner Anerkennung sich erfreut. 1864 erhielt E. Dupont auf Antrag der königlichen Akademie von Brüssel von der Regierung den Auftrag, die Höhlen der Provinz Namur zu erforschen. In einem Zeitraume von sieben Jahren durchsuchte er einige 60 solcher in der Umgegend von Namur und Dinant gelegener Höhlen. Von den Thierresten, welche er zu Tage förderte, waren etwa 40 000 noch so weit erhalten, daß eine zoologische Bestimmung versucht werden konnte; durch Menschenhand bearbeitete Steine fanden sich über 80 000. Die Resultate dieser Forschung finden wir zusammengefaßt in Duponts Buche: Les temps préhistoriques en Belgique. L'homme pendant les âges de la pierre dans les environs de Dinant-sur-Meuse. 2e éd. Paris 1872. Wir haben bereits wiederholt auf die in diesem Werke niedergelegten Resultate Bezug genommen und brauchen jetzt nur noch die gegebenen Andeutungen zu vervollständigen.

In den Thälern, denjenigen namentlich, welche, wie die Thäler der belgischen Maas und ihrer Zuflüsse, die Schichten des Kalkgebirges quer durchbrechen, haben sich im Laufe der Zeit zahlreiche Höhlen gebildet, sei es durch die Gewalt der Flüsse, welche weichere Einlagerungen im Gesteine allmählich ausspülen, sei es in Folge des Ausbruches der im Innern angesammelten Gewässer. In demselben Maße, als der Spiegel

der mächtigen Diluvialströme sank [1], erschlossen sich auch immer tiefer und tiefer an den Thalwänden neue Höhlen, so daß wir hinsichtlich des Alters derselben mit Dupont das auch durch die geologisch-paläontologischen Einlagerungen bestätigte Gesetz aufstellen können, daß die ältesten Höhlen jene sind, welche sich gegenwärtig zuhöchst über dem Flußspiegel befinden.

So lange nun die einzelnen Höhlen mit dem Flußspiegel noch in annähernd gleicher Höhe sich befanden, hatte das Wasser des Flusses, wenigstens um die Zeit des Hochwassers, freien Zutritt zu denselben, es schwemmte Lehm und Steine in dieselben hinein, füllte manche sogar bis zur Decke aus. Auch Knochen und sonstige Überreste gelangten auf mehrfache Weise in die Höhlen. Einmal durch Einschwemmung. In diesem Falle erscheinen die Knochen in der Regel mehr oder weniger abgerollt, die Fortsätze abgestoßen oder zerbrochen, die Knochen liegen ohne alle Ordnung durcheinander. Weniger leicht ist eine solche Einschwemmung zu constatiren, wenn nicht einzelne Knochen, sondern ganze Thierleichen vom Wasser hereingespült wurden: dann sind wohl die Knochen so fest, als rührten sie von einem frischgefallenen Thiere her, während andere daneben liegende so mürbe sind, daß sie an der Luft zerbröckeln. Schmerling war noch der Meinung, daß alle Thierknochen, welche er in den Höhlen vorfand, auf diese Weise in dieselben gelangt seien; allein genauere Beobachtungen haben die folgenden Forscher eines Besseren belehrt. Zuweilen kommen in auffallender Zahl die Knochen solcher Raubthiere vor, die sich in Höhlen aufzuhalten pflegen: Löwen, Bären, Hyänen — zusammen mit äußerst zahlreichen Knochen anderer Thiere, welche ihnen zum Fraße dienen mochten; letztere Knochen tragen noch die Spuren der Zähne jener Raubthiere, und nicht einmal deren Koth fehlt in diesen Höhlen. Hier ist an eine zufällige Einschwemmung nicht zu denken, wir befinden uns in den Schlupfwinkeln, wo jene unheimlichen Gesellen hausten, fraßen und starben. Ebenso werden wir im Folgenden Gelegenheit haben, diejenigen Merkmale kennen zu lernen,

---

[1] Insoferne dieses Sinken die Folge theils allmählicher Abnahme, theils gewaltsamer Erschütterungen gewesen sein mag (vgl. oben S. 273), wird auch der Altersabstand der in verschiedener Höhe an den Thalwänden vorhandenen Höhlen ein größerer oder geringerer sein. Übrigens halten wir uns hierorts bei der Frage nach den Ursachen, welche zur Bildung der Diluvialschichten in den belgischen Höhlen zusammenwirkten, um so weniger auf, als diese Frage von den competentesten Auctoritäten selbst als eine offene betrachtet wird.

welche eine Höhle als menschlichen Aufenthalt kennzeichnen. Diese Reste wurden darnach selbst wieder in Folge des Eindringens von Fluß- und Regenwasser und anderer Zufälligkeiten in eine Lehmschichte eingehüllt, diese selbst mitunter wohl mit einer Tropfsteinkruste überdeckt, die dann zuweilen wiederum die Basis weiterer Ablagerungen ward. Eine besondere Art der Einschwemmung wäre noch, speciell für einige belgische Höhlen, denkbar. Noch jetzt stößt man im Becken der Maas auf Bäche und Flüsse, die sich in die Erde verlieren, um entweder nicht wieder oder nach einem bald längeren, bald kürzeren unterirdischen Laufe zum Vorschein zu kommen. Oft treten sie vollständig getrübt die dunkle Fahrt an und kehren hell und klar an das Licht zurück. Es gibt demnach unterirdische Ablagerungen von Erde und sonstigen Überresten und konnten solche bei der allmählichen Auswaschung der Thäler oder einer gewaltsamen Verschiebung der Thalsohle offengelegt worden sein. Eine Bestätigung fände diese Erklärung in der von K. Lyell ausgesprochenen Vermuthung[1], daß gewisse, an beiden Maasufern einander gegenüberliegende Höhlen sehr wohl ursprünglich vor der Vertiefung des Strombettes ein zusammenhängendes Ganze gebildet haben dürften.

Doch genug der allgemeinen Vorbemerkungen. Es ist nunmehr an der Zeit, daß wir an der Hand E. Duponts die Höhlen des Maasbeckens betreten. Wir haben bereits (XIV. S. 269) die verschiedene Gruppirung in der Fauna angegeben, nach welcher Dupont für Belgien eine Mammuth- und eine Renthierzeit unterscheidet, und wenden uns jetzt zunächst der belgischen Mammuthzeit zu. Wir machen den Anfang mit dem Trou du Sureau, einer der sieben Höhlen, welche in einem einzigen Gebirgsvorsprung an der Molignée, gegenüber den Ruinen des Schlosses Montaigle, unweit Charleroi, erforscht wurden. Die Höhle liegt 33 m über dem Wasserspiegel. Während sie bereits von Menschen besucht war, drang Wasser zu dreien Malen in dieselbe ein, bedeckte die in derselben vorhandenen Reste mit einer Lehmlage und vermittelte uns so vier übereinander liegende archäologische Schichten. Die Höhle hat einen Flächenraum von ungefähr 100 qm, eine nahezu quadratische Gestalt und einen doppelten Eingang, durch welchen Licht und Luft Zutritt finden. Letzterem Umstand verdankt sie ihre große Trockenheit, welche sie als Wohnstätte empfahl und sich in dem gänzlichen Abgang von Stalaktiten und Stalagmiten bekundet. Sehen

[1] Bei Le Hon, L'homme fossile en Europe, p. 40 sq.

wir uns die beiden untersten archäologischen Erdschichten etwas genauer an.

Der Boden ist hier, wie an verwandten Fundorten, mit zerbrochenen und verbrannten Thierknochen und regellos umhergestreuten Überresten menschlichen Fleißes besäet. Gegen die Mitte hin verräth uns die ausgebrannte, mit Asche und Kohle untermischte Erde, sowie die größere Anhäufung von Geräthen und Knochen die einstige Stelle des Herdes. Hier also war es, daß unsere alten Troglodyten ausruhten vom mühsamen Waidwerk und an des Feuers wohlthätiger Flamme — denn das Feuer kannten sie — die Glieder wärmten und ihr einfaches, aber kräftiges und, so oft es die Umstände erlaubten, auch reichliches Mahl bereiteten; dafür sind uns Bürge die Natur und Menge der umherliegenden Knochen. Unter diesen finden wir Überreste von 1 Mammuth, 4 Nashörnern, 45 Höhlenbären, 1 grauen Bären, 8 Hyänen, 1 Löwen, 2 Auerochsen, 10 Renthieren u. s. w.; aber sonderbarer Weise gehören die Knochen fast ausschließlich dem Schädel und den Schenkeln an. „Das hat darin seinen Grund," erläutert unser Führer, „daß jene Menschen der Urzeit, wenn sie eines dieser größeren Thiere erlegt hatten, sich nicht die Mühe nahmen, es ganz in ihre Behausung zu schleppen. Sie zerlegten ihre Beute an Ort und Stelle und nahmen nächst den Fleischtheilen nur Schädel und Schenkelknochen mit, weil gerade diese Theile Gehirn und Mark enthielten, einen Leckerbissen für sie, wie heutigen Tages noch für die Eskimos." Der Zustand, in welchem wir die Knochen vorfinden, bestätigt vollkommen diese Erklärung. Die Schädel sind sämmtlich zerschlagen; an den Schenkelknochen ist regelmäßig das Knochenende (die Epiphyse) weggebrochen, und die Knochenröhre (Diaphyse), der Länge nach gespalten, trägt unverkennbare Spuren der Schneide- und Hauwerkzeuge, mit denen man sie bearbeitet hat. Diese Knochen sind offenbar mit Auswahl hierhergebracht und mit Absicht zerspalten worden. Zur weiteren Bestätigung seiner Erklärung verweist uns Dupont auf diejenigen Höhlen, welche nicht dem Menschen, sondern wilden Thieren zum Aufenthalte gedient haben; hier sind die Epiphysen der Knochen sämmtlich verschwunden, während die härteren Diaphysen den Zähnen der Benager, deren Spuren vielfach kenntlich sind, widerstanden haben und unverletzt erhalten sind. Duponts Erklärung ist jedenfalls auf den ersten Blick bestechend, zumal da die gleiche Thatsache auch in den anderen verwandten Höhlen wiederkehrt; ja sie dürfte auch wohl objectiv die richtige sein. Doch sei hier gleich eine Schwierigkeit

erwähnt, welche sich gegen dieselbe erhebt und deren Lösung noch nicht gefunden ist. In der dritten, nächsthöheren Schichte des Trou du Sureau traf man, wider die Wand gehäuft, eine Menge Knochen kleiner Säugethiere (Wasserratte, Hamster, Maulwurf, Maus u. s. w.), Vögel (am häufigsten des Schneehuhnes), Batrachier und Süßwasserfische, mit Muscheln untermengt. Auch hier sind die Epiphysen in der Regel weggebrochen, die Diaphysen zersplittert, und doch enthalten sie, wenigstens die Vogelknochen, kein Mark. Noch sei bemerkt, daß diese Reste weder mit menschlichen Artefacten vermischt sind, noch auch mit Knochen derjenigen größeren Thiere, welche die gewöhnliche Nahrung des Menschen bildeten, obwohl solche Knochen auf anderen Punkten der gleichen Schichte vorhanden sind; ebenso gewahrt man an jenen Resten keine Spur von Feuer. Was ist der Grund dieser Sonderbarkeit? Wir kennen ihn vorläufig noch nicht. Doch kehren wir zu den beiden untersten Schichten des Trou du Sureau zurück.

An Werkzeugen begegnen uns zunächst Feuersteinspitzen von der gröbsten Art, an den Kanten mehrfach durch fleißigen Gebrauch abgenützt. Aber täuscht uns nicht vielleicht unsere Einbildung, indem sie uns für menschliche Artefacte ansehen läßt, was reines Naturspiel ist? Ein Blick auf die zu unseren Füßen liegenden Feuersteine genügt, uns zu beruhigen. Derjenige Feuerstein, welchen die umliegenden Höhenzüge liefern, der sogen. Phtanit, eignet sich schlecht zur Bearbeitung; der Kenner ersieht aus wenigen am Boden der Höhle vorfindlichen Proben, daß die Ureinwohner sich auch an diesem Feuerstein, jedoch mit wenig Glück, versucht haben. Weitaus die Mehrzahl der Feuersteingeräthe ist aus einer Masse gefertigt, welche in der Champagne heimisch ist, und so mögen wir uns diese ältesten Vorläufer der handels- und industrielustigen Belgier vorstellen, wie sie aus dem Schooße der Erde, und zwar in einem für sie recht fernen Lande, nicht zwar das Eisen oder die Kohle, aber doch den Feuerstein heben, um ihn daheim dann zu ihren primitiven Geräthschaften zu verarbeiten. Denn auch das glaubt Dupont diesen unscheinbaren Steinen absehen zu können. Die Menge der Schläge, welche erforderlich waren, diese Geräthe zu formen, und deren Spuren noch deutlich hervortreten, zeigen nach ihm, daß der Stein zur Zeit der Bearbeitung sehr spröde war, also bereits jene die Bearbeitung fördernde Feuchtigkeit verloren hatte, welche er im Schooße der Erde bewahrt; er wurde demnach erst nach längerer Zeit und, so schließt Dupont, wahrscheinlich fern von seiner natürlichen Fundstätte in Arbeit genommen.

Auch Renthiergeweih ward zu Waffen verwendet, wie u. A. eine schöne rautenförmige Pfeilspitze beweist, welche mittelst einer Dille an den Schaft befestigt wurde. Aus dem Zehenglied eines Renthiers ward eine schrill tönende Pfeife gefertigt.

Wir fragen uns, wie Menschen mit so dürftiger Bewaffnung Thiere, wie die oben genannten, zu bewältigen vermochten? Dupont weist uns zunächst darauf hin, daß unter den 45 Höhlenbären, welche hier durch erkennbare Reste vertreten sind, weitaus die Mehrzahl ganz junge Thiere waren; das legt die Vermuthung nahe, daß die urzeitlichen Jäger den Augenblick erspähten, wo die Bärin sich von ihren Jungen entfernt hatte, um diese zu rauben. Für die übrigen Thiere weiß er uns vorderhand nichts, als einige auf das Verfahren der heutigen Wilden gegründete Vermuthungen zu bieten. Vielleicht, meint er, zündeten diese Menschen am Eingange der von jenen unheimlichen Gästen bewohnten Höhlen Feuer an und erstickten dieselben durch Rauch, oder sie bereiteten dem Mammuth eine Fallgrube, welche, mit trügerischen Zweigen bedeckt, auf ihrem Boden einen spitzen, tödtlichen Pfahl barg.

Die Menge der vorfindlichen Knochen gibt uns eine ziemlich unvortheilhafte Vorstellung nicht zwar von dem Appetit, wohl aber von der Reinlichkeitsliebe derer, die hier gewohnt haben. Ähnlich wie die Eskimos, ließen sie die Abfälle ihrer Mahlzeiten ungestört sich am Boden ihrer Behausung anhäufen, unbekümmert um die Ausdünstungen, welche sich aus denselben entwickeln mochten. Man wäre zu fragen versucht, ob die Pferde, Ochsen und Renthiere, deren Überresten man hier begegnet, nicht vielleicht Hausthiere waren? Dupont glaubt die Frage auf Grund der Wahrnehmung verneinen zu dürfen, daß diese Thiere, gerade wie die übrigen, nur durch Schädel- und Schenkelknochen in der Höhle vertreten sind; auch sie waren somit außerhalb der Höhle getödtet worden. „Der Höhlenbewohner," so argumentirt Dupont, „falls er Hausthiere hatte, mußte dieselben in seiner Nähe behalten. Hätte er sie in Wäldern und auf Fluren umherschweifen lassen, ja hätte er sie auch im Freien eingepferchet, so hätte er sie den zahlreichen Raubthieren zur sicheren Beute überlassen; er hätte sich also in den Wäldern, auf den Fluren seine Wohnung bauen müssen. Das that er nicht; er war Troglodyt. Er mußte also sein Vieh in benachbarten Höhlen unterbringen oder in seiner eigenen, falls diese groß genug war; warum hätte er aber dann die Thiere, gleich der Jagdbeute, außer der Höhle zerlegt? Doch nicht aus Empfindlichkeit gegen den üblen Geruch der Zersetzung — er, der mitten

zwischen den Schädel- und Schenkelresten von mindestens 80 Thieren sein Lager aufgeschlagen hatte? Nein, übermäßige Empfindlichkeit war sicherlich nicht seine schwache Seite."

Wir überlassen es dem Leser, den Grad von Wahrscheinlichkeit zu ermessen, welchen diese Schlüsse für sich in Anspruch nehmen, und verlassen nunmehr die Molignée, um unserem Führer an die Lesse zu folgen, wo wir in der Nähe der Besitzung Pont-à-Lesse einer der vorigen verwandten Höhle, genannt Trou Magrite, begegnen. Auch hier lassen sich an den 2 m dicken Flußablagerungen vier aufeinander folgende archäologische Schichten unterscheiden. „An den in diesen vier Schichten eingebetteten Resten gewahrt man nur ganz unmerkliche Unterschiede, so lange man zwei unmittelbar aufeinander folgende Schichten im Auge hat; aber der Unterschied tritt stärker hervor, wenn man die unteren mit den oberen Schichten vergleicht; derselbe betrifft dann sowohl die Geräthe als die Fauna." Hinsichtlich der letzteren treten in den oberen Schichten die Überreste von Pferden und Renthieren um so häufiger auf, je mehr Mammuth und andere ausgestorbene Thiere schwinden. Bei Bearbeitung des Feuersteins wird haushälterischer verfahren, denn während man früher sich mit groben, dicken Feuersteinspänen begnügte und den größeren Theil der Masse unbenützt fortwarf, ist man jetzt bestrebt, möglichst viele und darum auch dünne Späne aus einem Kerne zu schlagen. Auch ist die Bearbeitung eine sorgfältigere. Sodann hat man sich hier mit mehr Ausdauer und Erfolg, als im Trou du Sureau, an dem undankbaren Feuerstein der nächsten Umgebung, sowie an dem leicht spaltbaren, aber allzu weichen schwarzen Marmor versucht, wenngleich immer noch weitaus die Mehrzahl der Geräthe aus dem Feuerstein der Champagne gefertigt ist. Schließlich finden sich ein paar Scherben aus grobem, ungebranntem Lehm, ein paar durchbohrte Hirschzähne, welche muthmaßlich an einer Schnur als Schmuck getragen wurden, endlich die ältesten, kaum noch kenntlichen Anfänge der Schnitzkunst auf Renthiergeweih — letzterer Fund deßhalb um so bezeichnender, weil französische Gelehrte mehrfach darauf gepocht haben, daß solche Darstellungen in der Mammuthzeit noch nicht vorkommen, während die eben genannten Gegenstände aus derjenigen Zeit stammen, wo im Flußgebiete der Lesse Mammuth und Nashorn noch häufig waren.

Mit größter Sicherheit ist uns die relative Altersbestimmung einiger etwas höher flußaufwärts, im Trou de la Naulette (28 m über dem Flußspiegel), vorfindlicher menschlicher Gebeine ermöglicht.

Eine Lage von 11 m Lehm deckt hier den Boden, deren obere Hälfte bei Gelegenheit eines siebenmaligen Eindringens des Wassers abgesetzt wurde. So oft das Wasser sich zurückgezogen hatte und der Boden getrocknet war, bildete sich über dem neu abgelagerten Lehm eine Stalagmitdecke, so daß wir nun je sieben einander ablösende Lehm- und Stalagmitlagen vor uns haben. Als die zweitunterste Stalagmitdecke sich gebildet hatte, schlug der Mensch hier seine Wohnung auf, wie nicht nur die mittelst Steinwerkzeugen gespaltenen Knochenröhren des Mammuth und anderer Thiere, sondern zudem ein menschlicher Unterkiefer sammt einem Spitzzahn, einem Vorderarm- und einem Mittelfußknochen bezeugen.

Am rechten Ufer der Maas und 15 m über dem Spiegel derselben liegt, zwischen Namur und Lüttich, die Grotte von Goyet, eine ziemlich weit in's Innere verzweigte Höhle mit doppeltem Eingang. Auch hier lassen sich fünf verschiedene Schichten unterscheiden. Zuerst stritten sich Löwen und Bären um die Höhle, dann setzte sich die Hyäne hier fest und hinterließ die Eindrücke ihrer Zähne an den Knochen mannigfacher Thiere und auch des Menschen selbst. Während aber alle diese Knochen sich mehr im Innern der Höhle fanden, treten in den drei oberen Schichten, mehr nach dem Eingange hin, die Anzeichen einer menschlichen Niederlassung zu Tage: neben theilweise verkohlten Überresten von Mammuth und Nashorn Steinspitzen von der gleichen Form wie im Trou de Sureau und im Trou Magrite, zahlreiche Steinmesser, sodann Pfeilspitzen, Glätter, Pfriemen, Pfeifen aus Renthiergeweih, durchbohrte Thierzähne. Am reichhaltigsten und vollendetsten finden sich alle diese Gegenstände in der obersten Schichte. Hier sind die Steinmesser weit zahlreicher als die Steinspitzen vertreten und mit großer Sorgfalt behauen; Nadeln, Pfriemen, Spitzen aus Renthiergeweih sind zahlreich; ja es gelang, 26 durchlöcherte Thierzähne sammt zwei durchbohrten Knochenstücken noch in ihrer ursprünglichen Nebeneinanderlage aufzufinden, so daß kein Zweifel mehr bestehen kann, daß sie als Schmuck an einer Schnur um den Hals getragen wurden. Ferner fanden sich die Bestandtheile eines andern, aus 180 kleinen Muscheln bestehenden Halsschmuckes; deßgleichen ein sogen. „Commandostab", d. i. ein langer, dünner, mit Linien verzierter Stab, wie man deren auch anderwärts antraf, ohne sich von deren Bestimmung genaue Rechenschaft geben zu können.

Diese wenigen Angaben mögen genügen, uns eine ungefähre Vorstellung von der rauhen Lebensweise und der niedrigen Culturstufe der

Menschen zu geben, die während der Mammuthzeit im belgischen Maasbecken hausten; wir beeilen uns nunmehr, ein ebenso gedrängtes Bild der belgischen Renthierzeit zu entwerfen. Die bisher erwähnten Höhlen bieten uns hier freilich nur spärliche Aufschlüsse, die jedoch aus anderen Fundstätten in erfreulicher Weise ergänzt werden.

Merkliche Veränderungen sind in der den Menschen umgebenden Natur vor sich gegangen. Der Wasserstand der Flüsse, wenn auch immer noch weit höher als gegenwärtig, ist bedeutend gesunken. Mammuth, Nashorn, Löwe, Hyäne u. s. w., deren Anzahl bereits in den der Mammuthzeit angehörigen Ablagerungen von unten nach oben stetig abnahm, sind ganz verschwunden; Renthier, Elen und andere, jetzt auf nördlichere Striche beschränkte Thiere nehmen auffallend überhand. Mit den Veränderungen in der Natur halten indessen diejenigen, welche wir am Menschen beobachten, nicht gleichen Schritt; im Gegentheil ist die Culturstufe jetzt und früher eine so gleichartige, der Culturfortschritt ein so leiser, vornehmlich in der Veränderung des der Bearbeitung sich darbietenden Materials begründeter, daß man sich kaum der Anschauung verschließen kann, man habe es hier mit den gleichen, oder doch mit ganz nahe verwandten Volksstämmen zu thun, wie früher. Sollen wir da, unter Voraussetzung eines unendlich langsamen Eintretens jener Naturveränderungen, auf einen ebenso langdauernden Zustand der Barbarei bei jenen ältesten Anwohnern der Maas schließen, oder sollen wir aus der Geringfügigkeit der erfolgten Culturentwicklung einen rascheren und darum wohl auch gewaltsamen Verlauf jener Naturveränderungen folgern? Beides ist möglich und das Letztere sicher nicht minder wahrscheinlich als das Erstere.

Die Aufschlüsse, welche die Stationen der belgischen Renthierzeit uns bieten, sind also im Grunde bloß Ergänzungen des aus den Überresten der Mammuthzeit bereits gewonnenen Culturbildes, und als solche wollen wir sie auch in unserer Darstellung verwerthen. Bedeutsam sind von diesem Gesichtspunkte für uns die beiden Fundstätten des Trou du Frontal und des Trou de Chaleux im Lesse-Thal. Wie diese uns mitten in einen Haushalt der Urzeit, so führt uns jene in eine urzeitliche Begräbnißstätte ein: aus beiden zusammen lernen wir diese Urbevölkerung kennen in ihrem Leben, wie in ihrem Sterben.

Das Trou de Chaleux (18 m über dem Flußspiegel) weist in seinen älteren Ablagerungen sehr wenige Spuren der Anwesenheit von Menschen und Thieren auf; Grund davon sind die warmen Mine-

ralquellen, welche ehedem hier zu Tage traten und die Grotte unbewohnbar machten. Nach deren späterem Versiegen schlug der Mensch auch hier seinen Wohnsitz auf; ein plötzlicher Einsturz der Decke zwang ihn, so scheint es, mit Zurücklassung seines sämmtlichen Hausrathes zu fliehen. Unter einer Schuttdecke von mehr als 50 cbm blieb dann dieser urzeitliche Haushalt unberührt erhalten, ein prähistorisches Pompeji, bis Hacke und Schaufel die Hülle entfernten und dem Forscher den Eintritt erschlossen. Auch hier fand sich nahe am Eingang die Feuerstelle, $1^1/_2$ m im Durchmesser. Einige Stücke Schwefelkies in der Nähe derselben trugen deutliche Spuren, daß sie, wie heute noch seitens der Feuerländer und Eskimos geschieht, an Stahles Statt gebraucht wurden, um dem Feuerstein Funken zu entlocken. Rings um die Feuerstelle lagen eine Masse Knochensplitter und Geräthe. Die Knochen gehören dem Ren, dem braunen Bären, dem Hirsch, dem Eber, dem Wolf, der Gemse u. s. w. an; Hauptnahrung der Bewohner muß jedoch das Pferdefleisch gewesen sein, denn mit den Schädel- und Schenkelknochen dieses einen Thieres wurde ein Karren vollgeladen und die Zähne allein beliefen sich auf 937, aus denen sich die vollständigen Gebisse von 40 Pferden herstellen ließen. Auch die Wasserratte muß, nach der Menge der Knochen zu urtheilen, ein beliebtes Gericht gewesen sein. Die geringe Anzahl vom Feuer berührter Knochen läßt vermuthen, daß die Bewohner das Fleisch vielfach roh verzehrten, und diese Vermuthung wird bestätigt durch die Beschaffenheit der an anderen Fundorten derselben Epoche vorfindlichen menschlichen Zähne. Überall ist die Krone an den Backenzähnen selbst jüngerer Personen durch horizontale Reibung verloren gegangen und sind die Schneidezähne ganz abgestumpft, eine Erscheinung, die sich heute noch bei Völkerschaften, welche das Fleisch roh essen, wiederholt und sich aus dem Umstande erklärt, daß sie dasselbe mit den Zähnen mehr zerreiben als zerkauen.

An Feuersteinstücken wurden rings um den Herd über 30 000 aufgelesen, angefangen von den weggeworfenen Kernen und Spänen, welche den weitaus größeren Theil der Masse bildeten, bis hinauf zu den fertigen Werkzeugen. Zum Spalten des Feuersteins und der Knochen bediente man sich runder Kieselsteine, deren mehrere, noch mit den Eindrücken der Schläge behaftet, vorgefunden wurden. Die Feuersteingeräthe sind von jeglicher Art: Messer, Kratzer, Pfriemen, Sägen. Dupont nimmt an, daß man die Felle mittelst der Kratzer ihrer Haare beraubte und dann, um sie zusammennähen zu können, mit den Pfriemen Löcher in dieselben machte. Aber welches war das Garn, dessen man

sich zu diesem Zwecke bediente? Auch auf diese Frage gibt uns die Höhle von Chaleux Bescheid. Wir haben oben bemerkt, daß von größeren Säugethieren sich in der Regel nur Schädel und Schenkelknochen finden; diese Wahrnehmung trifft auch hier zu, nur fällt auf den ersten Blick die große Menge der Schwanzwirbel des Pferdes auf, denen man hier begegnet. Eine genaue Vergleichung zeigt, daß die überwiegende Mehrzahl derselben gerade demjenigen Theile des Schwanzes entstammt, welcher die längeren Haare trägt. Am Schweife des Pferdes wachsen die Haare erst vom zweiten der 13 Schwanzwirbel angefangen und erst vom fünften bis sechsten Wirbel ab treten die längeren Schwanzhaare auf. Es vertheilen sich nun aber die 157 in der Höhle vorgefundenen Schwanzwirbel, wie folgt:

vom	1. (obersten)	Wirbel	1	Stück
„	2.	„	7	„
„	3.	„	6	„
„	4.	„	4	„
„	5.	„	10	„
„	6.	„	28	„
„	7.	„	27	„
„	8.	„	19	„
„	9.	„	25	„
„	10. bis 13.	„	30	„

Aus dem in diesen Zahlen ausgesprochenen Verhältniß folgert Dupont, daß es jenen Menschen bei Abtrennung des Schweifes um die Haare zu thun war. Noch fanden sich 14 Beinnadeln mit regelrechten Öhren versehen, und eine 15., welche im Augenblicke der Katastrophe diesen letzten Grad der Vervollkommnung noch nicht erreicht hatte. Die Geräthe aus Renthiergeweih, vorwiegend aus dem zur Mausezeit abgelegten Geweih, wurden mit Hilfe der Steinwerkzeuge gefertigt. Man fing damit an, die Augensprosse von der Geweihstange zu trennen, indem man mit einem Feuersteinmesser einen tiefen Einschnitt machte und jene dann abbrach. Die Geweihstange ließ sich zu allerlei Geräthschaften verarbeiten, namentlich zu Speerspitzen, deren unteres, dünneres Ende mit einer Schnur an den Schaft befestigt und zuweilen, behufs größerer Festigkeit, mit Kerben versehen ward, in welche die Schnur eingriff.

Rohe Proben der Töpferkunst begrüßten wir bereits in dem der Mammuthzeit zugehörigen Trou Magrite; im Trou de Chaleux finden wir deren keine; doch mögen hier zwei, im nahen Trou des Nutons

(30 m über dem Flußspiegel) entdeckte Scherben erwähnt sein. Es sind dieselben an der Außenseite mit einer Reihe von Eindrücken verziert, welche augenscheinlich mit dem Nagel des Zeigefingers gemacht wurden. Man hat aus der Beschaffenheit dieser Eindrücke den Schluß ziehen wollen, die Rasse, welcher der Verfertiger angehörte, sei eine sehr dünnfingerige gewesen; indessen mochte es ja möglicherweise ein Kind gewesen sein, das sich hier in der Töpferkunst versucht hat, und dürfte darum jener Schluß verfrüht sein.

Arm und elend war das Leben, welches die renthierzeitlichen Bewohner des Lesse-Thales führten. Ackerbau und Viehzucht waren ihnen wohl unbekannt, die Jagd ihre einzige Beschäftigung; ob auf derselben der Hund ihr Begleiter war, ist noch nicht festgestellt. Sollte sich die bisher vielleicht auf noch allzu wenige Fälle gestützte Beobachtung bestätigen, daß überall unter den menschlichen Skelettresten das weibliche Geschlecht vorherrschend ist, so läge hierin schon ein sprechender Beweis, welchen Gefahren der Mann auf der Jagd sich auszusetzen hatte, und wie häufig es ihm selbst nach dem Tode versagt blieb, an der Seite der Seinen zu ruhen. Übrigens entsprach auch seine Körperstärke der Mühseligkeit seiner Lebensweise; die Muskeleindrücke an den Knochen weisen auf große Muskelkraft hin. Das Leben dieser Menschen verzehrte sich in Herbeischaffung des täglichen Bedarfes für sich und ihre Familie, im Übrigen verrathen sie, gleich den Wilden überhaupt, die grenzenloseste Sorglosigkeit. Dieselbe gibt sich kund sowohl in dem Leichtsinn, mit welchem mühsam gearbeitetes Geräthe aus Stein und Bein, wenn nur etwas abgenützt, weggeworfen, ja der kostbare Feuerstein selbst verschleudert wurde, als auch in der geringen Rücksicht, welche in den Behausungen auf Reinlichkeit und Gesundheit genommen ward. Rings um den Herd häuften sich die Überbleibsel der Mahlzeiten und mußten bald bei eintretender Zersetzung einen pestilenzialischen Gestank verbreiten. Daß diese Ausdünstungen den Insassen nicht tödtlich wurden, schreibt man wohl mit Recht dem damals kälteren Klima zu. Auch wurden an mehreren Gebeinen Spuren der Gicht nachgewiesen, was bei der beständigen Feuchtigkeit mancher Höhlen nicht zu verwundern ist. Dupont glaubt behaupten zu können, diese Menschen seien nicht kriegerisch gewesen, all' ihr Geräthe ziele einzig auf die Beschaffung des Lebensbedarfes ab; wir glauben es gerne. Sie mögen auch hierin, wie in so manchen anderen Stücken, den Eskimos und den Indianern des amerikanischen Nordens geglichen haben.

Und doch selbst in diesen so armseligen Verhältnissen keimte bereits der Same höherer Gesittung. Jene Menschen waren nicht unempfindlich für die Reize des Lebens. Mehrere Stücke des in der Provinz Namur häufigen Eisenockers fanden sich, deren zerkratzte Oberfläche vermuthen läßt, daß man auf das rothe Färbepulver Werth legte und möglicherweise dasselbe zu gleichem Zwecke verwandte, wie heute noch die Wilden Nordamerika's, die es mit einer fettigen Substanz vermischen und sich damit den Körper bemalen. Auch an anderen Wahrzeichen solchen primitiven Luxus fehlt es nicht: Fluorinkrystalle, mitunter durchlöchert, gleichfalls durchlöcherte Elfenbein- und Gagatplättchen, Stalaktitenkörner, ein fossiler durchbohrter Haifischwirbel, vor Allem aber durchbohrte fossile Müschelchen, welche nach Dupont aus den tertiären Schichten von Courtagnon bei Rheims und Grignon bei Versailles herstammen sollen. Unerwähnt darf hier nicht bleiben eine schöne, große, devonische Muschel, welche den Nachforschungen der Paläontologen bisher entgangen war, und für welche nun Dupont den bezeichnenden Namen Nautilus Aborigenum in Vorschlag bringt [1].

Auch einem über die Grenzen der engeren Heimath hinausreichenden Handel waren diese Menschen nicht fremd. Manches, was sie zum Schmucke verwendeten, gewisse Arten Feuerstein, welche sie zu Geräthen verarbeiteten, weisen auf Verbindungen mit südlicheren Landstrichen, der Champagne und dem Pariser Becken; ja eine Gattung Feuerstein — Dupont nennt ihn silex couleur cire-vierge — soll sogar noch weiter

[1] Nicht jedwede durchlöcherte Muscheln dürfen ohne Weiteres als menschlicher Schmuck hingenommen werden. Die Achse, welche Schneckengehäuse und viele Muscheln durchzieht, um welche sie sozusagen gewunden sind, besteht aus einem weicheren, der Verwitterung zugänglicheren Stoffe. Der fortschreitende Verwitterungsproceß läßt daher zunächst diese Achse verschwinden, und so erscheinen viele fossile und andere Muscheln in der Mitte ganz oder halbwegs durchlöchert; bei anderen ist der Beginn der Verwitterung an beiden Enden durch Vertiefungen angedeutet, welche dann mitunter wieder mit Kreide ausgefüllt sind. So wenig nun solche Funde durchlöcherter Muscheln an und für sich zu dem Schlusse berechtigen, es hätten die Muscheln dem Menschen als Schmucksachen gedient oder seien gar von ihm durchbohrt worden, so wenig ist eine solche Verwendung dann zu bezweifeln, wenn die Muscheln sich weit von ihrer natürlichen Fundschichte, an ehemaliger Wohnstätte des Menschen, und namentlich wenn sie sich in großer Menge an Begräbnißorten vorfinden und bei Skeletten an der Stelle des Halses. Natürlich brauchen wir auch da die Durchbohrung nicht jedesmal auf Rechnung des Menschen zu schreiben; die Natur hatte hier seinem Schönheitsdrange vorgearbeitet und er hat sich das von ihr Gebotene zu Nutzen gemacht, hat es vervollkommnet und wohl auch mitunter nachgebildet.

gegen Süden weisen. „Es scheint unbestreitbar," meint er, „daß dieselbe von den Ufern der Loire herstammt." Bemerken wir indessen, daß dieselbe nur durch wenige Späne vertreten ist und darum nicht als Beweis ständiger Handelsbeziehungen zu jener entlegenen Gegend gelten kann. Anders verhält es sich mit zwei Feuersteinarten, welche sich in den Höhlen sehr häufig finden und jedenfalls aus der Champagne bezogen wurden, — ob durch unmittelbaren Verkehr oder, wie Dupont will, durch Zwischenhändler, mag vorläufig dahingestellt bleiben. „Die Picardie und die benachbarte Champagne," schreibt W. Baer[1], „beide das Dorado der Feuersteine, haben durch Jahrhunderte hindurch, wo die Feuersteine vor der Erfindung der Streichhölzchen und Percussionsgewehre gleichsam die Träger der Cultur waren, die ganze Welt damit versorgt, sogar nach China gingen ganze Schiffsladungen. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts brachte die Bearbeitung der Feuersteine dem nördlichen Frankreich jährlich circa zwei Millionen Livres ein." Die Ausbeute dieser ergiebigen Erwerbsquelle schiene nach dem Gesagten bis in's höchste Alterthum zurückzureichen.

Außer diesen schwachen Ansätzen einer höheren materiellen Entwicklung gewahren wir endlich in den Höhlen des Lesse-Thales auch Spuren einer religiösen Überzeugung ihrer ehemaligen Bewohner. Wir finden dieselben in dem vom Trou des Nutons etwa 200 m flußabwärts gelegenen Trou du Frontal. Dasselbe ist mehr eine durch das Überhängen des Felsens hervorgebrachte Vertiefung, als eine eigentliche Höhle. Hier ergaben sich oberhalb einer die Reste ausgestorbener Thiere enthaltenden Bodenlage in einer mit herabgefallenen Fragmenten des Felsens untermengten Lehmschichte folgende Funde. Der hinterste, etwa 1 m hohe und 2 m lange Theil der Vertiefung war durch eine, zur Zeit der Entdeckung freilich umgestürzte Steinplatte nach außen hin abgeschlossen und enthielt Überreste von 16 Skeletten, deren 5 von Kindern und 3 von jüngeren Personen herrührten, — also eine regelrechte Begräbnißstätte der Urzeit. Zwar waren die einzelnen Skeletttheile längst auseinandergefallen und hatte ein Einsturz der Decke dieselben vollends durcheinander geworfen; dennoch gestattete der geringe Umfang der Gruft einen Schluß auf die Art und Weise der Bestattung. In sitzender Stellung konnten die 16 Leichen nicht beigesetzt worden sein, dazu war der Raum viel zu knapp, sie mußten vielmehr über einander herein-

[1] Der vorgeschichtliche Mensch, Leipzig 1874, S. 63.

geschoben werden. Auch fanden sich zwischen den Knochen einige zwanzig Steingeräthe, weit sorgfältiger gearbeitet, als die übrigen, außerhalb der Gruft gefundenen; gleichfalls vorzügliche, durchbohrte fossile Muscheln und durchbohrte Fluorinstücke; eine Sandsteinplatte, auf welcher einige Striche eingegraben waren, und eine weitere Platte mit den nicht näher zu bestimmenden Umrissen eines Thieres; endlich die Scherben eines ungefähr 40 cm hohen Gefäßes. Es waren der Bruchstücke mehr als hundert, und doch gelang es, sie wieder zusammenzufügen. Das runde, weithalsige Gefäß war mit der bloßen Hand aus einem schwärzlichen, mit Stückchen Kalkspath vermengten Thon geformt. Rund um die Mitte waren sechs Ansätze, je zwei über einander, angebracht, jeder mit einem senkrechten Loche versehen, an welchem die Reibung des Strickes, der durch dasselbe gezogen worden, deutlich erkennbare Spuren hinterlassen hatte. Sicherlich weist uns dieses Gefäß auf den so weitverbreiteten Gebrauch hin, den Verstorbenen Speise und Trank mit in die Gruft zu geben. Waffen und Werkzeuge mögen dann wohl eine Beigabe der männlichen, die Schmucksachen der weiblichen Leichen gewesen sein. Der vordere Theil der durch den überhangenden Felsen gebildeten Vertiefung trug ein ganz verschiedenes Gepräge. Hier gewahrte man eine urzeitliche Feuerstelle, durchbohrte, aber weniger schöne Muscheln, Werkzeuge aus Stein und Bein und dabei wieder die Splitter der Schädel- und Schenkelknochen des Renthiers, Ebers, Pferdes u. s. w., sowie auch Knochen verschiedener kleinerer Thiere. Die Vogelknochen waren dießmal unversehrt. E. Dupont erblickt in dem Allem, vielleicht nicht mit Unrecht, die Spuren der angesichts der Leichenkammer abgehaltenen Todtenmahlzeiten. Diese aber, im Verein mit der Thatsache der Bestattung der Todten, der sorgfältigen Auswahl der denselben beigegebenen Gegenstände und dem Bestreben, ihre Ruhestätte gegen Entweihung sicher zu stellen, bekunden sie uns nicht in jener längst vergangenen Zeit den Glauben an ein anderes Leben, die Verehrung der Verstorbenen, die Hoffnung nach allem Erdenelend auf ein besseres Jenseits?

„Häufig," so beginnt Dupont das der neolithischen Zeit gewidmete Kapitel seines Buches, „häufig begegnet man in unserem Lande auf einem enger begrenzten Raume zerstreuten bearbeiteten Feuersteinen. Nur selten kommt es vor, daß sie in den Boden vergraben sind; es sind das Ausnahmsfälle, die in einer durch menschliche Cultur oder atmosphärische Einflüsse bewirkten Bodenveränderung ihren Grund haben. Gibt man sich die Mühe, diese Steine zu sammeln, so gewahrt man gar

bald, daß sie eine ganz andere Behandlung als diejenigen der vorangegangenen Epochen erfahren haben. Zwischen den Abfällen findet man da Steinklingen, oft breiter als die früheren, Pfeilspitzen von ganz vorzüglicher Arbeit, mit Flügelzapfen versehen, polirte Fragmente und endlich polirte Beile in einer Länge von 10—25 cm. Diese polirten Feuersteine sind hier in Westeuropa so häufig, daß man sie als das charakteristische Merkmal des dritten Abschnittes der Steinzeit bezeichnen konnte. Mit demselben treten wir zugleich in eine neue geologische Ära ein, die recente oder gegenwärtige Periode. Es lassen sich hier nicht mehr, wie in den älteren Schichten, zoologische oder stratigraphische Unterabtheilungen machen; der Wechsel der Erscheinungen war hier noch ein zu verschwindender, oder, um mit den Geologen zu reden, die Zeitdauer eine zu kurze, als daß in der Natur eingetretene Veränderungen einen Eintheilungsgrund abgeben könnten." Was die Fauna angeht, so hatten sich eine Anzahl Arten nach dem kälteren Norden und Osten, andere in die Hochgebirge zurückgezogen. Hirsche, Rehe, Eber, Wölfe, Luchse, braune Bären, Auerochsen, Elenthiere und Biber bevölkerten die Waldungen der Niederlande, und selbst sie verschwanden langsam, aber stetig, vor der unbarmherzigen Hand des Menschen. Insoferne rechnet auch die neolithische Bevölkerung Belgiens nicht mehr zur „diluvialen Menschheit", und nur die Rücksicht auf die Abrundung des archäologischen Gemäldes dieses Landes veranlaßt uns, auch dieser Bevölkerung in Kürze zu gedenken.

Das neolithische Volk Belgiens ist ein durchaus anderes gewesen, als dasjenige, welches ihm im Flußgebiete der Maas voranging. Es scheint nur ausnahmsweise in Höhlen seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben; gewöhnlich begegnen wir den Spuren seiner Anwesenheit auf offenem Felde, zumal auf hochgelegenen Plateaux, wohl auch am Ufer des Flusses. Mit Recht sieht Dupont in dieser Wohnungsverschiedenheit ein eben so bedeutsames Unterscheidungszeichen der Bevölkerung beider Epochen, wie in der höheren Vervollkommnung der Bearbeitung des Steines; uns ist dasselbe sogar noch weit bedeutsamer. Natürlich konnte sich an solchen gegen die Einflüsse der Witterung und die umgestaltende Einwirkung des Menschen weit weniger geschützten Stätten kaum etwas mehr als eben die Steinwerkzeuge selbst bis auf uns erhalten. Der Umstand, daß solche wiederholt an unfruchtbaren, mit einer sehr dünnen Humusschichte bedeckten Stellen gefunden wurden, macht es wahrscheinlich, daß jene Menschen öfters in den Lichtungen der Wälder sich nieder=

ließen. Eine besondere Vorliebe jedoch legten sie für am Rande der Hochebenen gelegene, frei in die Flußthäler vorspringende Hügel an den Tag. Solcher Niederlassungen wurden im Flußgebiete der Maas bereits zehn ermittelt, so z. B. eine bei Modave am Hoyoux, wo ein die Steilseite des Hügels, sowie den ihn mit der Hochebene verbindenden Rücken krönender Steinwall zugleich die Bedeutung der Niederlassung als einer Festung klarstellt; scheint man sich doch sogar an der Durchstechung des schmalen Rückens versucht zu haben, ein Beginnen, das an der Härte des Felsens scheiterte. Innerhalb einer ähnlichen Felsenburg bei Hastedon, unweit Namur, fand man nahezu anderthalbtausend zum Theil polirte Steinwerkzeuge, sammt Scherben roh gearbeiteten Geschirres. Freilich entsprechen solche Umwallungen durchaus der Beschreibung, welche uns Cäsar von den Verschanzungen der Gallier gibt; indessen die Häufigkeit polirter Steinfunde in denselben, sowie der Umstand, daß einzelne dieser von Natur festen Orte auch der Umwallung entbehren, leitet auf die Vermuthung hin, daß dieselben zuerst von dem Volke der neolithischen Zeit besetzt und nachträglich von den Galliern befestigt wurden, wie denn auch noch später einige derselben in römische Castra und mittelalterliche Waffenplätze umgewandelt wurden. Letzteres war namentlich mit dem oberhalb des Trou des Nutons und des Trou du Frontal gelegenen Vorsprunge der Fall, wo ein nachmaliges Castrum die Spuren der neolithischen Zeit fast gänzlich verwischt hat. Übrigens bewohnte jenes Volk nicht bloß den vormals von den Troglodyten innegehabten Landstrich, das Hügelland der Maas und ihrer Zuflüsse, seinen Hauptsitz scheint es im Tieflande gehabt zu haben, und finden sich Überreste von ihm in Hennegau, Flandern, Brabant, Antwerpen.

Die Steingeräthe der neolithischen Fundstätten sind nicht aus dem Feuerstein der Champagne, sondern aus dem nähergelegenen von Spiennes bei Mons gefertigt. Hier befand sich sozusagen eine Fabrik, welche das ganze Land mit Steinwerkzeugen versah. „Wollte man," berichten die Erforscher dieser Stätte[1], „nach der Masse des Steines, der hier zu Tage gefördert, und der Abfälle, die hier zurückgelassen wurden, einen Schluß ziehen auf die Menge der hier gefertigten Geräthe, so dürfte man auf mehrere Millionen derselben rathen. Dabei nimmt es gar nicht mehr Wunder, daß die Mehrzahl der in Flandern und in den Ardennen vorgefundenen Steinäxte von hier stammt." Es waren

[1] Briart, Cornet und Houzeau, citirt bei Dupont, S. 238.

da förmliche Schachte gegraben worden; der Stein ließ sich, weil seine innere Feuchtigkeit sich noch nicht an der Luft verflüchtigt hatte, leichter verarbeiten. Hierbei diente Hirschgeweih als Hammer, indem der Kolbenansatz als Schlägel, der Spieß als Griff gehandhabt wurde. Diese Hämmer mögen wohl auch ähnlich wie in Ägypten bei der Gewinnung des Steines selbst in Anwendung gekommen sein.

Unmöglich können wir die bereits im Jahre 1842 von Dr. Spring, einem Deutschen und Professor an der Universität zu Lüttich, entdeckte und beschriebene Höhle von Chauvaux (zwischen Namur und Dinant) mit Stillschweigen übergehen. Neben polirtem Steingeräth und einigen Scherben fanden sich hier, vermischt mit den Kohlen des Herdes und den Splittern der auf die bereits beschriebene Weise gespaltenen, theilweise angebrannten Längenknochen von Thieren, auch zahlreiche menschliche, in ganz derselben Weise gespaltene und angebrannte Gebeine; ja, es sind dieselben zahlreicher als die Thierknochen selbst, gehören fast allen Theilen des Körpers an, stammen jedoch, höchst auffallender Weise, keiner von einem kräftigen Manne oder einer betagten Frau, sondern allesammt von Kindern und jungen Frauen. Die Höhlenbewohner von Chauvaux wären demnach Menschenfresser, ja sogar Feinschmecker in ihrer Art gewesen; sie standen, so scheint es, bei all der kunstreichen Politur ihrer Steinwaffen noch eine Stufe niedriger als ihre Vorgänger, die elenden Troglodyten, welche bis zur Stunde keines Kannibalismus verdächtig sind. Doch fehlt es nicht an Archäologen, welche selbst an der Ehrenrettung der Insassen von Chauvaux noch nicht verzweifeln.

Die Menschen der neolithischen wie diejenigen der Renthierzeit waren in Belgien, nach den Skeletten zu schließen, von untersetztem Wuchs, durchschnittlich $1\frac{1}{3}$ m hoch, also ungefähr von der Statur der Lappen und der Eskimos, mit denen auch ihre Schädelbildung und ihre Sitten mehrfache Ähnlichkeiten aufweisen: Dupont nennt sie mit dem Anthropologen Dr. Pruner-Bey Mongoloiden. Waren nun diese Menschen der neolithischen Zeit ein und dasselbe Volk mit denjenigen der Renthierzeit und war nur die Entwicklung eine fortgeschrittenere? oder haben wir es hier mit zwei Völkern zu thun, welche zuerst gleichzeitig neben einander bestanden, um sodann das eine das andere zu verdrängen? Über diese Frage hat, wie uns scheint, neuestens E. Dupont[1] ein ganz überraschendes Licht verbreitet. Im belgischen Tiefland ging der neoli-

[1] In Le Hon's L'homme fossile en Europe, p. 177 sqq.

thischen eine andere, paläolithische Epoche voraus, deren archäologischer Charakter einerseits mit demjenigen der Steingeräthe des Somme-Thals übereinstimmt und andererseits zu der nachfolgenden neolithischen Stufe organisch überleitet: die neolithischen Steinwerkzeuge erscheinen hier einfach als durch die Politur vollendete Formen der paläolithischen. Dupont schließt hieraus, daß wir es im Tieflande nur mit einem und demselben Volke zu thun haben, welches, von der Mammuthzeit angefangen, die Renthierzeit hindurch bis in die recente Epoche herein seine Entwicklung fortgesetzt hat; er hält dieses Volk für identisch mit demjenigen des Somme-Thals. Wir können seinem ersten Schlusse nur beipflichten, den zweiten, in Anbetracht der geringen Entfernung und diese vorausgesetzt, der Übereinstimmung im paläontologischen Charakter, wenigstens als wahrscheinlich gelten lassen. — Für die Zusammengehörigkeit der neolithischen Reste des Tieflandes und des Berglandes spricht nicht nur die volle archäologische Übereinstimmung beider, sondern vornehmlich die gemeinsame Herkunft aus der Werkstätte von Spiennes. Andererseits besteht auch wieder volle Übereinstimmung zwischen den Überresten der Mammuth- und der Renthierzeit im belgischen Berglande; dieselben folgen nicht bloß chronologisch aufeinander, was ihre Übereinanderlage uns verbürgt, sie scheinen auch einem und demselben Volke anzugehören; im Grunde sind alle Formen der Werkzeuge schon in der Mammuthzeit vorhanden: auch sie kennt die Töpferkunst und verarbeitet das Renthiergeweih, auch sie bezieht den Feuerstein aus der Champagne; eine Rassenverschiedenheit läßt sich auf Grund der zwei einzigen mammuthzeitlichen, nicht einmal unter einander übereinstimmenden Schädel von La Naulette und von Engis doch wohl nicht behaupten, der Unterschied liegt beinahe einzig in dem Wechsel der Fauna von der einen Epoche zur anderen. Dagegen vermissen wir einen Übergang zwischen den paläolithischen (Mammuth- und Renthierzeit) und den neolithischen Resten im Bergland: die polirten Werkzeuge sind hier keine bloße Vervollkommnung der älteren, einfach behauenen, ganz neue Formen treten jetzt auf. Dazu kommt der tiefgreifende Unterschied in der Anlage der Wohnsitze: hier Höhlenbewohnung, dort Ansiedlung im Freien und Bevorzugung strategischer Punkte.

Aus diesen Wahrnehmungen ergeben sich folgende Schlüsse. Wir haben im urzeitlichen Belgien eine doppelte, gleichzeitig neben einander bestehende Bevölkerung anzunehmen: die Tiefländer, vielleicht identisch mit dem Volk des Somme-Thals, und die Hochländer im Flußgebiete

der Maas. Beide durchlaufen während der belgischen Mammuth- und Renthierzeit eine parallele, aber getrennte Entwicklung; dann tritt auch im Berglande die tiefländische Bevölkerung an die Stelle der Hochländer, sei es, daß diese, dem Renthier folgend, nord- und ostwärts auswanderten, sei es, daß sie von ihren kriegerischeren Nachbarn unterjocht oder vernichtet wurden.

Überreste einer Bronzezeit haben sich in Belgien nur wenige gefunden und diese sind möglicherweise auf Rechnung des Handels zu schreiben: Grund, von einer Bronzezeit als von einer selbständigen Epoche zu sprechen, liegt somit keiner vor. An verschiedenen Fundstätten der paläo- und der neolithischen Zeit stieß man unmittelbar über den steinzeitlichen Ablagerungen auf Gegenstände gallischer, römischer, fränkischer Herkunft. Nichts berechtigt zur Annahme, daß sich zwischen die steinzeitliche Bevölkerung und die Gallier, die Herolde der Eisenzeit, andere Völker auf belgischem Boden eingeschoben haben: wir sind, so lange nicht der Beweis des Gegentheiles erbracht wird, vollkommen im Rechte, wenn wir jene Bevölkerung als die unmittelbare Vorgängerin der Gallier betrachten, und so sehen wir uns mit unserer belgischen Urgeschichte in eine durchaus historische Zeit versetzt.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Der moderne Staat als Vorläufer der Socialdemokratie.

III. In wirthschaftlicher Beziehung.

Das Eigenthumsrecht ist so tief begründet im innersten Wesen der menschlichen Freiheit und Selbständigkeit, daß ohne freien Privatbesitz das Individuum unrettbar der allseitigen Abhängigkeit und Sklaverei verfällt. Es ist geheiligt in der natürlichen und positiven Gottesordnung, da das siebente Gebot jeden Eingriff in fremdes Gut, das zehnte sogar jedes Verlangen darnach strenge verbietet; da unser Erlöser von einem jenseitigen Kerker spricht, aus welchem erst nach Erstattung des letzten ungerechten Hellers eine Befreiung möglich sei. Auf dem Eigenthumsrechte beruht die Existenz und Continuität der Familie, also mittelbar die ganze menschliche Gesellschaft.

Gegen dieses heilige Recht erhebt sich der Communismus und der Socialismus mit dem Rufe: „Kein Privateigenthum mehr!" Der erstere übergibt den ganzen Besitz und den Arbeitsertrag an die Gemeinde, welche für das ganze leibliche und geistige Wohl der Einzelnen zu sorgen hat; der Socialist dagegen spricht das gesammte Eigenthum dem Alleinbesitzer „Volksstaat" zu und überläßt dem Einzelnen nur den Lohn seiner persönlichen Arbeit, so daß der allmächtige demokratische Staat nicht bloß die einzige Quelle des Rechtes, sondern auch der allgemeine Brodvater wird. Die sämmtlichen Arbeitsmittel, Grund und Boden, Kapitalien und Rohmaterial, Fabriken und Maschinen bis herab zur Hacke und Zange, Häuser und Magazine können nur der staatlichen Gesammtheit gehören, oder, wie der terminus technicus lautet, „collectivistisch" besessen werden. Natürlich fällt bei diesem Systeme auch das Erbrecht über den Haufen; und wenn unsere deutschen Socialisten einstweilen noch Bibliotheken, Hausgeräthe, Kunstschätze und den persönlichen Arbeitserwerb als vererbbar erklären, so ist es nicht so ernsthaft zu nehmen, da dieses Zugeständniß an die „alte verrottete Gesellschaft" durch zwei Gesetzeszeilen des socialistischen Genossenschaftsstaates abgeschafft werden kann.

Die oberste wirthschaftliche Regel des Socialismus ist die Verneinung jedes Privatbesitzes und das ausschließende Eigenthumsrecht des Genossenschaftsstaates.

Wenn nun der Socialist Dr. Boruttau sagt, die Socialdemokratie erstrebe „auf wirthschaftlich-socialem Gebiete den Communismus", so gebraucht er einen falschen Ausdruck und hätte „Collectivismus" sagen müssen. Wir gehen auf die Träume der französischen Weltverbesserer nicht ein, sondern halten uns nur an die deutsche Socialdemokratie, deren Wirthschaftslehre sich auf Lassalle, Karl Marx und den Congreßbeschlüssen der Internationale aufbaut und in folgende Sätze zusammengefaßt werden kann:

1. Die Arbeitsmittel sind ausschließend collectivistisches Eigenthum, gehören also der Gesammtheit, dem Volksstaate, und die Einzelnen sind bloße Nutznießer.

2. Die Production, bäuerliche und industrielle, geschieht nur social, d. h. staatsgenossenschaftlich[1], ebenso die Preisbestimmung und der Verkauf der Producte (Waaren).

---

[1] Das christliche Genossenschaftsleben hat nichts gemein mit dem Socialismus;

3. Der Einzelne erhält, nach Abzug der für die öffentlichen Lasten entfallenden Quote, den vollen Arbeitslohn, d. h. den vollen Antheil an dem bisherigen Unternehmergewinn; dieser persönliche Erwerb und Alles, was nicht Arbeitsmittel ist, bleibt persönliches und vererbbares Eigenthum.

Dieses national-ökonomische Princip ist in dem Gothaer Einigungsprogramme vom 25. Mai 1875 in die Worte gefaßt: „In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der heutigen Kapitalistenklasse; die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen." — „Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft, und die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrags."

Zur näheren Erklärung dessen, was unter „Arbeitsmittel" zu verstehen, muß man auf den Brüsseler Congreß der Internationale (1868) zurückgehen[1]. Diesem zufolge fallen unter den genannten Begriff: Steinbrüche, Kohlenminen und sämmtliche Bergwerke; Kanäle, Eisenbahnen, Landstraßen, Post und Telegraphie; Wälder und aller Grund und Boden[2]; Fabrikgebäude, Maschinen und alle sonstigen Arbeitswerkzeuge. An das großartigste Arbeitsmittel, die Großkapitalien, hatte man, wohl absichtlich, vorderhand nicht denken wollen; desto umfassender hat die deutsche Socialdemokratie seit der Schwindel- und Krachzeit daran erinnert.

---

denn alle christlichen Genossenschaften (Klöster, Innungen, Bruderschaften ꝛc.) beruhten auf dem Princip der Freiwilligkeit und auf der vollen Anerkennung des Privateigenthums (die Genossenschaft = persona moralis), bildeten sich organisch unter freier Bethätigung der individuellen Unabhängigkeit und zum Schutze derselben, während der socialistische Genossenschaftsstaat die schauerlichste Zwangsanstalt bis herab auf das tägliche Brod ist und weder dem Individuum noch der freien Körperschaft ein Eigenthumsrecht zugesteht.

[1] Die Beschlüsse in extenso s. in meiner Broschüre: Die internationale Arbeiterverbindung (Essen 1871), S. 16 ff.; Todt, S. 128 ff.; R. Meyer, Emancipationskampf, S. 114 f.

[2] Eigentlich befaßte sich erst der Baseler Congreß (1869) mit den liegenden Gründen in den Beschlüssen: 1. „Der Congreß erklärt, daß die Gesellschaft das Recht hat, das individuelle Eigenthum an Grund und Boden abzuschaffen und in Gemein-Eigenthum zu verwandeln." 2. „Der Congreß erklärt, daß es im Interesse der Gesellschaft nothwendig ist, den Grund und Boden in Gemein-Eigenthum zu verwandeln."

Alle diese Arbeitsmittel müßten gemeinschaftliches — Staats- oder Gesellschaftseigenthum sein, weil sie als Besitz Einzelner diesen Individuen die Macht verliehen, alle übrigen Bürger unter das Joch der politischen und ökonomischen Knechtschaft zu beugen, die Gesellschaft zu ruiniren und in die zwei Heerlager, etlicher Überreicher und Millionen ausgebeuteter Armer, zu spalten. Die volkswirthschaftliche Quinteßenz des Socialismus ist, um mit Schäffle[1] zu reden: Ersetzung des Privatkapitals, d. h. der speculativen, social nur durch freie Concurrenz geregelten privaten Productionsweise durch das Collectivkapital, d. h. durch eine Productionsweise, welche auf Grund collectiven Eigenthums der Gesammtheit aller Producenten (Arbeiter) an allen Productionsmitteln eine einheitlichere (sociale) Organisation der Nationalarbeit durchführen würde. Diese collectivistische Productionsweise würde die heutige Concurrenz mit ihrer Pantscherei und ihrem Kriege Aller gegen Alle beseitigen, indem sie die social durchführbaren Theile der Güterhervorbringung unter gemeinschaftliche Leitung stelle[2] und den genossenschaftlichen Gewinn jedem Einzelnen je nach seiner Arbeitsleistung zutheile.

Wir lassen uns nicht in eine Kritik der Werthes oder Unwerthes dieser Lehre ein, sondern haben nur zu beweisen, daß der moderne Staat der Vorläufer der Socialdemokratie auch in ökonomischer Beziehung sei. — Ohne, ja gegen Wissen und Willen hat der Liberalismus seinem Erben die Wege gebahnt, theils indirect, indem er durch seine grundfalsche Wirthschaftslehre das Übel auf die Spitze trieb und so das andere Extrem herausforderte, theils direct, indem er selbst in Lehre und Praxis offenbar socialistisch vorging, allerdings in der Meinung, dadurch seine Macht zu stärken, in der That aber den Zukunftsstaat vorbereitend.

I. Auf indirectem Wege hat der Liberalismus für die Socialdemokratie vorgearbeitet durch die Lehre vom absoluten Eigenthum, auf welcher die ganze moderne Volkswirthschaft ruht.

---

[1] Quinteßenz, S. 2.

[2] Man beachte wohl das Moment der „socialen Durchführbarkeit“. Sehr oft meint man, die Socialisten wollen sofort Spartaner-Suppe und Volks-Speisehallen mit obligatem Menu einführen und den häuslichen Herd kalt stellen. Dieß ist, soweit es sich um die deutschen Parteigänger handelt, irrig. Im Gegentheile wissen dieselben gar wohl, daß die socialistische Productionsweise an sich der menschlichen Freiheit genug Zwang anthut, sie lassen daher dem Individuum einstweilen in Sachen der Hauswirthschaft und der Familie die volle Unabhängigkeit.

Nach christlichen Begriffen ist das Eigenthum nur ein Mittel zur Erreichung des letzten Endziels, eine Gabe Gottes an die Menschen zur bloßen Nutznießung, ein Lehen, das vom Lehensträger nach göttlichen Geboten verwaltet werden muß mit strengster Gerechtigkeit und zum Heile der Mitmenschen, besonders der Armen; dem christlichen Eigenthumsrechte entsprechen ebenso verantwortungsvolle Eigenthumspflichten, welche den Besitz zu einer socialen Wohlthat machen, weil er auf der Gerechtigkeit und der Liebe ruht, im Dienste des Göttlichen steht, einerseits durch göttliche Sanction gesichert, aber auch in strenge Schranken eingeschlossen ist[1]. Dagegen hat der Liberalismus den Besitzer zum einzigen, unabhängigen und unverantwortlichen Herrn des Eigenthums gemacht, der zu keiner Liebesgabe verpflichtet ist, ja die Werke der Charitas als ebensoviele Thorheiten und Corruptionsmittel verurtheilt, der in Verwaltung und Vermehrung seiner Schätze höchstens das Strafgesetz beobachten muß, im Übrigen aber nach eigenem Belieben schalten kann, und um so einsichtsvoller heißt, je reichlicher er sein Eigenthum „fructificiren" läßt. Nur der Staat kann ihn bei der Ausbeutung der Kapitalien und der Menschen beschränken; daß aber dieser es nicht thue, dafür sorgt schon die „herrschende Partei", d. h. die zehntausend Glücklichen des Volkes nebst ihrem Anhange. Diese modern-liberalen Begriffe von Eigenthum sind heidnisch-römischen Ursprungs; schon der 1829 gestorbene Adam Müller sagte: Unsere ganze neuerdings sogenannte Rechts- und Wirthschaftslehre sei die Lehre von der allmählichen Zersetzung des Staates und des öffentlichen Lebens durch drei einfache Begriffe: 1) den des heidnisch-römischen Privatrechtes und Privat-

---

[1] Hitze, Die sociale Frage (Paderborn 1877), S. 170 f. — Der hl. Thomas von Aquin entwickelt das Eigenthum (Summa 2. 2. q. 66. a. 1): „Sic (quantum ad usum) habet homo naturale dominium exteriorum rerum, quia per rationem et voluntatem potest uti rebus exterioribus ad suam utilitatem, quasi propter se factis; semper enim imperfectiora sunt propter perfectiora . . . Deus habet principale dominium omnium rerum, et ipse secundum suam providentiam ordinavit quasdam res ad corporalem hominis sustentationem, et propter hoc homo habet naturale rerum dominium, quantum ad potestatem utendi ipsis . . ." (Q. 32. a. 5): „Bona temporalia, quae homini divinitus conferuntur, ejus quidem sunt, quantum ad proprietatem; sed quantum ad usum, non solum debent esse ejus, sed etiam aliorum, qui ex eis sustentari possunt ex eo, quod ei superfluit." Im Falle der äußersten Noth (extrema necessitas) der Nebenmenschen wird die Abtretung des eigenen Überflusses zur strengen Pflicht. Wir können in der vorliegenden Abhandlung das Meiste nur kurz andeuten, denn sonst müßten wir einen großen Band schreiben.

eigenthums, 2) den des Privatnutzens und reinen Einkommens, endlich 3) den Begriff einer Privatreligion, d. h. die Privatisirung aller Empfindungen des Lebens [1].

Auf diese Weise ist das moderne Eigenthum von der göttlichen Gesetzgebung, von den sittlichen Pflichten der Gerechtigkeit und Nächstenliebe und von jedem äußeren Zwange befreit; es ist ganz und gar dem Belieben des Individuums, d. h. dem Egoismus und Sinnengenuß, ausgeliefert. Aber ebendamit hat es auch die göttliche Sanction (7. und 10. Gebot des Dekalogs), soweit von ihm abhängt, aufgegeben; fortan ruht es (nach liberalen Principien) nicht mehr im ewigen Gesetze, dem göttlichen Willen, sondern im Bereiche der natürlichen Gewalten, d. h. des Staates; und die Socialdemokraten haben nunmehr bloß dahin zu streben, daß sie in den Kammern die Mehrheit erringen, um dann durch Staatsgesetz die Arbeitsmittel zu Collectiveigenthum zu machen.

Hierzu aber fühlen sie sich um so mehr getrieben, weil das moderne Eigenthum nicht mehr ein socialer Segen ist, wie es in der alten christlichen Gesellschaft war, sondern weil es anti-social, eine „freie Pürsch des Reichen auf den Armen“ (Schäffle), geworden ist. Diese absolute Individualisirung des Eigenthums ist das Stigma der ganzen modernen Ökonomie und der gähnende Abgrund unserer socialen Noth. Sie führt zur Concentrirung des Besitzes in wenigen Händen und ruft damit ihren Gegensatz, den ausschließlichen Collectivismus, fast mit Naturnothwendigkeit hervor.

Das katholische Mittelalter, an volkswirthschaftlicher Weisheit unseren Tagen um Sonnenfernen voraus, weist in der bäuerlichen wie in der gewerblichen Production die segensreichste Verbindung des genossenschaftlichen und des Privatbesitzes auf. In Beziehung auf den bäuerlichen Besitz galt die deutsche Dorfmark als ein unentfremdbares Ganzes, welches nur von Gemeindeangehörigen besessen werden durfte, und in welchem neben dem Privateigenthum eines Jeden an Acker, Wiese, Weide und Wald zugleich die Allmende als rein socialer Besitz auftritt, der von Allen gemeinsam verwaltet und genossen, insbesondere aber zur

---

[1] Ebenderselbe nannte auch die ganze neuere Aufklärung eine „geistige Privatindustrie“ (Todt, S. 164). Er wünscht eine starke Staatsgewalt, welche alles Privateigenthum als ihr Eigen betrachten, eine zu hoch gestiegene Industrie beschneiden, im Getreidehandel und auf dem Geldmarkte der Börse fortwährend maßregeln soll, um das Zuviel und das Zuwenig fernzuhalten. Wir müssen wohl nicht erst bemerken, daß wir dieses Gemisch von Wahrheit und Irrthum nicht unterschreiben.

Unterstützung der Dürftigen verwendet wurde. Ganz das Nämliche finden wir in der Zunfteinrichtung. Die Zunftlade war zugleich ein industrielles Collectivkapital, die Zunft selbst war gewissermaßen ein Rohstoffverein; die kostspieligsten Arbeitsmittel, wie größere Arbeitsräume, Trockenplätze, Verkaufsläden, theure Maschinen, waren in genossenschaftlichem Besitze, also jedem Zunftmeister zugänglich; die Errungenschaft der persönlichen Arbeit war Privateigenthum, die Unterlage der persönlichen Arbeit sehr häufig unentfremdbares Zunfteigenthum [1]. So kam es, daß trotz der damaligen großen bürgerlichen Freiheit von einer eigentlichen socialistischen Strömung keine Rede war und sein konnte. Den Socialismus, soweit er gesund ist, hatte man ja; eine Massenarmuth kannte man nicht; der Privatbesitz war durch die christliche Liebe eine Segensquelle für die Bedürftigen.

Dieß Alles ist unter der Herrschaft der modernen Ideen ganz anders geworden. Wie der Liberalismus für corporatives Leben, corporative Freiheit und Verwaltung überhaupt keinen Sinn hat, so versteht er auch den genossenschaftlichen Besitz nicht; er individualisirt und mobilisirt jedes Eigenthum, ist daher nichts Anderes, als der Subjectivismus der „Reformatoren", übertragen auf volkswirthschaftliche und sociale Verhältnisse. Das Individuum ist absolut und frei, der Staat ist die Sammlung dieser Individuen, tertium non datur [2].

Folgerichtig hat die liberale Volkswirthschaft den untheilbaren Besitz an Grund und Boden, die Erb- und Lehenhöfe, ganz dem individuellen Belieben des Besitzers anheimgegeben, die liegenden Gründe für theilbar und veräußerbar erklärt, d. h. mobilisirt und der Anziehungskraft des Großkapitals dienstbar gemacht. Durch die Bodencredit-Actiengesellschaften, durch die noch heilloseren Künste des jüdischen Kleinkapitals ist der Landbau, trotz rationellster Wirthschaft und angestrengtesten Fleißes, der Leibeigene des mobilen Kapitals geworden. Wie kann er, der im besten Falle vier Procent aus dem Boden schlägt, sechs, ja acht

---

[1] Wir verweisen hierüber auf das höchst verdienstliche Werk des Herrn J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters, I. S. 279 ff., 322 ff. Der Herr Verfasser hat sich den Dank der Mitwelt besonders auch durch eingehende Behandlung der socialen Verhältnisse in den katholischen Zeiten verdient und wesentlich dazu beigetragen, so manche liberale Schlacke, die bisweilen auch den Besten anklebt, zu zerreiben.

[2] Man werfe uns nicht die „Actiengesellschaften" ein. Dieselben sind nichts, als die privilegirte Unterjochung der kleinen Kapitalien unter das Großkapital, die Börse.

und mehr Procent für geliehene Kapitalien an den „Menschenfreund“ bezahlen? Unter dem Unsegen der absoluten persönlichen Freiheit leidend, klagt er überall, daß er umsonst arbeite und bei aller Arbeit die letzte Hufe Landes in den Rachen des unersättlichen Ungethüms der Gegenwart werfen müsse.

In der nämlichen Weise ist die gewerbliche Production individualisirt worden. Jeder Einzelne ist absoluter Herr seines Eigenthums, das er je nach Belieben auch industriell verwerthen kann. Man nennt das „Gewerbefreiheit“, richtiger sollte es „gewerbliche Anarchie“ heißen. Die Schranken, aber auch die Stützen, welche ehemals für den Gewerbsmann im genossenschaftlichen Verbande aufgerichtet waren, sind niedergerissen, und so kam das Eigenthum zum unumschränktesten Recht ohne alle Pflichten. Hatte nun der Reiche hinter dem Schilde der Gewerbefreiheit schon in den Tagen des Handbetriebes (Manufactur) einen ungeheuren Vorsprung vor dem Unbemittelten, so daß die Vertheilung des wachsenden Nationalvermögens sich auf immer Wenigere beschränkte, so wurde das Mißverhältniß vollends schreiend mit der Erfindung der Dampfmaschinen und der hierdurch bedingten Großproduction. Schon die Anschaffung der Maschinen selbst, die ungeheuren Vorräthe an Rohmaterial, die großen Gebäude 2c. lagen nur in der Möglichkeit des Reichen, mit welchem der kleine Mann, trotz aller Handfertigkeit, nimmermehr concurriren kann. Dr. Karl Marx [1] hat es nachgewiesen, daß die Maschine in der Hand des dem christlichen Geiste entfremdeten Einzelunternehmers von den verheerendsten Folgen ist für das leibliche, intellectuelle und sittliche Wohl des Arbeiters. Sie erzeugt überflüssige Arbeiterbevölkerung; der mechanische Webstuhl hat den Hunger in die Häuschen der schlesischen und voigtländischen Handweber geführt, die Erfindung des Doppelwebstuhls hat wiederum die Hälfte der „Hände“ überflüssig gemacht; die Spinnmaschine hat dem Handgespinnste den Lebensfaden abgeschnitten [2], die Drosselspindel wird von Kindern gehand-

---

[1] „Das Kapital“, 1. Band (der zweite ist noch nicht erschienen), 2. Aufl. (Hamburg 1873), S. 384 ff. Das Werk ist popularisirt worden durch J. Most: „Kapital und Arbeit“ (Gefängnißarbeit Mosts), im Selbstverlage des Verfassers. Die Leser werden uns die Citate über thatsächlich Richtiges aus socialistischen Schriften nicht verübeln.

[2] Mittelst einer Selbst-Spinnmaschine wird in 150 Arbeitsstunden (die Arbeitszeit der an der Maschine Beschäftigten zusammengerechnet) soviel Garn gesponnen, wie mittelst des Handspinnrads in 27 000 Arbeitsstunden. J. Most, S. 31.

habt und macht die erwachsenen Arbeiter brodlos; die Kinder- und Frauenarbeit ersetzt den männlichen Arbeiter[1]. Die Maschine wird zur Quelle des Elends für Hunderttausende. Entweder erfolgt der Übergang vom handwerkmäßigen Betrieb zum fabrikmäßigen langsam, und dann ringt die Handarbeit im langsamen und vergeblichen Todeskampfe Jahrzehnte lang; oder er erfolgt rasch, und dann wird eine Legion von Arbeitern auf das Pflaster geworfen und verhungert. Als z. B. die mechanische Baumwollweberei Englands die indischen Handfabrikate verdrängte, schrieb (1834—1835) der Gouverneur von Britisch-Indien: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels: die Knochen der Baumwollweber bleichen in den Ebenen Indiens.“[2] Die Maschine wird zum gewaltigsten Mittel, den Arbeitstag zu verlängern, Sonn- und Festtage zu entweihen; sie verwandelt den Arbeiter in den selbstbewußten Zubehör einer Theilmaschine und stumpft ihn so ab; sie wird endlich zur Goldquelle für ihren Besitzer, der seine „Hände“ nach dem ehernen Lohngesetze von Angebot und Nachfrage entlohnt, d. h. ihnen bloß die unentbehrlichste Lebensnothdurft gibt, „hie und da ein wenig darüber, meist ein wenig darunter“, wie Lassalle sagt[3]. Gewiß ist diese Schilderung der socialistischen Schriftsteller theilweise übertrieben, aber wer wollte läugnen, daß in ihnen ein wahrer Kern enthalten ist?

Und dennoch ist die Maschine ein großartiger Fortschritt der Industrie und einer der glänzendsten Triumphe des menschlichen Geistes; sie hebt, sittlich angewendet, den Menschen auf eine höhere Stufe. Aber eben diese „sittliche Anwendung“ der Maschine wurde vom modernen Staate oder, was dasselbe ist, von der herrschenden Partei grundsätzlich versäumt, ja als halbe Rebellion gebrandmarkt[4]. Unsere liberale National-

---

[1] Über den himmelschreienden Unfug der Verwendung von Kindern (in England bis zu 17 täglichen Stunden!) und Frauen s. Hitze, S. 69; Marr, S. 787; Most, S. 31 f.

[2] Most, S. 35: „Jede Verbesserung der Maschinerie wirft einen Theil der Arbeiter auf's Pflaster oder verdrängt die Männer durch Weiber und diese durch Kinder. Schon um jeden Widerstand der Arbeiter unmöglich zu machen und deren Sklaverei fester und fester zu begründen, ist das Kapital ununterbrochen darauf bedacht, durch neue Maschinen neue Reducirungen der Arbeiteranzahl zu ermöglichen.

[3] Wir können der Kürze wegen nur andeuten; das Nähere bei Marr, S. 392 ff., 476. Todt, S. 214. Most, S. 34 und 52 ff. F. Lassalle, Frankfurter Rede, S. 4, 13 ff. (Chicago 1872; auch unter dem Titel „Arbeiterlesebuch“).

[4] F. Lassalle, Die indirecte Steuer. Leipzig, Röthing, 1873, S. 110.

ökonomie kommt nämlich über die absolute Freiheit des Individuums und über ihr absolutes Privateigenthum nicht hinaus und hat gerade hierdurch die sociale Frage in ihrer schauerlichsten Erscheinungsweise, in der Armuth, der Stumpfsinnigkeit, der sittlichen Entartung und dem Klassenhasse der industriellen Arbeiter, in die Welt gesetzt. Schon die Maschine mit ihrer großartigen Leistung und ihrem Großbetriebe, die Arbeitstheilung selbst, die als Folge der fabrikmäßigen Production sich einstellt, scheinen, nach unserem Dafürhalten, darauf hinzuweisen, daß der genossenschaftliche Betrieb durch eine gewerbliche Körperschaft (Zunft) fortan für die menschliche Gesellschaft die entsprechendere sei. Wir meinen, der Gewerbestand als ausschließlicher Industrieller mußte erhalten und, wo er vernichtet war, wiederhergestellt werden; die Zunftverfassung ebenfalls erhalten bleiben oder wiederhergestellt, aber zeitgemäß reformirt werden, besonders aus ihrer örtlichen Beschränktheit heraustreten und bei gewissen Zweigen gleich ganze Kreise, ja Provinzen umfassen; jede Innung mußte ferner Rohstoffverein und Inhaberin der Maschinen und Fabriken, d. h. der bedeutendsten Arbeitsmittel sein, die Production selbst unter der Aufsicht der zugleich mitarbeitenden Meister stehen, mit welchen die Gesellen und Lehrlinge in hierarchischer Unterordnung verbunden waren; kurz, die Innung mußte zur Productiv-Genossenschaft werden. Dann hätten wir niemals die Socialdemokratie bekommen, weil der gesunde (d. h. der corporative, nicht der volksstaatliche) Socialismus schon dagewesen wäre, und der „goldene Boden" des Gewerbes zur gemeinsamen Wohlfahrt gedient hätte — natürlich vorausgesetzt, daß auch die Gesellschaft christlich geblieben wäre. Aber dieß Alles sind ja Ketzereien gegen liberale Dogmen. Nun ja! diese haben frei geschaltet und haben die Mehrzahl unseres einst so blühenden Mittelstandes zum Proletariat gemacht, nur einige Wenige haben sich zu den oberen Zehntausend aufgeschwungen. Es gibt nur noch Arbeitgeber und Arbeitnehmer; aber die Letzteren gehören großentheils dem rothen Socialismus. Und dieß hat uns nicht die Lorelei mit ihrem Singen, sondern der liberale Staat mit seiner Volkswirthschaft gethan [1].

---

[1] „Sollen diese materiellen und moralischen Nachtheile für das Wohl des Arbeiters und nicht minder für das des Mittelstandes, der durch die Großindustrie mit Maschinen immer mehr ruinirt wird, beseitigt werden, so gibt es keinen anderen Weg, als daß die Maschine den Genossenschaften übergeben wird, als daß sie in der Hand der Association arbeitet; es sei denn, daß die Gesetzgebung dazwischen träte und jene nachtheiligen Folgen mit aller Schärfe beseitigte. Thut die Gesetzgebung das

Noch aber haben wir die groteskeste Erscheinung des modernen „Eigenthums“ nicht berührt, wir meinen den Großkapitalismus und das Börsengeschäft. Wenn wir auch keineswegs mit Lassalle und Marx im Kapital nur vorenthaltenen Arbeitslohn erblicken, der als Unternehmergewinn in die Tasche des Fabrikanten falle, statt dem Arbeiter zu Theil zu werden[1], so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß dieses bei den Kapitalien mancher dem Christenthum entfremdeter Fabrikanten theilweise der Fall ist. Aber der Fabrikant selbst ist wiederum abhängig vom Großhändler, welcher ohne entsprechende Arbeit dennoch viel größeren Gewinn einstreicht, als der Großproducent, und der Großhändler steht seinerseits unter der unumschränkten Herrschaft der Börse oder des Großkapitals. In dieser Beziehung ist es leider nur zu wahr, daß es heutzutage Leute gibt, die Kapitalien von der Anstrengung des Arbeiters, von der Sorge des Fabrikanten und den Speculationen des Großhändlers zusammenhäufen und in deren Händen schließlich die Frucht des christlichen Schweißes als goldener Niederschlag hängen bleibt. Hier ist der innerste Ring des heutigen Inferno, der Mittelpunkt, wo der Lucifer der socialen Noth, der ökonomischen und politischen Knechtschaft, des Kampfes gegen Gott und seinen Christus thront. Denn diese Hochmögenden, meist dem Reform-Judenthum angehörend, haben es verstanden, in bester Form Rechtens die Völker

---

nicht, dann kommen wir allerdings unweigerlich zum absoluten Genossenschaftsstaat.“ Todt, S. 214.

[1] Konstantin Frantz, Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft (München 1874, S. 41 ff.), schreibt: „Echt jüdisch basirt Herr Marx sein ganzes ökonomisches System auf eine Untersuchung der Kapitalbildung. Denn das ist ja eben das Hauptgeschäft der Juden, daß sie Kapital zusammenschlagen, anstatt reale Bedürfnißartikel, wie Brod, Fleisch, Kleidungsstücke 2c., zu produciren. Und was fabricirt denn die Börse? Gar nichts, außer man müßte die von ihr ausgegebenen Werthpapiere als ihre Fabrikate ansehen . . . Solchen Socialismus könnten sich selbst die Rothschilde ruhig gefallen lassen, er bedroht ihre Stellung vorderhand noch gar nicht. Mögen inzwischen die Arbeiter mit ihren Meistern und Fabrikherren sich herumbalgen, soviel ihnen beliebt, das Börsengeschäft hat seinen ruhigen Fortgang, und kann vielleicht um so größeren Aufschwung gewinnen, wie die jüngste Gründungsepoche zeigt . . . Der Judenschaft aber muß es sogar schmeichelhaft erscheinen, daß es doch wieder welche von ‚unseren Leuten‘ sind, die auch unter den Socialisten das große Wort führen. Daß dann durch den Einfluß solcher jüdischen Socialistenchefs die ganze socialistische Bewegung sich zugleich gegen die Kirche und das Christenthum richtet, gilt ja für die Judenschaft als reiner Profit.“ Über den Zusammenhang des Culturkampfes mit dem Gründerschwindel s. R. Meyer, Politische Gründer, S. 75 ff.

zu beerben, die Staaten zu beherrschen, die Volksvertretungen zu corrumpiren[1] und die Minister sich dienstbar zu machen. Tausendmal mehr, als alle Maschinen und Fabriken, hat der Kapitalismus unseren Mittelstand vernichtet.

Vor dem Jahre 1848 zählte man z. B. in Berlin kaum fünf Millionäre, aber man hatte einen behäbigen Mittelstand; Ende 1876 zählte man daselbst ungefähr sechs sechzigfache Millionäre, zwölf dreißigfache, mindestens 100 ein- bis zwölffache; aber im nämlichen Grade hatte auch die Verarmung des Mittelstandes zugenommen.

Der Pariser Rothschild starb gegen 1875 und hinterließ eine Milliarde Frcs.; man darf somit das Vermögen des Gesammthauses auf fünf Milliarden schätzen[2]. Die Rothschilde schlagen weit über 5% jährlich aus ihrem Vermögen; rechnen wir jedoch das Mehr für die Bestreitung ihres Haushaltes und der Geschäftsauslagen, so verdoppelt sich ihr Kapital alle fünfzehn Jahre. Es hat sich jedoch bis jetzt schneller verdoppelt. Denn bei einer Verdoppelung nur alle 15 Jahre hätte es betragen: 1860 = 2500 Millionen; 1845 = 1250; 1830 = 625; 1815 = 312; 1800 = 156 Millionen Frcs. Aber im Jahre 1800 hatte der alte Rothschild noch soviel wie Nichts. Wir müssen daher annehmen, daß, wenn die Staaten nicht durch Gesetz eine andere Wirthschaftspolitik einschlagen, das Rothschild'sche Vermögen sich alle 15 Jahre wenigstens verdoppelt. — Wie verhält sich dazu das Einkommen der übrigen Menschheit? Im Königreiche Sachsen, einem der fleißigsten und wohlhabendsten Länder, betrug bei 2 760 586 Einwohner das schuldenfreie Einkommen Ende 1875 per Kopf und Jahr 459 Frcs., Ende 1877 nur noch 430 Frcs. Es war zurückgegangen; d. h. je größer die Einnahme des Großkapitals wird, desto weniger fällt dem Volke zu. Das fünfprocentige Einkommen der Rothschilde ist also (1877) gleich dem von 581 400 Sachsen; 1890 werden die Rothschilde zehn Milliarden Vermögen, also ein Einkommen von 2 320 000 Sachsen nach der Skala von 1877; im Jahre 1965 320 Milliarden, also das Einkommen von 37 120 000 Menschen, etwa der Gesammtbevölkerung des habsburgischen Reiches, besitzen. — Und wie gelangt

[1] In der „Schles. Volkszeitung", 18. Oct. 1876, erschien (von R. Meyer) eine Liste von 80 Volksvertretern, die bei Gründungen betheiligt waren!

[2] Wir entlehnen die folgenden Data den sechs herrlichen Abhandlungen „Der sociale Schutzzoll", die im Sommer 1877 im Wiener „Vaterland" erschienen und so vielfach von der katholischen Presse Deutschlands reproducirt wurden.

der Reichthum des Volkes in die bombenfesten Keller der Großfinanz? Durch die Arbeit und die Steuern des Volkes, vorzüglich in der Form der Verzinsung der Staatsschuld. Die Staatsschuld Frankreichs beträgt heute per Quadratmeile gegen $1_{,27}$ Millionen Frcs., jene Italiens $1_{,837}$, die Cisleithaniens betrug 1875 fast 2385 Millionen Gulden à 2.50 Frcs., also per Quadratmeile $1\frac{1}{2}$ Million Frcs. Über das letztgenannte Reich schreibt eine kundige Feder im Wiener „Vaterland“ (a. a. O.): „Die Staatsschuld Cisleithaniens ist also größer, als der Werth alles Grundes und Bodens! Die Grundbesitzer sind heute schon nichts mehr, als — noch dazu recht schlecht bezahlte — Verwalter des Bodens für den Herrn Staat und seine Gläubiger.“ Dasselbe ließe sich über Frankreich und Italien sagen. Und dazu müssen wir noch die Privatschulden der Grundbesitzer an gewisse „Menschenfreunde“ rechnen.

Auf diese Weise tritt *wörtlich* ein, daß in einer kurzen Zeit der ganze Arbeitsertrag der Völker und der gesammte Nationalwohlstand in sehr wenige Seen zusammenfließt, während alle Übrigen die Sandwüste des Proletariats bilden.

Was *hat* nun der moderne Staat gesetzlich *gegen* das Überwuchern des absoluten Eigenthums gethan? Nichts! Noch weniger als nichts! Er hat es sogar *gefördert*. Es gibt vielfach keine Wuchergesetze mehr. In Österreich wurden sie am 14. Juli 1868 aufgehoben, aber auch, wie statistisch feststeht, im einzigen Jahre 1873 *zehntausend Bauern Cisleithaniens besitzlos*[1].

Kaum besser ist es in den Tagen des Gründerschwindels im deutschen Reiche gegangen. *Otto Glagau* taxirt die Coursverluste, welche der auf den Schwindel gefolgte Krach herbeiführte, für Deutschland allein auf 4500 Millionen Mark[2]. Wohin ist diese Summe, welche noch über die französischen Milliarden steigt, denn am Ende gekommen? In die Ostsee nicht, und in den Mond auch nicht, sondern in die Kassen der Großfinanz.

---

[1] S. die interessanten Verhandlungen über Beschränkung des Wuchers, wenigstens in Galizien (!), im Wiener Abgeordnetenhause am 26. und 28. April 1877. Noch ärger geht es den Bauern in Transleithanien.

[2] *Otto Glagau*, Der Börsen- und Gründungsschwindel in Deutschland, 1877; eigentlich der zweite Theil zu des Verfassers „Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin“, Leipzig, Frohberg, 1876. Dr. *Perrot*, Das Actienunwesen, Rostock 1876. *Die sociale Frage im Lichte des Christenthums*, Amberg 1877, Nr. 25. *O. v. Diest-Daber*, Geldmacht und Socialismus, Berlin 1875. *R. Meyer*, Politische Gründer, S. 75 ff., 112 ff.

Was kann der liberale Staat gegen die Herrschaft des absoluten Börseneigenthums thun? Wiederum Nichts! Denn der Liberalismus und die Börse sind mit einander verwandt und unzertrennlich. Auch der mächtigste Staatsmann muß, wenn er „liberal" regieren will, zuallererst die Gnade des Kapitalismus besitzen, sonst ist er in wenigen Wochen verloren[1]. Und mehr, als in den übrigen Ländern, ist dieß in Deutschland der Fall, wie außer Anderen auch der Protestant Konstantin Frantz[2] gezeigt hat. Unsere „herrschende Partei" ist ja nichts Anderes, als die Börsenwelt nebst dem, was drum und dran hängt; und die Idee des liberalen Staates ist ja nichts Anderes, als das Reform-Judenthum[3].

Durch die Verkettung dieser liberalen Nothwendigkeiten vollzieht sich die Zersetzung des Volkes. Der Mittelstand, Kleingewerbe und Bauernstand, zergeht in das Proletariat; sobald dieser Proceß der Umwandlung des Volkes in Proletariat die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, geht der Kampf noch weiter, der große Kapitalist bekämpft (im „Krach") den kleineren Kapitalisten; auf stets wachsender Stufenleiter wird die Arbeit großartiger, gesellschaftlicher, nationaler. Mit der Abnahme der Zahl der Kapital-Magnaten, die Alles monopolisiren und universalisiren, wächst auch „die Masse des Elendes, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung", wächst auch die Empörung der stets anschwellenden und in der kapitalistischen Großproduc-

---

[1] Strousberg sagt zutreffend: „Der Heiligenschein, der das Wort Banquier umgibt, ist das goldene Kalb, vor dem in unserer Zeit sich Alles beugt. Der Staatsmann ist angewiesen, sich das Vertrauen des Kapitals zu erhalten; denn so lange der Banquier der Trichter ist, durch den die Gelder des Publikums fließen müssen, so lange das Publikum nur den Impulsen der Bankwelt folgt, so lange wird diesem Gewerbe eine ungebührliche Macht gegeben." Bei R. Meyer, a. a. O. S. 17. Strousberg selbst war ein kleinerer Hecht, den ein größerer fraß. Ebendas. S. 88 ff.

[2] Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft. München 1874.

[3] „Die sittliche Grundlage des Reform-Judenthums ist die reine Humanität, die Selbstbestimmtheit des Menschen, d. h. dieselbe Grundlage, auf der unsere national-liberalen und fortschrittlichen Wortführer stehen." Todt, S. 16. Berth. Auerbach, selbst Reform-Jude, also Kenner, charakterisirt in seinem „Waldfried" die Partei mit dem Satze: „Die gebildeten Juden sind nicht sowohl Juden, als vielmehr Nicht-Christen." Aus dieser künstlichen Theorie, welche zu den thatsächlichen Verhältnissen im diametralen Gegensatze steht, erwuchs der Staat ohne Gott, der Bürger ohne Christus, die Schule ohne Katechismus, die Ehe ohne Sacrament, der Friedhof ohne Kreuz, das „Standesbuch", geführt von einem bezahlten Beamten.

tion vereinten und geschulten Arbeiter. Nun hat die Stunde des rothen Socialismus geschlagen. „Die Expropriateurs werden expropriirt; die kapitalistische Aneignungsweise war die erste Negation des auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums; diese Negation negirt sich jetzt selbst und drängt zur Wiederherstellung des individuellen Eigenthums, aber auf Grund der Cooperation freier Arbeiter und ihres Gemeineigenthums an der Erde." [1]

Oder drücken wir den nämlichen Gedanken in den Worten des socialistischen Programms aus:

„Alle Arbeitsmittel des Großbetriebs: Grundstücke, Maschinen, Großverkehrsmittel und die Schaffung der Umlaufsmittel, nämlich des Geldes, so lange ein solches nöthig sein wird, gehören dem Volksstaate, d. h. der Gemeinschaft seiner sich selbst regierenden Bürger. Die Enteignung derselben beginnt mit den größten und schreitet fort zu den kleinsten. Alles andere Privateigenthum besteht fort." [2] Selbstverständlich werden Staats- und andere Schuldscheine, Actien, Gerechtsame, Banknoten und alle Repräsentativwerthe der Gegenwart werthlos, außer insoweit der Staat die Inhaber derselben entschädigt, was zunächst nur dem kleinen Mann in Aussicht steht. Ein einziges Decret: „Kein Bürger hat mehr als 60000 Mark (Thaler?)", bildet die Einleitung. Und dieser Beschluß wird in bester Form des liberalen Rechtes, durch Stimmenmehrheit, gefaßt; es ist ein „Nothstandsgesetz"; wer widerspricht, wird als Gesellschaftsfeind gebrandmarkt; wehe Jedem, welcher die „Majestät des Gesetzes" nicht anerkennt! Das haben die rothen Socialisten von den Liberalen gelernt.

II. Aber auch auf directe und positive Weise ist der moderne Staat der Vorläufer der Socialdemokratie, indem er selbst in Lehre und Praxis socialistisch vorgegangen ist.

Bleiben wir vorderhand bei der Theorie stehen, so müssen wir vor Allem das politische Grunddogma des Liberalismus, die Staatsallmacht, als directe Vorläuferin des Socialismus anklagen. Diese Allmacht ist die nothwendige Folge des materialistischen und reformjüdischen Naturalismus, der ja mit den liberalen Ideen gleichbedeutend ist; aber auch sie ist eine fruchtbare Mutter von weiteren Folgen; denn

---

[1] Schäffle, Quintessenz, S. 8 f.

[2] „Vorbote" in Chicago; s. Todt, S. 201 f.

das nothwendige Correlat zur Allmacht ist das oberste Eigenthumsrecht. Ist Gott allein der Allmächtige, dann (Ps. 23, 1) „gehört dem Herrn die Erde und ihre Fülle, der Erdkreis und Alle, die ihn bewohnen"; ist aber der Staat allmächtig, dann gehört ihm das Land und seine Fülle, die Bürger und Alles, was ihrer ist; d. h. dann haben wir den vollen Socialismus, welcher zur Bethätigung nur noch einer Majorität im Abgeordnetenhause bedarf. Ganz richtig bemerkt daher Dr. Rud. Meyer: „Man täusche sich nur ja nicht darüber, Alles, was auf wirthschaftlichem Gebiete centralistisch und für Staatsomnipotenz wirkt, ist socialistisch; und ein Schritt zieht nothwendig und schnell den anderen nach sich."[1]

Jedoch auch in dieser Beziehung ist das liberale Selbstherrscherthum beim königlichen Absolutismus in die Schule gegangen. Schon Ludwig XIV. und sein Louvois läugneten das Eigenthumsrecht des Bürgers. Der Erstere schrieb an den Dauphin: „Was sich im Umkreis unserer Staaten vorfindet, von welcher Beschaffenheit es auch sei, dieß Alles gehört uns aus dem nämlichen Rechtsgrunde. Sie müssen daher überzeugt sein, daß die Könige absolute Herren sind und von Natur aus das volle und freie Verfügungsrecht über allen und jeden Besitz haben, so daß sie kirchliches und weltliches Gut zu jeder Zeit als weise Verwalter, d. h. je nach dem Gesammtbedürfniß ihres Staates, verwenden können."[2] Diese verabscheuungswürdige Lehre wurde vom Minister Louvois in seinem politischen Testamente näher dahin bestimmt: „Alle Ihre Unterthanen, wer sie auch seien, schulden Ihnen [Sire] ihre Person, ihr Gut und Blut, und haben kein Recht auf einen persönlichen Vorbehalt. Und indem sie Ihnen Alles, was sie haben, hingeben, thun sie nur ihre Pflicht und geben ihrem Könige Nichts, denn Alles ist sein."[3]

---

[1] Dr. Rudolph Meyer, Politische Gründer, S. 141. Derselbe schreibt a. a. O.: „Wir befinden uns nun auf dem Wege der Aufsaugung des Individualbesitzes durch den Collectivbesitz, nur daß er als Staatsbesitz, durch Staatsbetrieb ausgebeutet, erscheint. Bismarck sagt genau wie L. Blanc: ‚Der Unfug der großen Eisenbahn-Gesellschaften ist zu groß, sie müssen verschwinden.' Aber er sagt nicht: ‚Wir wollen sie an Arbeiterassociationen zur selbständigen Bewirthschaftung übertragen', sondern er sagt: ‚Wir wollen sie für den Staat ankaufen.' So wird sich unserer Ansicht nach der Socialismus zunächst in Form der Staatsindustrie bei uns zur Geltung bringen."

[2] „Instruction au Dauphin; Oeuvres de Louis XIV, t. 2. p. 93 et 121. Le Play, Organisation du travail, 3e éd. Tours 1871, p. 108, note.

[3] Testament politique de M. de Louvois, Amsterd. 1749, p. 136.

Genau den nämlichen Irrthum hat der Liberalismus eingeführt, nur hat er dem absoluten Könige den absoluten Staat substituirt; und so ist die letzte Wurzel des Eigenthums im Staate und im Gesetze desselben. Nach christlichen Begriffen dagegen ist der oberste Eigenthümer aller Erdengüter Gott der Herr, der Mensch nur Nutznießer[1]. Der irdische Besitzer aber hat sein Eigenthumsrecht kraft des göttlichen Gesetzes im siebenten und zehnten Gebote Gottes, und dieses sein Recht ist mit unlöslichen Banden an den Thron der Gottheit selbst gebunden, so daß es vom Staate in keiner Weise alterirt werden kann, sondern einfachhin geschützt werden muß. Der Staat ist nicht oberster Eigenthümer, sondern der pflichtmäßige Schützer des Eigenthums und hat nur das Recht, je nach der Größe des Besitzes oder nach positiven Verträgen einen Beitrag zu den öffentlichen Lasten zu verlangen. Stirbt ein Besitzer ohne natürliche oder testamentarisch bestimmte Erben, so fällt sein Gut an die Gesammtheit, den Staat, welcher in diesem Falle der natürliche Erbe ist, nicht aber darum, weil er etwa ein „Obereigenthumsrecht" besäße. Ganz dasselbe gilt bei der Enteignung (Expropriation). Das Wort selbst ist herzlich ungeschickt und zweideutig, denn eine Enteignung im strengen Sinne gibt es gar nicht, außer bei Dieben und Räubern. Wenn nun der Staat „expropriirt" oder „expropriiren" läßt, so thut er es nicht als Obereigenthümer; sondern als Anwalt des Rechtes und der Gerechtigkeit überträgt er ein äquivalentes Eigenthum an den Besitzer; man kann daher nur von einem gezwungenen Eigenthumstausche, nie von Enteignung sprechen. Das Grundstück des A ist nöthig zum Bau einer Eisenbahn oder Straße, eines Kanals oder öffentlichen Gebäudes, und da tritt der Staat als oberste Rechtsbehörde ein und sorgt, daß der Eigenthümer zu seinem Rechte komme, aber auch seinerseits die Gerechtigkeit beobachte und nicht betrügerisch überfordere.

Das Obereigenthumsrecht des Staates geistert nun seit Beginn der liberalen Ära in den Kammern der Abgeordneten, in den Sälen der Professoren, in den Spalten der Zeitungen. Was ist es aber Anderes, als der lauterste Socialismus? Diesem Rechte des Staates entspricht dann nur die Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Eigenthum wirklich das werde, was es theoretisch ist, daß nämlich das Nationalvermögen genossenschaftlich verwaltet, und jedem Einzelnen sein voller Arbeitsertrag

---

[1] Terram dedit filiis hominum. Ps. 113, 16.

verabfolgt werde, d. h. daß man den socialistischen Volksstaat endlich zur Wahrheit mache. Mit Recht klagen daher die Socialdemokraten, daß man sie gerichtlich verfolge, obgleich sie den Arbeitern nichts Anderes vortragen, als die Professoren ihren Studenten, daß wir die Theorie wohl haben, daß uns aber der Muth zur Praxis fehle.

Doch nein! Auch die Praxis haben wir schon gehabt, allerdings nur zum Vortheile des in der französischen Revolution zur Herrschaft gelangten dritten Standes, des Mastbürgerthums (Bourgeoisie), welches ja eben der concrete Liberalismus ist. Wie ist dieser Stand mit dem Adel und dem Klerus umgesprungen! Die adeligen Besitzungen wurden „Nationaleigenthum", die Kirchengüter „säcularisirt". Unter welchem Rechtstitel? Der Staat sei oberster Eigenthümer, könne also frei über den Besitz innerhalb seiner Grenzpfähle verfügen. Nun ja! Seitdem sind fast hundert Jahre hingegangen, und sind in manchen Ländern die Armen zu den Reichen in einem Verhältniß von $^{24}/_{25}$ der Nation angewachsen[1]. Und diese 96% der Bevölkerung sollen sich von den 4% beherrschen lassen, sollen den Nationalreichthum als Privilegium dieser verschwindenden Minorität ruhig anerkennen, obgleich der Staat „Obereigenthümer" ist? Schon vor Jahren hat der selige Bischof W. Emmanuel von Ketteler die Plutokraten gefragt, ob sie denn meinen, vor ihren Geldsäcken werde die Majorität einmal größeren Respect haben, als sie selbst vor dem heiligen Gute der Kirchen und der Armen gehabt haben? Was dem Einen recht, das ist dem Andern billig.

Zur Blüthezeit des Altliberalismus wurden, besonders in Süddeutschland, vielfach die Allmenden unter die Gemeindebürger als Privateigenthum vertheilt, obgleich diese Gründe den Stempel des genossenschaftlichen (socialen) Besitzes auf jedem Marksteine trugen. War dieß in bester Form Rechtens möglich und erlaubt, wer will es unseren rothen Socialisten versagen, daß sie jetzt den umgekehrten Weg einschlagen und das Privateigenthum zu Collectiveigenthum machen? Ja,

---

[1] Sogar der französische Socialist Louis Blanc erklärte in der ersten Woche Aprils 1877 bei einer Rede über die Lyoner Seide-Krisis: „Als Heinrich VIII. von England seine Hand auf die Klöster und Abteien legte, als er sie für sich wegnahm oder an seine Höflinge verschenkte, Kirchengüter, deren Jahresertrag nach Burnet sich auf die damals enorme Summe von 28 Mill. Frcs. belief — da schuf er den Pauperismus, und von da an wimmelte es in England von Hungertodesfällen."

sie könnten hierfür noch einen höchst plausiblen Grund anführen, daß „Noth kein Gebot kennt“, und das Elend der „Enterbten“ wirklich grenzenlos ist.

Die praktische Folge der liberalen Volkswirthschaft ist unsere grausenhafte Massenarmuth, die uns in einem oder zwei Menschenaltern vor die Alternative stellt: Entweder müssen 10—20 Überreiche ihr Eigenthum dahin zurückerstatten, von wo sie es „verdient“ haben, — oder das ganze Volk geht zu Grunde.

Und zu diesem Zustande hat der liberale Staat selbst durch seine Art der Besteuerung, besonders durch Mißbräuche in der indirecten Steuer, beigetragen, ja ihn geradezu veranlaßt. Was an Staatslasten auf die Plutokratie entfällt, ist eine Bagatelle; über 90% treffen auf die Armen und Halbarmen als indirecte Steuer[1]. Das veranlaßte Lassalle zu den Worten: „Die indirecte Steuer ist das Institut, durch welches die Bourgeoisie das Privilegium der Steuerfreiheit für das große Kapital verwirklicht und die Kosten des Staatswesens den ärmeren Klassen der Gesellschaft aufbürdet.“ Selbstverständlich wollen wir nicht mit den Socialdemokraten die indirecte Steuer im Princip verwerfen, wohl aber ihren einseitigen Mißbrauch, welcher dem Kleinen die letzten Groschen auspreßt, um sie schließlich der Groß-Finanz zuzuwenden — ein Zustand, welchen der liberale Staat nicht ändern darf, wenn er nicht seine einzige Stütze, die „herrschende Partei“, zur Feindin machen will.

---

[1] Wir verweisen über den speciellen Nachweis auf die bis heute unwiderlegte, weil unwiderlegbare Rede Lassalle's vor dem Berliner Kammergerichte: „Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen“ (Leipzig, Röthing, 1873). Ein Auszug bei Todt, S. 322 f. S. auch Hitze, S. 277. Im März 1878 las man in den Blättern, wohl auf Betreiben der Firma selbst, daß der Pariser Rothschild 1 207 330 Frcs. an Steuer bezahle. Bedenkt man nun, daß dieser arme Mann in Paris mehrere Paläste besitzt und daß er die kostbarsten Weinberge Frankreichs zusammengekauft hat, so ist die genannte Summe Steuern ein wahres Bettelgeld. Wenn er einzig von seinem Bankgeschäfte zu Paris das Dreifache bezahlen müßte, blieben jährlich zur Lebens-„Nothdurft“ noch über 40 Mill. Frcs. übrig. Die liberale „Dortmunder Ztg.“ jammerte 1877, daß der Fabrikarbeiter oder kleine Handwerker mit 900 Mk. Einnahme eine Steuer von 72 Mk., $^1/_{12}$ seiner Einnahme, bezahlen müsse, und daß ein Hausbesitzer mit 3000 Mk. noch übler daran sei, weil er über 500 Mk., = $^1/_6$ des Einkommens, bezahlen müsse. Das ist eine alte Geschichte, und wollte man alle indirecten Steuern (Zölle, Salz- rc. Steuer) rechnen, so käme noch mehr heraus, während ein großer Banquier kaum 1 Procent seines „Verdienstes“ als Steuer bezahlen muß.

So aber wird in Folge unserer modernen Volkswirthschaft in Gewerbe, Besteuerung, Börsenwesen und absoluter Freiheit des wuchernden Kapitals nicht nur die ökonomische Kluft zwischen Reich und Arm täglich größer und das Proletariat zahlreicher, sondern die Forderungen des radicalen Socialismus gewinnen den Anschein der Gerechtigkeit, indem die „Expropriation der Expropriateurs" als Act der nothwendigen Rückerstattung auftritt.

Most (Kapital und Arbeit, S. 63) schreibt: „Die kapitalistische Production ist eigentlich nur eine Übergangsform, die durch ihren eigenen Organismus zu einer höheren, zur gesellschaftlichen Productionsweise, zum Socialismus führen muß." Wir haben in den wenigen Zügen, mit welchen wir die Volkswirthschaft des modernen Staates zeichneten, das nämliche Bild an uns vorüberwandeln sehen: der liberale Staat selbst ist auch in wirthschaftlicher Beziehung der Vorläufer der Socialdemokratie. Darum strebt das Proletariat nach Erringung der politischen Macht, die ihm als der Mehrheit nach liberalen Grundsätzen gebühre. Hat es diese einmal erfochten, dann kostet es keine neuen Lehren und Systeme, sondern nur die folgerichtige Durchführung des Liberalismus, damit der Sohn die Herrschaft seines Vaters antrete.

Als Lassalle auftrat mit dem Vorschlage, der preußische Staat selbst solle die sociale Reform unter dem Schutze der Monarchie und im Namen der Nationalität in die Hand nehmen, indem er hundert Millionen Thaler zur Gründung von Productiv-Genossenschaften aufbiete, da waren die Zeitgenossen über den kühnen Agitator ergrimmt und schalten ihn einen Revolutionär. Die Forderungen unserer heutigen Socialisten gehen unsäglich weiter; man verlangt statt der Monarchie die Republik, statt der Nationalität die Völkerverbrüderung, statt der Bureaukratie den freien Volksstaat, statt der Abfindungssumme von hundert Millionen den ganzen Nationalreichthum. Die protestantischen „Christlich-Socialen" zu Berlin, unter ihren Hofpredigern, gestehen bereits die sämmtlichen ökonomischen Forderungen der Socialdemokratie zu, nur bitten sie um Gnade für die Dynastie, die deutsche Nationalität und die christliche Religion. Der rothe Socialismus aber wehrt sich entschieden gegen solche „Überforderungen". Man ist ihm weit, sehr weit bereits entgegengekommen; der Himmel weiß, ob man nicht noch Größeres zum Ausgleiche anbieten wird. Es ist die höchste Zeit zur Umkehr.

M. Pachtler S. J.

Soldat und Christ.

„Nichts ist trauriger als der Zustand heruntergekommener Häuser, wo das Überflüssige geblieben und das Nothwendige verschwunden ist. Der Gegensatz zwischen dem, was vom alten Luxus noch vorhanden, und jenem, was in der gegenwärtigen Armuth Drückendes liegt, ist entsetzlich schmerzvoll. Man möchte sagen, eine Carrikatur des gestrigen Glückes verhöhne das heutige Elend. — Das aber ist der Zustand dieses Jahrhunderts, dem das Überflüssige im Übermaß gegeben ist und dem es am Nothwendigen gebricht. Wissenschaft, Kunst, Industrie, eine großartige Civilisation nach Außen — nach Innen keine Principien, kein gesunder Sinn! Literatur und keine Wahrheit, Kleinode und kein Brod. Wie viel Trödler, die mit alten Fetzen den Millionär spielen! Traurig! Traurig! Wissenschaft, ja; Kunst, ja; Handel, auch wohl; ich will ja auch das Alles: aber mit allem dem und vor allem dem will ich Brod, und habe ich Hunger nach dem Brode des Lebens!“

Diese traurig wahren Worte, voll tiefer christlicher Philosophie, schrieb im Jahre 1843 der französische Colonel Paqueron, voll Wehmuth über den falschen Weg, den sein armes Vaterland zu seinem Verderben eingeschlagen hatte. Paqueron hatte diesen Weg von den Orgien der Revolution an, durch den Schwindel des Kaiserreichs, das ängstliche Herumtappen der Restaurationen und die wiederholten Veitstänze des wiedererwachenden Freiheitsgeistes hindurch verfolgen können. Alles hatte er miterlebt, zum Theil mit durchgefochten und durchgelitten, aber inmitten des falschen Schimmers und der glänzenden Armuth seines heruntergekommenen Vaterlandes hatte er es auch verstanden, sich den Hunger nach „dem Brod des Lebens“ zu wahren und aus den immer gefüllten Schatzkammern des Glaubens auch zu stillen. Darum war er erstarkt inmitten des schwächlichen Geschlechtes und ein Mann geworden, wie sie noth thun in unserer Zeit, stark, rein, opferfreudig und pflichttreu — ein Soldat und ein Christ.

Mancher Leser wird sich hier gewiß im Stillen die neuere französische Geschichte in's Gedächtniß rufen und vielleicht in seinen Studienerinnerungen vergebens nach dem Colonel Paqueron suchen. Sollte dieß wirklich der Fall sein, so wäre das noch gerade kein Zeichen von Unkenntniß der Geschichte, denn weder Thiers noch H. Martin, noch Mi=

chelet, noch L. Blanc fanden Gelegenheit, in ihren Werken von einem Manne zu reden, der auf keinerlei Weise zu irgend einer großen politischen That beigetragen hat. In wissenschaftlicher Beziehung konnte Paqueron mit dem witzigen Piron sagen: „Ich war nichts, nicht einmal — Akademiker.“ Hätte nicht ein leider zu früh der Kirche entrissener Bischof, Msgr. Saivet, seinen Landsleuten das Lebensbild jenes „Unbekannten“ entworfen [1], so würde dessen Name wohl nie über die Grenzen einer Provinz gedrungen sein. Und doch verdiente Colonel Paqueron, bekannt zu werden, denn gerade sein Leben läßt jeden aufmerksamen Leser gleichsam mit Händen greifen, was noth thut in unseren bankerotten Tagen nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland. Die hervorragendsten französischen Zeitschriften und Journale und die besten Autoritäten, wie de Belcastel und de Pontmartin, haben deßhalb das Lebensbild Paquerons in Frankreich mit Freuden begrüßt, und so glauben auch wir, unsern Lesern eine Skizze desselben nicht vorenthalten zu sollen [2].

Paqueron wurde 1791 zu Ancerville in Lothringen geboren. Die Eltern waren fromme Landleute, die bei der zahlreichen Nachkommenschaft (14 Kinder), welche ihnen Gott geschenkt, mit schwerem Herzen den Ruin ihres ansehnlichen Vermögens durch die Revolutionsstürme empfanden, sich aber nicht abhalten ließen, ihrem Sohne Nikolaus nicht bloß wie den übrigen Kindern eine durchaus christliche Erziehung, sondern auch eine wissenschaftliche Ausbildung zu geben. So zog der zehnjährige Knabe unter Leitung eines mütterlichen Oheims aus seiner frommen Bauernwohnung nach Paris und vollendete in weniger als sieben Jahren seine Vorbereitungsstudien so glänzend, daß er 1808 zur polytechnischen Schule zugelassen wurde. Weniger jugendliche Herzen als das des sechzehnjährigen Paqueron ließen sich um jene Zeit von dem Wirbelwinde ergreifen, der aus Süden über die Länder Europa's brauste — in der That, „welcher Enthusiasmus, das Noviziat des Soldatenlebens beim Donner der Kanonen von Jena, Friedland und Eilau, in dem vollen Sonnenglanze des kaiserlichen Triumphzuges zu machen“! Aber auch welche Gefahren für ein junges, unverdorbenes Herz — welcher Marasmus unter der „kaiserlichen Herrlichkeit“! Gesetzgebung,

---

[1] Le Colonel Paqueron, notice biographique par Msgr. Saivet, évêque de Mende et de Perpignan, 2e édition. Paris 1878.

[2] Wir glauben dieß um so mehr, als wir erfahren, daß eine deutsche Übersetzung des Lebens vorbereitet wird, welcher denn auch die folgenden Zeilen zur Empfehlung gereichen mögen.

Erziehung, öffentliche und häusliche Sitten, Alles war durchsäuert vom Gifte des achtzehnten Jahrhunderts. Gott, den man aus der Menschheit verbannt hatte, schien sich erst schüchtern und allmählich in die Ruinen der Gesellschaft einschleichen zu dürfen. Sein Name und seine Person waren an der Akademie noch immer nicht geduldet. Der öffentliche Geist aber, unsäglich tief gesunken, fand Voltaire zu rein und Jean-Jacques zu hoch; er suchte in dem unreinen Schlamm eines Volney, Parny und Pigault-Lebrun nach Nahrung und Genuß. An der militärischen Hochschule herrschte kein anderer Geist als in der Stadt — und nur mit Schaudern wagt man daran zu denken, was eine aus der Revolution herauswachsende, glaubens- und sittenlose Jugend im Taumel ihrer Vollkraft und im Übermuth ihres künftigen Siegerlooses sein mußte; wie schwer, um nicht zu sagen beinahe unmöglich, es dem Einzelnen wurde, gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen. Und doch hatte der junge Paqueron durch Gottes unsägliche Erbarmung und eigenes treues Mitwirken dieses seltene Glück. Auch er konnte mit Lafayette, den man fragte, was er unter dem Kaiserreich mit seinen Principien gethan, antworten: „Je suis resté debout!“ Zuerst hatte Gott das Herz des Jünglings durch Leiden an sich gezogen, indem er ihm den Mann raubte, an welchen der Knabe sich mit der ganzen Gluth der innigsten Dankbarkeit und begeistertsten Verehrung angeschlossen, nämlich den Oheim, der ihm überhaupt das Studium ermöglicht und ihn bisher inmitten der Verderbniß treu gehütet hatte. Bei diesem Schlage schienen der Muth und die Lebensfreude des Polytechnikers gänzlich gebrochen. Da bemächtigte sich zur rechten Stunde ein Priester dieses trost- und kraftbedürftigen Herzens, und der junge Paqueron übertrug auf den seeleneifrigen, feingebildeten und durch allerlei Prüfungen raschgereiften Abbé Quinet nicht bloß die Ehrfurcht, sondern auch die Liebe, die er dem verstorbenen Oheim gewidmet hatte. 1810 verließ er Paris und trat in die Artillerieschule von Metz ein, die er ein Jahr später als Lieutenant verließ. Man zählte 1811, das Geburtsjahr des „Königs von Rom“, der weder in Rom noch sonstwo geherrscht hat. Nach den glänzenden Studien des jungen Lieutenant und seinen persönlichen Eigenschaften hätte ihm zu jeder anderen Zeit eine außergewöhnliche militärische Laufbahn verheißen werden können; allein damals nahten für Napoleons Ruhm und Macht die schlimmen Tage, und der Sturz des gewaltigen Kolosses sollte auch die Hoffnungen des 19jährigen Offiziers begraben. Nach einigen militärischen Sendungen, deren sich Paqueron zur größten Zufriedenheit

seiner Oberen in Ostende, Boulogne, Calais und Dünkirchen erledigte, wurde er nach Danzig geschickt, das, zum ersten Stützpunkt der französischen Armee bei ihrem Zuge nach Rußland ersehen, zu diesem Zwecke befestigt werden sollte. Er langte noch zeitig genug an, um mit der Abtheilung des General Rapp, der von den siegreichen Russen verfolgt wurde, sich in die Festung einschließen zu lassen und für ein ganzes Jahr die schrecklichsten Entbehrungen und härtesten Arbeiten einer Belagerung zu theilen.

Am 13. December 1813 mußte Danzig seine Thore öffnen — nach dem Tage von Leipzig war an einen Entsatz nicht mehr zu denken. Einige Wochen später, am 2. Januar, schlugen die heldenmüthigen Vertheidiger der verlassenen Festung den Weg in die Verbannung ein. Die Reise war lang und hart; 900 Kilometer bei 21 Grad Kälte, ohne genügende Kleidung, fast ohne Schuhe, und das nach den aufreibenden Entbehrungen der Belagerung und in der vielleicht noch trüberen Aussicht einer langen Gefangenschaft. Es bedurfte der ganzen Jugendkraft und mehr noch des religiösen Bewußtseins des 22jährigen Paqueron, um die Mühsale einer solchen Reise heiteren Sinnes zu ertragen und nach dem Zeugniß seiner Unglücksgefährten stets bemüht zu sein, den Anderen ihr hartes Loos zu versüßen und in Abgang jeden andern Trostes immer ein freundliches Wort und ein heiteres Antlitz zu zeigen. Und doch litt er selbst nicht am wenigsten, trug er doch für sein ganzes folgendes Leben in seinen geschwächten Augen ein bitteres Gedenkzeichen an die traurige Fahrt nach Kiew, der heiligen Stadt des Schismas, davon. Nicht lange wurde den Gefangenen hier Ruhe gegönnt, sie mußten weiter nach Perieslaw, wo sie indeß durch die gastfreundliche Aufnahme von Seiten der Aristokratie reichlich für die ausgestandenen Strapazen entschädigt wurden.

Mitte Mai traf endlich die große Kunde ein: „Der Kaiser besiegt und gefangen! Ludwig XVIII. auf dem Throne Frankreichs!" Und kaum war diese halb schreckliche, halb süße Botschaft von Paris ausgegangen, so zogen von allen Gegenden, auf allen Wegen die Verbannten in Schaaren der Heimath zu. Auch Paqueron, der mit dem Kaiser nicht Alles verlor, machte sich frohen Herzens von seinen liebgewonnenen russischen Freunden los und eilte nach Frankreich, wurde aber auf der Reise vom Typhus ergriffen und zu einem längeren Aufenthalt in Deutschland gezwungen. Bleich und selbst den Seinen unkenntlich, langte er im September in dem vom Kriege stark heimgesuchten Vaterhause von Ancer=

ville an. Hiermit endigte ein- für allemal das Schlachten- und Feldleben des jungen Capitäns; der unheimliche Blitz, welcher unheildrohend noch einmal zwischen Elba und St. Helena über Europa zuckte, störte wohl einen Augenblick die Freude des Wiederfindens, konnte aber dem jungen Soldaten keineswegs das Schwert für Napoleon in die Hand drücken. Als der Friede wiedergekehrt war, wandte Paqueron sich an die neue Regierung, und ohne um Vergangenes zu trauern oder zu grollen, bezog er muthig und pflichttreu den Posten, den ihm Gott und sein Vaterland anwiesen.

Von diesem Augenblick an hört das Leben Paqueron's auf, irgendwie durch äußere Thaten das historische Interesse in Anspruch zu nehmen oder durch besonders bemerkenswerthe Zufälle und Ereignisse einen spannenden Charakter zu bieten. Dafür aber tritt auf wundervolle, höchst anziehende Weise die Charakterbildung, das Seelenleben in den Vordergrund.

„Wenn die Vorsehung Großes mit einer Seele vorhat, so überläßt sie dieselbe höchst selten einem ungetrübten Genuß der Freuden dieser Welt und der Ehre vor den Menschen. Als Begleiter durch's Leben und als ernsten und sicheren Rathgeber gibt sie einer solchen Seele — den Schmerz. Das Leiden hat in den Seelen zugleich eine erlösende und eine regenerirende Kraft; darum hört auch Gott trotz unseres Jammerns und unserer Verzweiflung über diese Nothwendigkeit nicht auf, seit 6000 Jahren dem Leiden Eingang in die Seelen zu verschaffen, dem Schmerz breite Straßen durch die Geschichte der Jahrhunderte zu bahnen und ihm immer und immer wieder die Thore der Welt zu öffnen. Paqueron war eines der auserwählten Opfer dieser göttlichen Politik. Auch ihn begleitete der Ruhmesglanz kaum einige Schritte, dann heftete sich der Schmerz und die Heimsuchung auf eine ganz wunderbar ständige Weise an seine Ferse." Während seiner langen officiellen Laufbahn von 1815—1852 verdiente er sich wohl stets die Zufriedenheit und das vollste Vertrauen seiner Regierung, die Hochschätzung seiner Mitbürger, den Dank und die Liebe seiner Untergebenen, aber sein Name blieb trotzdem der großen Welt unbekannt. Während andere seiner ehemaligen Mitschüler, hinter denen er weder an Kenntnissen noch an Muth zurückstand, entweder in der Hauptstadt zu den glänzendsten Würden emporstiegen oder auf Schlachtfeldern sich hohen militärischen Ruhm erwarben, lebte Paqueron in abgelegenen Orten der Provinz mit den unscheinbaren Arbeiten eines Inspectors oder Ingenieurs beschäftigt,

leitete in Havre und Orleans eine kurze Zeit artilleristische Übungen, kam dann als Inspector der Pulverfabrik nach Saint-Jean-d'Angely, um nach einigen zur höchsten Zufriedenheit der Regierung gemachten Untersuchungsreisen nach Paris zur General-Inspection der Pulver- und Salpeterbereitung berufen zu werden. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Die Regierung hatte bald herausgefunden, daß Paqueron der Mann sei für jene Stellen, wo entweder voraufgehende Beamte oder schwierige Zeitverhältnisse Unordnung in den Geschäftsgang gebracht hatten und wo zur Beseitigung der Übelstände ein Charakter erfordert wurde, der aus innerer Überzeugung und edler Vaterlandsliebe das Opfer seiner Bequemlichkeit und seines persönlichen Vortheils zu bringen im Stande sei. Solchen Charakteren begegnen die Regierungen nicht immer; als einen solchen hatte sich aber Paqueron gleich bei seiner ersten Anstellung in St. Jean erprobt, indem er mit höchster Lebensgefahr bei einer Pulverexplosion die ganze Stadt vor dem Verderben bewahrte [1]. So wurde er auch jetzt nach Marseille als Inspector an der Salpetermühle geschickt, die trotz ihrer Wichtigkeit sich im elendesten Zustande befand. Alles war neu zu schaffen, Gebäude und Maschinen. Paqueron gab sich muthig an's Werk, und mehrere Jahre hindurch arbeitete er rastlos täglich 15 Stunden an dem großartigen Neubau. Um Unkosten und Unterschleife zu verhindern, ward der Inspector zugleich Architekt, Unternehmer und Werkführer, und durch diese Aufopferung machte er dem Staat eine Ersparniß von 200 000 Francs, wovon aus freiem Antrieb der Regierung und zum Zeichen der königlichen Zufriedenheit dem treuen Offizier 10 000 als Geschenk zurückgestellt wurden.

Diese Gabe kam dem Soldaten insofern schon erwünscht, als sich unterdessen seine kleine Familie zu mehren begann. Gott hatte ihm eine würdige Gattin zugeführt, und diese ihn bereits mit zwei Kindern beschenkt. So schien dem hohen Gunstbeweis der Regierung nichts mehr zum irdischen Glück des Offiziers zu fehlen, als dieses Glück durch die Geburt eines dritten Kindes seinen Höhepunkt, aber auch sein jähes, furchtbares Ende erreichte. Das Kind brachte die Mutter in Lebensgefahr. Paqueron täuschte sich nicht, und so sehr es ihm auch das Herz abdrückte, fand er in seinem Glauben doch Kraft genug, der Gattin

---

[1] In seiner Bescheidenheit hat Paqueron diesen heldenmüthigen Zug selbst vor seinen eigenen Kindern immer sorgfältig verschwiegen.

selbst diese Gefahr zu melden und, auf ihren Christensinn vertrauend, sie zum Empfang der Sacramente zu mahnen. Der Arzt war unzufrieden darüber, aber der Gatte fragte: „Wissen Sie, Herr Doctor, ob es morgen noch Zeit, ob morgen die heilige Communion nicht eine bloße Ceremonie gewesen wäre? Ich will, daß sie ihren Gott mit ihrem ganzen Glauben und von ganzem Herzen empfange. Ich kenne den Muth meiner lieben Frau, ich habe mich ihrer heute nur würdig gezeigt, indem ich auf ihre edlen Gesinnungen baute. Thun Sie wie ich, Doctor.“

Welch herrliche Scene, den Offizier am Sterbebett seiner Gattin zu sehen, wie er selbst sie zum Empfang der heiligen Sacramente vorbereitet, indem er ihr einige Kapitel aus der Nachfolge Christi vorliest! „Ich hob von Zeit zu Zeit mein Auge voll Thränen auf meine theure Eulalia . . . ich sehe sie heute noch so deutlich wie an jenem traurigen Tage. Ich sehe meinen armen kleinen Karl neben Marie, seiner Schwester, knieend, die ihn bei der Hand hielt. Wie viele Herzen, o mein Gott, baten dich damals um die Erhaltung jener bewundernswerthen Frau! Du hast unseren Wunsch in deiner ewigen Weisheit nicht so erfüllt, du weißt besser als wir, was uns nöthig ist, und da deine ganze Führung uns nur besser machen will, o so muß ich trotz meiner Schmerzen dir Dank sagen auch für jene so entsetzlich schwere Heimsuchung.“ Die Gattin starb, aber am Rande ihres Grabes, das alle seine irdischen Hoffnungen und Freuden zu verschlingen schien, faßte Paqueron als echter Christ den festen Entschluß, muthig zum Wohle seiner Kinder den einsamen Lebensweg fortzuwandeln, und seine Freunde, die schon längst gewohnt waren, die Seelengröße dieses Mannes zu bewundern, gestanden einstimmig, daß gerade der Verlust der Gattin seinem Leben eine höhere außergewöhnliche Weihe gegeben habe. Ohne seine Standespflichten als Inspector zu vernachlässigen, begann Paqueron seit jener Stunde ein wirklich inneres Leben zu führen, wie wir es bei einem Mönche in der Zelle nicht besser erwarten dürften. „Das Wichtige hier auf Erden ist nicht, eine angenehme Stellung zu haben, sondern sein Leben nutzbringend zu machen. Derjenige, welcher aus seiner Zeit und seinen Kräften kein Kapital zu schlagen weiß, um besser zu werden, denen, die ihn umgeben, Gutes zu thun, ist durchaus unwürdig, zu leben. Ein wunderbares Mittel, immer besser zu werden, besteht aber in der täglichen Erforschung des Gewissens, und zwar einer sorgfältigen, unbarmherzigen, wo möglich schriftlichen Beurtheilung seiner täglichen Werke.

Nichts ist wirksamer, als diese Übung, sie führt die stets abschweifenden Gedanken zurück und fixirt sie; sie entwickelt das moralische Bewußtsein, sie gibt der Seele Gewalt über ihre Kräfte, und gibt ihr vor Allem jenen inneren Frieden, der allen Gütern vorzuziehen ist. Es genügt aber diese tägliche Rechenschaft über Gedanken und Werke durchaus nicht; außerdem ist es nöthig, die Beobachtungen über die einzelnen Wochen, Monate und Jahre zu recapituliren und sich so einen genauen Gesammtüberblick über seine moralische Situation, über Verlust oder Gewinn, über gute oder schlimme Einflüsse zu verschaffen. O wie viel Energie und ständige Aufmerksamkeit ist nicht nöthig, um bloß zur Kenntniß dessen zu gelangen, was in uns vorgeht!"

Um Planlosigkeit und unnützen Zeitverlust auszuschließen, der besonders in Zeiten so großer Heimsuchungen zu fürchten ist, schrieb sich Paqueron eine strenge Tagesordnung vor. „Mein Schmerz, der, statt sich zu lindern, jeden Tag zunimmt, würde mein Leben unfruchtbar verzehren, wenn ich seinem Druck mich nicht entzöge. Nichts aber kann mich gegen ihn vertheidigen, als die Macht der Regeln. Ich muß meine Natur mit Eisenbanden an die Pflicht schmieden und sie in undurchbrechliche Schranken der Thätigkeit einzwängen. Wenn klare Ideen und Principien ganz ausnehmend auf das Verhalten des Menschen einwirken, so ist es umgekehrt auch wahr, daß die Thätigkeit des Menschen ganz gewaltig auf seine Ideen und Gefühle zurückwirkt. Wer gut lebt, wird unfehlbar auch seine Ideen und Gefühle immer mehr veredeln und läutern; seien wir also standhaft im Handeln." Es ist gewiß nicht ohne Interesse, den Stundenplan dieses Mönches im Soldatenrock kennen zu lernen: „Um fünf Uhr stehe ich auf und bete zu Gott; das ist meine Kraft. Während einer Stunde lese ich sodann in der Bibel von Vence; gegen sieben Uhr kleide ich Karl an und lass' ihn beten. Eine Stunde für meine officielle Correspondenz; dann eine halbe Stunde Unterricht mit Karl. Von 9½—11½ Sitzung im Bureau, während dieser Zeit arbeitet Karl. Von halb zwölf bis Mittag lass' ich ihn aufsagen, dann gemeinsamer Tisch und Unterhaltung im Garten bis halb zwei. Eine Stunde Unterricht bei Karl, dann gehe ich von 2½—6 meinen Pflichten als Inspector nach. Sechs Uhr Abendessen, gefolgt von einem halbstündigen Spaziergang mit Karl, dann Abendgebet, Karl geht zur Ruhe. Ich lese von 8—10 Uhr irgend ein ernstes Werk, das ich sodann schriftlich analysire. Den Schluß meines Tagewerkes bilden zwei Kapitel aus dem Evangelium, dann schlafe ich ruhig ein in der Erinnerung an Na=

zareth oder an Golgatha und wundere mich, wie ich die Wucht meines armen Lebens nicht schwerer empfunden habe." Sonntags trat eine Änderung ein. „Um sieben Uhr gehe ich auf den Kirchhof und bete für meine theure Eulalia. Ich wohne der heiligen Messe und Predigt bei und gebe mich bei der Rückkehr in mein Haus mit den Kindern ab, denen ich die biblische Geschichte und den Katechismus beibringe. Die unumgänglichen Besuche, die Vesper und andere Andachten beschäftigen mich bis 5 Uhr, dann zieh' ich mich in mein Zimmer zur Sammlung zurück, überdenke die vergangene Woche und fasse Vorsätze für die beginnende." Man ist versucht, eine so strenge, bis in's Einzelne gehende Vertheilung der Zeit für einen idealen Anflug einer gehobeneren Stimmung zu halten, der ebenso schnell auch wieder vergessen und vernachlässigt als gefaßt wird; allein das Tagebuch des Colonel mit seiner fast pedantischen Regelmäßigkeit der Aufzeichnungen, seinen Wochen-, Monats- und Jahresübersichten beweist zur Genüge, „wie standhaft und fest er an seinen Vorsätzen hielt".

Was in diesen Aufzeichnungen, einer Art Selbstbekenntnisse voll Gebet und Geisteserhebungen, aber auch voll tiefer Gedanken und genialer Anschauungen, besonders hervortritt, ist die Liebe des Colonels zu seiner Pflicht. „Es sind nun schon neun Monate, seit ich einsam bin. Es scheint mir bloß eine Minute. So wird's aber auch in meiner Todesstunde sein für all' die Zeit, die ich auf Erden zugebracht. Wie ein Blitz wird mir diese Zeit dann erscheinen. Wir müssen uns also beeilen, sie gut zu gebrauchen, von diesem entschiedenen Gebrauch hängt unsere glückliche oder unglückliche Ewigkeit ab. Was muß ich dazu thun? Mich immer mehr über meine Pflichten aufklären und mir Mühe geben, diese immer besser zu erfüllen, das ist die ernste Realität des Lebens. Meine Pflichten sind zahlreich. Als Christ muß ich ohne Unterlaß an Christus denken, seine Lehre betrachten, sein Beispiel befolgen und mir Mühe geben, ihn über Alles und aus allen Kräften meiner Seele zu lieben. Als Vater muß ich für meine Kinder sorgen, ich bin verpflichtet, sie ernst und sanft zu erziehen und ihnen von frühester Jugend die höchste Idee und größte Liebe zu unserer heiligen Religion einzuflößen. Als Hausherr muß ich sowohl über Dienstboten als Kinder in geistiger und körperlicher Hinsicht wachen, sie mit Güte behandeln und ihre Fehler mit Geduld ertragen . . . Als Beamter des Staates habe ich alle Pflichten meines Amtes zu erfüllen, mich davor zu hüten, daß ich von meinen Vorgesetzten übel rede, mich ihrem Willen

von Herzen zu unterwerfen und sie aufrichtig hochzuschätzen. Das ist so ungefähr die Summe meiner Pflichten — aber ist eine davon, die ich ganz und stets erfüllt hätte? —" „Wer es nicht versteht, der Sklave seiner Pflicht zu sein, wird niemals Herr seiner Leidenschaften; man herrscht hier nur, insofern man sich dort unterwirft."

Aber diese Pflicht ist hart, und die treue Ausdauer macht sie noch härter, darum sieht Paqueron sich auch nach Mitteln um, sich zu kräftigen und stets zu erneuen in seinen guten Vorsätzen. Wir können unmöglich in dieser Skizze die herrlichen Seiten wiedergeben, die er, der Weltmann, über die Übung der Gegenwart Gottes, die Beicht und heilige Communion, die geistliche Lesung, die Selbstverläugnung und Abtödtung in sein Tagebuch schrieb. Darnach aber dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn er nicht bloß mit Hintansetzung aller Menschenfurcht und kühner Verachtung der Spötter überall als Christ und Katholik auftritt, sondern täglich immer mehr in der Läuterung seiner Seele von den kleinsten Unvollkommenheiten fortschreitet. „Die christliche Beharrlichkeit ist ja Fortschritt." So sehen wir denn z. B., wie Paqueron sich eines Tages Vorwürfe macht, daß er mit zu großem Eifer die Gelegenheit ergriffen, einen pecuniären Gewinn zu erzielen; ein anderes Mal tadelt er sich, daß er bei Erfüllung seiner Amtspflichten zu sehr auf den materiellen Vortheil sieht, den er für seine Kinder daraus zu ziehen denkt. „Nicht die Vermehrung des Vermögens soll man in der Arbeit suchen, das erniedrigt sie; Gottes Gesetz dadurch zu erfüllen, muß unsere erste Absicht sein . . . dann hauptsächlich die Sühnung unserer Schuld. Wer die menschliche Thätigkeit nicht von dieser Seite betrachtet, kann dieselbe nicht verstehen und noch weniger würdigen."

Zwei Jahre nach dem Tode der Gattin fand Gott den Colonel wieder fähig, ein neues Opfer zu bringen: sein jüngster Sohn August starb. „Armes Kind," so schreibt der Vater, während er am Todesbette wacht, „armes Kind, auch du willst mich verlassen! Du warst gewiß zu liebenswürdig und ich zu stolz auf dich — ich bin nicht mehr werth, dich zu besitzen, du hättest mein Leben zu angenehm gemacht . . . O liebes Kind, vergiß nicht meiner im Himmel! Gedenke, daß auch ich zu deinem Glücke beigetragen, und bitte Gott, mich zu segnen, daß auch ich zu ihm komme", „wo schon mehr als die Hälfte meines Herzens weilt".

Allein bald fühlte Paqueron den Egoismus eines solch' frommen Wunsches, und „nicht sterben, sondern leiden und arbeiten" wurde seine Losung. „O mein Gott, nimm du den Platz in meinem Leben ein, den

meine theuren Hingeschiedenen besaßen. Nimm die Zeit, nimm die Kräfte, die ich ihnen gewidmet hätte. Ich überantworte mich dir ohne Rückhalt. Je mehr du mir genommen, um so mehr will ich dir geben, und so mein Opfer vollenden und das Recht erwerben, in dir Alles das wiederzufinden, was ich verloren habe.“ In diesem Gebete lag schon der Ruf Gottes zum christlichen Apostolat, das der Soldat Christi künftig ausüben sollte.

Endlich war sein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen; die Marseiller Fabrik war in so gutem und geregeltem Zustand, daß sie unter jeder anderen Leitung gedeihlich fortarbeiten konnte. Paqueron verlangte und erhielt denn auch endlich seine Versetzung nach Angoulême, der Heimath seiner Gattin. Hier war dieselbe Arbeit wieder zu beginnen, die er in Marseille mit soviel Umsicht und Selbstentäußerung vollendet hatte. Drei neue Fabriken erstanden nach seinen Plänen, unter seiner persönlichen Überwachung; die Charente mußte eingedämmt, Mühlen und Wasserwerke errichtet werden — Alles betrieb, leitete und überwachte er mit der größten Umsicht und Sachkenntniß. Er selbst wundert sich über seine Thätigkeit: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich mich so vergessen könnte. Wochen und Monate verschwinden gerade, als wäre ich glücklich! Und wer weiß, ob ich es nicht bin? . . . Wirklich, wenn ich die Vergangenheit betrachte, so fühle ich eine schreckliche Leere — schließe ich mich aber in die Gegenwart ein, betrachte ich die reine Stirn meiner Kinder und schaue ich hinauf zu den alten Kirchen von St. Ausone und Fleac, wo ich so oft die heilige Communion empfange, vergrabe ich mich in meine Arbeiten und denke ich an die künftige Ruhe im Himmel, — so zieht in meine Seele eine Ruhe und ein Frieden ein, als hätte mich niemals das Leiden niedergeschmettert! O, schauen wir immer hinauf!“

Zwei Jahre hatte die unermüdliche Arbeit gedauert; Paqueron glaubte nun ruhen und in dem Kreis der Seinen und der zahlreichen Freunde nur Gott und den Armen leben zu dürfen — da ereilt ihn der Ruf der Regierung, welche ihn mit einer militärwissenschaftlichen Sendung nach Nordafrika betraute. Dieser Ruf, so ehrenvoll er auch war, verlangte ein schweres Opfer, allein Paqueron gehorchte und schrieb als Trost das kurze, wunderbar treffende Wort: „Wohin ich auch gehen mag, ich werde Gott überall — und meine Gattin nirgendmehr finden.“

Die Arbeit, freundschaftliche Beziehungen zu den hervorragendsten Offizieren, besonders zum General Lamoricière, das Studium der Lan=

dessprache und besonders der kirchlichen Geschichte Nordafrika's schufen bald die Fremde in eine neue Heimath um. Drei Jahre durchirrt und durchforscht er den algerischen Boden, und da er schließlich zu der Überzeugung von der Nutzlosigkeit weiteren Suchens gelangt ist, kommt er um seine Rückberufung ein, und verlangt als Lohn für seine mühevolle Sendung nur wieder den alten Posten in Angoulême. Umsonst riethen ihm seine hochgestellten Freunde, bei Hof oder im Ministerium seine Verdienste geltend zu machen und sich emporzuschwingen, wie so viele weniger Begabte. Allein die Diplomatie, die nur zu häufig identisch ist mit Intrigue, stieß den stolzen und geraden Sinn Paquerons ab: „Das Avancement wird kommen, wann Gott will — und was die Ehre betrifft, die sitzt bei mir da: ‚gloria nostra testimonium conscientiae nostrae'. Ich will von der Erde nur gerade so viel, als nöthig ist, in den Himmel zu gehen."

1835 traf Paqueron wieder in Angoulême ein. „Nun bin ich wieder bei meinen Arbeitern und meinem Pulver; ich habe wieder einen Herd, meine Tochter ist bei mir; ich bewache sie und sie bewacht mich; ich habe den Frieden in der Einsamkeit, die mich umgibt, und ziehe Gott in meine Arbeiten hinein. Was kümmert mich da die Welt? Meine Fabriken bringen noch etwas Besseres, als Pulver, hervor — nämlich meine ewige Glorie. Die kleinsten Dinge mit den erhabensten Absichten verrichten, das heißt sein Leben zugleich angenehm machen und es heiligen . . . O wie gut ist der liebe Gott!" Die Widerwärtigkeit blieb nicht aus. Zwei Pulverexplosionen zerstörten den größten Theil der Fabrik und schleuderten Paqueron wieder für elf volle Jahre in das Gewühl des Restaurirens und Bauens zurück, dem er endlich einmal entronnen zu sein glauben durfte. Am Schlusse dieser elfjährigen rastlosen Thätigkeit — Paqueron war auch hier wieder zugleich Ingenieur, Architekt und Unternehmer — war die Poudrerie von Angoulême eine der großartigsten in ganz Frankreich. Zudem aber hatte der umsichtige und gewissenhafte Soldat dem Staate ein solches Ersparniß gemacht, daß die Regierung selbst ungebeten ihren Dank bezeigen wollte und ihm das Kreuz eines Offiziers der Ehrenlegion gab, nachdem sie ihn ein Jahr vorher zum Oberstlieutenant ernannt hatte.

Inmitten dieser zerstreuenden Berufsarbeiten fand Paqueron nicht bloß die nöthige Zeit für seine gewöhnlichen Geistessammlungen und frommen Übungen, für die immer mehr Zeit und Aufmerksamkeit fordernde Erziehung seines Sohnes Karl und seiner Tochter, sondern

er glaubte auch als Bürger von Angoulême neue Pflichten auf sich nehmen, seine reichen Kenntnisse und zumal sein reiches Herz den neuen Mitbürgern ganz zur Verfügung stellen zu müssen, und er that dieß in einem solchen Maße, daß Bischof Cousseau einmal ausrief: „Ich kann mir Angoulême ohne den Colonel gar nicht vorstellen!" Voran gingen natürlich die Vaterpflichten. Mochten auch die Kinder heranwachsen, Paqueron ließ darum in Nichts von seiner Wachsamkeit und Strenge nach: „Gott mag mich absetzen, wann er will, aber abdanken werde ich nie," pflegte er scherzend von seiner Auctorität zu sagen. „Gott," sagte er einmal, „hat zwei Perlen in des Kindes Seele gelegt, den Gehorsam und die Reinheit. Wehe Jenem, der ihm eine derselben raubt, er tödtet dadurch unfehlbar den künftigen Mann im Kinde." Das hatte Paqueron in der Revolution gelernt. Übrigens wußte er auch wohl, „daß, wer Kinder erziehen will, vorab selbst ein Heiliger werden muß"! In den Briefen an Karl, der in Paris studirte, offenbart sich das Herz des Vaters in seiner ganzen Schönheit und Tiefe. „Ich glaube, daß alle meine Pflichten als Vater sich auf diese eine zurückführen lassen: die Interessen Gottes im Herzen meines Sohnes zu vertheidigen, denn so werde ich zugleich die Rechte Gottes, die Rechte meines Sohnes und meine eigenen väterlichen Rechte schützen. Im Guten ist ja überall Harmonie!" Nach so erhabenen Grundsätzen war denn auch die regelmäßige Leitung eingerichtet, welche der Sohn während zwölf langer Studienjahre vom Vater empfing. Ist der Jüngling muthlos, so weiß der Vater ihn durch sein Beispiel neu zu kräftigen. „Auch ich habe die Erschlaffung der Seele erfahren, liebes Kind; mit natürlicher Kraft siegt man dabei nicht ob. Wenn mich dieser innere Ekel erfaßte, hatte ich ein unfehlbares Mittel, aber auch nur dieses eine, ich erschloß mein Herz dem Beichtvater und empfing darauf die heilige Communion. . . . Glaubst du, daß ich ohne die heilige Communion mein einsames Leben mit seinen Verlusten in der Vergangenheit und den Bitterkeiten in der Gegenwart ertragen würde?" Wenn ferner der Vater den Sohn warnt, aus Menschenfurcht seine Principien in der schlechten Atmosphäre der polytechnischen Schule zu verläugnen, so zeichnet er auch hier wohl unwillkürlich sein eigenes Bild: „Pflanze sofort deine Fahne hoch auf, damit man wisse, wer du bist. Nach 48 Stunden darf kein einziger deiner Mitschüler über dich im Zweifel sein oder dich noch um deine Gesinnung fragen müssen. Das ist das einzige Mittel, eine falsche Stellung zu vermeiden. Sei Christ, einfach, aber frei . . . Vor Allem

keine Schwachheit. Wer die Ehre hat, Christ zu sein, braucht nicht um Nachsicht oder Duldung für seine Überzeugung zu betteln, er hat das Recht, Respect zu fordern. Fürchte nicht, als Sonderling zu gelten. Seit mehr als 40 Jahren bin ich ein solcher großer Sonderling und doch haben weder Gott noch die Menschen mich dafür gestraft." Politik soll der Sohn nicht treiben: „Die Politik ist nur eine Quelle der Zwietracht. Keiner hat dabei klare Ideen, dafür aber Jeder seine Leidenschaft. Der Unfriede zwischen den Gefühlen bricht gewöhnlich noch vor dem Widerspruch der Gedanken aus . . . Das ist ein Ding, was mir ganz besonders verhaßt ist . . . Wie Viele von jenen, die immer von Politik reden, haben sich denn eigentlich die Mühe genommen, zu studiren, und gar erst wie Viele haben sich nach dem Studium eine Überzeugung gebildet! . . . Zeige einen weiten Geist, arbeite aus Gewissenhaftigkeit, um die Absichten Gottes zu erfüllen, deine Zukunft vorzubereiten, deinem Lande nützlich zu werden — dann magst du später Politik treiben. Die Kunst, Unsinn zu reden, wird noch lange nicht aus der Mode kommen." Was Paqueron hier seinem Sohne anräth, das beobachtete er selbst, und in den vielen Seiten seines Tagebuches findet sich auch kein einziges Wort über auswärtige Politik, mithin auch keine chauvinistischen Ausfälle gegen Deutschland. Es ließe sich aus der pädagogischen langjährigen Correspondenz Paquerons noch so manche treffliche Stelle ausschreiben. Nur noch eine führen wir hier als für den Vater sowohl als die damalige Zeit des aufblühenden Liberalismus charakteristisch an. Schon einmal hatte Paqueron den Sohn vor den philosophischen Vorlesungen des Collège de France gewarnt; nun mahnt er im Allgemeinen: „Seien wir immer logisch, und gehen wir kühn den Dingen auf den Grund. Kein ‚so ungefähr' oder ‚beinahe', besonders wo es sich um Dogma und Moral handelt. Wenn Jemand in der Wissenschaft nur so beinahe etwas versteht, so versteht er nichts; wer in der Religion nicht gänzlich glaubt, glaubt nicht hinreichend. Handelt es sich um das Herz, wer nicht maßlos sich hinzugeben weiß, zählt nicht zu den wahren Freunden; die Halb-Wahrheiten, der Halb-Glaube, die Halb-Großmuth, das Alles ist Ballast mittelmäßiger Seelen, die dasjenige Mäßigung nennen, was nur Feigheit und Ohnmacht ist."

Bei solcher Vorsorge für seine Kinder, bei dem guten Beispiel, das er ihnen gab, und besonders bei dem Gottessegen, den er über ihre Häupter herabflehte, konnte es nicht ausbleiben, daß diese Kinder die Krone ihres Vaters, das schönste Werk seines Lebens und ausgezeichnete

Christen wurden. Kaum waren Tochter und Sohn versorgt, so erging ein neuer Ruf der Regierung an den bereits alternden Vater, und zwar galt es dießmal eine Anstellung als Director an der Zündhütchenfabrik in Paris. Als solcher mußte Paqueron sofort in eine wissenschaftliche Commission eintreten, die unter dem Vorsitz des Herzogs von Montpensier, eines Gönners Paquerons, nach neuen Zündstoffen suchte. Mit frischer Jugendbegeisterung, aber auch aus aufrichtigem Pflichtgefühl, nahm der Oberstlieutenant seine chemischen Studien wieder auf, und zwar mit einem solchen Erfolge, daß er zu großem Theil die spätere Erfindung der Schießbaumwolle durch den Wiener General v. Lenk vorbereitete, und für seine unverhofften Erfolge endlich auf Nachsuchen der Commission zum Colonel ernannt wurde. Die „Zündhütchen" und die Forschungen über neue Zündstoffe waren jedoch keineswegs im Stande, die Thätigkeit eines Mannes, wie Paqueron, zu erschöpfen. Das katholische Leben mit seinen Vereinen und wohlthätigen Anstalten blühte in Paris um jene Zeit um so schöner auf, als man in der Atmosphäre vor 1848 die nahen socialen Stürme schon voraus ahnte. Dieser katholischen Strömung zu folgen, sich ihr anzuschließen, den hauptsächlichsten Leitern derselben persönlich nahezutreten, war für Paqueron ein Herzensbedürfniß. Bald hat seine christliche Erfindungsgabe eine neue Industrie zu Gunsten der Armen entdeckt, die er neben den anderen guten Werken mit Eifer betreibt. Er nennt es das Werk „der Schuhe", das darin bestand, daß er weggeworfene Schuhe sammeln, putzen und ausbessern ließ und sie dann auf seinen Vincenz-Besuchen neben anderen Almosen an die Armen vertheilte. In welchem Maßstabe er dieses Geschäft betrieb, sehen wir aus einem Briefe, wo er von 12—1500 Paaren spricht, die er in seinem „Magazin" habe und meistens aus Bußgeist selbst putzte. Eine Anekdote charakterisirt Paqueron zu gut, um hier nicht kurz erzählt zu werden. Eines Abends bat General Nègre den Colonel, ihn in's Theater zu begleiten. „Sehr gern," erwiedert dieser, „nur bitte ich Sie, haben Sie die große Güte, mit mir in ein Haus zu treten, wo ich fünf Minuten zu thun habe." General Nègre willigt ein und Beide steigen in eine elende Mansarde, wo eine Mutter mit fünf Kindern am Krankenbett des Vaters weinen. Die Scene war herzzerbrechend selbst für einen Haudegen. „Wie wär's, General, wenn wir das Geld für die Theaterbillete hier ließen?" flüstert der Colonel seinem Begleiter zu. — „Muß wohl, muß wohl," brummte dieser freundlich; „das war wieder einer Ihrer Streiche!" Dann gab er ihm drei

Goldstücke und fragte ironisch: „Nicht wahr, das wird wohl noch heute Abend bei Unserer Lieben Frau von den Siegen erzählt?“ — „Warum nicht? und Sie könnten wohl selbst das thun.“ Wirklich knieten die beiden Soldaten noch am selben Abend vor dem Altare des wunderthätigen Bildes — und ehe eine Woche verging, starb General Nègre eines plötzlichen Todes.

Ohne den socialen und regeneratorischen Charakter der Armenbesuche zu verkennen, warnt Paqueron sich selbst nicht minder als seine Freunde vor Selbsttäuschung. „Gewiß, es ist viel geschehen, wenn man eine ‚Oeuvre‘ in Gang gebracht hat . . . aber zwei Bedingungen sind erfordert, um auf die Seelen der Armen einzuwirken (und nur die Seelen darf man im Auge haben): vor Allem das Bewußtsein unserer eigenen Ohnmacht, und dann das der allmächtigen Erbarmung Gottes . . . Die Zukunft gehört den Demüthigen von Herzen. Derjenige, welcher sich vor Gott verdemüthigt, im Geheimen betet und communicirt für die Armen, ist für die menschliche Gesellschaft nützlicher, als alle Philanthropen dieser Zeit.“

Da brach die Revolution von 1848 aus und Colonel Paqueron, an der Spitze des Arsenals, war einer der Ersten, welcher den Anprall des Haufens, der um Waffen und Munition schrie, auszuhalten hatte. Als Gefangener lebte er in seinem Hause und betete zu Gott um das Ende jener schlimmen Tage. Als man den Erzbischof von Paris zum Martertode führte, bat der hochherzige Bekenner Christi seine Schergen um die Gunst, einige Augenblicke mit dem Colonel Paqueron reden zu dürfen. Dem bescheidenen Soldaten pochte das Herz und flossen die Thränen der Rührung und Beschämung, als er diese Gnade erfuhr. Er warf sich dem guten Hirten zu Füßen, konnte aber nicht umhin, seiner Furcht um des Bischofs theures Leben Ausdruck zu geben. „Die Leute sind betrunken, Monseigneur.“ — „Wohlan, so werden sie weniger Schuld haben, wenn sie mein Blut vergießen,“ erwiederte der christliche Held. Er ließ sich noch ein letztes Mal von dem Colonel umarmen und wollte sich wieder in die Hände der Henker überliefern, als Paqueron einen großen grünen Zweig abbrach und in des Bekenners Hände legte: „Gebe Gott, Monseigneur, daß Sie ihn mir wiederbringen!“ Zwanzig Minuten später hatte der Bischof, des Soldaten Palme in der Hand, sein Opfer auf dem Platz der Bastille geendet.

Auch die Revolution ging vorüber und Paqueron sehnte sich mehr als je aus „dem blinden Babylon und aus der Mitte seiner bösen Pro-

pheten" hinweg. Im Juli 1848 ward er als Director der Artillerie nach La Rochelle versetzt. Die sociale Stellung des Colonels bot hier insofern eine Schwierigkeit, als er es zum großen Theil mit einer protestantischen Umgebung zu thun hatte. Allein in seinem entschieden katholischen Herzen wußte er für die Irrenden bei allem Haß gegen den Irrthum eine solche Liebe zu finden, daß er bald allgemein geliebt und geachtet war. „Das ist der Colonel", sagte man, sobald er in Gesellschaft erschien, und sofort verstummte jedes Wort, das sein religiöses Zartgefühl hätte verletzen können. Wurde er von Protestanten an Freitagen eingeladen, so verstand es sich von selbst, daß nur Fastenspeisen aufgetragen wurden. „Ach," so hörte man manche der einflußreichsten Protestanten sagen, „wären alle Katholiken wie der Colonel, so wären wir morgen katholisch!" Der katholische Bischof von La Rochelle drückte denselben Gedanken aus, wenn er sagte: „Der Colonel ist mein bestes Argument gegen die Protestanten; er hat noch etwas Anderes, als seine Artillerie von Bronze zu seiner Verfügung, er ‚richtet' nach allen Seiten seine Tugenden, die fähig sind, unsere tödtlichsten Feinde zu schlagen." Und doch disputirte Paqueron nie: „Streiten wir nicht mit Worten, leben wir gut. Das Licht der guten Werke erleuchtet Jeden und beleidigt Keinen!"

So verflossen wiederum vier Jahre; der Colonel, dem unterdessen das Kreuz des Commandeurs der Ehrenlegion zu Theil geworden, trat in sein 60stes Jahr; das war, wie er in seiner gewohnten scherzenden Weise es nannte, „der Trompetenstoß zum letzten Angriff". Er verlangte daher auch seine Pensionirung, um die letzten Tage nur für Gott und die Armen zu leben. Seine Freunde waren nicht wenig besorgt, soviel Ruhe nach soviel Arbeit würde dem Colonel den Todesstoß geben. Er aber beruhigte sie: „Nur keine Furcht; ich werde in eurer Mitte leben, und das ist Balsam für mein Herz. Dann bleibe ich ja mit der Sorge meiner Seele betraut, und das ist wahrhaftig keine Sinecure, noch auch eine leichte Verwaltung. Und dann habe ich nicht, um meine freien Augenblicke auszufüllen, des unendlichen Gottes Gegenwart, die mich einst für eine Ewigkeit beschäftigen wird? Und da wollen Sie noch fürchten, ich würde Langeweile haben? Gott helfe euch zu besseren Gedanken!" Er wollte daher auch nicht, daß man seinen Rücktritt vom öffentlichen Amt eine „Retraite" nenne, „da er unmittelbar aus dem Staatsdienst in den Dienst Gottes übertrete".

In der That waren die letzten elf Jahre (1852—1863) des Colonels

ein wahrer Gottesdienst in der weitesten Bedeutung; die täglichen geistigen Übungen wurden um einige Stunden verlängert, und alle übrige Zeit stand zur Verfügung der Armen, Raths- und Trostbedürftigen, und besonders der Religion. Paqueron war wieder nach Angoulême zu seiner Tochter zurückgekehrt, und es dauerte nicht lange, so hatte ihn die Liebe und das Vertrauen der Bürger in alle möglichen öffentlichen Commissionen und Vereine gewählt, gleichviel ob bürgerlich oder religiös. Präfectur und Mairie nicht weniger als das Diöcesan-Comité wären rathsunschlüssig gewesen, wenn Paqueron ihren Versammlungen nicht angewohnt hätte. Daneben war der Colonel von den verlassensten Armen der entlegensten Stadtviertel ebensowohl gekannt und geliebt, als von den Besuchern der vornehmsten und geistreichsten Salons. Und doch scheute er sich nirgends, weder in den liberalen Kreisen der Präfectur, noch in den weltmännischen Vereinigungen und Festen, seine Meinung offen und frei, wenn auch mit Liebe und Vorsicht, auszusprechen: „Wo unser Heiland nicht ist, da ersticke ich; und bei einer Sache, für die man Gott nicht interessiren kann, will ich meine Zeit nicht verlieren.“ So schrieb er kühn, als man die Aufforderung an ihn ergehen ließ, sich an die Spitze des officiellen Vereins der „secours mutuels“ zu stellen. Er wollte keine Philanthropie, sondern christliche Charitas, und sein Ansehen war so groß, daß die kaiserliche Regierung wirklich auf sein Programm einging, wenn nur er dann die Präsidentschaft annehme. Ebenso mußte er kurze Zeit darauf den Vorsitz der Conferenz vom hl. Vincenz von Paul annehmen, und es ist nicht zu sagen, wie viel Jugendfeuer der Sechzigjährige seinen jugendlichen Mitarbeitern einzuflößen wußte. „Das muß brennen,“ pflegte er zu sagen; „jedes Mitglied der Conferenz muß eine glühende Kohle sein, um die Seelen der Armen zu entflammen.“ Es würde zu weit führen, alle Mittel namhaft zu machen, welche der Colonel nach und nach anwendete, um die Zahl der Mitglieder zu vergrößern und den Kreis der Wirksamkeit zu erweitern; durch seine Auctorität brachte er es dahin, daß selbst in jenen schlimmen Tagen, als die Vincenz-Vereine beim Kaiser in Ungnade gefallen waren, die einflußreichsten Beamten und Offiziere von Angoulême es sich offen zur Ehre anrechneten, diesem Vereine anzugehören. Der Colonel war trotz seines Alters unermüdlich; während der Maire erklärte, „in dem Einen Colonel ständen ihm zehn Männer zur Verfügung“, nannte der Bischof ihn nur einfach „seinen weltlichen Generalvikar“ (grand vicaire laïque). Daneben war Paqueron der Architekt armer Landpfarrer und

religiöser Genossenschaften, und baute nicht weniger als fünf große Klöster.

Die einzige Erholung, welche der Greis sich gönnte, war die Stunde, die er im Kreise seiner heranwachsenden Enkel zubrachte; dann an Stelle der Ferien im Sommer irgend eine Wallfahrt und eine Woche geistiger Einsamkeit. 1862 folgte er der Einladung seines Bischofs und ging in dessen Begleitung nach Rom, wo der hl. Vater „den armen Bauernsohn“, wie dieser sich selbst nannte, mit der größten Liebe und einer Art Ehrfurcht empfing. „Ach, nun möchte ich mein Auge schließen, aus Furcht, nach all dem göttlichen Glanz in Rom noch Anderes sehen zu müssen,“ schrieb der entzückte Vater an seinen Sohn, und Gott schien dieses nunc dimittis zu erhören. Kaum war ein Jahr verflossen, da fühlte sich der Colonel beim Nachhausegehen von seinen Armenbesuchen vom Fieber ergriffen, eine Lungenentzündung bildete sich aus und zehn Tage später (28. Dec. 1863) gab er seine Seele in die Hände seines Schöpfers: „Jesus, Maria, Joseph — o ja, sie sehen!“ das waren seine letzten Worte.

Ein „großer Mann des Guten“ war gestorben, die Trauer der ganzen Stadt war eine unbeschreibliche, die weite Kathedrale war zu eng, um die Menge zu fassen, welche dem Colonel eine letzte Ehre erweisen wollte, und trotzdem Paqueron sich ausdrücklich jede Feierlichkeit und besonders jede Leichenrede verbeten hatte, konnte der Bischof beim Anblick des weinenden Volkes nicht umhin, seinem Herzen den Trost einiger Worte zum Lobe des Verstorbenen zu gewähren.

Werfen wir nach dieser kurzen Skizze einen Rückblick auf dieses Leben, das trotz seiner ganz gewöhnlichen Verhältnisse wegen der Seltenheit christlicher Tugend etwas ganz Außergewöhnliches hat, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: was hindert denn, daß nicht alle Christen unserer Tage sich zur Vollkommenheit dieses Soldaten erschwingen? „Hüten wir uns,“ schrieb Paqueron einst an seinen Sohn, und mit diesem Worte wollen wir schließen, „hüten wir uns vor den wechselnden Eindrücken der wechselnden Stunden. Die Empfindlichkeit ist eine Krankheit der Zeit, sie zerstört das moralische Leben, das durchaus der Ständigkeit und steter Stützen bedarf. Unsere Väter waren stark und widerstandsfähig in der Seele, weil sie weniger unsichere Ideen und einen festeren Glauben hatten, weniger lebhaft, dafür aber tiefer empfanden. Ihr Leben beruhte auf unentwegten Principien und war ewigen Idealen geweiht. Die Windstöße des häuslichen Schmerzes und der öffentlichen Heimsuchung gingen über sie dahin, ohne sie zu er=

schüttern. „Ich kann Alles in dem, der mich stärkt', das war ihre Devise. Heute haben wir uns von Gott abgetrennt, sind auf unsere eigene Erbärmlichkeit angewiesen und daher zugleich eitel und furchtsam: wir beginnen übermüthig und endigen kläglich. Der geringste Hauch wirft uns zu Boden und fegt uns hinweg. Es ist erbärmlich anzusehen, wie wir in einem Wirbelwind von wechselnden Empfindungen und Ideen dahingetrieben werden; an Alles uns anklammern wollend, nirgends aber einen festen Standpunkt fassend, für Alles leidenschaftlich entflammt und doch Nichts liebend; alte Kinder, ohne die Unschuld der Jugend und die Weisheit der grauen Haare. O seien wir stärker und fester als diese Zeit, trennen wir unser Herz nie los von unserem Glauben, unserer Hoffnung und unserer Pflicht: Glaube, Hoffnung und treue Pflichterfüllung, d. h. thätige Liebe, das sind die drei Anker, die dem Leben Stetigkeit, Sicherheit und Größe gewähren."

Auf Paquerons Grab aber steht mit Recht geschrieben: „Véritable soldat chrétien" — miles Christi.

W. Kreiten S. J.

Die Schattenseiten der kirchenpolitischen Zustände Nordamerika's für die katholische Kirche.

(Schluß.)

6. Während die katholische Kirche in ihrem Innern mit den verhängnißvollen Schwierigkeiten des Freiwilligkeitssystems zu ringen hatte, bereitete protestantische Intoleranz ihr nahezu auf allen Punkten der Union bald kleinere, bald größere Belästigungen und Verfolgungen. Als Bischof Dubois von New-York am 29. Mai 1833 bei Nyak am Hudson den Grundstein eines Priesterseminars gelegt hatte, geriethen die Fanatiker der Nachbarschaft in eine solche Wuth, daß sie sich nicht begnügten, die Incorporation des neuen Institutes zu hintertreiben; ein gewisser Reverend Brownlee forderte vielmehr so lange und so heftig zum Kreuzzug wider den Papismus auf, bis der Mob in Bewegung gerieth und den Neubau des katholischen Collegs in Asche legte. Umsonst hatte der Bischof die staatlichen Autoritäten zu seinem Schutze aufgefordert;

der Brandstifter Brownlee war mächtiger. 1831 hatte ein anderer Brandstifter die Kirche St. Mary's in New-York niedergebrannt. Es erforderte ein gewaltiges, unerschütterliches Gottvertrauen, um unter solchen Ereignissen, an bloße Almosen gewiesen, von inneren und äußeren Hindernissen bedrängt, nicht nur das Zerstörte neu aufzubauen, sondern fast Jahr für Jahr die große Handelsmetropole mit einer neuen katholischen Kirche zu bereichern. 1854 wurde dem Bischof Fitzpatrick von Boston die im Bau begriffene Kirche zu Dorcester zerstört; am 4. und 5. Juli dieses Jahres schaarte ein Fanatiker, Namens Orr, als „Engel Gabriel" den Pöbel von Bath zusammen, stürmte mit ihnen die katholische Kirche, zerbrach Stühle und Bänke, riß das Kreuz vom Thurme und steckte die Kirche in Brand. In denselben Tagen griff eine Rotte von 500 Mann in Manchester (New-Hampshire) das irische Quartier an, vertrieb die Katholiken aus ihren Wohnungen, zerstörte alles Mobiliar und wollte die Kirche in Brand stecken, als endlich die öffentliche Autorität gegen sie einschritt. Der noch jetzt lebende P. Bapst S. J. wurde von den Knownothings „getheert und gefedert". In Philadelphia nahm der Vandalismus solche Dimensionen an, daß sich protestantische Bürger genöthigt sahen, ihre Häuser durch große Placate mit der Inschrift: No Popery here (hier ist kein Papismus), zu retten. „Zwei katholische Kirchen niedergebrannt," so zeichnet ein Protestant die fünfmonatliche Wirksamkeit der Knownothings, „eine Kirche dreimal in Brand gesteckt und entweiht, ein katholisches Seminar und ein katholisches Zufluchtshaus von den Fackeln eines brandstifterischen Pöbels verheert, zwei Pfarrhäuser und eine kostbare Bibliothek zerstört, vierzig Wohnhäuser in Ruinen, etwa vierzig Menschenleben geopfert, sechzig unserer Mitbürger schwer verwundet, Aufruhr, Rebellion und Verrath zweimal in unserer Mitte herrschend, die Gesetze frech mit Füßen getreten und Friede und Ordnung durch rohe Gewaltthat gestört." [1] Das sind nur einige, besonders hervorstechende Blüthen der Toleranz, welche der Protestantismus im klassischen Lande der „Freiheit" in neuerer Zeit an den Katholiken geübt hat. Den stillen Krieg, welcher in Presse und Unterricht, im täglichen Verkehr und Vereinsleben gegen die katholische Kirche geführt ward, können wir hier nicht ausführlicher schildern.

---

[1] Vgl. Olive Branch (U. St. Catholic Magazine), 1845, p. 12. Dr. Mich. O'Connor (Bish. of Pittsburgh), Lecture on Archbishop Kenrik and his Work. Archbishop Spalding, Miscellaneous Writings. Clarke, Lives of the Bishops, I. p. 498 sqq., II. p. 322.

7. Unstreitig die bedeutendste Kampfmaschinerie des Protestantismus in diesem Kriege und zugleich ein gewaltiges Bollwerk des Staates gegen volle Religionsfreiheit war die bis auf die letzten Jahrzehnte herab protestantische Volksschule. Obwohl nämlich ursprünglich ein Annexum der verschiedenen Religionsgenossenschaften und der Leitung dieser überlassen, genoß die Volksschule doch seitens des Staates einen Schutz und eine Hilfe, welche mit der „Religionsfreiheit" in entschiedenem Widerspruch stand und den angeblich confessionslosen Staat thatsächlich auf's Innigste mit den protestantischen Secten verbündete.

So wurden z. B. im Staate New-York vom Anfang dieses Jahrhunderts an bis herab in die vierziger Jahre die nöthigen Schulfonds durch allgemeine Besteuerung aufgebracht; der Staat vertheilte dann die Gelder an die von der Legislatur bestimmten Schulen und Genossenschaften. Abscheulicher Betrug und Ungerechtigkeit, welche bei dieser Vertheilung zu Tage traten, veranlaßten 1824 die Legislatur, behufs gerechterer Vertheilung eine Public School Society in's Leben zu rufen, welcher ein Jahresbudget von 130 000 Dollars zur Verfügung gestellt ward. Doch bei der einen wie bei der andern Verwaltungsweise erhielten die Katholiken, trotzdem auch sie die Schulsteuer bezahlen mußten, so gut wie nichts für ihre eigenen Schulen; im einen wie im andern System war die Schule nur ein Mittel, den Katholiken einen Blutpfennig zu erpressen, um damit protestantische Schulen zu dotiren. Trotz seines unermüdlichen Kampfes gegen diese schreiende Ungerechtigkeit und obwohl unterstützt von dem edeln und einsichtigen Gouverneur Seward, konnte Bischof Hughes von der Legislatur nichts weiter erreichen, als daß sie den Sectarianismus nominell aus der Volksschule verbannte, aber praktisch gar keine Garantien gegen dessen Herrschaft in den Schulen traf. Die Katholiken waren nach wie vor darauf angewiesen, die Staatssteuer für die öffentlichen Schulen zu zahlen und daneben möglichst viele Freischulen zu gründen, um den heterodoxen Einfluß der öffentlichen Schulen wieder zu paralysiren. Denn diese waren, wie sich von selbst versteht, nur nominell confessionslos (unsectarian), und benützten die sonderbare missio canonica des Staats, der Jugend „eine allen Confessionen gemeinsame christliche Bildung" beizubringen, nur dazu, sectirerische Religionstyrannei oder Propaganda zu treiben und arme katholische Kinder zugleich um Religion und Sittlichkeit zu bringen.

Viel inniger als in New-York war die Schule in den Neu-England-Staaten mit dem Sectarianismus verwachsen. Die Bibel war hier nicht

nur das unentbehrliche Hausbuch, sondern auch das erste, obligatorische Schulbuch, und bei der Verwaschenheit und intoleranten Toleranz des amerikanischen Protestantismus ist es begreiflich, daß in Boston noch 1859 katholische Kinder gezwungen wurden, mit kleinen Calvinisten, die allenfalls noch an Christus glaubten, und kleinen Unitariern, die nicht mehr an Christus glaubten, gemeinsam dieselbe Bibel zu lesen. Charakteristisch für diesen schändlichen Eingriff in die vom Gesetz proclamirte „Gewissensfreiheit" ist die Eliot-Schul-Rebellion, welche zu Boston im März 1859 stattfand. Ein kleiner katholischer Junge war in der genannten Schule geprügelt worden, weil er sich geweigert hatte, das Vater unser und die zehn Gebote nach protestantischer Fassung aufzusagen. Da erhoben sich fünf- bis sechshundert Knaben in offenem Widerstand zu Gunsten der Gewissensfreiheit; einige tausend Knaben in andern Stadttheilen vereinigten sich zum selben Zweck. Dieser vernünftige Ausbruch eines natürlichen Gerechtigkeitsgefühls aber, weit entfernt, die „Alten" zur Besinnung zu bringen, rief einen allgemeinen Sturm wider den Papismus hervor. Schon erscholl der zündende Schlachtruf: „Die Bibel in Gefahr! Alle Mann auf Deck!" als es dem Bischof John Bernard Fitzpatrick unter großer Mühe gelang, den Ausbruch der protestantischen Leidenschaften durch eine meisterhafte, unbeantwortbare Denkschrift zu beschwören. Seine maßvolle Festigkeit machte in der Öffentlichkeit übrigens einen so günstigen Eindruck, daß einige Zeit später sogar ein katholischer Priester und mehrere katholische Laien in den Schulrath (School Board) der Stadt gewählt wurden. Doch hat dieß Beispiel nichts weniger als allgemeine Nachahmung gefunden.

„Die Bibel und die Volksschule," so erklärte ein berühmter presbyterianischer Geistlicher öffentlich, „sind die beiden Mühlsteine, welche den Katholicismus aus den Herzen der Kinder herausmahlen." Ein methodistischer Geistlicher prahlte, auf diesem Wege hätten die Katholiken innerhalb zwölf Jahren 1 990 000 Seelen verloren. Ein anderer protestantischer Geistlicher, Dr. Clark von Albany, sagte unumwunden: „Ganze Massen sind dem Einfluß unserer Institutionen erlegen und die mächtigste Kraft bei diesem Werke war unser bewundernswerthes Volksschulsystem." [1] Vermöge dieses „bewundernswerthen Volksschulsystems" sind

[1] Wir citiren diese Äußerungen, welche leider nur allzu sehr der Wirklichkeit entsprechen, nach einer Rede des katholischen Bischofs Mac Quaid von Rochester, gehalten in Cleveland, Ohio, 17. Dec. 1874.

die Katholiken, welche meist den ärmeren Klassen angehören, gezwungen, die kostspieligen Bauten und die lächerlich vornehme Ausstattung der Staatsschule mit ihrem Steuerpfennig zu unterstützen, dann, da sie ihre Kinder diesen Fangnetzen der protestantischen Propaganda nicht anvertrauen können, sich, nach Möglichkeit ihrer beschänkten Mittel, eigene Frei- oder Pfarrschulen zu bauen und dann für diese abermals eine Steuer zu zahlen. Durch diese doppelte Steuer noch nicht befriedigt, spotten dann die Protestanten über die natürlicher Weise ärmlich ausgestatteten katholischen Volksschulen und schreien nach „obligatorischem Schulunterricht“ [1]. So verrufen [2] und verhältnißmäßig schlecht besucht [3] diese Staatsschulen vielerorts sind, und so gewaltige Anstrengungen die Katholiken machen, um durch Gründung von Freischulen ihren Einfluß zu paralysiren, so lasten sie doch nicht nur wie ein drückender Alp auf der angeblich so „freien“ katholischen Bevölkerung, sondern sie haben in den Reihen der ärmeren katholischen Jugend in großen Dimensionen unersetzlichen Schaden angerichtet, und laut mußten die katholischen Bischöfe Amerika's noch 1868 ihre Stimme wider diese Pflanzschulen des Indifferentismus und der Sittenverderbniß erheben.

8. Wie die Staatsschule, der vielgepriesenen „Religionsfreiheit“ unerachtet, durch die Gesetzgebung und Politik der Einzelstaaten eine specifisch protestantische Anstalt war, so war es auch mit den Hospitälern, Hospizen, Gefängnissen, Waisen-, Corrections-, Zufluchtshäusern, kurz, mit allen Anstalten, welche der Staat leitete oder direct unterstützte. Da die meisten Staaten anfänglich ganz oder überwiegend protestantisch waren, läßt sich hiergegen nicht viel einwenden. Eine protestantische Hauskapelle und ein protestantischer Hausgeistlicher genügten und entsprachen dem religiösen Charakter dieser Institute. Allein man hielt an der protestantischen Leitung und Einrichtung dieser Anstalten in den meisten Staaten auch dann noch fest, als das Verhältniß der Katholiken zur Gesammtbevölkerung von 0,5 Proc. auf 16 Proc. gestiegen war und in Folge dessen jene Anstalten sich mit zahlreichen katholischen Waisenkindern, Armen und Sträflingen bevölkerten. Man begnügte sich nicht, diese Unglücklichen jeder Übung ihres Glaubens und

---

[1] Edmund F. Dunne, Our public schools, St. Louis 1875, p. 28.

[2] Vgl. Jannet, p. 381, 390—393. v. Hammerstein, Die Schulfrage, S. 34. Acta et decreta Concilii Balt. Baltimorae 1868. Decr. tit. 9. cap. 1. n. 426. Boston Herald, 20. Oct. 1871. Freeman's Journal, 11. March 1876.

[3] Dunne, p. 26.

jedem Einfluß ihrer Priester zu entziehen, sondern man übte den drückendsten Zwang auf sie aus, nöthigte sie zum Besuche des protestantischen Hausgottesdienstes, zum Lesen der protestantischen Bibel, zur Theilnahme am protestantischen Religionsunterricht. Zahllose Waisenkinder wurden in diesen Anstalten mit Zwangsmitteln dem Glauben ihrer Väter entrissen, zahlreichen Sträflingen der Trost des Bußsacramentes verweigert und statt desselben eine verstümmelte Bibel aufgedrungen, Tausenden von Kranken, welche Elend und Jammer dahin verschlug, in der Todesstunde das Brod des Lebens und die letzte Ölung versagt. Man blieb nicht bei der Verführung stehen, man wandte die härtesten Strafen an, um wehrlosen katholischen Kindern den „Romanismus" auszutreiben. Noch 1872, also im höchsten Sonnenglanze des toleranten neunzehnten Jahrhunderts, wurden in einer solchen Anstalt in New-York minderjährige Kinder gepeitscht, bei Wasser und Brod eingesperrt und an den Daumen aufgehängt, weil sie sich geweigert hatten, den protestantischen Hausgottesdienst zu besuchen. Erst in den letzten Jahren haben sich einige Regierungen herbeigelassen, diesem protestantischen Zwangsapostolat, durch gerechte Berücksichtigung der Parität, ein Ende zu machen. In New-York selbst wandte der Staat dem katholischen Correctionshaus in Wetchester Subsidien zu und gestattete im Gefängniß von Albany den Zutritt katholischer Geistlichen; in Minnesota wurde 1874 den Sträflingen freie Religionsübung gestattet; in New-Jersey gelangte eine Bill in diesem Sinne zur dritten Lesung, wurde aber, auf die Rede eines wüthenden Puritaners hin, mit 34 gegen 22 Stimmen verworfen; in Vermont fiel ein ähnlicher Vorschlag 1875 aus eitler Katholikenfurcht durch; in Massachusetts unterstützt der Staat keine einzige derartige katholische Anstalt, gewährt indeß im Correctionshaus von Boston eine Sonntagsmesse[1].

9. So stand die katholische Kirche denn von Anfang an zwei großen feindlichen Mächten gegenüber: dem unduldsamen Protestantismus, der sich hinter die Wagenburg seiner Volksschule und die Gesetzesmaschinerie der Einzelstaaten verschanzte, und dem religionslosen Liberalismus, der das Banner der Religionsfreiheit schwang, um Land und Verfassung von den letzten Resten des Christenthums zu säubern. Wie in Europa, hätte das Evangelium sowohl als der wahre Patriotismus und der Trieb der Selbsterhaltung es den Protestanten geboten, den Katholiken

[1] Revue catholique, vol. 38. p. 298 sqq., vol. 39. p. 400.

Duldung zu gewähren und im Verein mit ihnen für die Erhaltung des Christenthums in Familie, Staat und Gesellschaft einzustehen. Sie wollten das nicht. Ihr einäugiger Cyklopenhaß und ihre unversöhnliche Verfolgungspolitik machten jede Bundesgenossenschaft unmöglich. Sie drängten die Katholiken dazu, bei den toleranteren Infidels wenigstens Duldung und Gerechtigkeit zu suchen und das vage, haltlose Princip der Religionsfreiheit anzurufen, um athmen, arbeiten, Kirchen bauen, Schulen halten und Klöster stiften zu können. Eine auf Grundsätzen ruhende Bundesgenossenschaft konnte hieraus natürlich nie und nimmer erwachsen. Vertrug man sich auch gegenseitig im praktischen Leben und half die religiöse Gleichgiltigkeit den Katholiken, jenen freien Spielraum zu erobern, dessen sie heute genießen, so war diese Hilfe doch von unläugbar tiefgreifenden Nachtheilen begleitet. Das katholische Volksleben ward durch dieß Zusammengehen auf allen seinen Punkten von liberalen Ideen umströmt, durchwogt, durchsickert; es verlor dabei an Bestand und Festigkeit, wie eine von zahllosen Buchten und Einschnitten zerkerbte Meeresküste; es verlor an Reinheit, wie die von tausend Zersetzungsproducten durchsäuerte Luft. Wenn es auch nicht massenhaft durch Mischung im Liberalismus aufging, schwächte sich seine Widerstandskraft gegen die Mischung. Die Katholiken Amerika's gewöhnten sich vielfach, die von den Freimaurern erfundene „Religionsfreiheit" für einen wahren Grundsatz, für ein unbeschränktes und nie zu beschränkendes Menschenrecht, die Gleichstellung der einen göttlich-gestifteten Kirche mit den traurigsten Ausgeburten religiösen Irrwahns für einen idealen Zustand, den Staat und die Gesellschaft für völlig religionslose, zu keiner Religion verpflichtete, auf kein überirdisches Ziel geordnete Einrichtungen zu halten. Sie setzten die kirchliche Freiheit zu einem Postulat der individuellen Freiheit herab und schwärmten für diese individuelle (im Grunde protestantische) Freiheit, weit über alle Schranken hinaus, welche Philosophie und Theologie dem demokratischen Princip nothwendig setzen. Denn gegenüber der Autorität des sich offenbarenden Gottes hört die Demokratie auf; da ist weder der „freie Amerikaner", noch der „amerikanische Freistaat" frei, zu glauben oder nicht zu glauben, — er muß sich der Offenbarung unterwerfen und christlich sein, sobald ihm die Thatsache der Offenbarung genügend verbürgt ist. An diese Unterwerfung der Freiheit unter die Autorität ist für das freie Amerika wie für die Menschheit das ewige Wohl und Wehe des Einzelnen und schließlich auch das Wohl und Wehe der bürgerlichen Gesellschaft gekettet. Das Bewußt-

sein dieser großen, unumstößlichen Wahrheiten aber hat durch die Verhältnisse Amerika's nicht nur in protestantischen Kreisen, sondern auch in katholischen gewaltig gelitten und abgenommen, es ward durch dieselben auch in Europa erschüttert.

10. Ungeachtet der bewundernswerthen Energie, welche der amerikanische Episkopat und Klerus im Aufbau der Kirche wie in der Wahrung der kirchlichen Rechte entwickelte, wurde derselbe, bis nahezu herab in die Gegenwart, durch die Macht der Verhältnisse gehindert, jener indirecten Untergrabung des katholischen Bewußtseins mit der Vollkraft der katholischen Theorie und ihrer Grundsätze entgegenzutreten. Die Stellungnahme, welche ihm bezüglich der kirchenpolitischen Frage dringend geboten schien, hat der Biograph des hochverdienten Erzbischofs Spalding von Baltimore wohl vollkommen richtig gezeichnet, wenn er von demselben sagt: „Mit frohem Muth nahm er die Lage an, in welche Gott seine Kirche in dieser jungen Republik gestellt hatte. Er verlangte für sie weder Privilegium noch Schutz, sondern bloß Gerechtigkeit und gemeines Recht nach gemeinem Gesetze. So groß waren sein Vertrauen auf Gott und sein Glaube an die Güte seiner Sache, daß er keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolg des Kampfes zweifelte, den die Religion mit den Vorurtheilen eines bei allen seinen Fehlern und Mißgriffen doch wohlgesinnten und edelmüthigen Volkes führte. Vieles in der Vergangenheit bewundernd, glaubte er nicht, daß Alles verloren wäre, weil die Vergangenheit selbst nicht mehr da war ... *Ohne auf die verwickelte und heikle Frage über die natürlichen Beziehungen zwischen Kirche und Staat näher einzugehen, nahm er die obwaltende Lage der Kirche in diesem Lande mit Dank und ohne Mentalreservation an.* Nie tadelte er die Vergangenheit, noch vermaß er sich, der Zukunft Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben, sondern er legte Hand an das Werk, das Gott ihm zuwies."

So hat nicht nur B. Spalding, sondern ziemlich ohne Ausnahme der gesammte Episkopat und Klerus gedacht und gehandelt, und es liegt kein Actenstück vor, in welchem der heilige Stuhl diese Handlungsweise irgendwie desapprobirt oder getadelt hätte, vielmehr ward am Mittelpunkt der katholischen Einheit der amerikanischen Freiheit die väterlichste, wohlwollendste Rechnung getragen. Aber so hohe Anerkennung jene Handlungsweise auch beim heiligen Stuhle gefunden hat und bei allen Katholiken zu finden verdient, so erhellt doch aus ihrer Darlegung selbst, daß die so Handelnden die Lage ihrer Kirche nicht als eine ideale, son-

dern als eine precäre, nicht als einen vollkommenen Zustand, sondern als ein erträgliches Durchgangsstadium zu besseren Zuständen betrachteten. Ja, es zeigt sich hier so recht anschaulich der innere Widerspruch des liberalen Princips der sogenannten „Religionsfreiheit", welches an allen Enden der Erde die vollständigste Freiheit des Gewissens ausposaunt und es einem katholischen Oberhirten doch nicht verstattet, auf „die natürlichen Beziehungen zwischen Kirche und Staat" (die doch an sich nicht so verwickelt sind) offen und ungehindert „näher einzugehen".

11. Aber nicht nur die „religiöse Freiheit", auch die „Preß-, Petitions- und Versammlungs-Freiheit" gewährt den Katholiken Amerika's bei weitem nicht jenen Spielraum, welchen das liberale Princip Allen — also auch den Katholiken zu verheißen scheint. „Wenn in einer Demokratie," so sagt der tiefblickende Lord Brougham [1], „eine Partei einmal vollständig an's Ruder gelangt ist, so gibt es keine Sicherheit mehr für diejenigen, welche auch nur um ein Haar breit von ihr abgehen; die überwältigende Mehrheit erdrückt jegliche Opposition. Niemand wagt ein Wörtchen gegen die herrschenden Ansichten zu lispeln; denn die volksthümliche Gewaltherrschaft wird keinen Widerspruch ertragen. Daher die Unterdrückung heilsamer Rathschläge, die Verheimlichung nützlicher Wahrheiten. Es wird gefährlich, eine noch so heilsame Ansicht zu äußern, wenn sie der Menge nicht schmeckt. Die Wahrheit darf man einem vielköpfigen Tyrannen ebenso wenig sagen, als dem einköpfigen. Mehr noch; eitel Schmeichelei wird zur allgemein dargebotenen Nahrung, und wer es seinen Rivalen in Extravaganz der Lehre und Leidenschaftlichkeit der Rede zuvorthut, der sticht sie aus in der öffentlichen Gunst. Dieser elende Schacher schädigt gleicherweise das Volk und diejenigen, die ihn treiben. Jenes wird verhätschelt und verzogen, diese verlieren Ehre und Rechtsgefühl. . . . Wie alle Reisenden übereinkommen, geht die Tyrannei der Menge in den Vereinigten Staaten weit über die Schranken eines mäßigen Volkseinflusses hinaus. Niemand wagt ein Wort zu sagen, das die herrschenden Vorurtheile oder die laufende Tagesmeinung durchkreuzt." [2] So der freisinnige schottische Staats-

---

[1] Brougham, Polit. Philos. 3d p. 120.

[2] Vgl. hiermit das Urtheil eines zwar etwas schwarzseherischen, aber nicht gerade übel unterrichteten Deutschen in dem Schriftchen: Über die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ꝛc., Karlsruhe 1853, S. 61: „Was die Presse in Amerika überhaupt anbelangt, so scheint es uns sehr gewagt, zu behaupten, daß sie ‚frei' sei. Sie steht, wie Alles dort, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, des Pöbels,

mann, den man nicht leicht der Voreingenommenheit zeihen wird. Leider brauchen wir nach Beispielen von solcher Partei- und Mehrheits-Tyrannei nicht weit zu suchen. Vor Allem ist es die Staatsschule, welche in 10—12 Staaten durch die Vergewaltigung rücksichtsloser Majoritäten ihres bisherigen confessionellen Charakters entkleidet, den Katholiken wie den gläubigen Protestanten mit der eisernen Faust der Staatsomnipotenz aufgezwungen wurde. Keine noch so ansehnliche Minorität wurde von der herrschenden Partei gehört oder berücksichtigt. Die berechtigtsten Vorschläge, Klagen, Petitionen gegen die obligatorische Entchristlichung der Jugend prallten an dem Pachydermen-Fell tyrannischen Parteigeistes ab. So schreiend ungerecht sich die allgemeine Schulsteuerpflicht unter diesen Umständen gestaltete, ließ man sich auf kein Compromiß ein. Wer dieses Kapitel amerikanischer Freiheit genauer studiren will, der lese die schon erwähnte meisterhafte Rede des Oberrichters Dunne in Arizona. „Könnt ihr sagen," so faßt der Redner mit schneidendem Sarkasmus den Brennpunkt der Frage zusammen, „daß ein System befriedigend wirkt, welches praktisch die eine Hälfte der Bevölkerung zum ausschließlichen Vortheil der andern Hälfte besteuert, zumal wenn diese Besteuerung nicht eine Besteuerung der Reichen zu Gunsten der Armen, sondern notorisch eine Besteuerung der Armen zu Gunsten der Reichen ist? [1] ... Wir klagen euch an," ruft er den Gönnern der Staatsschule entgegen, „daß ihr einen ungeheuren Diebstahl an uns begeht; wir bringen die Beweise, daß wir beraubt worden sind, daß wir noch beraubt werden, und daß wir uns, wenn ihr uns keine Abhilfe gewährt, auf unbestimmte Zeit auch fernerer Ausraubung unterziehen werden müssen. Wir klagen euch an, daß ihr unehrlicher Weise Gewinn aus diesem Raube zieht, daß ihr an dieser Ungerechtigkeit Antheil habt, daß ihr daraus Vortheil schöpft, und wir fordern Abhilfe." [2]

Am 2. Februar 1875 hatte Dunne den schlagenden Nachweis dieser Anklagen vor einer zahlreichen Versammlung in Arizona gehalten. Die

---

und wird nach den Grundsätzen des Handels und Schachers geleitet. Sie ist feil und käuflich in jeder Hinsicht ... Die Presse in Amerika muß der öffentlichen Meinung huldigen, muß dem Pöbel schmeicheln und ihn lobhudeln, sonst findet sie keinen Anklang, noch Unterstützung. Wer dort unbedingt die Wahrheit schreiben wollte, würde sich der leidenschaftlichsten Mißhandlung und Verfolgung eines blut- und rachedurstigen Pöbels aussetzen."

[1] Dunne, l. c. p. 28.

[2] Dunne, l. c. p. 35.

Antwort des Präsidenten Grant auf das „freie" Wort des „freien" Amerikaners war, daß er ihm am 10. December 1875 durch den Generalstaatsanwalt Pierrepont sagen ließ, er sei von seinem Amte als Oberrichter abgesetzt und habe diese Maßregel seinem Auftreten in der Schulfrage (d. h. seinem durchaus legalen Gebrauch der Preß- und Versammlungsfreiheit) zuzuschreiben.

12. Schon einige Monate zuvor hatte übrigens Ulysses Sidney Grant in der „Schulfrage" das geeignete Mittel zu entdecken geglaubt, um, gegen Washington's Beispiel und gegen die ganze bisherige Praxis der Union, für eine dritte Amtsperiode im „Weißen Hause" zu bleiben. Um alle radikalen, ungläubigen und freimaurerischen Elemente enger um das Banner seines Ehrgeizes zu schaaren, ließ er bei einem Zweckessen in Desmoines (Jowa) (September 1875) gelegentlich verlauten, „es gelte jetzt nicht mehr, die Südstaaten, sondern den Aberglauben, die Unwissenheit und den Ehrgeiz zu bekämpfen".

„Unterstützet die Communalschulen," sagte er, „und setzet fest, daß von den zu ihrem Unterhalt bestimmten Geldern nicht ein Dollar für den Unterhalt confessioneller (sectarian) Schulen bewilligt wird. Setzet fest, daß weder der Staat, noch die Nation, noch beide zusammen andere Unterrichtsanstalten unterstützen werden, als diejenigen, welche genügen, jedem Kinde des Landes eine gute Erziehung in der Staatsschule frei von aller Beimischung confessioneller, heidnischer oder atheistischer Dogmen zu geben. Überlasset die Religion der Familie, dem Altar, der Kirche und der Privatschule, die ausschließlich auf persönliche Schenkung gegründet ist."

Damit war der „Culturkampf" als Wahlferment in die Massen gebracht; alle antikatholischen Elemente jubelten dem Bekämpfer des Aberglaubens zu. Der Methodistenbischof Haven von Allanta (Georgien) rief ihn tiefgerührt zum abermaligen Präsidenten aus. Zweihundert Methodistenprediger in Boston sprachen ihr salbungsvolles Amen. Der „Orden der Amerikanischen Union" (O. A. U.), schon 77 000 Mann stark, trat begeistert für sein Programm ein. Seine Erfolge zwangen oder verführten wenigstens auch mancherorts die Demokraten, eine antirömische Miene aufzusetzen. So erklärten die Demokraten von New-Hampshire (11. Januar 1876): „daß die Erziehung das ausschließliche Recht des Staates" und „unser unschätzbares Volksschulsystem das Werk der Demokratie sei" [1].

---

[1] Revue cathol. de Louvain, vol. 41. p. 198.

Um sich aber aller liberalen Sympathien und Leidenschaften besser zu versichern, ging Grant in seiner Decemberbotschaft noch viel deutlicher, allseitiger und zärtlicher auf das Programm der liberalen Liga ein, als er dieß in seinem Dinner-Speach in Jowa gethan hatte. Nicht umsonst bezeichnet die Augsburger Allgemeine Zeitung [1] dieses Actenstück als „ein politisch-gesundes, praktisches Staatsdocument, welches sogar in mehreren Fragen, namentlich bezüglich des Freischulsystems, der Kirchenbesteuerung und der Finanzfrage, eine staatsmännische Höhe erreicht und den Anforderungen eines freien Zeitgeistes vollkommen entspricht." (!) Nach einem Rückblick auf die materiellen Fortschritte der Republik, welche der herannahende hundertste Geburtstag der Union nahelegte, fährt der Präsident fort: „Mit gleichem Stolze können wir auf die Erfindungen und auf die Vervollkommnung in Künsten und Wissenschaften blicken. Nach dieser ergiebigen reichen Rückschau geziemt es uns, da wir jetzt als Nation in das Mannesalter eingetreten, unsere Zukunft vor allen Gefahren zu sichern, die unsere Größe und unser Glück irgendwie bedrohen. Unser großes Staatswesen ist eine Republik, in welcher vor dem Gesetze der Eine so gut wie der Andere ist. Zum wesentlichen Gedeihen der Republik ist aber Erziehung und Bildung das wichtigste Erforderniß. Unwissende Menschen können nicht der Tyrannei und Unterdrückung von Seite der Demagogen und der herrschenden Priesterklasse widerstehen. Unsere Institutionen sichern das größte Gut für die größte Zahl der Bevölkerung, aber nur durch allgemeine Bildung, wie durch volle Freiheit des Gedankens und der Handlung. Darum empfehle ich die Vorlegung eines Amendement unserer Bundesverfassung, welches jedem Staat die Pflicht auferlegt, für immer — freie (!! sic! d. h. obligatorische) Volksschulen zur Erziehung aller Kinder, ohne Unterschied des Geschlechtes, der Geburt, der Farbe und der Religion, zu errichten, darin aber religiösen oder antireligiösen Unterricht zu verbieten, den Schulfond und die Schulsteuern lediglich für die freien Staatsschulen zu verwenden, und weder Staatshilfe noch irgend eine Municipalunterstützung den religiösen Sectenschulen direct oder indirect zukommen zu lassen.

„Ein großes Übel für unsere Republik ist die Anhäufung von

[1] Augsb. Allgem. Zeitung, 28. Dec. 1875.

Kircheneigenthum, die, wenn sie nicht verhindert wird, am Schlusse des 19. Jahrhunderts unserer Republik große Gefahr bereiten wird. Im Jahre 1850 betrug dieses Kirchenvermögen 83 000 000 Doll.; im Jahre 1860 hatte es sich verdoppelt, und im Jahre 1875 ist es zur Höhe von 1 000 000 000 Doll. gestiegen[1]. Im Jahre 1900 wird es sicherlich 3 000 000 000 Doll. erreichen. Dieses immense Vermögen steht unter dem Schutze des Gouvernement, es genießt alle Wohlthaten des Staates und trägt nicht das Geringste zu den Lasten und Pflichten der Staatsgesellschaft bei. Darum empfehle ich dringend Gesetze zur gleichmäßigen Besteuerung alles Eigenthums, gehöre es den Kirchen oder andern Corporationen."

„In einem zunehmenden Lande," fügte der so „gesund-denkende Staatsmann" hinzu[2], „wo der Kapitalwerth des Grundeigenthums so rasch steigt, wie in den Vereinigten Staaten, ist dem Besitzerwerb religiöser oder bürgerlicher Vereine kaum ein Ziel gesteckt, wenn man sie ohne eine Besteuerung Grundbesitz erwerben läßt. Der Anblick so vieler steuerfreier Besitzungen kann leicht zu einer verfassungswidrigen Confiscation und sogar zu blutigen Verwicklungen führen. Ich möchte vorschlagen, alles Eigenthum ohne Unterschied zu besteuern, höchstens etwa die Friedhöfe, und mit gewissen Einschränkungen auch die Kirchenbauten ausgenommen."

Weit klarer als der scheidende Staatsmann in seiner letzten Botschaft drückte der „Orden der Amerikanischen Union" die wahre „staatsmännische Höhe" des egoistischen Wahlmanövers und die „Anforderungen eines freien Zeitgeistes" in dem fanatischen Eide aus, welchen er seinen Adepten als Bedingung ihrer Aufnahme vorschrieb:

„Ich N. N. .. schwöre (oder bezeuge) feierlich vor Gott dem Allmächtigen und diesen Zeugen, die Verfassung der Vereinigten Staaten und dieses Staates zu halten; die Geheimnisse dieses Ordens der Ameri-

[1] In dieser Summe sind natürlich alle Denominationen mitgerechnet. Man halte dagegen, daß ein einziger Zweig der Freimaurer, die Odd Fellows, im Jahre 1876 eine Gesammteinnahme von 4 489 872 Doll. hatte und 1 689 485 Doll. an Unterstützungen ausbezahlte. Hätte der Präsident einige Rechnungen nach dieser Seite hin angestellt, so hätte sich sein Schrecken über das Kirchengut wohl etwas mäßigen können. William Tweed hat die Stadt New-York auf einen Schlag um 6 Millionen, John Morton dieselbe Stadt um 3 Millionen Doll. bestohlen. Dergleichen bringt der Republik keine Gefahr!

[2] Revue cath. vol. 41. p. 196.

kanischen Union unverbrüchlich zu bewahren; der Constitution und den Gesetzen zu gehorchen; meine Stimme oder Empfehlung niemals wissentlich und willentlich einem Romanisten oder Papisten oder irgend einer mit der römischen Kirche sympathisirenden Person zu geben, sowie niemals zur Wahl oder Ernennung irgend einer solchen Person zu irgendwelchem politischen Ehren- oder Vertrauensamte beizutragen; mich aus allen Kräften jedem Versuch, öffentliche Fonds zu irgendwelchen confessionellen Zwecken zu verwenden, zu widersetzen, und das große Princip der ausschließlichen Organisation freier, confessionsloser Schulen aufrecht zu erhalten; niemals zu dulden, daß meine Kinder in einer römischen Erziehungsanstalt, gleichviel religiös oder profan, erzogen werden; niemals die Aufnahme eines Romanisten oder Papisten, den ich als solchen kenne, in diesen Orden vorzuschlagen oder zu unterstützen; nie ein Geheimniß zu offenbaren oder zu verrathen, das mir in den Verhandlungen dieses O. A. U. oder durch einen Ordensbruder mitgetheilt worden; mich der Zeichen, Händedrücke, Schlagworte, sowie der anderen Geheimnisse des Ordens nie so zu bedienen, daß Nichteingeweihte dadurch in die Kenntniß des Ordens gelangen können. Das Alles verspreche, erkläre und beschwöre ich freiwillig, ohne Rückhalt und Zweideutigkeit. So wahr mir Gott helfe."

Weder dieser opernhafte Räuberschwur, noch die „staatsmännische" Botschaft retteten übrigens dem ehrgeizigen General die gegen alle bisherigen Traditionen angestrebte dritte Präsidentschaft. Die tiefen Schäden seiner Administration, die Corruption, welche sich unter ihren Fittigen zu erschreckenden Dimensionen ausgestaltet hatte, die Wirren im Süden, die keineswegs rosige Finanzlage des Landes stachen der öffentlichen Meinung zu grell in die Augen, um sich durch den Popanz des „Romanismus" und das Theaterphänomen der unsectarian School die Unentbehrlichkeit des Präsidenten vorschwindeln zu lassen. In den Wehen der Präsidentschaftskrise trat die religiöse Frage, wie die damit zusammenhängende Schulfrage erst in die Säle einzelner Legislaturen zurück, dann verschwand sie vom Schauplatz. Der neue Präsident Hayes beschäftigte sich nach seinem Amtsantritt zunächst mit der Pacification des Südens, mit der Silberwährung und andern Fragen, welche außerhalb dem Kreise unseres Themas liegen.

Werfen wir aber von dieser letzten Etappe amerikanischer „Religionsfreiheit" noch einen Rückblick auf den ganzen Weg, der dahin-

geführt, so dürften wir wohl in den kirchenpolitischen Erfahrungen der hundertjährigen Republik folgende Sätze genugsam bestätigt finden:

1. Das liberale Princip der „Religionsfreiheit" hat auch in Amerika eine vollständige Ohnmacht bewährt, Menschen mit Gott und unter einander zu verbinden, weil solche Bindekraft eben nicht in der Natur der Freiheit, sondern in der der Autorität liegt.

2. Die absolute Trennung von Kirche und Staat, d. h. die vollständige Religionslosigkeit des Staates, ist in Amerika nicht durchgeführt, wird aber von dem ungläubigen Liberalismus bewußt und energisch mit allen Mitteln angestrebt.

3. Der thatsächliche Modus vivendi, welcher zwischen der katholischen Kirche und dem Staate getroffen ist, ruht durchaus nicht auf dem Grundsatz dogmatischer Freiheit, sondern auf demjenigen praktischer Duldung, welche letztere indeß den Katholiken durch den Protestantismus noch immer vielfach beschränkt und verkümmert wird.

4. In einem Lande, dessen Einwohnerschaft der weitaus überwiegenden Mehrheit nach akatholisch oder ungläubig ist, konnte dieser Modus vivendi von der Kirche als durchaus erträglich angenommen und festgehalten werden. Er entspricht aber durchaus nicht den Forderungen, welche die Kirche grundsätzlich an den Staat, zumal an den katholischen Staat, kraft ihrer göttlichen Sendung zu stellen hat.

5. Die Katholiken Amerika's thun deßhalb sehr wohl daran, mit ihrer bisherigen Kirchenpolitik zufrieden zu sein, und die Katholiken Europa's thun sehr wohl daran, dem Kirchenrecht des omnipotenten Staates gegenüber, nach einer Freiheit zu verlangen, welche ihnen sowohl nach den Grundsätzen der katholischen Kirche als nach den falschen Principien des Liberalismus zukommt. Aber die Einen wie die Andern thun übel daran, diesen Zustand der Duldung für einen normalen oder idealen zu halten, oder gar das falsche Princip der „Religionsfreiheit" zu ihrem eigenen zu machen.

Wie Gott selbst — nach dem Ausdruck der heiligen Schrift — ehrfurchtsvoll mit der Freiheit der Menschen umgeht, so hat die katholische Kirche die menschliche Freiheit von jeher besser respectirt, als irgend ein protestantisches Kirchen-Regiment, irgend eine philosophische Secte, irgend eine egoistische Parteiherrschaft. Die Kirche, welche den ganzen Erdkreis umspannt, kann nicht local, national und egoistisch sein. Sie hat sich mit Republiken von jeher ebenso gut vertragen, als mit Kaiserreichen und Fürstenthümern; sie ist keine Promotionsanstalt höfischer

Gelüste und niederer Kriecherei; sie ist vor Allem die Kirche der Leidenden und der Armen — die Kirche des Volkes — suscitans a terra inopem et de stercore erigens pauperem. Sie hebt den Nothleidenden von dem Elend der Scholle empor, sie rafft den Armen von dem Pfuhl des Jammers auf, in welchen die Anbetung der Materie ihn gestürzt hat, ut collocet eum cum principibus, cum principibus populi sui, um die von der Bourgeoisie niedergetretene Arbeiterwelt, die schlichten Bürger der Republik, die verlassenen Colonisten der Prairie ihren freiwillig vom Throne gestiegenen Fürstensöhnen und den zahllosen Schaaren derjenigen zuzugesellen, welche um Christi willen auf allen Glanz und Genuß dieser Welt verzichtet haben. Dieß herrliche Schauspiel katholischer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vollzieht sich noch täglich in Amerika. Seine Triebkräfte wurzeln tief im Schooße des Volkes. Der Katholik braucht darum für Amerika nicht zu fürchten. Mag auch die Loge sich mit dem untergehenden Protestantismus zu einem letzten Sturm gegen die katholische Kirche verschwören, so wird dieser Angriff ebenso sehr auf das Herz des Volkes als auf die Kirche gerichtet sein. Er wird auf den Protestantismus selbst zurückprallen, er wird vielleicht dem Staatsleben schwere Wunden schlagen; aber er wird die Kirche nicht vom Continent verbannen, welche zuerst in Amerika daran dachte, nicht durch Zwang und Verfolgung, auch nicht durch grundsatzlose Freiheit, sondern durch glaubensfeste Liebe und Duldung die Getrennten zur Einheit des Glaubens, den Staat auf den Boden des Christenthums zurückzuführen.

„Ich empfinde," so sprach sich jüngst unumwunden der Methodistenbischof Foster zu Boston aus [1], „ich empfinde eine tiefe Ehrfurcht für die römisch-katholische Kirche; und dieses Gefühl wächst, je älter ich werde. Ich glaube nicht, daß wir die Katholiken kritisiren dürfen, bevor wir in dem Dienste des göttlichen Meisters einen Eifer entfalten, der wenigstens dem ihrigen gleichkommt. Denn wer sind diejenigen, welche schon vor Tagesanbruch, der strengsten Winterkälte spottend, hastigen und eiligen Schrittes vor unseren Wohnungen dahinziehen? Wer sind diejenigen, die zur Anbetung unseres Herrn und Schöpfers in den Kirchen zusammenströmen, während wir die Erstlinge des Tages elendiglich verschlafen? Welches ist jene Menge, die sich, das Gebetbuch in

[1] Aus dem North Western Chronicle abgedruckt im Bien Public, 2. April 1878.

der Hand, auf der Straße drängt, und deren bescheidene Haltung wohl eine ebenso wahre Herzensfrömmigkeit bekundet, als irgend Einer unter uns sie hegen mag? Das sind eifrige, treue Katholiken, die fest an die Wahrheit ihrer Kirche glauben, und die es fühlen, daß sie in ihr allein dem Gotte dienen und Anbetung leisten können, den sie fürchten und lieben! Welcher Kirche gehören jene zahlreichen Communitäten an, deren Mitglieder man Tag und Nacht am Schmerzenslager der Kranken trifft und die allüberall für das Wohl des Volkes Gottes die heldenmüthigsten Opfer bringen? Wer sind die Armen und Unbekannten, welche hier, aus fernen Ländern angekommen, jene herrlichen Tempel bauten, die uns erröthen machen? Ist es nicht die arme glaubenstreue Dienstmagd, die ihren Wochenlohn als Scherflein auf den Altar des Herrn legt? Noch jüngst las ich in dem Christian Advocate einen Artikel, der uns Schande macht. Dieser Artikel constatirte, daß in der Stadt New-York die Katholiken an kirchlichem Eigenthum mehr als elf Millionen Dollars besitzen, eine Summe, welche diejenige aller übrigen Kirchen (Secten oder Denominationen) übersteigt, die der Episkopalkirche ausgenommen. Das sind die Leute, die jeden Sonntag drei bis vier Mal ihre Kirchen gedrängt füllen! Das sind die Leute, die vor sechzig Jahren nur drei Kirchen in New-York hatten und jetzt alle unsere protestantischen Städte bevölkern. Welchen Grund haben wir, uns zu beklagen, daß es so ist? Warum sollten wir ihnen grollen, daß die herrlichen Thüren ihrer Kirchen auf die schönsten Quartiere unserer Städte ihren Schatten werfen? Erwerben wir uns erst einige jener schönen Tugenden, jener herrlichen Eigenschaften, die sie in weit höherem Grade als wir besitzen, und diese Tugenden, den unseren vereint, werden uns auf einen Standpunkt heben, von dem aus wir mit Grund ihre Handlungsweise kritisiren können."

Noch glänzender hat bei der Jubelfeier der Stadt San Francisco in Californien am 8. October 1876 der amerikanische Staatsmann J. W. Dwinelle die Erwartungen ausgedrückt, welche sich aus dem ersten Jahrhundert der nordamerikanischen Kirche naturgemäß ergeben:

„Vor hundert Jahren, wie schwach war da die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten! Wie stark ist sie heute! — die Stärkste unter den Starken! Vor hundert Jahren geächtet, ihr Name eine Schande! Heute stolz im Bewußtsein ihrer Macht, ihre Kinder frei, Alles zu begehren, — um es zu erlangen. Sie können Gesetzgeber, Senatoren, Richter sein; einer von ihnen bekleidete die höchste Stelle in

der Justiz 25 Jahre lang. Wo ist die katholische Kirche mächtiger, als gegenwärtig in Amerika? Wo sind ihre Fundamenter breiter, tiefer, fester? Wo ihre Hospitäler, ihre Klöster, ihre Collegien, ihre Kirchen in einem blühenderen Zustande? — Ich habe bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Wort des Lobes für die heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche gesprochen. Wäre ich einer ihrer Söhne, so würde ich ihr einen solchen Tribut ebenso voll von Dankbarkeit als von Wahrheit gebracht haben. So aber könnte er als eine Schmeichelei erscheinen — und sie bedarf meiner Gunst nicht. Noch weniger habe ich es gewagt, ihre Kinder dadurch zu beleidigen, daß ich vor ihnen die Verschiedenheit meines Glaubens von dem ihrigen entschuldigte. Allein als Protestant trage ich kein Bedenken, zu erklären, daß ich mich freue über die Macht und Blüthe der heiligen, apostolischen, römisch-katholischen Kirche (I rejoice in the strength and prosperity of the Holy, Apostolic, Roman-Catholic Church), und daß, wenn ich voraussage, sie werde hundert Jahre später mächtiger denn je zuvor sein und ihre größte Macht werde in den Vereinigten Staaten liegen, so geschieht das, weil mein Herz diese Prophezeiung begleitet. Und wenn ich erwäge, daß sie die Mutter aller modernen Civilisation und die Pflegemutter aller freien politischen Institutionen ist, dann flehe ich demüthig Gott, den Allmächtigen, an, daß dieses große Land freier Männer die ganze Fülle der Ernte im vollsten Maße in ihren Schooß bringen möge!"

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Commentarius in Evangelium S. Joannis, quem in usum praelectionum scripsit P. *Josephus Corluy* S. J. in collegio theologico Societatis Jesu Lovaniensi sacrae Scripturae professor. 8⁰. 464 S. Gandavi, excudebat C. Poelman, 1878.

Christi Gottheit ist die Centralwahrheit und die Grundlage des Christenthums. Das vierte Evangelium ist aber die mächtigste Verkündigung dieser Gottheit. Darin stimmen die Zeugnisse der Alten und die Ansichten der neueren, auch rationalistischen Kritiker überein. Deßwegen nannte schon Origenes, wie die Evangelien die Krone aller heiligen Schriften, so das Johannes-Evangelium die Krone der Evangelien. Und desselben Eindruckes kann sich auch die ungläubige Kritik nicht erwehren. Daniel Schenkel z. B. faßt das Christusbild, wie es aus dem vierten Evangelium uns entgegenleuchtet, in die Züge zusammen: „Jesus ist demzufolge nicht nur der aus Israel hervorgegangene Messias, der herrlichste Sproß des Davidischen Herrscherhauses, der von Gott erwählte Vertreter seines Volkes und darum auch der Erlöser der Menschheit gewesen; vielmehr ist er, als die persönliche Selbstoffenbarung des ewigen Gottes selbst, aus diesem von Ewigkeit her unmittelbar entsprungen . . . Die irdische Erscheinung Jesu war die Hülle, welche als dämpfender Schleier das an sich unnahbare Licht seiner Gottheit verdeckte . . . Jesus wird als allmächtig und allwissend geschildert.“ [1] Und Hilgenfeld schreibt: „In der Gottheit Christi als des fleischgewordenen Logos faßt der Evangelist die Erhabenheit des Christenthums über die Gesetzesreligion des Judenthums zusammen.“ [2] Und dieser Umstand war es ja gerade auch, der von Seiten des Unglaubens einen so erbitterten Kampf gegen die Echtheit dieses vierten Evangeliums heraufbeschwor. In gläubigen und ungläubigen Kreisen bezeichnete man daher „die Johannesfrage als die Cardinalfrage der neutestamentlichen und überhaupt der kirchlichen Kritik“.

Bei dieser Sachlage empfiehlt sich eine treffliche Erklärung dieses Evangeliums schon von vornherein. Und zudem ist es unbestritten, daß heutzutage

---

[1] Charakterbild Jesu, 3. Aufl. S. 18.

[2] Einleitung in's Neue Testament, S. 722.

gerade die unumwundenste Betonung und die schärfste Hervorhebung der Gottheit Jesu Christi ein wahres Bedürfniß ist, und zwar nicht bloß für jenen großen Bruchtheil unseres Volkes, der in Gefahr schwebt, mit dem Verluste dieser Wahrheit auch jedes Recht, den Christennamen zu führen, einzubüßen, sondern auch für die Gläubigen und Katholiken selbst, an die wegen des um sich fressenden Unglaubens eben um so gebieterischer die Forderung herantritt, den Glauben an Jesus Christus, den wahren Sohn Gottes, um so lebendiger zu erfassen und in seinen Folgerungen für das Leben um so gründlicher und allseitiger zu bekennen. Nach beiden Richtungen hin bietet das vierte Evangelium eine unerschöpfliche Fundgrube. Daher kann eine gediegene Erklärung desselben nur als ein höchst zeitgemäßes Unternehmen begrüßt werden.

Vorliegender Commentar ist, wie der Titel schon ausweist, zunächst in usum praelectionum geschrieben. Daher war es das Bemühen des Verfassers, in möglichst knapper, klarer und übersichtlicher Weise eine Fülle von Stoff so anzusammeln, daß der weiteren mündlichen Erläuterung dadurch Weg und Richtung vorgezeichnet, den Zuhörern aber Veranlassung geboten werde, das im Buche nur in kurzen Umrissen Niedergelegte in selbständiger Geistesarbeit zu durchdringen und sich anzueignen. Von diesem Gesichtspunkte aus will auch die Form des Commentars bemessen sein. An der Spitze der einzelnen Kapitel ist als argumentum eine kurze, aber erschöpfende, nach logischen oder sachlichen Gesichtspunkten geordnete Inhaltsangabe gestellt. Daran schließt sich der in passende Abschnitte zerlegte evangelische Text. Alsdann werden den einzelnen Versen nach Scholienart erläuternde Bemerkungen beigefügt, die den Gehalt und die Tragweite der einzelnen Ausdrücke, den logischen und sachlichen Zusammenhang und in Folge davon Sinn und Verständniß des Textes erörtern. Bei schwierigen und daher strittigen Stellen, die von den Vätern und Exegeten verschieden aufgefaßt werden, sei es dem Inhalte oder der logischen Verbindung nach — und deren sind bei diesem Evangelium nicht wenige —, bringt der Verfasser unter einem quaeritur eine gedrungene Aufzählung der Hauptansichten nebst Angabe ihrer Hauptvertreter. Diese Übersicht über das exegetische Material, die sich manchmal zu einer wahren Geschichte der Auslegung abrundet, ist deßwegen als um so gelungener und werthvoller zu bezeichnen, weil jeder Ansicht, bündig und scharf markirt, auch ihre exegetischen Begründungen als rationes 1. 2. 3. u. s. f. beigegeben sind. Der Leser wird dadurch mit dem Stand der Frage völlig vertraut; er erfährt nicht bloß die abweichenden Ansichten, sondern sieht auch in übersichtlicher Zusammenstellung die Gründe und das Beweisverfahren, womit jede gestützt wird; dadurch wird es ihm ermöglicht, über das Gewicht der einzelnen Beweise sich ein Urtheil zu bilden und über den Werth der Wege mit sich in's Klare zu kommen, auf denen die Erklärer zum richtigen Erfassen des wahren Gedankens des inspirirten Schriftstellers vorzudringen sich bemühten. Letzteres wird besonders dadurch erleichtert, daß neben den Gründen auch die Gegengründe contra est a) . . . b) u. s. f. kurz skizzirt werden. Eine kurze Beischrift des Verfassers: haec sententia nostra,

hanc praeferimus, haec probabilior u. dgl. macht uns mit seinem persönlichen Urtheile bekannt; oft wird auch in einer epicrisis das Facit gezogen. Obgleich der Vulgata-Text zu Grunde gelegt ist, wird doch auch auf den griechischen Text und die wichtigsten Varianten ausreichende Rücksicht genommen.

Neben diesen Erörterungen sind noch dissertationes über einschlägige archäologische, historische oder dogmatische Fragen eingestreut. So über die Lehre vom Logos beim hl. Johannes; über die dogmatische Bedeutung von 3, 5; über das in 5, 1 gemeinte Fest (die Entscheidung fällt zu Gunsten des Osterfestes aus, was wir nur billigen können); über den Engel, der das Wasser des Teiches in Wallung versetzte; über die dogmatische Tragweite von 6, 48—59; über die sogen. Brüder des Herrn; über die Echtheit der Erzählung von der Ehebrecherin (Kap. 8); über die Frage der Identität der Magdalena, der Sünderin und der Schwester des Lazarus (S. 245—261, eine Abhandlung, die sich in ihrem exegetischen Theile durch gedrängte Reichhaltigkeit auszeichnet, während der patristische und liturgische Theil dem mehr negativen Resultate des exegetischen: es stehe der Identität nichts entgegen, einige nicht zu unterschätzende positive Haltpunkte gewähren); ebenso wird das letzte Abendmahl, Christi Kreuzigung und die Echtheit des 21. Kapitels in dieser Weise abgehandelt. Die Form dieser dissertationes ist die streng und trocken didactische, die auf allen Redeschmuck verzichtet, dafür aber im engen Rahmen einen reichen Stoff unterbringt. Ähnlich wie oben bei den quaeritur werden die einzelnen Ansichten mit ihren Gründen und Gegengründen wohlgeordnet dem Leser zur Erwägung vorgeführt, und dann in einem Respondetur oder einer Conclusio der Ansicht des Verfassers das Wort geredet.

Da die Dogmatik den Schwerpunkt des theologischen Studiums bilden soll, so wird auf sie in der Erklärung besondere Rücksicht genommen. Zu diesem Behufe sind ferner einzelnen Abschnitten oder am Schlusse der Kapitel noch eigene scholia dogmatica angefügt, in denen kurz und übersichtlich die aus dem evangelischen Texte sich ergebenden dogmatischen Gesichtspunkte oder Beweisquellen für einzelne Lehrsätze vorgelegt werden. In einzelnen Fällen wird durch scholia ascetica auch für die Prediger auf die reichen evangelischen Fundgruben der praktischen Wahrheiten und ihrer vielseitigen Anwendungen hingewiesen. Die schwierigeren Kapitel schließt eine paraphrasis exegetica, die, in lichtvoller Weise sich möglichst an den heiligen Text anschließend, doch die vorstehenden exegetischen Erörterungen und Ergebnisse zum Ausdrucke bringt und so zugleich eine kurze und inhaltsreiche Wiederholung des durchgearbeiteten Stoffes darbietet. Vorausgeschickt sind dem Commentar Prolegomena, die nach gleicher Methode die gewöhnlichen Einleitungsfragen behandeln.

Auf die Exegese der heiligen Väter wird fleißig Bedacht genommen und bei den bedeutungsvollsten Stellen auch eine treffliche Blüthenlese ihrer schönsten Aussprüche gegeben. Auch die übrige exegetische Literatur hat der Verfasser fleißig durchforscht und verwerthet; besonders aber ist mit Lob hervor-

zuheben, daß er die deutschen Exegeten, katholische (Adalbert Maier, Bisping, Klee, Grimm ...) und protestantische (de Wette, Kuinöl, Olshausen, Tholuck, Hengstenberg, H. W. Meyer, Lücke, Baumgarten-Crusius ...) kennt und berücksichtigt, sie beziehungsweise verwerthend und benützend, oder widerlegend.

Die Form und Methode des Commentars ist freilich, wie aus dem Angegebenen erhellt, von jener abweichend, wie wir sie sonst in Deutschland zu sehen gewohnt sind. Allein wir stehen nicht im Mindesten an, zu behaupten, daß die vom Verfasser adoptirte ebenfalls eine sehr zweckmäßige ist. Zum bloßen Lesen ladet sie freilich weniger ein; aber wem es um rasche Orientirung in einer Frage zu thun ist, wer bei schwierigen Stellen die exegetischen Heerlager in Reih und Glied geordnet und mit ihrem besten Waffenschmuck angethan rasch und übersichtlich kennen lernen will, der wird mit Befriedigung zu diesem Commentar greifen und die Vortheile seiner Einrichtung hochschätzen. Der Druck selbst und die ganze äußere Anlage und Ausstattung in den Alineas, in Fett- und Cursivlettern, in den Zahlen u. s. f. trägt sehr viel zur Erhöhung der Übersichtlichkeit bei und gibt auch von dieser Seite Zeugniß für den klaren und tactvoll systematisirenden Sinn des gelehrten Verfassers.

Da der Commentar eben zunächst ein Leitfaden für exegetische Vorlesungen ist, so hat der Verfasser, wie er auch in der Vorrede bemerkt, Vieles nur andeutungsweise gegeben und der mündlichen Erläuterung die weitere Entwicklung überlassen. Im Allgemeinen kann man gegen dieses Verfahren nicht viel einwenden. Allein da der Commentar denn doch auch für weitere Kreise und zum selbständigen Studium bestimmt ist, so hätten wir bei manchen Punkten wohl eine größere, die Kraft einzelner Begründungen mehr hervorhebende Ausführlichkeit gewünscht. Raum, scheint uns, hätte dafür leicht gewonnen werden können. Denn wir sehen nicht ein, warum der Vulgata-Text nahezu zweimal gegeben wurde: zuerst der jeweilige Abschnitt, und dann nochmals fast vollständig bei Erörterung der einzelnen Verse. Letzteres freilich kann ohne Mißstände und Unbequemlichkeit für den Leser nicht wohl umgangen werden, wohl aber ersteres, da doch Jeder, der im Stande ist, einen lateinischen Commentar zu benützen, zweifelsohne die Vulgata und den griechischen Text zur Hand hat.

Wir glauben ferner, daß der Commentar an Brauchbarkeit sehr gewinnen würde, wenn das, was die neuere Kritik „innere Gründe" nennt, eingehender berücksichtigt würde. Der Verfasser deutet zwar mehrmals darauf hin. So schon S. 5 beim Beweise der johanneischen Abfassung des Evangeliums. Allein gerade diese Partie will uns nicht recht befriedigen. Der Beweis aus der ganzen Physiognomie und dem Inhalte des Evangeliums würde viel packender ausfallen, wenn gezeigt würde, wie solche Einfachheit, gepaart mit dieser Erhabenheit und Begeisterung, solche plastische Anschaulichkeit und überraschende historische und psychologische Detailmalerei, kurz ein solcher Geist und ein solcher Inhalt eben nicht erfunden werden kann, und das am wenigsten von einem tendenziösen Falsarius;

und will man den Schatten zum Licht, dann vergleiche man die apokryphen Evangelien; diese zeigen, wie und was das erste und zweite Jahrhundert erfunden hat. Ein ähnlicher Hinweis auf die inneren Gründe schiene uns mehrmals am Platze zu sein. So besonders Kap. 8 bei der Geschichte der Ehebrecherin. Sollte (neben den äußeren Gründen) nicht ein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß sie, wie auch Hilgenfeld richtig sagt, in dem Zusammenhange unentbehrlich sei? Dr. J. Grimm gelangt in seiner Betrachtung der inneren Structur und Tendenz des Evangeliums zu dem gleichen Ergebnisse, das er in folgenden Worten ausspricht: „Eine Erzählung, welche in so feinen Fäden mit den unmittelbar vorhergehenden und folgenden Theilen des Evangeliums und zugleich mit den centralsten Weissagungen zusammenhängt, wird nicht so erfunden, trägt keinen apokryphen Charakter. Die ganze nächste Entwickelung setzt die Geschichte mit der Ehebrecherin voraus ...“ Man fühlt leicht, wie auf solche Weise das Gewicht der äußeren Gründe vermehrt und die Gegner auf dem eigenen Gebiete mit den eigenen Waffen geschlagen werden. Ebenso lehrreich als zum tieferen Verständnisse einladend wäre es, falls uns aus dem Zwecke des Evangeliums gezeigt würde, warum wohl der Evangelist gerade diese Partien aus dem reichen, ihm zur Verfügung stehenden historischen Material und den Lehrvorträgen Christi herausgriff. Die innere Einheit des Evangeliums, die wahre künstlerische Vollendung müßte dadurch klargestellt werden, und diese könnte ja den hohen Genuß beim Studium des Evangeliums nur steigern.

P. Corluy gibt zwar an mehreren Stellen recht gute Hinweise auf das alte Testament (z. B. S. 33, 34), allein es kommt uns vor, als würde der Beweis, den Johannes erbringen will, „daß Jesus ist der Christus“ (20, 31), nur dann in johanneischem Geiste aufgefaßt und durchgeführt, wenn man die zahllosen indirecten Beziehungen auf das prophetische Messiasbild, wie es eben aus den Sehern des Alten Bundes uns entgegenleuchtet, klar hervorhebt. Johannes ist von Anfang seines Evangeliums darauf ausgegangen, durch Sach- und Wort-Parallelismus, wie er oft frappanter kaum gedacht werden könnte, plastisch zu zeigen, daß der Messias, wie die Propheten ihn geschildert, in Jesus realisirt sei. Jene verkünden den Messias und seine Zeit unter dem Bilde der Ströme erfrischenden Wassers, des Lichtes, des Hirten u. s. f., der Evangelist zeigt, wie Jesus in Wort und That all' dieses seinem Volke sei; die im Alten Testament zerstreuten Strahlen des Messias werden sozusagen von Johannes gesammelt oder besser in ihrer Vereinigung auf Jesus nachgewiesen. Das ist sein Beweis, daß Jesus der Messias ist, gewiß der einfachste und durchschlagendste. Dem Erklärer ist aber dadurch ein Fingerzeig gegeben, der bei mancher schwierigen Stelle den rechten Weg zum Verständnisse zu zeigen geeignet ist. Es ist ja auch nicht nöthig, daß die alttestamentlichen Stellen stets ausdrücklich angezogen werden, es genügt, daß deren Idee sich klar wiederspiegelt.

Die rationalistische Kritik wird nicht müde, hervorzuheben, wie das Christusbild im vierten Evangelium ein ganz anderes sei, als das, was aus der Betrachtung der Synoptiker sich ergebe, und wie auch die Lehre Jesu in

wesentlich verschiedener, sich gegenseitig ausschließender Form erscheine. Diesen Prätensionen gegenüber wäre es nützlich, falls bei der Erklärung des Johannes-Evangeliums noch eingehender auf die Synoptiker Rücksicht genommen würde. Es wäre ein Leichtes, kurz nachzuweisen, daß die angeblich nur dem hl. Johannes eigenthümlichen und mit der synoptischen Lehrdarstellung streitenden Lehrentwickelungen über „das ewige Leben, den Geist, den Vater, den präexistirenden Gottessohn“ u. dgl. auch bei den Synoptikern in merkbaren Ansätzen und als nothwendige Grundlagen sich vorfinden. Man braucht den Unterschied der beiderseitigen Evangelien nicht zu vermindern; aber der Nachweis ist geboten, daß keine unausfüllbare Kluft sie trenne, daß im Gegentheil die gleichen Ideen im innersten Grunde sie unablöslich aneinanderketten.

Das sind so einige Wünsche, die sich uns beim Lesen des Commentars aufdrängten. Sollen wir schließlich noch über einige Punkte kleine Bedenklichkeiten oder Zweifel laut werden lassen, so erscheint uns S. 6 die Behauptung etwas kühn: eadem viget necessitudo inter 4. Evangelium et Apocalypsin, besonders wenn sie so kahl hingestellt wird. Haben ja doch die Kritiker, angefangen schon von Dionysius von Alexandrien, im Stil sowohl als in den Gedanken ziemlich weitgehende Differenzen namhaft gemacht, und wer möchte den Muth haben, zu sagen, es sei Alles Einbildung? Zu weit greifend scheint es uns auch, wenn S. 19 behauptet wird, die Targumisten hätten eine zweite Hypostase in Gott anerkannt. Ist S. 61 Osee 6, 3 wirklich eine Prophetie der Auferstehung? Es ist wohl zu scharf, wenn S. 140 gesagt wird, daß diejenigen, welche den ersten Theil der Rede Jesu vom Lebensbrode (6. Kap.) metaphorisch fassen, inutilem plane inconstantiam et obscuritatem in den Zusammenhang hineinbringen. Daß 10, 9 si quis (scil. ovis) intraverit zu erklären sei, will uns gar nicht einleuchten. Man müßte plötzlich eine Wandlung des Bildes annehmen, und schließlich ist für die Schafe ein anderes Eingehen gar nicht denkbar; verstehen wir den Hirten, ist Alles einfach und klar, und das per me hat auch seinen möglichen Gegensatz. Wir bemerken das gerade zu dieser Stelle, weil hier der Verfasser gegen seine sonstige Gewohnheit eine von seiner Erklärung abweichende gar nicht namhaft macht. Daß manducare Pascha auch heißen könnte, gewöhnliches Opferfleisch zur Osterzeit essen, wird zwar von Vielen behauptet, erscheint uns aber ganz und gar unhaltbar. Wir fragen: Sollen die Juden für diese einzigartige und so hochgeschätzte Handlung, den Genuß des Paschalammes, nicht einmal einen stehenden Ausdruck gehabt haben? Hatten sie aber einen Namen dafür — und wer möchte daran zweifeln? —, so war der eben manducare Pascha, und konnte derselbe Ausdruck nicht auf etwas Anderes bezogen werden. Man hat nichts bewiesen, wenn man nachzuweisen glaubt, daß pascha auch in weiterer Bedeutung gebraucht worden sei. Die termini technici sind eigensinnige Dinger, und ein zusammengesetzter Ausdruck manducare Pascha verliert seine eigenthümliche und einzige Bedeutung nicht, wenn auch die Theile, einzeln für sich genommen, verschiedene Tragweite haben. In diesem Punkte, glauben wir, hat

Dr. Roth[1] in seinen Ausführungen gegen Langen vollständig Recht, wenn uns auch der eigene Lösungsversuch des Dr. Roth verfehlt erscheint. Doch das sind eben Fragen, in denen wohl niemals Einhelligkeit unter den Exegeten eintreten wird.

Es hat uns gefreut, daß der Verfasser auch für die Ansicht auftritt, Judas der Verräther sei bei der Einsetzung der heiligen Eucharistie nicht mehr zugegen gewesen und habe daher auch die heilige Communion nicht empfangen. Wahr ist freilich, daß die meisten Väter der entgegengesetzten huldigen; doch auch schon in früherer Zeit wurden Stimmen laut, die den Verräther sich entfernen ließen; unser Verfasser bringt Belege aus dem hl. Hilarius, aus der Evangelienharmonie des Victor Capuanus, aus dem hl. Aphraates, den apostolischen Constitutionen. Auch Rupert von Deutz, Petrus Comestor, Innocenz III., Turrianus, Barradius, Salmeron, Lamy sprechen sich für den Weggang des Verräthers aus[2], und heutzutage huldigen aus exegetischen Gründen, — denn geschichtliche Anhaltspunkte oder eine Tradition gibt es für keine der beiden Ansichten, und auch die heiligen Väter berufen sich nicht auf eine solche, — wohl die Meisten derselben Anschauung. Das exegetische Beweisverfahren hat der Verfasser S. 303 klar und bündig vorgelegt. Treffend und kurz stellt er auch S. 393 die Gründe zusammen, warum das von Johannes 18, 15—23 Erzählte (Verhör Jesu über seine Lehre und Schüler; Backenstreich) nicht, wie so oft gesagt wird, bei Annas, sondern vor Kaiphas, der ja allein im ganzen Kapitel Hoherpriester genannt wird, stattfand.

Die äußere Ausstattung ist vorzüglich. Der Wunsch des Verfassers, daß seine Arbeit etwas zur Ehre Gottes und zur Beförderung des Studiums der heiligen Schrift beitragen möge, wird ohne Zweifel erfüllt. Der reichhaltige und gut geordnete Inhalt, besonders auch die vielen dogmatischen Hinweise und beziehungsweise Erklärungen sind ganz darnach angethan, die Lectüre dieses Commentars zu einer lohnenden zu machen. Wir fügen noch die dem Buche ertheilte lobende Anerkennung des hochw. Bischofs von Gent bei, die um so mehr Gewicht hat, da der hochwürdigste Herr selbst, bevor er den bischöflichen Stuhl bestieg, 37 Jahre lang Exegese lehrte: Commentarium . . . libenter approbamus, vel eo magis quod praecipua illius loca, in mediis occupationibus, legentes, cum animi voluptate sanam docti interpretis eruditionem recognoverimus.

J. Knabenbauer S. J.

Vollständiges Heiligen-Lexikon, oder Lebensgeschichte aller Heiligen, Seligen u. s. w. aller Orte und aller Jahrhunderte, deren Andenken in der katholischen Kirche gefeiert oder sonst geehrt wird, unter Bezugnahme auf das damit in Verbindung stehende Kritische, Alter-

---

[1] Die Zeit des letzten Abendmahles. Freiburg, Herder, 1874.

[2] Vgl. S. 302 und Langen, Letzte Lebenstage Jesu, S. 166.

thümliche, Liturgische und Symbolische. Unter Mitwirkung mehrerer Diöcesanpriester herausgegeben von **Dr. J. Stadler,** Domcapitular, und **Fr. J. Heim,** Domprediger. Fortgesetzt von **J. N. Ginal,** Pfarrer zu Zusmarshausen. Augsburg, Schmid, 1858—1878. 8°., 4 Bände und 1.—5. Lieferung des 5. Bandes. Preis per Lieferung: 90 *Pf.*

Der Zweck dieses im besten Geiste unternommenen und ausgeführten Werkes findet sich im vorstehenden Titel hinreichend angegeben. Wie die beiden Begründer dieses Unternehmens in ihrem schon 1855 ausgegebenen Programm weiter ausführen, soll es uns jenes Himmel und Erde umspannende Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen so recht eigentlich zum Bewußtsein bringen, indem es den ganzen Himmel mit all seinen seligen Bewohnern vor unsern Augen eröffnet. Dem ersten Bande ist eine 46 Seiten umfassende Übersicht der hagiographischen Literatur beigegeben. Natürlich gibt dieselbe auch Rechenschaft über die Quellen, denen die Materialien für die einzelnen Lebensskizzen entnommen sind. Diese genaue Angabe und Kritik der Quellen, sowie die jedem Artikel beigegebenen Citate verleihen denn auch dem Werke einen besondern Werth, da hierdurch der Leser zu einem selbständigen Urtheil über die einzelnen Angaben befähigt wird. Eine ebenso passende Zugabe leitet den zweiten Band ein, nämlich eine nach Benedict XIV., Bangen und Matta bearbeitete Abhandlung über die Geschichte und den juridischen Verlauf der Selig- und Heiligsprechungs-Processe.

Den eigentlichen Inhalt der fünf Bände (der fünfte unvollendete reicht in der fünften Lieferung bis „Th") bilden in alphabetischer Ordnung kurze, theilweise inhaltsreiche Skizzen über das Leben und Wirken aller Heiligen, Seligen, Ehrwürdigen, sowie auch aller anderen im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Personen, deren Kanonisationsproceß noch nicht eingeleitet wurde. Diese Ausdehnung und Vollständigkeit ist ein anderer großer Vorzug dieses Werkes und sichert demselben auch neben den Leben und Legenden der Heiligen, wie sie uns Vogler, Buttler, Stolz u. A. geliefert haben, eine hervorragende Stelle. Die einzelnen Skizzen sind den besten, den Verfassern zugänglichen Quellen entnommen und deßhalb, je nach deren Güte, von verschiedenem Werthe. Selbstverständlich nimmt unter den Quellen das Riesenwerk der Bollandisten die erste Stelle ein, so daß wir in diesen wenigen Bänden gleichsam einen Auszug aus den 59 Foliobänden der Acta Sanctorum haben, der uns in gedrängter Kürze das für den gewöhnlichen Hausbedarf Wichtige und Nützliche bietet und durch die häufigen Citate zugleich als Wegweiser durch die ausgedehnten Materialien dieses Sammelwerkes dienen kann. Für die Bearbeitung der Lebensskizzen jener heiligmäßigen Personen, welchen kirchliche Verehrung noch nicht zuerkannt ist, sind zumal die Ordensgeschichten herbeigezogen und liefern reiche Ausbeute. Besondere Aufmerksamkeit wurde endlich der Heiligen-Symbolik, ihrer Erklärung und historischen Begründung zugewandt, ein Umstand, der das Werk auch für Künstler zu einem recht nützlichen Repertorium macht. Seinen eigentlichsten Platz findet freilich das

Heiligen-Lexikon in den Pfarrbibliotheken. Denn wie oft hat ein Geistlicher auf Anfragen, in Katechesen u. s. w. über diesen oder jenen Namen Aufschluß zu geben, wie oft wird er beim Breviergebet eine weitere Orientirung über den Heiligen wünschen, dessen Officium er betet! Solchen Bedürfnissen abzuhelfen und Privaten gewissermaßen eine ganze Bibliothek zu ersetzen, ist, wie uns scheint, der hauptsächlichste Zweck, den die Verfasser verfolgen.

Es war für das Zustandekommen des ganzen Werkes eine recht glückliche Fügung, daß die Fortführung desselben vorzüglich in den Händen der Pfarrgeistlichkeit blieb. Ergaben sich hieraus auch einige Mißstände, wie z. B. das außerordentlich langsame Erscheinen der einzelnen Lieferungen — schon 20 Jahre hindurch wird an den fünf Bänden gearbeitet und gedruckt —, sowie ein Mangel an Abrundung in der Anordnung des Stoffes, an Gleichmäßigkeit in dessen Bearbeitung und an Glätte im Ausdruck, so war doch auch eben dadurch dem Unternehmen neben dem frommen christlichen Sinne seine praktische Brauchbarkeit gesichert.

Ein Unternehmen ähnlicher Art erschien 1876 in Paris in der siebenten Auflage: „Die kleinen Bollandisten, von Msgr. Guérin" (17 Bde. 8°. Preis: 90 *Fr.*). Während es in der Ausdehnung des Stoffes mit unserem Heiligen-Lexikon übereinstimmt, weicht es in der Anordnung des Materials von demselben ab; es vertheilt die einzelnen Heiligen nach ihrem Todestage auf die einzelnen Tage des Jahres. Sodann scheint es auch mehr darauf auszugehen, die Vortheile eines vollständigen Heiligen-Verzeichnisses mit denen einer ausführlichen Heiligen-Legende zu verbinden. Doch haben die Bearbeiter unseres deutschen Werkes, wie wir glauben, keinen Grund, bei der Vorbereitung einer zweiten Auflage irgend etwas an der inneren Einrichtung ihres Buches zu ändern. Für eine neue Heiligen-Legende dürfte in Deutschland wohl kaum ein Bedürfniß vorhanden sein. So können wir ihnen von dem französischen Unternehmen nur die erstaunliche Verbreitung wünschen. Waren ja doch die 17 Octavbände „der kleinen Bollandisten" schon 1876 in 35 000 Exemplaren ausgegeben.

Dürfen wir nun für die nach der glücklichen Vollendung hoffentlich bald nothwendige zweite Auflage einige Wünsche aussprechen, so möchten wir vor Allem auf die Nothwendigkeit einer sorgsamen Umarbeitung der dem ersten Bande vorgedruckten Übersicht der hagiographischen Literatur aufmerksam machen. Diese Übersicht mit den auf ihr basirten Citaten gibt dem Werke seine wissenschaftliche Bedeutung; sie ließe sich aber (etwa durch fleißige Benützung der früher in dieser Zeitschrift 1877, XII. S. 336, besprochenen Introductio generalis ad historiam ecclesiasticam P. Caroli de Smedt) leicht in eine Fassung bringen, die allen Anforderungen historischer Kritik entspräche. Eine solche Umarbeitung führte dann auch wie von selbst zu einer geeigneteren Auswahl der Quellen. Für die älteren Orden gibt P. de Smedt die einschlägige Specialliteratur sehr genau an, für die neueren Orden und Congregationen dürfte sie durch Anfragen bei Mitgliedern derselben leicht zu erhalten sein. In der äußeren Einrichtung des Buches sollte noch mehr auf möglichste Erleichterung des Nachschlagens gesehen werden. Hierzu müßte

vor Allem jedem Bande das Verzeichniß der in den Citaten angewandten Abkürzungen beigegeben, diese selbst aber auf die eigentlichen Hauptquellen beschränkt werden. Für den Schluß des Werkes dürfte ein Verzeichniß sehr erwünscht sein, welches die im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Personen nach ihren Familiennamen, die in der Regel weit bekannter sind, als die Taufnamen, aufführte.

Zum Schlusse wollen wir noch den Wunsch aussprechen, daß es dem Leiter dieses verdienstvollen literarischen Unternehmens vergönnt sein möge, den reichen himmlischen Schmuck, mit welchem der Heiland seine Braut, die heilige Kirche, geziert hat, in würdiger Fassung und ungetrübtem Glanze ihren frommen Kindern darzustellen.

Franz Ehrle S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die alttestamentliche Weisheit und der Logos der jüdisch-alexandrinischen Philosophie. Auf historischer Grundlage in Vergleich gesetzt von Dr. theol. Franz Klasen. Beitrag zur Christologie. 8⁰. VI u. 86 S. Freiburg 1878. Preis: *M.* 1.80.

Vorliegende Schrift, deren erster Entwurf vor drei Jahren zum Zweck der theologischen Doctorpromotion entstand, behandelt das so schwierige Thema mit anerkennenswerthem Geschick und unter kundiger Benutzung der weitläufigen einschlägigen Literatur, und kann sohin als brauchbares Hilfsmittel jedem empfohlen werden, dem es hier um gündliche Belehrung zu thun ist. Eine Lücke in der Beweisführung empfanden wir Seite 30, wo der Verfasser den Beweis, daß der Uroffenbarung die Kenntniß der Mehrpersönlichkeit Gottes gefehlt habe, für abgeschlossen erachtet, während im Grunde die voraufgehenden Erörterungen doch nur darauf hinausgingen, daß sich für die Uroffenbarung eine Kenntniß des Logos als solchen nicht nachweisen lasse. Liegt z. B. in der Erwähnung Gen. 1, 2 des über den Wassern schwebenden Gottesgeistes nicht ein Hinweis auf die Mehrpersönlichkeit Gottes? mußte diese Stelle nicht wenigstens in den Kreis der Besprechung gezogen werden?

Apostologie. Fünfzig Kanzelvorträge über die zwölf heiligen Apostel. Anhang: Neue Gelegenheitsreden. Von Franz Joseph Schröteler, Definitor und Oberpfarrer in Viersen. Mit kirchlicher Genehmigung. 8⁰. VI u. 403 S. Düsseldorf, Schwann'sche Verlagshandlung, 1878. Preis: *M.* 4.50.

Der hochw. Oberpfarrer von Viersen macht in dem vorliegenden Buche einen reichhaltigen Cyclus von historischen Predigten, den er gewiß mit großem Nutzen seiner Zuhörer in den Jahren 1843—1845 hielt, auf den Rath sachkundiger Freunde zum Gemeingute der deutschen Geistlichkeit. Wir glauben, seine Amtsbrüder werden ihm für diese Veröffentlichung Dank wissen, denn, wie die Vorrede richtig bemerkt, hat die deutsche Kanzel-Literatur an Geschichtspredigten gerade keinen Überfluß, während doch andererseits namentlich das christliche Landvolk keine Predigten lieber hört und leichter

im Gedächtnisse behält, als erzählende. Die vorliegenden Vorträge über das Leben und Wirken der heiligen Apostel sind in der That in ihrer schlichten Sprache und ungekünstelten Auffassung recht populär: fein ersonnene Eintheilungen, schulgerechte Dispositionen, rhetorische Ausführungen und schwungvoller glänzender Stil nach dem Muster der französischen Kanzelredner würde man in denselben umsonst suchen; es sind keine „Musterpredigten", aber eben darum sind sie für größere Kreise praktischer. In einfacher Sprache erzählt der Verfasser die Geschichte, wie er sie zumeist in den heiligen Evangelien und in der Apostelgeschichte vorfindet, und flicht in ungezwungener Weise, viel mehr nach der Art einer „Homilie" als einer „Predigt", seine praktischen Schlußfolgerungen ein. Wem diese Behandlung etwas zu trocken vorkommen möchte, wird doch immerhin für den gut zusammengestellten historischen Stoff dankbar sein, den er, seiner Individualität und dem Zuhörerkreise entsprechend, leicht in schwungvollerer Form verwerthen kann. Von den 50 Vorträgen fällt natürlich ein großer Theil (24) auf die Apostelfürsten. Der elfte gibt im Anschlusse an den Vortrag über „Petrus, als Gründer der Kirche von Rom", den Beweis, daß die Bischöfe von Rom, als Nachfolger des hl. Petrus, Erben seines Vorranges und seiner Unfehlbarkeit sind — es freut uns, daß der hochw. Herr Definitor bereits im Jahre 1844 dieses „neue" Dogma gepredigt hat. Der Anhang enthält, nebst Trauerreden auf den Erzbischof Clemens August, Papst Gregor XVI., Cardinal Johannes von Geissel, König Friedrich Wilhelm IV. und Papst Pius IX., unter andern namentlich eine recht beherzigenswerthe über christliche Kindererziehung, die uns trotz der etwas barocken Eintheilung recht gut gefallen hat.

Das Leben der allerseligsten Jungfrau Maria und ihres glorreichen Bräutigams St. Joseph. Dargestellt von P. Beat Rohner O. S. B., Pfarrer in Einsiedeln. (32 Lieferungen à 50 *Pf.* Mit vier Farbendruckbildern und 740 Holzschnitten.) Lieferung 1—16. Einsiedeln, New-York, Cincinnati und St. Louis, Benziger, 1878.

Seinem Gegenstand nach der gläubigen Andacht des katholischen Volkes entgegenkommend, von einem gelehrten und seeleneifrigen Ordenspriester in schlichter volksthümlicher Form geschrieben, so reich ausgestattet, wie kaum eines der neueren Familien- und Volksbücher, von dem Fürsterzbischof von Salzburg mit Wärme bevorwortet und von den hervorragendsten Mitgliedern des österreichischen, deutschen und schweizerischen Episcopats approbirt und empfohlen, bedarf das vorliegende Werk unserer Empfehlung nicht mehr; es wird sicher seinen Weg machen und beim christlichen Volke vielen Segen stiften. Der tüchtigen Verlagshandlung jedoch erlauben wir uns die Frage vorzulegen, ob das Werk nicht auch in künstlerischer Hinsicht gewonnen hätte, wenn die Ausstattung einheitlicher nach dem Charakter des Buches — als eines volksthümlichen Erbauungsbuches — sowie nach dem Charakter des Gegenstandes selbst beschränkt worden wäre. Mögen auch illustrirte Unterhaltungszeitschriften für das Publikum der Städte bereits als ein nothwendiges Übel betrachtet werden, so erscheint es uns als ein nur zweifelhafter Vortheil, wenn das schlichte Landvolk durch eine allzubunte und gerade aus solchen Zeitschriften herübergenommene Ausstattung, die vom einfach Andächtigen in das Salon-Flitterhafte hinüberschillert, auf jene moderne Art der Unterhaltung gelenkt wird.

Das Vater unser, in zehn Betrachtungen, von Dr. Cölestin Wolfsgruber, Benedictiner zu den Schotten in Wien. Mit 9 Stahl-

stichen nach den bekannten Führich'schen Zeichnungen. 8°. 122 S. Wien, H. Kirsch, 1879. Preis: *M.* 2.

„Den reichen Inhalt dieses vorzüglichsten aller Gebete, welches der Herr uns zu beten gelehrt und befohlen, können wir zwar nicht ausschöpfen, wir wollen aber aus demselben schöpfen. Dazu setzen auch wir uns zu den Füßen Jesu mit der Bitte: „Herr, lehre uns beten! Lehre uns dein Gebet recht betrachten!"" So schließt die einleitende Betrachtung der vorliegenden Erbauungsschrift. Gewiß, ausschöpfen läßt sich der Alles umfassende Inhalt des Gebetes des Herrn nicht, aber der Verfasser hat uns doch aus seinen Schätzen ein reiches Maß gehoben. Das Schönste, was die heiligen Väter, die Kirchenschriftsteller, die Lehrer der Ascese über das „Vater unser" schrieben, ist ihm bekannt; geschickt faßt er ihre Perlen und verwebt sie mit seinen eigenen Erwägungen zu einem eben so ansprechenden als gehaltvollen Büchlein, das die Sphäre gewöhnlicher Erbauungsschriften weit übersteigt. Durch seine bei aller Einfachheit durchaus edle Darstellung und namentlich durch seine splendide Ausstattung mit den herrlichen Stichen nach den Zeichnungen Führichs[1] ist es übrigens vorzüglich für die höheren Kreise bestimmt, und möchten wir es namentlich der Geistlichkeit empfehlen, indem der reiche Stoff der Betrachtungen sich leicht zu gediegenen Predigten verwenden läßt.

Die Erscheinungen Unserer Lieben Frau in Mettenbuch. Neuester Bericht nach persönlichen Forschungen und Erlebnissen von einem Weltpriester. Fünfte, sehr vermehrte Auflage. kl. 8°. 64 S. Regensburg 1878.

Den beiden, bereits S. 438 des vorigen Bandes dieser Zeitschrift angekündigten Schriften über die Erscheinungen in Marpingen und Dittrichswalde reiht sich vorliegender Bericht ebenbürtig an und nehmen wir daher auch für denselben die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch.

Einige Kalender für 1879.

Lange bevor das neue Jahr anbricht, schickt uns dasselbe seine Kalender in das Haus, und wenn es so vorangeht, wird die gesteigerte Concurrenz binnen einigen Jahrzehnten dahin kommen, daß wir den Kalender von 1900 schon im Januar 1898 gelesen und ad acta gelegt haben werden. Es ist dieses ein wirklicher Übelstand, den wir gerne durch eine freundschaftliche Vereinbarung unter den katholischen Verlegern beseitigt sehen möchten. Der Kalender sollte nicht vor Anfang December ausgegeben werden, sonst ist er ja vergessen, bevor die Zeit kommt, für welche seine astronomischen Angaben und seine christliche Festordnung eigentlich geschrieben sind. Wir glauben nicht, daß die katholischen Verleger bei etwas längerem Zuwarten die Concurrenz der liberalen und protestantischen Kalenderliteratur zu fürchten hätten; die katholische Publicistik hat sich auf diesem Felde in dem letzten Decennium zu erfreulich entwickelt, nicht nur, was die große Zahl der katholischen Kalender angeht, sondern zumeist auch, was Inhalt und Ausstattung betrifft.

Sehen wir uns wenigstens einige der 1879er Kalender an, wie sie uns gerade zur Besprechung zugeschickt wurden.

Unter den eigentlichen Volkskalendern müssen wir dem **Regensburger Marienkalender** (4°. 152 Spalten. Preis: 50 *Pf.*) eine der ersten Stellen anweisen.

[1] Leider ist das Bild zu „Führe uns nicht in Versuchung" gar zu frei gehalten.

Die zahlreichen, trefflich ausgeführten Illustrationen und der reichhaltige, zumeist trefflich besorgte Text, der entschieden von Jahr zu Jahr an Güte gewinnt, erklären die große Zahl seiner Abonnenten und müssen ihm wiederum neue Freunde gewinnen. Unter dem vielen Schönen, welches dieser Jahrgang enthält, hat uns die Erzählung „Vater unser“ von Franz v. Seeburg besonders angesprochen. Der körnige religiöse Gehalt und die Ausführung sind beide recht lobenswerth, nur wollen die an sich schönen Anfangs-Vignetten mit den Bitten des Vaterunsers nicht immer zum Inhalte der Kapitel passen. Auch die übrigen kürzeren Erzählungen werden mit Freude und Nutzen gelesen, und die warmen Worte, welche dem Andenken Pius' IX. und der Begrüßung Leo' XIII. geweiht sind — ein selbstverständlich dieses Jahr in allen katholischen Kalendern mit Vorliebe behandelter Stoff —, finden gewiß einen kräftigen Nachhall in den Herzen der katholischen Leser. Die illustrirten Sprüchwörter sind recht gelungen und von einem gesunden Humor beseelt. Die äußere Ausstattung hat auch dadurch gewonnen, daß der Kalender in einer viel solideren Weise geheftet wurde, als dieß sonst der Fall zu sein pflegt.

Der **Eichsfelder Marienkalender** (4⁰. 68 S. Preis: 50 *Pf.*), dessen dritter Jahrgang uns jetzt vorliegt, kann sich freilich mit seinem Regensburger Collegen, was die Ausstattung angeht, nicht messen, zählt aber doch zu den besseren Kalendern, und wir wünschen ihm eine recht große Verbreitung, die es dem Verleger ermöglichen mag, auf die Illustrirung ein Mehreres zu verwenden. Der Inhalt ist gut und volksthümlich. Die Haupterzählung: „Warum der Geschäftsmann Herr Isaak Speyer von Bleistadt den Bergheimern kein Geld leiht“, von Ph. Laicus, führt uns in etwas flüchtigen, aber immerhin lebendigen Zügen eine echte Judenprellerei vor, wobei zuerst der Jude einer armen Wittwe das Blut auspreßt, nachher aber sich selber in der eigenen Falle fängt. Die Sache würde uns noch besser gefallen, wenn der Verfasser die beiden Kußscenen gestrichen hätte. „Der Hüttenarbeiter“ versucht an einem Beispiele die traurigen Folgen der socialistischen Umtriebe zu zeigen. Gewiß ein zeitgemäßer Gegenstand, nur sollte die kleine Erzählung etwas psychologischer erfunden und durchgeführt sein; die Unwahrscheinlichkeiten sind doch gar zu groß. „Der verhängnißvolle Geburtstag“ ist weit besser erzählt und auch die kleine Sittenstudie in Versen: „Das Grüßen“, gefällt.

Der Herder'sche **Sonntagskalender** (4⁰. 36 S. Preis: 30 *Pf.*) enthält eine kleine populäre, gut illustrirte Erzählung: „Bete und arbeite“, die dem heutigen Hange zum Schwindel gegenüber zeigen will, daß sich dauerhaftes Glück nur auf Gottesfurcht und ernste Thätigkeit gründen läßt.

Der **Frankfurter Volkskalender** (4⁰. 60 S. Preis: 50 *Pf.*), der dießmal seine erste Reise in die Welt antritt, bietet gleichfalls manches Gute, doch wird er sich ordentlich tummeln müssen, wenn er, was Inhalt und Ausstattung angeht, seinen Collegen gleichkommen will. Die kleine Erzählung: „Der böse Vetter“, von Ph. Wasserburg, zeichnet mit grellen Farben den Fluch schlechter Kameradschaft. Zu den Worten Dr. Rody's über Pius IX. und Leo XIII. hätten wir etwas bessere Illustrationen gewünscht. Nicht ohne Interesse ist die Episode aus der Frankfurter Chronik: „Der Lebküchler Vincenz Fettmilch“; überhaupt enthalten unsere alten Städtechroniken gewiß noch manchen schönen Zug, den wir in den Kalendern lieber sehen möchten, als so viele flau erfundene Erzählungen, deren größtes Verdienst allenfalls ihre gute Tendenz ist.

Auch einen österreichischen Kalender dürfen wir unseren Lesern wohl empfehlen, es ist dieses der **Steirische Volkskalender** (4⁰. 126 S.), den die Grazer Vereinsbuchdruckerei mit ihrem gewohnten Kunstsinne trefflich ausgestattet hat. Das

Gedenkblatt und die Vignetten des Kalendariums sind wirklich allerliebst. Das schöne Bild der gottseligen Hemma, die prächtige Zeichnung Mariä Schutz und namentlich der große Carton: Das göttliche Strafgericht sind ganz vorzügliche Leistungen. Namentlich die letztere Zeichnung, die ein Wandgemälde an der Außenseite der Domkirche zu Graz wiedergibt, werden alle Freunde mittelalterlicher Kunst mit Freuden begrüßen. Der Text des Kalenders ist vorwiegend historischen, vielleicht etwas zu ernsten und mitunter fast trockenen Inhalts. Nach den Artikeln über Pius IX. und Leo XIII. kommt eine kurze Skizze über die gottselige Hemma, die Gründerin der Benedictinerabtei Admont. Dann erzählt uns P. Norbert Zechner recht interessant über die Einfälle der Franzosen in Steiermark von 1797—1809 und über das Loos des Gnadenortes Maria-Zell. „Aus alter Zeit" kleidet eine Episode aus den Kriegen gegen Ottokar II. von Böhmen — die Gefangenschaft und Befreiung seiner Gemahlin auf Schloß Pöög — in novellistische Form. Bei etwas frischerer, lebendigerer Behandlung seiner Stoffe wird der Steirische Kalender auch in Deutschland gewiß einen zahlreichen Leserkreis gewinnen.

Dem **Bonifacius-Kalender** (8⁰. 160 S. Preis: 75 *Pf.*) des für die katholische Sache so überaus thätigen geistlichen Rathes Müller wünschen wir seines guten Zweckes wegen ebenfalls die weiteste Verbreitung. Äußere, dem Culturkampfe entspringende Umstände haben, wie aus dem Kalender hervorgeht, störend in die Arbeit des Herausgebers eingegriffen. Das tritt am meisten in dem ersten großen Aufsatze: „Wie Oberschlesien ‚Licht' bekömmt", zu Tage. Vor seiner Vollendung fiel das Manuscript in die Hände der Polizei, und so war es Herrn Müller nicht vergönnt, das fleißig zusammengetragene Material gehörig durchzuarbeiten und in eine abgerundete Erzählung einzukleiden. Auch der übrige Inhalt des Kalenders will uns etwas zu einförmig vorkommen.

Die Reichhaltigkeit und Güte sowohl als die Ausstattung der einzelnen Arbeiten des **Hausfreund** (8⁰. 160 S. Preis: 80 *Pf.*) stellen diesen Kalender den Besten der dießjährigen ebenbürtig an die Seite. Der einheitliche edle Ton, der in den Erzählungen, Aufsätzen, Gedichten und vermischten Notizen herrscht, befähigt den „Hausfreund", selbst in den gebildetsten Kreisen vorzusprechen, während andererseits sein herzlicher religiöser Charakter ihn auch beim Volke wieder beliebt machen wird. Den zwei großen Erzählungen aus der Feder P. Spillmanns, sowie der biographischen Arbeit des P. v. Pakisch über die „beiden frommen Königinnen" von Sachsen muß ein durchaus über gewöhnliche Kalenderliteratur hinausgehendes Verdienst zuerkannt werden. Die Illustrationen sind im Verhältniß zu den uns bisher zu Gesicht gekommenen Kalendern reich und schön zu nennen.

Unter den Kalendern ausschließlich religiösen Inhalts muß an erster Stelle der **Kalender für Zeit und Ewigkeit** (4⁰. 40 S. Preis: 30 *Pf.*) genannt werden. Derselbe ist von Alban Stolz geschrieben — einer weiteren Empfehlung bedarf er nicht. Der mit Recht geliebte Volksschriftsteller erzählt uns in seiner gewohnten körnigen Weise das Leben der hl. Germana, jenes heiligen Hirtenmädchens, das „geschlafen und gestorben im Stall, aufgewacht im Himmel". Die fromme Erzählung mit ihren passenden Illustrationen wird in tausenden von katholischen Familien mit Freuden begrüßt werden und der Erlös auch dieses Jahr wiederum ein reiches Almosen für die Missionen in den fernen Heidenländern abwerfen. Ein herzliches Vergelt's Gott! zum Voraus.

P. Hattler S. J. hat mit seinem **Sendboten-Kalender zu Ehren des Herzens Jesu** (4⁰. 56 S. Preis: 50 *Pf.*) in den Augen aller eifrigen Katholiken den einen großen Vortheil, daß er den schönsten aller Kalenderstoffe für sich erwählt

hat. Kenntniß und Liebe unseres göttlichen Erlösers und seiner unaussprechlichen Liebe zu uns, das ist es ja doch, worauf schließlich alles Sinnen und Trachten des Menschen hinausgehen soll, ohne das alles Andere eitel Zeitverlust und Nichtigkeit ist. Die Schwierigkeit ist nur, diesen Stoff so zu behandeln, daß er nicht einförmig und, was das Schlimmste ist, gar langweilig wird, denn Langeweile ist nirgends gut, am wenigsten in frommen Kalendern, die Gutes stiften sollen und das Volk zur Liebe des Heilandes führen. Aber Einförmigkeit und steife Langweilerei ist bei einem so herzlich frischen Erzähler und poetisch reichen Plauderer, wie P. Hattler, ebenso wenig zu fürchten, als bei dem frohen Maiorchester der lieben Herrgottsvögelein draußen im Walde. Einige haben gefunden, daß P. Hattler in seinem Stile zu viel von der Eigenthümlichkeit eines unserer berühmtesten Volksschriftsteller habe, allein weit entfernt, darin einen Fehler zu erblicken, können wir uns nur freuen darüber, daß schlimmsten Falls ein Meister, wie Alban Stolz, auch Schule bilde.

Noch zwei kleine Kalender, die für bestimmte Klassen geschrieben sind, müssen wir kurz besprechen, den **kleinen Marienkalender** und den **Taschenkalender für die studirende Jugend.** Der erstere, herausgegeben von Gemminger (16°. 192 S. Preis: 60 *Pf.*), ist mit seinen auf Goldgrund fein ausgeführten polychromirten Bildern, mit seiner eleganten und soliden Ausstattung ein wirklich allerliebstes Büchelchen, ganz geeignet für die katholische Frauenwelt, für die er verfaßt ist. Auch der Inhalt ist durchaus passend: „Die sieben Worte Mariens“ sind sicherlich ein erwünschter Gegenstand für alle Kinder Mariens, und der „Frauenspiegel“ und die „Frauenbriefe“ enthalten manchen beherzigenswerthen Wink. Auch die kleinen Gedichtchen über Frauennamen werden vielfach gefallen, obschon sie mehr durch ihren frommen Sinn als wirklichen poetischen Gehalt Werth haben.

Der **Taschenkalender für die studirende Jugend** (16°. 144 S. Preis: 30 *Pf.*), den die Verlagshandlung des katholischen Erziehungsvereins zu Donauwörth dieses Jahr zum ersten Male herausgibt, ist gewiß ein recht zeitgemäßes Unternehmen und enthält in dem durch die „Schutzengelbriefe“ bekannten Stile wohlmeinende Mahnungen und wirklich gute Winke für die studirende Jugend. Wenn der Verfasser nicht so direct warnen und fast predigen würde, so dürfte er seinen Zweck, wie uns scheinen will, vielleicht noch besser erreichen. Die Jugend liebt sonst die Wahrheit in etwas glänzendem Gewande, doch wird auch der schlichte väterliche Ton in unverdorbenen Knabenherzen nicht unbeachtet verhallen. Die Ausstattung ist wohl besorgt; einige gute Illustrationen würden nur die folgenden Jahrgänge noch willkommener machen.

Wahl und Führung. Ein Roman von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. 12°. 283 u. 276 S. Mainz, Fr. Kirchheim, 1878. Preis: *M.* 7.50.

Jeder neue Roman, welcher den Namen der Gräfin Hahn-Hahn trägt, läßt erwarten, daß die Erzählung eine lebensfähige, die Verwickelung eine spannende, die Charakteristik eine wahre und feine, die Tendenz eine sittlich ernste und katholische, kurz, der Roman selbst wirklich originell und gut sei. Diese Erwartung wird bei der neuesten Schöpfung der unermüdlichen und unerschöpflichen Dichterin keineswegs getäuscht, ja im Gegentheil noch übertroffen, insofern „Wahl und Führung“ von jenen gewissen Eigenthümlichkeiten frei ist, welche man bereits als Fehler zu tadeln sich bisweilen versucht sah. Die Tendenz vorliegender Erzählung spricht klar genug aus dem Titel; es handelt sich um die höchst wichtige Lebensfrage des Berufes, den Ernst, welche diese Frage erfordert, die Folgen, welche eine gute oder verfehlte Wahl mit sich

bringt, und die Mittel, eine etwa schlecht getroffene aber unwiderrufliche Wahl soviel es angeht zu sühnen und zu verbessern. Marina, Polyrene, Lydia, die Gräfin Schönstein verkörpern in anziehendster und lebenswahrer Weise verschiedene Fälle einer Berufswahl. Da ist es denn vor Allem die trotzige Marina, dieser „ungeschliffene Edelstein“, deren allmähliche Läuterung und musterhaft durchgeführter Seelenkampf das Interesse in Anspruch nimmt. Ganz von den Principien des Glaubens getragen, aber seufzend unter der Schwere des selbstaufgebürdeten Kreuzes, sticht dieser ernste Charakter auf das Wohlthuendste ab von der lebendigen, freude- und geiststrahlenden, aber coquetten Polyrene, welcher die Dichterin mit besonderer Sorgfalt und verschwenderischer Poesie allen Reiz der Jugend, Schönheit und Weltlichkeit zugetheilt hat. Sie nimmt das Leben leicht, heiter, egoistisch, sie stößt nicht ab, sie interessirt sogar den Verstand, aber sympathisch wird sie nicht, und auch darin liegt eine seltene Kunst der Dichterin. Um so mehr erfreut sich die kindlich reine Lydia einer edlen und veredelnden Anziehungskraft, sie steht so ganz wunderbar schön zwischen der sühnenden Marina, welche sie verehrt, und der weltlich eiteln Polyrene, der sie bisweilen eine schwesterliche Ermahnung voll Kindeseinfalt und demüthiger Liebe gibt. Tief psychologisch ist der Kampf dieses reinen Herzens gemalt, das trotz aller Unschuld vor dem Opfer zurückschaudert und trotz aller Himmelsliebe den Reiz des Irdisch-Schönen empfindet. Auch hier wie bei Marina siegt die Gnade. Bei Marianne sind die ersten Stürme längst verbraust, ihr Herz fragt nur nach der Pflicht, und so befremdend, sogar unpoetisch auf den ersten Anblick ihr Entschluß auch ist, so rasch versöhnt er auch wieder und entbehrt keineswegs des Ideals. Diesen Frauencharakteren gegenüber stehen künstlerisch gruppirt die Männerfiguren des hypochonderischen, protestantischen Ralph, des idealen Cameron, des ehrgeizigen Fergus und des gemüthlichen Fürsten, alles Gestalten, die mit ihren Fehlern und Vorzügen scharf und warm nach dem Leben gezeichnet sind. Überhaupt glauben wir, daß der vorliegende Roman vor allen andern Schöpfungen der Dichterin diejenige ist, welche am maßvollsten in der Mitte zwischen Optimismus und Pessimismus steht und dem wirklichen Leben mit seiner bunten Farbenmischung am nächsten kommt. Der Eindruck desselben auf alle Leser kann nur ein guter und wohlthuender sein, wir dürfen ihn mithin ohne irgendwelche bemerkenswerthe Aussetzung empfehlen. Die künstlerische Seite freilich tritt, wir möchten fast sagen absichtlich, vor der ethischen stark zurück; ob mit Recht, möchten wir bezweifeln, denn das lange Ausholen über die Genealogie der Bruce mag an sich sehr lehrreich sein, am Anfang der Erzählung dürfte es unseres Erachtens etwas gar unangenehm aufhaltend sich vordrängen. Ebenso möchte man im Verlauf der Geschichte einzelne Erörterungen, die geistreich wie alle Reflexionen der Dichterin sind, dennoch etwas gedrängter wünschen. Doch das sind Kleinigkeiten, die man bei einem so vollendeten Charakterbild gerne in den Kauf nimmt.

Eleonore. Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuß. kl. 8°. 376 S. Augsburg, Schmid'sche Verlagsbuchhandlung (A. Manz), 1878. Preis: *M.* 3.60.

Eleonore will ein Tendenzroman sein, und irren wir nicht, ist er dieß auch im guten Sinne, wenigstens für jenen Leserkreis, an den Baronin von Grotthuß, nach der Wahl ihrer Stoffe zu schließen, sich hauptsächlich wendet. Protestanten die Unlöslichkeit der Ehe und Katholiken die Übelstände gemischter Verbindungen an einem dem wirklichen Leben einfach und spannend nacherzählten Beispiel zeigen zu wollen, ist ein lobenswerthes Unternehmen und wegen der vielen damit zu verbindenden psychologischen Probleme auch zugleich eine poetisch ergiebige Aufgabe, wie sie z. B.

so ganz in der bekannten Art der Gräfin Hahn-Hahn liegt. An Stärke und Feinheit der Charakteristik, an Tiefe der Leidenschaftlichkeit, an Reichthum der Erfindung steht nun wohl Baronin von Grotthuß der Gräfin weit nach. Ihre Erzählungsart aber ist leicht und rasch; frei von Reflexionen, setzt sie meist recht künstlerisch die „Lehre" sofort in „Handlung" um.

Die Entwicklung des Hauptcharakters in der vorliegenden Erzählung ist im Ganzen außerordentlich glücklich durchgeführt, und wenn Eleonore als Titelheldin vielleicht etwas zu wenig in der Handlung hervortritt, so strahlt doch zum Schluß von ihrem geläuterten und verklärten Bilde eine wohlthuende und gewissermaßen erhebende Ruhe über die anderen Personen der Erzählung. Ob die Handlungsweise der beiden Geschwister Stolzenhof genugsam motivirt ist, lassen wir dahingestellt. Im Stil, der im Allgemeinen einfach und schön dahinfließt, dürfte eine gewisse Eigenthümlichkeit der Erzählerin wohl von mehr als einem Leser getadelt werden: wir meinen die Manier, nach Librettistenart Dialogen immer in Klammern die Ausdrucksweise beizufügen, z. B. (mit Ängstlichkeit), (mit Unmuth) u. s. w. Die Erzählung einer Ehescheidung und dessen, was damit nothwendig zusammenhängt, ist eine überaus zarte und dornenvolle Aufgabe; um so mehr müssen wir hervorheben, daß die Verfasserin diese Aufgabe mit großem Takt und christlicher Vorsicht behandelt hat. Hie und da eine größere Sicherheit in der Erfindung, bisweilen etwas lebensfrischere Farben in der Charakterdarstellung, vielleicht auch eine größere Abrundung der skizzenhaft hingeworfenen Zwischenacte dürften bei den ausgesprochenen Vorzügen der Verfasserin von „Eleonore", „Pastor Freimann" u. s. w. dieselbe bald zu einer beliebten und nützlichen Erzählerin machen.

1. **Dreizehnlinden.** Von F. W. Weber. 12°. 366 S. Paderborn, Druck und Verlag von F. Schöningh, 1878. Preis: *M.* 4.50.

2. **Die Apostel des Herrn.** Eine Dichtung von Edmund Behringer. 8°. 306 S. Aschaffenburg, Verlag der Krebs'schen Buchhandlung, 1879. Preis: *M.* 4.

3. **Das Felsenkreuz.** Von Edmund Behringer. Zweite Auflage. (Zum Besten der Kreis-Blindenanstalt zu Würzburg.) 12°. 248 S. Aschaffenburg, Verlag der Krebs'schen Buchhandlung, 1878. Preis: *M.* 2.50.

Wenn wir die drei vorstehenden Gedichte an dieser Stelle erwähnen, geschieht es einzig in der Absicht, unsere Leser für den nächsten Weihnachtstisch auf sie aufmerksam zu machen. Besonders verdienen es die beiden Erstgenannten unbeanstandet, unter den belletristischen Geschenken für Gebildete obenanzustehen. Die Ausstattung beider (Schwabacher Schrift) macht den betreffenden Buchhandlungen alle Ehre. Vorzüglich aber sind Inhalt und Form der Dichtungen selbst derart, daß diese nicht wie so manche ähnliche Erscheinungen spurlos verschwinden werden, beide Dichter haben eine so ausgesprochen bedeutende Eigenart der poetischen Befähigung, daß die kühlste Kritik nicht ohne Anerkennung an ihnen vorbeigehen wird. Wer sich für die deutsche Vorzeit, die Einführung des Christenthums bei den Sachsen u. s. w., interessirt, dem wird Dreizehnlinden mit seinem herrlichen Culturbild von Land und Leuten eine herzerquickende Lesung bieten; wer es vorzieht, die Führung Gottes in Ausbreitung und Erhaltung seiner Kirche zu verfolgen, der nehme „Die Apostel des Herrn" zur Hand, sie werden ihn, wenn auch nicht ohne einige Arbeit und Mithilfe, in die Regionen hoher Gedanken entführen und bisweilen in apokalyptisch gewaltigen und

danteisch kühnen Bildern die Geschicke der Völker schauen lassen. Das Felsenkreuz steht an poetischem Gehalt und Ausstattung den beiden anderen weit nach; es scheint eine Erstlingsarbeit des jetzt gereiften Verfassers der „Apostel des Herrn" zu sein, und so mag man die Schwächen leichter verzeihen. — Eine ausführlichere kritische Besprechung der beiden ersten Dichtungen behalten wir uns vor.

Declamationsbuch für christliche Vereine, besonders Gesellenvereine. Von G. Wolfgarten, Pfarrer und Präses des Gesellenvereins in Velbert. 12°. VIII u. 526 S. Freiburg, Herder, 1878. Preis: geb. *M.* 2.

Das hier gebotene „Declamationsbuch" möchte nach den Worten des erfahrenen Herausgebers einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen, und wir glauben hinzufügen zu dürfen, daß es im Großen und Ganzen diesen Zweck auch vollkommen erreicht. Vorträge sind in Gesellenvereinen an der Tagesordnung und für die Herren Präsides ein mächtiges Hilfsmittel, den guten Geist ihrer Pflegebefohlenen zu wahren und zu fördern. Für derlei Vorträge aber immer den geeigneten Stoff zu finden, ist nicht leicht, jedenfalls zeitraubend und, wie Verfasser ausführt, nicht selten gefährlich. Was vorliegendes „Declamationsbuch" an poetischen und prosaischen Vorträgen und an Liedern liefert, ist durchweg in sittlicher und religiöser Beziehung untadelhaft; der Gedankenkreis ist ganz derjenige des Vortragenden und der Zuhörer; die Kunst freilich — doch „für poetische Kunstgebilde fehlt ja demselben (dem ungebildetern Handwerker) meistens das Verständniß, ganz gewiß aber das Interesse". Ob dieß so ganz richtig und wahr sei, möchten wir bezweifeln, denn die Volkspoesie gehört doch auch dem „ungebildetern Handwerkerstande" an, und dann glauben wir auch, daß „poetische Kunstgebilde" bei aller Kunst recht einfach und in des Handwerkers Ideenkreis liegend sein könne. Gereimte Prosa und volksthümliche Sprache sind Zweierlei. Doch das gehört nicht an diese Stelle, besonders da der Herausgeber des „Declamationsbuches" selbst den Hauptwerth der Sammlung auf den wirklich reichen und trefflichen Prosatheil legt. Wir können das Declamationsbuch allen Präsides von Gesellenvereinen nur recht empfehlen. An Meinungs- und Geschmacksverschiedenheiten wird es gewiß nicht fehlen, aber es ist doch ein recht brauchbarer, von praktischem Gesichtspunkt und mit praktischem Sinn unternommener Anfang gemacht. Nachfolgende Auflagen können leicht Fehlendes ergänzen und minder Gelungenes durch Besseres ersetzen.

Miscellen.

„Odilo", Hrn. v. Redwitz' neueste Dichtung. Oskar v. Redwitz hat bisher ziemlich allgemein für einen katholischen Dichter gegolten, und zwar nicht bloß dem Taufschein nach, sondern auch in der Grundrichtung seines Denkens und Dichtens. Allerdings waren die edlen, religiösen Blüthen seiner Lyrik bereits in der „Amaranth" von einem bedenklichen Wald bloßer Liebeleien überwuchert; indessen wollte er doch nicht bloß ein Ritter und Sänger katholischer Weiblein sein, sondern, was denn doch ein wenig besser ist, der katholischen Ideen und der katholischen Kirche. Die liberale Kritik hat ihn

deßhalb, trotz allen melodischen Wohllautes seines Minnesangs, für nahezu ungenießbar erklärt und die Lesung seiner Lieder den zarten verliebten Zuckerseelchen überwiesen. Als er in seinen allegorischen Märchen die Revolution gegen Thron und Altar, in Morus das göttliche Reformationswerk verurtheilte, kam er noch schlechter weg; denn er war ja auf dem besten Wege, ein wackerer katholischer Sänger zu werden. Eine reiche Phantasie, ein lebhaftes Gefühl, eine zierliche Fülle der Sprache und des Reims standen ihm zu Gebote; an Kraft, die ihm hauptsächlich fehlte, würde er in treuer Pflege katholischer Wissenschaft und Kunst und in muthigem Kampfe gegen das Schlechte immer mehr gewonnen haben. Aber was ihn hätte ermuthigen können und sollen — ein Bischen Antheil an dem Leidensloose der Kirche und an dem Kreuze ihres göttlichen Hauptes — das entmuthigte seine allzu zart organisirte Seele. Er wandte sich indifferenten Stoffen zu, ging allem Grundsätzlichen aus dem Wege, grüßte den Sieg des Nationalliberalismus in Deutschland mit einem Jubel, als ob das Mittelalter des Minnesangs neu erstanden und das tausendjährige Reich auf Erden erschienen wäre, und stellte sich endlich, als auch das ihm noch nicht die allgemeine Bewunderung des neuen Deutschland erwarb, auf den Boden des neuen Strauß-Evangeliums, um dem zu fluchen, was er einst gesegnet, und das zu segnen, was er einst verurtheilt hatte. Ja, die Muse des Hrn. v. Redwitz sitzt nicht mehr am Porticus der katholischen Kirche, um von hier aus herüber und hinüber holde Blicke mit aller Welt, vor Allem mit allen schönen Töchtern Eva's, zu wechseln, — sie ist mit Sack und Pack hinübergezogen in das freie Geisterreich, in welchem Brahmine, Haruspex, Mufti, Fetischpriester und Domine sich brüderlich vor dem großen Weltbaumeister umarmen und das ewig Weibliche dem ewig Männlichen das Schurzfell flickt.

Odilo — so heißt der Held seiner neuesten Dichtung — ist der schwindsüchtige Sohn eines schwindsüchtigen Vaters. Die Schwindsucht ist erblich in der Familie; neben der Schwindsucht auch die Toleranz. Der katholische Vater hat eine Lutherische geheirathet; sein letztes Wort an Frau und Sohn ist: „Der Menschheit Höchstes ist die Liebe!" Die Mutter ist und bleibt lutherisch, läßt aber ihren herzlieben Einzigen nicht nur katholisch, sondern sogar im Kloster erziehen. Denn ein Bruder ihres Mannes ist im Kloster, und als toleranter Schwager einer toleranten Protestantin natürlich ein trefflicher Mann, obwohl sein Stand nichts taugt und seine dogmatische Religion noch weniger. Eine fatale Lage für den armen schwindsüchtigen Jungen, so zwischen Lutherthum und Katholicismus, Familienzärtlichkeit und Ordensleben aufzuwachsen und in einen Kampf ernster Gegensätze hineingeschleudert zu werden, dem sein Charakter nicht gewachsen ist, und zu dessen glücklicher Führung ihm auch die Erziehung im Kloster keinen Halt zu geben vermag, da sie beständig von entgegengesetzten Einflüssen durchkreuzt wird.

Um das Unglück voll zu machen, wurde Odilo gleich im Beginne der Dichtung seines Onkels und Vaters beraubt. Jener stirbt plötzlich weg, dieser wird langsam von der Schwindsucht aufgerieben. Dem gefühlvollen Odilo stirbt mit ihnen die Welt. Ohne klare Grundsätze der Vernunft und

des Glaubens, ohne Beruf in einem unklaren Dusel von Vergänglichkeitswehmuth und halbreligiöser Liebebedürftigkeit, tritt er, aller Mahnungen seiner lutherischen Frau Mama unerachtet, in's Kloster. Poveretto!

Im Kloster ist stiller Kampf und Hader, d. h. jener tiefgehende Gegensatz zwischen den „Dicken" und den „Mageren", welchen nicht einmal die gemeinschaftliche Küche zu überbrücken vermag. Omnis pinguis bonus. Der gnädige Herr Abt ist dick — daher gutmüthig, menschenfreundlich. Aber die Mageren! Sie lassen weder sich noch Andere leben. Der Novizenmeister ist mager — daher grimmig, boshaft, intriguant. Noch einen andern wichtigen Unterschied führt der Grad der Corpulenz herbei. Die Dicken sind undogmatisch und, soweit der Habit es erlaubt, ein wenig liberal und tolerant; die Mageren dagegen sind schon vermöge ihrer Leibesbeschaffenheit Dogmatiker, ultramontan und intolerant. So auch hier Abt und Novizenmeister.

Wie nun die arme Frau Waldburgis ihren noch bemitleidenswertheren Herrn Sohn in's Kloster bringt, räth der liebe dicke Herr Abt diesem unverblümt vom Eintritt ab. Alles Menschliche täusche aus der Ferne, enttäusche in der Nähe; ein Dörflein in der Ferne sehe gar romantisch aus, aber in der Nähe —

„In seiner Hütten schmutz'gem Graus
Sieht's mehr wie Entenpfützen aus!
Und drinnen erst die Noth, dieß Weh,
Demuth im Pharisäerkleid,
Und Haß und Zanksucht, gift'ger Neid,
Die alle mit der Sorge Klammer
Dieß arme Volk in's Joch geschweißt!"

Er meine damit nicht sein eigenes Kloster; aber auch im Kloster blieben die Menschen Menschen und täusche der Schein. Odilo läßt sich jedoch seinen vermeintlichen Beruf nicht ausreden, nimmt von Mama Abschied und tritt in's Kloster.

Das Noviziat wird glücklich überstanden; Mama kommt bisweilen in's Kloster; das Dörflein sieht sich auch in der Nähe recht lieblich an. Denn der gute Herr Abt führt noch die Zügel des Regiments und nimmt sich Odilo's väterlich an. Doch während der Studienjahre kommt endlich die ultramontane Magerkeit zum Siege und das romantische Dörflein verwandelt sich in die Entenpfütze. Der hagere Novizenmeister P. Innocenz hat nicht vergeblich seine Netze ausgespannt, die bis nach Rom reichen. Der dicke Abt wird endlich bei seinem General wegen Gottlosigkeit, Spötterei und Weltlichkeit verklagt, und der Provincial kommt zur Untersuchung. Dem dicken guten Abt bricht ob der unerwarteten Schmach das gute dicke Herz. Umsonst ruft er sterbend seinen Mönchen das johanneische: „Kindlein, liebet einander!" zu. Haß, Magerkeit, Ascese siegen. Der magere Innocenz wird Abt; die dicke werkthätige Liebe entweicht aus dem Kloster; es wird nur mehr speculative Mystik und ascetische Selbstquälerei darin getrieben. Eine ganz besondere Bosheit entwickelt der neue ultramontane Abt darin, daß er den bis jetzt erträglich liberalen Odilo in seine eigene Richtung zu verstricken sucht. Und

der unklare Gefühlsmensch geht richtig in die Falle, läßt sich aufbinden, daß seine Kirche die von Christus gestiftete, alleinseligmachende Kirche sei (daran hatte er unter dem dicken Abte nicht gedacht) und macht nun an seiner Mutter Bekehrungsversuche. Alle besseren Empfindungen, sogar sein poetisches Naturgefühl werden durch die Logik der Intoleranz, durch Dogmatik und Ascese in seinem Herzen erstickt.

„So saß er wie in düsterm Traum;
Nicht sah er, wie der Apfelbaum
Die Steinbank rosig ihm umschneite
Und Wolken, gleich wie Schwan an Schwan,
Mit einem Falken zum Geleite,
Die blaue Himmelsluft durchzogen.
Ihn hatte längst der Mystik Wahn
Um heit're Frühlingsluft betrogen.
Denn, lehrt ihn nicht der Heil'gen Mund,
Wie Satan, mit Natur im Bund,
Zur Sünde sie verlockt allstündlich?
Ja selbst der frömmsten Mutter Kuß —
Warnt ihn Sanct Aloisius —
Wirkt auf des Sohnes Herz noch sündlich!"

Odilo wäre nun für den Liberalismus völlig verloren gewesen. Da schickt ihm der Dichter einen Retter zu, einen alten, malcontenten Klosterbruder, Namens Theophil, der sich unter dem früheren Regimente gut gestanden, der es aber unter der neuen ultramontanen Herrschaft nimmer aushalten kann und zu dem Entschluß gekommen ist, in die Missionen zu gehen. Bevor er nach Afrika abreist (der Dichter ließe ihn wohl passender erst nach Basel oder Barmen ziehen), schüttet er seinem Freunde zum Abschied sein ganzes Herz und all seinen Verdruß aus. Odilo ist nun freilich schon zu tief im Ultramontanismus drinnen, um gleich herzhaft mitzubrummen; er meint, die katholische Glaubenslehre sei doch ein gar wunderbar logischer Bau, an dem man keinen Stein herausziehen könne, ohne das Ganze zu schädigen. Theophil gibt ihm das zu; aber mag der Bau noch so wundersam logisch und harmonisch sein,

„Was soll er wohl der Menschheit frommen,
Wird d'raus des Bauherrn Geist genommen,
Der einst die Liebe selber war?"

Das zieht. Der kluge und gewandte Dogmatiker Odilo vermißt plötzlich in seinem dogmatischen Gebäude den christlichen Grundstein der Liebe. Theophil setzt tapfer ein, schwadronirt ihm die Erbsünde weg und weist ihn an eine pantheistische Naturbetrachtung im Sonnenscheine der Liebe. Odilo fühlt sich — es ist ein psychologisches Wunder — wie in einem Nu umgewandelt. Mystik und Scholastik, Theologie und Katechismusglaube zerfließen wie ein böser Traum. Er fühlt sich von dem „düstern" Standpunkt des hl. Thomas und der Nachfolge Christi plötzlich in die „heitere Naturanbetung" Göthe's versetzt. Er kehrt reumüthig zur „Natur" zurück:

„Zu dir, du göttliche Natur,
Für die ich einst mein Herz verlor,
Als ich in geist'ger Irrsalfahrt
Zu Nachtdämonen niederfuhr!
Doch jetzt nur Allmacht, Segen nur
Dein Wunderbuch mir offenbart,
O Mutter, nimm als Sohn mich hin,
Der ich in dir nur Leben bin!"

Mutter Natur kommt ihrem Convertiten mütterlich zu Hilfe. Ein Blitz schlägt in das Kloster, verzehrt Kirche, Kloster, Habe, Reliquien und selbst das wunderthätige Madonnenbild, das die Mönche verehren. Auf den Trümmern versammelt der Abt des folgenden Tages die Mönche und entläßt diejenigen, die mit seinem System unzufrieden sind. Odilo benützt die gute Gelegenheit und geht heim zu seiner lutherischen Mama.

Der zweite Theil führt uns den apostasirten jungen Mönch als Mediciner vor. Er hat studirt und große Reisen gemacht und will nun daheim als Arzt prakticiren. Ein alter, ebenfalls ausgetretener Mönch ist bei Mama in Dienst getreten, eine alte Base vervollständigt die Familie. Mama ist im Ganzen mit dem Herrn Sohn zufrieden, nur daß er allen positiven Glauben abgestreift, will ihr nicht recht gefallen. Das gibt denn Anlaß, sein neues Evangelium ausführlicher darzulegen und zu preisen — die aufgeklärte Ehrenmannsreligion, welche den Menschen von allen Dogmen emancipirt.

„Nach jahrelangem Streiterdrang
Des Glaubens Neubau mir gelang.
Drin lehrt das Evangelium
Mir Lieb' und Sitte, wie zuvor;
Nur ängstlicher noch sorg' ich d'rum,
Daß, was an Glauben ich verlor,
Die That mir gebe zum Ersatz.
Die ganze Menschheit hat d'rin Platz,
So groß ist jetzt dieß Gotteshaus;
Und meiner Liebe heil'gen Schatz,
Ich zahl' ihn Allen darin aus
Ohn' irgend einen Unterschied."

Alle Kirchen will er ehren, soweit sie den Menschen bessern; sogar gegen die „Hetzkapläne", von denen ihm Frau Walpurgis zu erzählen hat, will er Toleranz ausüben; ja, er überfließt so von honigsüßer Liebe, Liebe, nichts als Liebe, daß sich endlich die Mutter zufrieden gibt.

Odilo wird nun Assistenzarzt an der Irrenanstalt, welche an Stelle des zerstörten Klosters aufgebaut worden, verliebt sich in Angelika, die Tochter des Hofraths, der die Anstalt leitet, schmachtet eine Zeit lang nach ihr, verzichtet aber auf die Heirath, nachdem ein heftiger Blutsturz ihn an das Erbübel seiner Familie, die Schwindsucht, gemahnt, zu Gunsten der Menschheit und der ewigen Gesetze. In das Haus seiner Mutter zurückgekehrt, hat er noch vielen Verdruß auszustehen. Denn die „Zeloten" suchen ihm die Herzen

Aller, sogar der Kinder, zu entfremden. Aber der Edle vergilt Böses mit Gutem und wagt sich bei schon sehr angegriffener Lunge in eine schneidig kalte Winternacht hinaus, um einem seiner Feinde das Leben zu retten. Dann stirbt er ohne Priester und Sacramente als braver Solidaire. Der Hofrath kommt mit Angelika an sein Bett, und diese erfüllt seinen letzten Wunsch, noch einmal das „Sternenlied" des verrückten Componisten, der sich in eine seiner Schülerinnen verliebt hatte und, von deren Vater dafür durchgepeitscht, in Wahnsinn verfallen war, sterbend zu hören. Beim Anhören dieses Liedes hatte sich zuvor seine Liebe für Angelika entschieden. Ein schöner Ersatz für das Proficiscere anima christiana! Während das Fräulein das Sternenlied des verrückten Componisten singt, haucht der schwindsüchtige Apostat seine arme Seele aus. Auf den Flügeln eines solchen wahnsinnigen Liebesliedes fliegt sie natürlich sofort in den Himmel.

Was soll man zu einer solchen Dichtung sagen? Sie richtet sich selbst. Ein solches Pasquill auf das katholische Ordensleben, die katholische Heiligenverehrung, den katholischen Glauben scheidet Hrn. v. Redwitz gründlich von der Zahl der katholischen Dichter aus. Seine Religionsanschauungen stehen mit der Philosophie des Unbewußten auf ziemlich gleichem Niveau.

In der Ausführung der Fiction läßt sich eine gewisse psychologische Wahrheit nicht verkennen. Unklarheit der Ideen, verschwommenes Gefühlsleben, liberale und protestantische Einflüsse können einen Charakter, wie denjenigen Odilo's, der Apostasie entgegenführen. Liebethätiges Christenthum bildete bei den meisten neueren Apostaten das Aushängeschild ihres Abfalls. Auch die Atmosphäre, in welche der Abgefallene geräth, ist im zweiten Theil sehr richtig bezeichnet: eine Atmosphäre der Schwindsucht, der hoffnungslosen Liebelei, des Wahnsinns. An die Stelle des zerstörten Klosters baut die moderne aufgeklärte Welt ihr Irrenhaus; an die Stelle des Priesters tritt der Irrenarzt, an die Stelle der Sacramente eine Liebschaft, an die Stelle Gottes die „Natur". Im tiefsten Grunde unwahr aber, das πρῶτον ψεῦδος der Dichtung, wie der ganzen modernen Aufklärung, ist die Vorstellung, daß der Wille unabhängig vom Verstande, die Liebe unabhängig vom Glauben, das Gute unabhängig vom Wahren sei. Der göttliche Stifter des Christenthums ist nicht bloß um seiner Liebe willen, sondern als feierlicher Zeuge der Wahrheit gestorben. Der Liebesjünger hat nicht bloß zur Liebe gemahnt, sondern auch über die Feinde seines göttlichen Lehrers das Anathema gerufen. Die katholische Weltkirche, welche Hr. v. Redwitz so schmählich carrikirt, ist nicht bloß die heilige Beschützerin des geoffenbarten Glaubens, sondern auch die großartigste Anstalt der Liebe und Barmherzigkeit, welche bis auf diesen Tag die Welt kennt. Sie wird Liebe und Barmherzigkeit üben auf allen Enden der Erde, wenn das Sternenlied des verrückten Componisten schon lange verschollen sein wird und wuchtigere Gegner als dieser sentimentale Dichter der Schwindsucht ihr Haupt an dem unwandelbaren Felsen eingerannt haben.

